



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

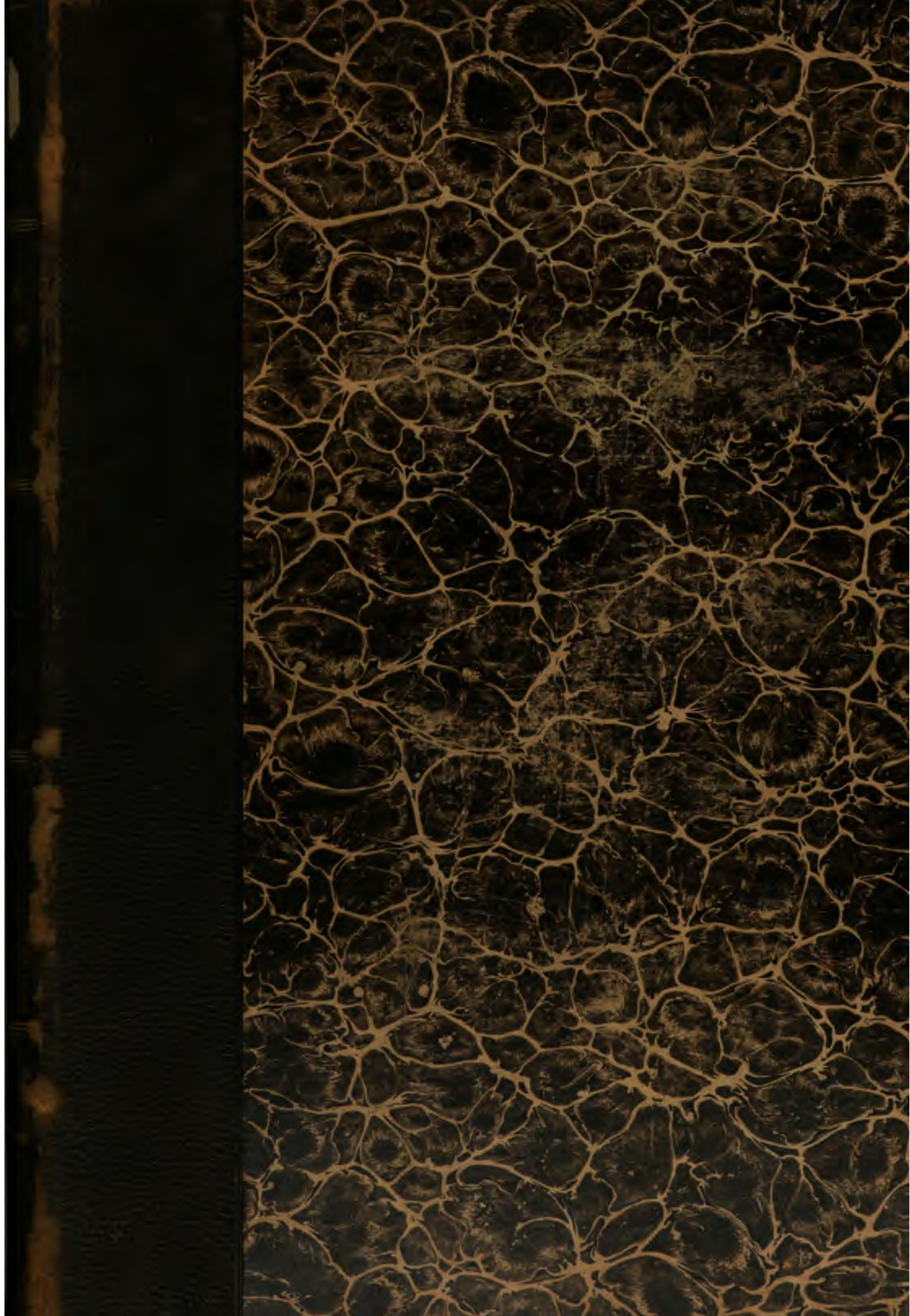
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.







Philol. 225



Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

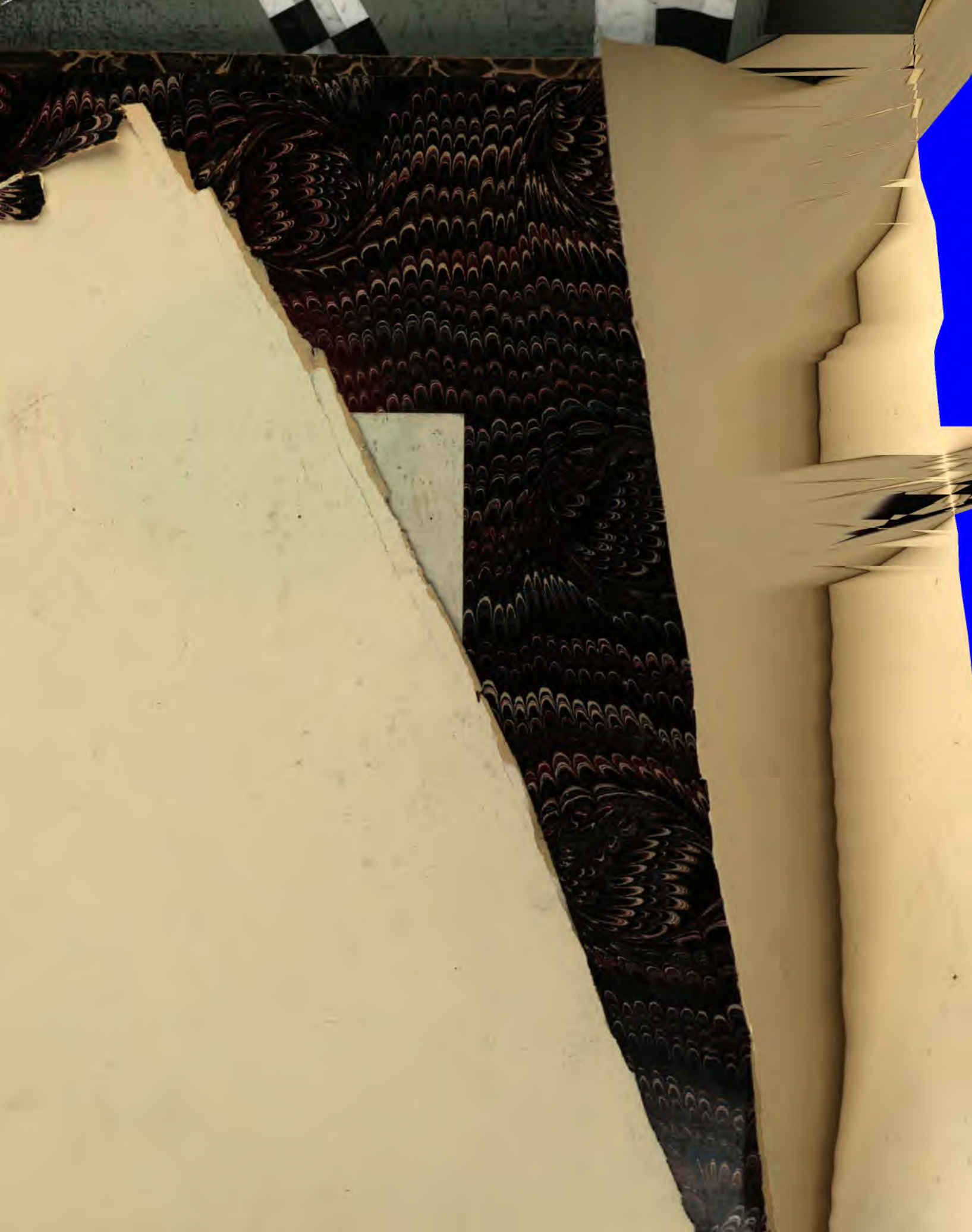
(Class of 1828).

Received 29 Dec., 1888.

















11145.225

# VERHANDLUNGEN

DER

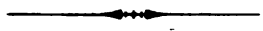
NEUNUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

## DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

### ZÜRICH

VOM 28. SEPTEMBER BIS 1. OKTOBER 1887.

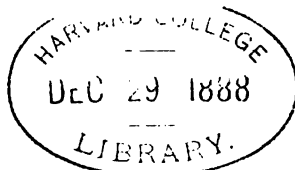


LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1888.

Phil. 225



*Minor funds.*

XXXIX.



## Verzeichnis der Mitglieder.\*)

### Präsidium.

1. Wirz, Dr., Gymnasialdirektor. Zürich.
2. Blümner, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.

### Schriftführer.

3. Walder, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.
4. Pfeiffer, Gymnasiallehrer. Winterthur.
5. Weizsäcker, Dr., Realgymnasialrektor. Calw.
6. Sittl, Dr., Privatdocent. München.

### Vorsitzende der Sektionen.

- |  |   |  |
|--|---|--|
| 7. Welti, Dr., Gymnasialrektor. Winterthur.          | } | (Pädagogische Sektion.)                      |
| 8. Wendt, Dr., Geheimer Oberschulrat. Karlsruhe.     |   |  |
| 9. Steiner, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.      | } | (Orientalische Sektion.)                     |
| 10. Kägi, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.        |   |  |
| 11. Tobler, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.      | } | (Germanistisch-romanistische Sektion.)       |
| 12. Ulrich, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.      |   |  |
| Blümner, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.         |   | (Archäologische Sektion.)                    |
| 13. Studemund, Dr., Universitätsprofessor. Breslau.  |   | (Philologische [philol.-kritische] Sektion.) |
| 14. Weilenmann, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.     |   | (Mathematisch-naturwissenschaftl. Sektion.)  |
| 15. Sachs, Dr., Realgymnasialprofessor. Brandenburg. | } | (Neusprachliche Sektion.)                    |
| 16. Breiting, Universitätsprofessor. Zürich.         |   |  |

\*) *Lokalkomité*: Das Präsidium; Gymnasialprofessor Dr. Walder (Schriftführer); Kaufmann Schöller (Schatzmeister); die Vorsitzenden der Spezialkomités.

*Empfangskomité*: Gymnasialprofessor Rank (Vorsitzender); Gymnasiallehrer Dr. Hafter; Gymnasialprofessor Dr. Schnorf. — Denselben beigegeben: stud. phil. Bodmer; stud. phil. Eckinger; stud. phil. Escher; stud. phil. Gessner; stud. phil. Ott.

*Quartierkomité*: Rektor der Industrieschule Hunziker (Vorsitzender); Gymnasialprofessor Spillmann (Stellvertreter); Gymnasiallehrer Dr. R. Schoch; Stadtschreiber Dr. Usteri; Professor an der Industrieschule Usteri; Gymnasialprofessor Dr. Walder.

*Vergnügungskomité*: Stadtrat Koller (Vorsitzender); Universitätsprofessor Dr. Bächtold (Schriftführer); Universitätsprofessor Dr. Kägi; Staatsanwalt Kronauer; Universitätsprofessor Dr. Steiner; Gymnasiallehrer Dr. Hafter; Kaufmann Bürke.

*Preskomité*: Gymnasialprorektor Dr. Brunner (Vorsitzender); Universitätsprofessor Dr. Bächtold (Stellvertreter); Gymnasialprofessor Dr. Surber (Schriftführer); Redaktor Dr. Bissegger; Buchdruckereibesitzer Furrer; Privatdocent Dr. Kinkel; Gymnasialprofessor Dr. Suter.

### Ehrenmitglieder.

17. Welti, Dr., Bundesrat. Bern.
18. Grob, Regierungsrat, Erziehungsdirektor des Kantons Zürich.
19. Stössel, Dr., Regierungsrat, Stellvertreter des Erziehungsdirektors. Zürich.
20. Kappeler, Dr., Präsident des Eidgenössischen Schulrates. Zürich.
21. Ritter, Dr., Prof., Direktor des Eidgenössischen Polytechnikums. Zürich.
22. Krönlein, Dr., Prof., Rektor der Universität. Zürich.
23. Römer, Dr., Stadtpräsident. Zürich.
24. Geilinger, Stadtpräsident. Winterthur.
25. Keller, Gottfried, Dr. Zürich.
26. Meyer, Conrad Ferdinand, Dr. Zürich.

### Die übrigen Mitglieder.

- |  |  |
|--|--|
| 27. Adam, Professor. Urach.                                    | 58. Crüger, Dr., Gymnasiallehrer. Straßburg.         |
| 28. Amrein, Gymnasialprofessor. St. Gallen.                    | 59. Curti, Nationalrat. Zürich.                      |
| 29. Arbenz, Gymnasialprofessor. St. Gallen.                    |  |
| 30. Arnold, Dr., Gymnasialdirektor. Prenzlau.                  | 60. v. Duhn, Dr., Universitätsprofessor. Heidelberg. |
| 31. v. Arx, W., Gymnasialprofessor. Solothurn.                 | 61. Dübli, Dr., Gymnasialprofessor. Bern.            |
| 32. Ascherson, Dr., Custos der Universitätsbibliothek. Berlin. |  |
| 33. Attenhofer, Musikdirektor. Zürich.                         | 62. Ebell, Buchhändler. Zürich.                      |
|  | 63. Eckinger, cand. phil. Zürich.                    |
| 34. Bachmann, Dr., Gymnasiallehrer. Zürich.                    | 64. Egli, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.        |
| 35. Bähler, Dr., Gymnasialprofessor. Aarau.                    | 65. Egli, Dr., Gymnasialprofessor. Zug.              |
| 36. Bächtold, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.              | 66. Ehemann, Gymnasialrektor. Ravensburg.            |
| 37. Baier, Dr., Gymnasiallehrer. Breslau.                      | 67. Ernst, Buchhändler. Zürich.                      |
| 38. Bardey, Dr., Gymnasiallehrer. Nauen.                       | 68. Escher-Züblin. Zürich.                           |
| 39. Barraud, Gymnasialprofessor. Burgdorf.                     | 69. Escher, Dr., Bibliothekar. Zürich.               |
| 40. Baumann, K., Kaufmann. Zürich.                             | 70. Escher, stud. phil. Zürich.                      |
| 41. Baumgartner, A., Gymnasialprofessor. Winterthur.           |  |
| 42. Bazzigher, Gymnasialrektor. Chur.                          | 71. Fäsi-Höhr, Buchhändler. Zürich.                  |
| 43. Bernhard, Gymnasialprofessor. Schwäbisch-Hall.             | 72. Fick, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.        |
|  | 73. Finsler, Dr., Gymnasialrektor. Bern.             |
| 44. Beuteführ, Kaiserl. deutscher Konsul. Zürich.              | 74. Fisch, Gymnasialprofessor. Aarau.                |
| 45. Blase, Dr., Gymnasialprofessor. Darmstadt.                 | 75. Fischer, P., Gymnasialprofessor. Sarnen.         |
| 46. Bodmer, stud. phil. Zürich.                                | 76. Frei, J., Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.       |
| 47. Brändli, P., Gymnasialprofessor. Engelberg.                | 77. Frey, E., Gymnasiallehrer. Zürich.               |
| 48. Brunner, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.                  | 78. Friedrich, Gymnasialprofessor. Darmstadt.        |
| 49. Bruppacher, Dr. Zürich.                                    | 79. Fritzsche, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.   |
| 50. Brünnow, Dr. Vevey.  | 80. Fröhlich, Dr., Gymnasialprofessor. Aarau.        |
| 51. Burkhard, Kirchenrat. Küßnacht, Zürich.                    | 81. Funck, Gymnasialprofessor. Karlsruhe.            |
| 52. Burkhard-Biedermann, Dr., Gymnasialprofessor. Basel.       | 82. Furrer, Dr., Pfarrer. Zürich.                    |
| 53. Bündgens. Zürich.  | 83. Furrer, H., Buchdruckereibesitzer. Zürich.       |
| 54. Bürke, Kaufmann. Zürich.                                   |  |
|  | 84. Gessner, cand. phil. Zürich.                     |
| 55. Chavannes, Schulinspektor. Lausanne.                       | 85. Gildemeister, Dr., Universitätsprofessor. Bonn.  |
| 56. Corssen, Dr., Gymnasiallehrer. Jever, Oldenburg.           | 86. Gisi, Gymnasialprofessor. Solothurn.             |
| 57. Crusius, Dr., Universitätsprofessor. Tübingen.             | 87. Goos, Gymnasialprofessor. Lörrach.               |
|  | 88. Götzinger, Dr., Gymnasialprofessor. St. Gallen.  |



89. Graf, Dr., Gymnasialprofessor. Winterthur.
90. Grob, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.
91. Grob, Sekretär d. Erziehungswesens. Zürich.
92. Gröb, Professor a. d. Handelsschule. Osnabrück.
93. Gröbli, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.
94. Guggenheim, Dr., Privat-Docent. Zürich.
95. Gutersohn, Realschulprofessor. Karlsruhe.
96. Guttentag, Dr., Gymnasialprofessor. Aarau.
97. Haage, Dr., Gymnasialdirektor. Lüneburg.
98. Hafer, Dr., Gymnasiallehrer. Zürich.
99. Hagen, Dr., Universitätsprofessor. Bern.
100. Hartmann, Dr., Privatdozent. Zürich.
101. Hasselbaum, Dr., Realschuloberlehrer. Kassel.
102. Hauber, Gymnasialprofessor. Stuttgart.
103. Hegar, Kapellmeister. Zürich.
104. Heidenheim, Dr., Rev., Pfarrer a. d. engl. Kirche und Privatdocent an der Universität. Zürich.
105. Herzog, Dr. Freiburg i. Br.
106. Herzog, Dr., Archivar. Aarau.
107. Hewett, Dr. Prof., Cornell University. Ithaca, New-York.
108. Hilberg, Dr., Universitätsprofessor. Czernewitz.
109. Hirzel, L., Dr., Universitätsprofessor. Bern.
110. Hirzel, P., Schulpräsident. Zürich.
111. Hitzig, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.
112. Hofer, Lithograph. Zürich.
113. Holzer, Dr., Gymnasialprofessor. Nürtingen.
114. Hottinger, stud. med. Zürich.
115. Höhr, Buchhändler. Zürich.
116. Huber, A., Dr., Präfekt. Schwyz.
117. Huber, J., Dr., Buchhändler. Frauenfeld.
118. Hug, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.
119. Hunziker, F., Rektor der Industrieschule. Zürich.
120. Hunziker, J., Gymnasialprofessor. Aarau.
121. Hunziker, O., Dr., Seminarlehrer. Kilsnacht, Zürich.
122. Hügli, Pfarrer. Bern.
123. Ihne, Dr., Universitätsprofessor. Heidelberg.
124. Im Hof, Dr., Gymnasialprofessor. Bern.
125. Imhoof-Blumer, Dr. Winterthur.
126. v. Jan, Dr., Gymnasialoberlehrer. Straßburg.
127. v. Jecklin, Dr., Gymnasialprofessor. Chur.
128. John, Dr., Seminarprofessor. Urach.
129. Josephy, Dr. Zürich.
130. Kautzsch, Dr., Universitätsprofessor. Tübingen.
131. Kehrbach, Dr. Berlin.
132. Keusch, P., Gymnasialprofessor. Sarnen.
133. Kinkel, Dr., Privatdocent. Zürich.
134. Klaucke, Gymnasiallehrer. Bremen.
135. Klemm, Buchhändler. Zürich.
136. Kluge, Dr., Professor. Jena.
137. Koch, M. Dr., Universitätsprofessor. Marburg.
138. Koller, Gymnasialprofessor. Freiburg. (Schweiz.)
139. Koller, Stadtrat. Zürich.
140. Krämer, stud. phil. Zürich.
141. Kreyenbühl, Dr., Privatdocent. Zürich.
142. Kuhn, Dr., Universitätsprofessor. München.
143. Kurz, Dr., Gymnasialprofessor. Burgdorf.
144. Kühne, P., Gymnasialrektor. Einsiedeln.
145. Langlotz, Dr., Gymnasialprofessor. Hameln.
146. Leumann, Dr., Universitätsprofessor. Straßburg.
147. Levy, Dr., Privatdocent. Freiburg i. Br.
148. Lindner, Dr., Universitätsprofessor. Leipzig.
149. Löw, cand. phil. Basel.
150. Lunge, Dr., Professor am Polytechnikum. Zürich.
151. Luterbacher, Dr., Gymnasialprofessor. Burgdorf.
152. Marti, lic. theol., Pfarrer. Muttens.
153. Martin, Dr., Universitätsprofessor. Straßburg.
154. Maurer, Akademieprofessor. Lausanne.
155. May, Dr., Gymnasialprofessor. Offenburg.
156. Megroz, Gymnasialprofessor. Bern.
157. Meisterhans, Dr., Gymnasialprofessor. Solothurn.
158. Mende, stud. phil. Zürich.
159. Merian, J. J., Dr., Universitätsprofessor. Basel.
160. Mettauert, Dr., Bezirksschullehrer. Muri.
161. Meyer, Dr., Gymnasialprofessor. Bern.
162. Meyer v. Knonau, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.
163. Meyer u. Zeller, Buchhändler. Zürich.
164. Michaelis, Dr., Universitätsprofessor. Straßburg.
165. Morf, Dr., Universitätsprofessor. Bern.
166. Moser, Gymnasialprofessor. Schwyz.
167. Motz, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.
168. Müller, A., Buchhändler. Zürich.
169. Müller, E., Dr., Privatdocent. Bern.
170. Müller, E., Bibliothekar. Zürich.

171. Müller, I., Dr., Universitätsprofessor. Erlangen.
172. Müller, J., Pfarrer. Thalheim (Aargau).
173. Näf, Erziehungsrat. Zürich.
174. Niedermann, F. W. Zürich.
175. Ortmann, Dr., Gymnasialkonrektor. Schleusingen.
176. Ott, stud. phil. Zürich.
177. Oechsli, Dr., Professor am Polytechnikum. Zürich.
178. Oeri, Dr., Gymnasialprofessor. Basel.
179. v. Planta, cand. phil. Fürstenau.
180. Poult, Gymnasialprofessor. Chur.
181. Probst, Dr., Gymnasialprofessor. Basel.
182. Proescholdt, Dr., Gymnasiallehrer. Homburg v. d. H.
183. Rank, Gymnasialprofessor. Zürich.
184. Reifferscheid, Dr., Universitätsprofessor. Greifswald.
185. Rennhard, Gymnasialprofessor. Aarau.
186. Richter, Dr., Gymnasialprofessor. Schaffhausen.
187. Rickenbach, H., P., Montecassino.
188. Riese, Dr., Gymnasialprofessor. Frankfurt a. M.
189. Ritter, Universitätsprofessor. Genf.
190. Roth, Dr., Universitätsprofessor. Tübingen.
191. Roth, Gymnasialprofessor. Solothurn.
192. Ruegger, Kaufmann. Zürich.
193. Schaarschmidt, Dr., Gymnasialdirektor. Davos.
194. Scherrmann, Dr., Gymnasialprofessor. Ravensburg.
195. Schiefs, cand. phil. Zürich.
196. Schmid, Dr., Privat-Docent. Tübingen.
197. Schmidt, Dr., Universitätsprofessor. Freiburg i. Br.
198. Schmitt, Aug., Dr., Buchhändler. Leipzig.
199. Schneider, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.
200. Schnorf, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.
201. Schoch, G., Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.
202. Schoch, R., Dr., Gymnasiallehrer. Zürich.
203. Schöller, Kaiserl. deutscher Konsul a. D. Zürich.
204. Schöller, Kaufmann. Zürich.
205. Schulthefs, Buchhändler. Zürich.
206. Schumann, Gymnasialprofessor. Aarau.
207. Schwarz, Gymnasialprofessor. Schaffhausen.
208. Schweizer, Dr., Staatsarchivar. Zürich.
209. Schweizer-Sidler, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.
210. Smend, Dr., Universitätsprofessor. Basel.
211. Socin, Dr., Universitätsprofessor. Tübingen.
212. Soldan, Dr., Universitätsprofessor. Basel.
213. Spillmann, Gymnasialprofessor. Zürich.
214. Stählin, stud. phil. Augsburg.
215. Staub, Dr., Bibliothekar. Zürich.
216. Stauffer, Maler. Berlin.
217. Steck, Dr., Universitätsprofessor. Bern.
218. Stern, Dr., Professor am Polytechnikum. Zürich.
219. Stickelberger, Dr., Gymnasiallehrer. Burgdorf.
220. Stiefel, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.
221. Stockar-Heer, Dr., Bezirksrichter. Zürich.
222. Stocker, Professor am Polytechnikum. Zürich.
223. Stutz, stud. jur. Zürich.
224. Surber, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.
225. Suter, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.
226. Thomann, Gymnasialprofessor. Zürich.
227. Thorbecke, Dr., Universitätsprofessor. Halle.
228. Thuli, Gymnasialprofessor. St. Gallen.
229. Uhlig, Dr., Universitätsprofessor Heidelberg.
230. Usteri, Dr., Stadtschreiber. Zürich.
231. Usteri, Professor an der Industrieschule. Zürich.
232. Vetter, Dr., Gymnasialprofessor. Frauenfeld.
233. Vogel, Polizeisekretär. Zürich.
234. Vögelin, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.
235. Wackernagel, Dr., Universitätsprofessor. Basel.
236. Wagner, P., Gymnasialprofessor. Engelberg.
237. Weber, H., Dr. Zürich.
238. Weissenfels, Dr., Privatdocent. Freiburg i. Br.
239. Wellhausen, Dr., Universitätsprofessor. Marburg.
240. Welti-Escher, Dr. Zürich.
241. Wettstein, Dr., Seminaradministrator. Küssnacht (Zürich).
242. Wetz, Dr., Privatdocent. Straßburg.
243. Wild, Gymnasialprofessor. St. Gallen.
244. Wiesendanger, Erziehungsrat. Zürich.
245. Wifsmann, Erziehungsrat. Meilen, Zürich.
246. Wissowa, Dr., Universitätsprofessor. Marburg.

247. Witten, Dr., Gymnasialoberlehrer. Helmstedt.	251. v. Wyfs, G., Dr., Universitätsprofessor. Zürich.
248. Wolfensberger, stud. med. Zürich.	252. v. Wyfs, W., cand. phil. Zürich.
249. Wotke, Dr. Wien.	253. Zimmermann, Lehramtspraktikant. Lörrach.
250. Wölfflin, Dr., Universitätsprofessor. München.	

### Verteilung der Mitglieder nach den Landschaften.

Kanton Zürich . . . . .	117
Übrige Schweiz . . . . .	65
Deutsches Reich . . . . .	64
nämlich: Preussen . . . . .	21
Bayern . . . . .	5
Königreich Sachsen . . . . .	2
Württemberg . . . . .	13
Baden . . . . .	13
Hessen . . . . .	2
Großherzogtum Sachsen . . . . .	1
Oldenburg . . . . .	1
Braunschweig . . . . .	1
Bremen . . . . .	1
Reichslande . . . . .	4
Österreich-Ungarn . . . . .	5
Italien . . . . .	1
Nord-Amerika . . . . .	1
<hr/>	
Summe 258	

### Verzeichnis der Festschriften und Geschenke.

#### a) Für die allgemeine Versammlung:

##### 1) Festschrift der Universität Zürich.

- Inhalt: A. Hug: Zu den Testamenten der griechischen Philosophen.  
H. Blümner: Technologisches (Schwefel, Alaun und Asphalt im Altertum).  
A. Kägi: Alter und Herkunft des germanischen Gottesurteils.  
J. Ulrich: Pietro Fortini. Ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Novelle.  
L. Tobler: Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte, mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz.

##### 2) Festschrift der Kantonsschule Zürich.

- Inhalt: H. Wirz: Die stoffliche und zeitliche Gliederung des Bellum Jugurthinum des Sallust.  
A. Surber: Beitrag zu einer Reform der Schulsyntax des lateinischen Infinitivs.  
H. Suter: Die Mathematik auf den Universitäten des Mittelalters.  
J. Stiefel: Über Jeremias Gotthelfs 'Erzählungen aus der Schweiz'.

##### 3) Festgruß der Archäologischen Sammlung der Universität.

- Inhalt: E. Müller: Drei griechische Vasenbilder. (Mit zwei Tafeln.)



4) Festschrift des Philologischen Kränzchens in Zürich.

Inhalt: Fr. Fröhlich in Aarau: Realistisches und Stilistisches zu Cäsar und dessen Fortsetzern. H. Hitzig: Zur Pausaniasfrage. — Gedruckt auf Kosten der zürcherischen Buchhandlungen C. M. Ebell, H. Ernst, S. Höhr, Meyer & Zeller, Albert Müller (Nachfolger v. Orell Füssli & Co., Sort.), Rudolphi & Klemm, F. Schulthess und der Buchdruckerei Zürcher & Furrer.

5) Festschrift der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Inhalt: S. Voegelin: Aegidius Tschudi's epigraphische Studien in Südfrankreich und in Italien. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Humanismus.

6) Von der Buchdruckerei Zürcher & Furrer in Zürich:

Schweizer-Sidler, H., Gedächtnisrede auf J. Caspar Orelli. Gehalten nach der Enthüllung einer in der Aula des Polytechnikums aufgestellten Marmorbüste des Gefeierten am 29. April 1874. Zürich, Zürcher & Furrer, 1874.

7) Vom Verleger und Herausgeber (Verlagsbuchhändler Dr. J. Huber und Dr. Theodor Vetter in Frauenfeld):

Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Herausgegeben von Dr. Jakob Bächtold und Ferdinand Vetter. Zweite Serie. Erstes Heft: Chronik der Gesellschaft der Maler 1721—1722. Nach dem Manuskripte der Züricher Stadtbibliothek herausgegeben von Theodor Vetter.

8) Führer durch Zürich. Herausgegeben von der offiziellen Verkehrskommission. Der 39. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner als Erinnerungsgabe dargebracht. Zürich 1887.

9) Liederbuch zum Kommers der XXXIX. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich.

b) Für die pädagogische Sektion:

1) Von der Aargauischen Kantonsschule: Programme 1882—1887.

Beilagen 1882: Fröhlich, Fr.: Die Gardetruppen der römischen Republik.  
1883: Fisch, K.: Zu Horat. carm. II 2.  
1884: Fröhlich, Fr.: Einige Erweiterungen zu meiner Programmarbeit.  
1885: Mühlberg, Fr.: Die heutigen und früheren Verhältnisse der Aare bei Aarau.  
Mit geologischer Karte.  
1886: Fröhlich, Fr.: Einige stilistische und realistische Bemerkungen zur militärischen Phraseologie des Tacitus.

2) Von der Bündnerischen Kantonsschule: Programm 1886/87.

Beilage: W. G., Streiflichter auf die inneren Zustände des sinkenden römischen Reiches im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr.

3) Von der Kantonsschule in St. Gallen: Programme 1864/65, 1878/79 und 1886/87.

Beilagen 1864/65: Hardegger, J.: Alt- und Neugriechisch.  
1878/79: Spillmann, E.: Caesariana.  
1886/87: Thuli, R.: Die klassische Philologie in der schweizerischen Gymnasialpädagogik.

4) Von der Lehr- und Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria-Einsiedeln: Jahresber. 1886/87.

Beilage: P. Gabriel Meier: Die sieben freien Künste im Mittelalter (Schluss). Nebst einem Anhang erstmals gedruckter Stücke.

5) Von der Kantonsschule und Theologie in Luzern: Jahresbericht 1886/87.

Beilage: Kaufmann, Fr. J.: Geologische Skizze von Luzern und Umgebung.

6) Von der Lehranstalt im Kollegium Maria-Hilf in Schwyz: Jahresbericht 1887.

- 7) Von der Kantonal-Lehranstalt zu Sarnen (Obwalden): Jahresbericht für das Schuljahr 1886/87.  
Beilage: P. Leo Fischer: Der Cid und die Cid-Romanzen. Litterarhistorische Abhandlung.
- 8) Vom Gymnasium in Schaffhausen: Programm 1886/87.
- 9) Von der Kantonsschule in Solothurn:  
Jahresbericht 1886/87. Beilage: Gisi: Verzeichnis der Inkunabeln der Kantonsbibliothek Solothurn. II. Teil.  
Festschrift zur Eröffnung des neuen Kantonsschulgebäudes 1892. Beigabe: Kaufmann, J.: Über die wichtigsten Resultate der Sprachwissenschaft.
- 10) Von der Thurgauischen Kantonsschule: Programm 1886/87.  
Beilage: Vetter, Th.: Der Spectator als Quelle der 'Diskurse der Maler'.
- 11) Von der kantonalen Industrieschule und dem städtischen Obergymnasium in Zug:  
Jahresber. 1884/85. Beilage: Egli, J.: Beiträge zur Erklärung der pseudovergilianischen Gedichte.  
1885/86. Beilagen: Keiser, A.: Geschichte der Zugerischen Kantonsschule. Geschichtliche Studie zur Erinnerung an den 25jährigen Bestand der Anstalt.  
Nuth, G.: Nachrichten üb. die Schulhäuser u. Schulen d. Kantons Zug.  
Kaufmann, A.: Die Althelvetier vor der römischen Herrschaft (Beilage zum Jahresbericht 1875/76).
- 12) Von dem Verein Schweizerischer Gymnasiallehrer:  
XIX. Jahreshft. Aarau, Sauerländer 1887.
- 13) Vom Archivbureau der Schweizerischen permanenten Schulausstellung in Zürich:  
Organisation des Mittelschulwesens, bezw. die Vorbildung für die klassischen Studien in der Schweiz.
- 14) Von R. Gärtners Verlag (H. Herzfelder), Berlin:  
Rethewisch, C.: Jahresberichte über das höhere Schulwesen (mit Prospekten).
- 15) Von der Verlagsbuchhandlung A. Hoffmann & Co. in Berlin:  
Kurzgefaßter Plan der Monumenta Germaniae Paedagogica, umfassend Schulordnungen, Schulbücher, Pädagogische Miscellaneen und zusammenfassende Darstellungen aus den Landen deutscher Zunge. Unter Mitwirkung einer Anzahl Fachgelehrter herausgegeben von Karl Kehrbach. (Mit einer Beilage und einem Prospekt.)
- 16) Von G. Schöningh in Paderborn: Gymnasium 1887, No. 19.

c) Für die germanistisch-romanistische Sektion:

- 1) Von Prof. Dr. Bächtold in Zürich: Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. Lief. 1. Frauenfeld, J. Huber 1887.
- 2) Von Verlagsbuchhändler Dr. Huber in Frauenfeld: Vetter, Th.: Der Spectator als Quelle der 'Diskurse der Maler'.

d) Für die philologische Sektion:

- 1) Vom Gymnasium in Bern: Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht 1887.  
Frey, K.: Das Leben des Perikles.
- 2) Von der Kantonsschule in St. Gallen: Beigabe zum Programm 1876.  
Arnet, A. (†): Kritische Beiträge zu Aristoteles' Rhetorik, Buch I.
- 3) Von Prof. Dr. Studemund in Breslau: Tractatus Harleianus qui dicitur de metris.
- 4) Von Prof. Dr. Max Koch in Marburg und Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin:  
Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Neue Folge.  
Bd. I. Heft I (mit Prospekten).

**e) Für die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion:**

- 1) Vom Gymnasium zu Basel: Wissenschaftliche Beilage zum Bericht 1886/87.  
Burckhardt, Fr.: Aus Tycho Brahes Briefwechsel.
- 2) Vom Gymnasium in Schaffhausen: Beilage zum Programm 1886/87.

**f) Für die neusprachliche Sektion:**

Vom Verlag von Carl Mayer (Gust. Prior) in Hannover: Neuphilologisches Centralblatt. Organ der Vereine für neuere Sprachen. 1887. No. 4.

**g) Für die germanistisch-romanistische und die neusprachliche Sektion:**

Von Gebrüder Henninger in Heilbronn: Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1887. No. 9.

---

## Erste allgemeine Sitzung.

Mittwoch den 28. September 1887.

Vormittags 9 Uhr 30 Min. im grossen Saale der Tonhalle.

Die Sitzung wird von dem in Gießen designierten zweiten Präsidenten, Rektor Dr. Wirz, mit folgender Rede eröffnet.

### Hochansehnliche Versammlung!

Mit der Wahl Zürichs zum Orte der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hatte die Versammlung zu Gießen vom Jahr 1885 der Stadt, in deren gastliche Mauern Sie eingezogen sind, eine grosse Aufmerksamkeit und Ehre erwiesen, zugleich auch eine nicht leichte Pflicht und Aufgabe überbunden. Sollte unsere Stadt die Mittel und Kräfte haben, dieser Vereinigung, die im Geistesleben des Jahrhunderts eine so bedeutende Stellung einnimmt, das zu bieten, was ihr gebührt und wessen sie sich gewohnt ist? Durch jene Wahl, welche die Wanderversammlung deutscher Philologen getroffen, war zugleich die Schweiz geehrt worden: war nun Zürich der rechte Ort, in diesem Falle das ganze Land zu vertreten, und imstande den freundnachbarlichen Gesinnungen den richtigen Ausdruck zu geben? Angesichts der geringen Zahl von Teilnehmern aus der eigentlichen Heimat dieser Wanderversammlung möchten vielleicht beinahe Zweifel aufsteigen, ob die in Gießen tagende Versammlung nicht besser eine andere Wahl getroffen, oder die interessierten Kreise in Zürich besser die Wahl abgelehnt hätten. Indessen giebt es der Gründe genug, welche erklären können, warum nicht eine grössere Zahl von Berufs- und Fachgenossen, besonders aus den Kreisen der Schulmänner, Zürich mit ihrem Besuche zu erfreuen in der Lage waren. Doch was wollen wir diesen Gründen nachspüren? wir wollen die Thatsache des geringen Besuchs hinnehmen, wie sie ist. Nicht weniger herzlich, als wenn durch viele Hunderte sich dieser Saal gefüllt hätte, sei das Willkommen, das ich vor allem den werten Gästen aus dem deutschen Reiche und den deutschen Landen entbiete, sodann den Fachgenossen, welche aus der Schweiz deutscher und auch französischer Zunge sich eingefunden haben. Mögen die Banden persönlicher Freundschaft um so enger sich knüpfen, möge die Erinnerung an die Tage der Arbeit und der Geselligkeit, die Sie hier verbringen werden, eine bleibende sein. Alle beteiligten Kreise wenigstens haben alles aufgeboten, was sie zu bieten vermögen; wir verdanken den obersten Behörden der Stadt Zürich, des Kantons Zürich und der Schweizerischen Eidgenossenschaft ihr förderndes Entgegenkommen; die wissenschaftlichen Anstalten und Vereine haben sich angestrengt, der wissenschaftlichen Bedeutung der Versammlung würdige Begrüssungsschriften Ihnen in die Hände zu geben. Männer aus den verschiedensten Kreisen aus hiesiger Stadt haben es sich zum Vergnügen gemacht, dafür zu sorgen, dass neben der ernsten Arbeit auch edle Geselligkeit zu ihrem Rechte komme. Möge der Erfolg die



Anstrengungen lohnen, daß Sie nicht den Eindruck davon tragen, die 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner sei auf untauglichen Boden verpflanzt worden.

Meine Herren! Indem ich also die Ehre habe Ihnen allen das herzlichste Willkommen entgegen zu bringen, beherrscht mich, neben dem Bewußtsein der persönlichen Unzulänglichkeit und Unwürdigkeit den Kongress zu begrüßen und eröffnen, noch ein anderes Gefühl, das Gefühl des Schmerzes und der Wehmut, daß ich berufen bin, dies an dieser Stelle zu thun, ich möchte sagen, verurteilt bin, dies thun zu müssen an der Stelle eines Andern. — Die Versammlung in Gießen hatte zum ersten Präsidenten der 39. Versammlung erkoren Prof. Dr. Arnold Hug. Leider ist es ihm nicht vergönnt, des Amtes, dessen gerade er würdig war, zu warten: seit dem Frühjahr 1886 liegt er von schwerer Krankheit getroffen darnieder, auf dem Lager zwar immer noch unter seinen Klassikern, in der Welt des Altertums lebend; aber er kann nicht unter uns sein. Ich möchte aber, daß heute sein Bild vor Ihnen stehe, nicht minder vor denjenigen, welche ihm in persönlichem und wissenschaftlichem Verkehr näher getreten sind, als denjenigen, welchen ein schlimmes Verhängnis mißgönnt ihn jetzt kennen zu lernen. Wenn mir nicht bekannt ist, was und wovon heute von dieser Stelle aus Arnold Hug zu Ihnen gesprochen haben würde, so glaube ich dem Freunde und Gesinnungsgenossen so nahe zu stehen, daß ich weiß, was sein philologisches Glaubensbekenntnis ist.

Für A. Hug war, so lange ihm öffentlich zu wirken vergönnt war, die Philologie die Erforschung des klassischen Altertums in seiner Gesamtheit, der Wissensstoff, den er in seinem ganzen Umfang trachtete sowohl selbst zu erfassen und als etwas Lebendiges sich vorzustellen, als auch nutzbar zu machen für die Fachgenossen, die studierende Jugend, die Schule, das Leben. Jahrelang stand er im Schuldienst, zuerst in Deutschland, dann in der Heimat, ehe ihm die Gelegenheit ward, akademischer Lehrer zu werden; aber das Lehren, Andere zum Lernen und Arbeiten anzuleiten, ihr gewonnenes Wissen harmonisch zu gestalten, war das Ziel seiner Thätigkeit. Indem er die Rüstkammer des eigenen Wissens unermüdlich äufnete, gelang es ihm, lag auch die Stätte seiner Wirksamkeit im kleinen Lande seitab von der großen Heerstraße, in seltener Weise, gleichzeitig die Wissenschaft zu fördern und ihr Freunde in allen Kreisen zu gewinnen. Doch indem er so lernte und lehrte, weigerte sich seine Natur den Ansprüchen, die er in fast rücksichtsloser Weise an seine Arbeitskraft stellte, zu genügen und erlag der Anstrengung. Doch gerade das, was A. Hug der philologischen Wissenschaft zu bleibendem Besitz an Schriften geschenkt hat, ist so bedeutend, daß sie als mustergültige Leistungen gelten müssen, bezeichnend für den Standpunkt, auf welchem die philologische Forschung heute steht, Ergebnisse enthaltend, die grundlegend sind, mögen, um wenigstens zu erwähnen, die syntaktischen Studien zu Caesar, oder die Untersuchungen über die kritische Grundlage Xenophonteischer Schriften und die darauf beruhenden Textesrezensionen, oder die Erklärung des Platonischen Symposion, oder endlich die Abhandlungen über Athenisches Staatsrecht und Verfassungsleben in Betracht gezogen werden. Überhaupt ist es der Zahl nach ja nicht viel, was A. Hug hat schreiben können, aber dem Gehalt nach um so wertvoller, ex ungue leonem. Es würde aber ein wesentlicher Zug im Bilde Ihres designierten ersten Präsidenten fehlen, etwas, was auch zur Kennzeichnung des Bodens gehört, auf welchem Sie Ihre Versammlung halten, wenn ich es unterliesse an zwei Vorträge zu erinnern, welche er früherhin dem Verein Schweizerischer Gymnasiallehrer geboten

hat: der eine berichtete über die Aufführung des Aristophanäischen Plutos im Urtexte am 1. Januar 1531 in Zürich unter Leitung von Ulrich Zwingli; der andere war die Gedächtnisrede auf Hermann Köchly, dessen begeisternde Lehrweise ihn von der Theologie weg, worin bereits das Examen bestanden war, der Philologie zugeführt hatte.

Mit der Nennung dieses Namens, Hermann Köchly, ist Ihnen, meine Herren, klar geworden, wer die Auffassung des Begriffs Philologie A. Hug vermittelt hat, wie er zu seinem philologischen Glaubensbekenntnis gekommen; und wenn ich noch den Namen Friedrich Ritschl hinzufüge, unter dessen Leitung in Bonn die philologischen Studien abgeschlossen wurden, so sind Sie hineingeführt mitten in den Kreis derjenigen Männer, die ihrer wissenschaftlichen Überzeugung zum Durchbruch verholfen haben durch die Gründung der philologischen Gesellschaft, der Mutter dieser Wanderversammlung.

Denn gerade 50 Jahre sind es nunmehr her, daß 27 Philologen und Schulmänner in Göttingen bei Gelegenheit der Feier des 100. Stiftungstages der Georgia Augusta sich zusammenfanden und beschlossen, in der Weise der ältern Wanderversammlung der Naturforscher in wiederkehrenden Zwischenräumen da und dort die Fach- und Berufsgenossen zu vereinigen, um zu Nutz und Frommen der philologischen Wissenschaft zu tagen.

Ich zweifle, daß ein größeres Bruchteil von Ihnen, meine Herren, mit den Motiven der Gründung, ja auch nur mit den Statuten, unter deren Herrschaft Sie sich zur 39. Versammlung hier eingefunden haben, bekannt sind. So gestatten Sie mir wohl, Sie einen Blick um 50 Jahre rückwärts thun zu lassen. — Als Zweck der Bildung der 'philologischen Gesellschaft' bezeichnen die am 20. September 1837 aufgestellten Statuten:

- a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;
- b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, sowie den doktrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;
- c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im wesentlichen Übereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Lust und Talent Arbeitenden zu wahren;
- d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hilfe einer größeren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

In den ersten Jahren pflegten je zu Beginn der Versammlung die ganzen Statuten verlesen zu werden; es sei heute genug an den Sätzen des ersten Paragraphen; aber die Namen der Männer der Wissenschaft und Schule, welche dieselben mit Unterschrift bekräftigt haben, verdienen am heutigen Tage genannt zu werden; ihr Andenken zu ehren, wollen Sie dieselben stehend vernehmen; sie alle sind aus diesem Leben zur ewigen Ruhe eingegangen:

Dr. Fr. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenrats des Königreichs Bayern. F. Kohlrausch, kgl. hannoverscher Oberschulrat. K. O. Müller, Hofrat und Professor in Göttingen. K. Lachmann, ord. Professor der Philologie in Berlin. Jakob Grimm, Hofrat und ord. Professor der Philologie in Göttingen. M. H.

E. Meier, ord. Professor der Philologie in Halle. Ernst von Leutsch, a. o. Professor in Göttingen. Aug. Friedr. Pott, a. o. Professor zu Halle. Theodor Bergk zu Halle. Professor Emperius zu Braunschweig. F. Ranke, Gymnasialdirektor zu Göttingen. F. G. Welcker, Professor in Bonn. F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen. Dr. Julius Caesar, Privatdozent zu Marburg. Dr. Ahrens zu Ilfeld. Konrektor Dr. Geffers zu Göttingen. Dr. Aug. Bernhard Krische, Privatdozent zu Göttingen. Dr. Karl Grotefend zu Hannover. Dr. Theodor Benfey, Privatdozent zu Göttingen. Dr. Bode, Privatdozent in Göttingen. H. Dahlmann in Göttingen. W. Grimm in Göttingen. H. Ewald in Göttingen. Professor Dr. Ritschl zu Breslau. Hofrat Götting zu Jena. Professor Dr. Rost zu Gotha. Direktor Dr. Grotefend zu Hannover. — R. I. P.

Nur das schon, daß die Gründer der 'philologischen Gesellschaft' es für nötig erachteten, die Zwecke derselben in der angeführten Form und nicht anders zu bestimmen, zeigt Ihnen, meine Herren, wie aus dem Bedürfnis heraus jene Vereinigung erwachsen ist. Es war erstlich ein wissenschaftliches, sodann ein pädagogisches. Es galt einerseits den Widerstreit zweier Richtungen in der Philologie zu beseitigen, derjenigen, welche die Philologie als die Wissenschaft der Sprache faßte und demgemäß auf die formale Erkenntnis derselben beschränkte, und derjenigen, welche unter Philologie das Studium des klassischen Altertums in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, deren eine nur die Sprache ist, begriff, und sie auf die reale Erkenntnis der antiken Welt in ihrem ganzen Umfange ausdehnte. Heutzutage können wir zwar kaum begreifen, daß die letztere Auffassung bestritten werden konnte: aber doch mußte sie sich den Sieg erstreiten. Wird aber, meine Herren, trotzdem die erstere nicht doch noch angetroffen? Giebt es nicht akademische und Gymnasiallehrer, welche die letztere wenigstens für die Praxis sich nicht zu eigen zu machen vermögen, und damit den rührigen Gegnern des humanistischen Gymnasiums die Waffen in die Hand geben, dasselbe als auf demselben Standpunkt verharrend und erstarrt dem Laienpublikum zu denunzieren? Gerade auch die Schule hatten die Gründer der Versammlung mit ihren Sätzen im Auge; die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen an der Schule wollten sie befruchten aus den Errungenschaften der Wissenschaft, den Unterricht aus einem schablonenhaften Formalismus herausreißen, sie wollten der Lektüre, die nach wie vor auf dem gediegenen Untergrunde der Beherrschung des sprachlichen Materials fußt, das Element eingehaucht wissen, unter dessen Einwirkung die handelnden Personen Gestalt, Fleisch und Blut wiedergewinnen, welterschütternde geschichtliche Ereignisse aufs neue vor dem Auge sich vollziehen, die Herzen mit unüberwindlicher Kraft von Furcht und Mitleid gepackt werden. Wer läugnet, daß eine durchgreifende Änderung der Behandlung der Lektüre der Schriftsteller im Laufe der 50 Jahre Platz gegriffen, behauptet, daß es am hellen Mittag dunkel sei? Ich brauche hier nur hinzuweisen auf die großen Fortschritte, welche im Gebiete der Erforschung der Realien des Altertums erzielt, und wie alle die alten und neuen Kenntnisse durch treffliche und ebenso billige Hilfsmittel allgemein zugänglich gemacht worden sind und immer noch werden. Doch dabei möchte ich einen Augenblick verweilen, daß in dem eigentlichen Sprachstudium durch die historische Betrachtung und die Linguistik Elemente für die Schule fruchtbringend geworden sind, wie wohl die Stifter, als sie von genauer Kenntnis der Sprache redeten, selbst kaum geahnt haben. Auch hier fechten oft die Gegner des Gymnasiums eine Methode an, welche längst abgethan, oder, wo sie noch



geübt wird, veraltet ist. Da ertönt immer wieder, Jahrzehnte hindurch ruft's einer dem andern nach, der Weheruf über die geisttötende Beschäftigung mit den toten Sprachen, als ob diejenigen Sprachen, welche nicht mehr gesprochen werden, die toten wären, bloß darum, weil sie nicht mehr gesprochen werden, als ob nicht vielmehr die sogenannten lebenden Kultursprachen verdienten als des Lebens baar bezeichnet zu werden. Man kann sich nur fragen, welche unter diesen denn noch weniger Lebenselemente aufweise, um weitere Organismen zu entwickeln; wie ist die Flexion, oder sind vielmehr die Reste der Flexion, die Syntax in starre Formen und Formeln gebannt, wie muß das alles mechanisch gelernt werden! Daß die angeblich toten Sprachen dagegen über einen Reichtum an äußerlichen Formen, eine Fülle von Tönen zur Schattierung der Gedanken gebieten, weiß man zwar längst, und ist darum ein stumpfer gewordenes Argument, weil entgegen gehalten wird, daß diese Dinge eben nur zu gründlich gedächtnismäßig getrieben werden; aber das wird nicht beachtet, — ist ja doch nicht zu verlangen, daß die Gegner mit Aufmerksamkeit die Fortschritte unserer Wissenschaft verfolgen, — daß es jetzt möglich ist zu zeigen und, soweit es pädagogisch zulässig ist gezeigt zu werden, gezeigt wird, wie die Sprachgebilde sich formten, wie die Farben sich mischten: die vermeintlich tote Sprache wird lebendig, sie läßt sich als etwas im Werden Begriffenes darstellen, die Organismen entwickeln sich vor dem Auge und dem Ohr; der Schüler übt die Beobachtungsgabe an den Sprachformen, wie er im naturkundlichen Unterricht an andern Erscheinungsformen beobachten lernt. Neue Bahnen wandeln, besondere Wege schlagen die Lehr- und Lernbücher ein; der Stoff wird gesichtet und gesiebt, gruppiert und rubriziert, daß sich ein Scholarch von ehemals in eine fremde Welt versetzt glaubte, erschiene er in der alten Stube wieder. Freilich alles ist hierin noch nicht gethan; aber die Zeit wird nicht ausbleiben, wo dem alten 'Zumpt' der 'Ellendt-Seiffert' nachfolgt. Wenn die Gegner entwaffnet werden sollen, dürfen die eigenen Leute ihnen nicht noch die Waffen in die Hände spielen.

Vor 50 Jahren schlossen auch gerade unter dem Drange äußerer Umstände, weil es galt, Angriffe gegen den Humanismus an den höhern Schulen überhaupt zurückzuweisen, die Reihen der Philologen sich fester und fanden die Philologen der Universität, den Streit der Schulen begrabend, mit den Philologen der Schule sich zusammen; beide suchten und fanden Fühlung mit den nichtphilologischen Schulmännern, mit denjenigen, 'welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen' (§ 4 der Göttinger Statuten). Und so sind denn von je Zeiten her die Versammlungen auch Zusammenkünfte von Schulmännern gewesen und geblieben, sind dem Hauptstamm gleichsam als Äste die Sektionen entsprossen. Abgesehen von den Orientalisten, welche sich vom Anfang her als ein besonderer Verein dem Verbands anschlossen, ist die älteste, die pädagogische Sektion, doch immerhin erst in der 8. Versammlung 1845 ins Leben getreten, nachdem in der 5. ein vergeblicher Anlauf genommen worden. In der 10. Versammlung zwar, welche 1847 Basel bei sich tagen sah, wurde sie in ihrer Existenz bedroht, nicht jedoch, daß das pädagogische Element in den Verhandlungen gefehlt hätte; es fand vielmehr reichlich Platz in den allgemeinen Sitzungen; aber mit dieser Anordnung waren weder die eigentlichen Schulmänner noch der eine oder andere exklusive Vertreter der Wissenschaft einverstanden. Von da blieb die pädagogische Sektion der feste Eckpfeiler der Versammlungen. Zur allmählichen

Gründung weiterer Sektionen führte die schärfer geltend gemachte Betonung bald philologischer, bald pädagogischer Interessen: so entstanden die germanistische, die sich bald durch den Zutritt der Romanisten erweiterte, die archäologische, die mathematisch-naturwissenschaftliche, die kritisch-exegetische oder besser philologische, die neusprachliche, lieber neuphilologische. Endlich trieb vor zwei Jahren die Versammlung in Gießen ein neues Schöfs in einer achten Sektion, der historischen; doch ist es wieder abgedorrt. Besonders unsere kleine Versammlung wird sich darüber trösten; aber überhaupt scheint die große Zersplitterung nicht vom Guten zu sein, und mit Recht ist das Nebeneinander der vielen Sektionsverhandlungen öfter beklagt oder getadelt worden. Es ist nicht zu wünschen, daß diese Versammlungen auch noch das Abbild seien der auseinander strebenden Richtungen am Gymnasium und der von den einzelnen Fächern gleichzeitig erhobenen Ansprüche, andererseits der die Einheit der Philologie bedrohenden Sonderbetreibung der Spezialdisziplinen. Im Gegenteil je größer die Gefahr, daß der Unterricht sich zersplittert und die Konzentration desselben verloren geht, je vielseitiger und reicher das Leben und Treiben, das Forschen und Finden in der Wissenschaft sich gestaltet, desto mehr ist es notwendig, daß diese Versammlungen die Einheit und Einheitlichkeit wahren und in ihrem Verlaufe zum Ausdruck bringen, daß gerade die Schulmänner Gelegenheit haben von der Darlegung neuerer Methoden oder Gesichtspunkte in den von ihnen nicht gelehrtten Fächern Kenntnis zu nehmen.

Es wird um so notwendiger dieser Zerspitterung vorzubeugen, als sie den Gedanken, welche die Stifter der Vereinigung geleitet haben, nicht entspricht und auch die Zahl der Träger der Tradition der Versammlungen immer kleiner wird. So ist seit der Versammlung in Gießen ein Mann aus dem Leben geschieden, der von der 7. in Dresden 1844 gehaltenen Versammlung an nur von wenigen Philologentagen ferngeblieben ist, freilich schon von der letzten durch die Gebrechen des hohen Alters ferngehalten worden war, Geheimrat Fried. Aug. Eckstein, Rektor der Thomasschule in Leipzig. Es war beabsichtigt, daß Sie, Meine Herren, heute eine Gedächtnisrede auf den hochverehrten Schulmann, den ständigen Berater dieser Versammlungen hören sollten; aber verschiedene Umstände machten es unmöglich, daß in dieser Form der Pflicht der Pietät genügt wurde. Der nächsten Versammlung wird aber hiermit die Erfüllung derselben überbunden; auf deutschem Boden zumal, der Heimstätte seines Wirkens, wird die Würdigung seiner Verdienste noch besser am Platze sein. Ich kann aber nicht umhin zu versuchen mit einigen Strichen nach flüchtiger Bekanntschaft den eigenartigen Mann zu zeichnen, daß auch diejenigen, welche ihn nicht gekannt haben, ihn vermissen mögen. Welcher Besucher der Philologenkongresse kann sich den Verlauf eines solchen ohne Eckstein denken? Nicht daß er das große Wort geführt hätte, aber mit einem schneidigen und entscheidenden Wort war er immer da; der aufmerksame und dankbare Zuhörer der Vorträge, war er der allezeit schlagfertige Kämpfe in der Debatte; sein eigentliches Feld war die pädagogische Sektion, in der er manchen Thesensteller in die Enge trieb, andere herausieh; nicht mit den Waffen der Theorie focht er, sondern mit den in der Werkstätte der Erfahrung gestählten und in der Praxis des Schullebens erprobten; die Hiebe sausten nicht, aber sie safsen; sein Votum entwaffnete den Gegner wohl auf einen Schlag, dieser wufste selbst nicht wie, und mußte wohl oder übel mit einstimmen in das helle Lachen der Versammlung. Und mit welchem Behagen war der Leipziger Rektor immer dabei bei

der Tafel, bei den Festfahrten, beim Kommers; wie genofs er den erfrischenden Einfluß des geselligen Verkehrs mit lange nicht mehr gesehenen Studiengenossen, ehemaligen Schülern, mit neuen Bekannten der jungen Generation, mit Unbekannten, deren Scheu er durch ein joviales Wort verscheuchte; wie erfrischte er selbst alt und jung durch seinen köstlichen Humor und sein witzsprudelndes Wesen! Er äußerte auch (s. Verh. der Vers. in Halle p. 23): 'die kleinen conventicula, selbst die heiteren Kneipereien haben der Wissenschaft und der Schule oft mehr Gewinn getragen als die gelehrtesten Vorträge, die eingehendste Diskussion'. Wir vermissen Eckstein um so mehr, als er sicher, hätte er die Züricher Versammlung erlebt, an derselben nicht gefehlt haben würde, und sicher wäre er grimmig auf seine Landsleute, daß sie so wenig zahlreich sich eingestellt. Er war es, der bei uns Zürichern, wenn er uns auf der einen und andern Versammlung sah, anpochte und fragte, ob wir denn nicht einmal Gegenrecht üben und die Versammlung bei uns aufnehmen wollen. Eckstein pflegte die Schweiz — erschrecken Sie nicht, meine werten Philologen und Schulmänner aus dem schweizerischen Vaterlande! — zu Deutschland zu rechnen, und zwar schon längst vor 1870, vor 1866: d. h. er begrenzte das Gebiet deutscher Forschung und der vom deutschen Geist getragenen Schule so wenig mit der Mainlinie als mit der Rheinlinie, sondern rechnete es, soweit die deutsche Zunge klingt, soweit die deutsche Kultur herrscht. Und in diesem Sinne sind gewiss wir Deutsch-Schweizer auch deutsche Philologen und Schulmänner, und hat Zürich, so gut wie vor 40 Jahren Basel, das Anrecht die deutschen Berufs- und Fachgenossen zu begrüßen, um so mehr als in den etwas mehr als 50 Jahren, da unsere Hochschule und Gymnasium bestehen, so viele Deutsche hier deutsche Wissenschaft gelehrt, deutsche Forschung eingebürgert haben. Manche fanden hier an den Ufern des blauen Sees eine neue Heimat; andere rissen sich schweren Herzens von der Stätte ihres länger oder kürzer dauernden Wirkens wieder los; das Einrücken frischer Kräfte brachte neues Leben, neue Ziele.

An welch gefeierte Namen darf ich Sie, Meine Herren, erinnern! Vor allem nenne ich wieder Hermann Köchly, dessen begeisterten und begeisterndem Wort gelauscht, dessen Anleitung zur Forschung und zum Lehramt genossen zu haben, viele der Anwesenden mit dem Sprechenden sich glücklich schätzen. Wahrlich, wenn nicht vor einigen Jahren in Karlsruhe das Andenken Köchlys durch eine Gedächtnisrede gefeiert worden wäre, zum Dank für das, was er dem badischen Lande geleistet, so müßte es jetzt und hier geschehen; denn die 14 Jahre auch seines hiesigen Wirkens waren gesegnet. Andere unter uns rühmen sich die Schüler Konrad Bursians zu sein, und weihen ihm dankbares Gedenken über das Grab hinaus. Litt es Otto Benndorf nur kurze Zeit hier, so schenkte uns dagegen Karl Dilthey der Jahre sieben gedeihlichsten Wirkens; ihm ist Hugo Blümner gefolgt, der bereits ein volles Dezennium unter uns weilt. Als Germanisten nenne ich Ihnen Ludwig Ettmüller, als Romanisten Gustav Gröber, als Orientalisten Ferdinand Hitzig und Eberhard Schrader. Wie sollte ich ferner des Philosophen Friedrich Theodor Vischer nicht gedenken, den wir kaum zum 80. Geburtstage beglückwünscht haben, um nun am eben geschlossenen Grabe seinen Hingang zu betrauern? In noch engerer Beziehung zur Philologie standen durch Ihre Wirksamkeit die Historiker Adolf Schmidt und Max Büdinger. Die stattliche Reihe stolzer Namen, die uns ihr Bestes gegeben, schliesse ich mit Theodor Mommsen, der, während er hier 1852—54 Römisches Recht lehrte, mit den Studien zu seiner Römischen Ge-



schichte beschäftigt war, deren zweiter Band er hernach den Züricher Genossen Ferd. Hitzig und dem Physiologen Ludwig widmete, und der, ehe er von hier schied, der Schweiz als wertvolles Andenken die 'Inscriptiones confoederationis helveticae latinae' zurückliefs. — Aber ist es etwa ein anderes Specificum von Philologie, welches die Schweizer Kollegen dieser von Deutschland hergekommenen akademischen Lehrer in fruchtbringendstem Wettstreit vertreten haben, oder giebt es heutzutage, wo einheimische Kräfte in gröfserer Zahl die Lehrstühle einnehmen als früher, eher eine schweizerische Philologie? Sicherlich nein, wenn die Frage so gestellt wird. Das aber ist sicher, dafs für gewisse Zweige der sprachlichen wie der historischen Forschung der Schweizer Boden besondere Vorteile bietet; dafs auf demselben sich zur Erkenntnis republikanisch-demokratischen Staats- und Volkslebens ebenso wie zum Verständnis dialektischer Erscheinungen dankbare Perspektiven gewinnen lassen, haben gerade die hervorragendsten deutschen Forscher am dankbarsten bestätigt.

Indessen, wenn es keinen spezifischen Unterschied zwischen deutscher und schweizerischer Philologie giebt, wie verhält es sich mit der humanistischen Schule in der Schweiz? Kann man von einem schweizerischen Gymnasium reden? In dem Sinne gar vollends nicht, dafs es einheitlich organisiert wäre; bekanntlich giebt es so viele Lehrpläne in den Kantonen herum als Gymnasien. Aber in dem Sinne vielleicht doch, dafs gewisse Grundzüge ihnen allen gemeinsam sind: das Gymnasium schliesst an die allgemeine obligatorische Volksschule an und ist keine Standesschule; der Unterricht in den alten Sprachen setzt später ein; das Gymnasium ist nicht die ausschliessliche verbindliche Vorbereitungsanstalt für das akademische Studium. Darauf dafs an den meisten Gymnasien das Griechische nur fakultatives Unterrichtsfach ist, will ich in diesem Zusammenhang kein Gewicht legen, da der thatsächliche Zustand darauf hinausläuft, dafs dieselbe Anstalt in einem Rahmen das humanistische und das Realgymnasium enthält. Praktische Gesichtspunkte sind es, die den Ausschlag geben, dafs da oder dort die klassischen Sprachen mehr zurückgedrängt sind, die Naturwissenschaften inklusive Chemie mehr Raum in Anspruch nehmen. Aber eine spezifisch schweizerische Idee vermag ich in dem schweizerischen Gymnasium nicht zu erkennen; eine nationale Gymnasialpädagogik kann ich nicht finden.

Es ist wohl, Meine Herren, eigentlich überflüssig, aber um Missverständnissen und Missdeutungen die Spitze abubrechen, nicht unnötig beizufügen, dafs selbstverständlich das schweizerische Gymnasium, wie jede Schule hüben und drüben, die ihr anvertraute Jugend zu sittlich tüchtigen Bürgern des eigenen Landes erziehen will; dafs der schweizerische Gymnasiallehrer in der Wahrnehmung und Erfüllung dieser Aufgabe das höchste Ziel und die grösste Befriedigung ersieht, wie sehr die innern Einrichtungen verschieden sind, dort die Klosterschule, hier die interkonfessionelle Laienanstalt, da das geschlossene Litterargymnasium, anderswo das Realgymnasium mit mehr geduldetem als gewünschtem Griechisch. Abgesehen davon ist im Grunde genommen das Gymnasium in der deutschen Schweiz, mag es eine uralte Lateinschule ersetzt haben oder in diesem Jahrhundert neu ins Leben gerufen worden sein, das deutsche Gymnasium, und dieses Verhältnis ist überaus wertvoll und keinesfalls preiszugeben. Das Kulturgebiet, auf welches die deutschsprechende Schweiz, nach dem Sprach- und Volksstamm, dem sie angehört, angewiesen ist, ist Deutschland, und darum sind gerade von dieser Seite her zur Zeit der Regeneration der Schweiz

die Bestrebungen für Hebung des höhern Schulwesens befruchtet worden; durch die aufopfernde Thätigkeit aufgeklärter Männer des eigenen Landes, der besten Patrioten, wurden entgegen dem Widerstande der am Althergebrachten hängenden Partei die Keime entwickelt und zur Reife gebracht; auf dem neueröffneten Felde arbeiteten um die Wette einheimische Kräfte und Männer aus den deutschen Landen, die entweder aus freien Stücken Arbeit für ihre Talente suchten — ich nenne Ihnen Hermann Sauppe, den wir zwar leider heute nicht unter uns haben, aber vor einigen Wochen in voller Frische bei uns sahen —, oder welche in unserm Lande Zuflucht vor Verfolgung wegen politischer Gesinnung fanden. In Zürich waltete schöpferisch ein Mann, den wir mit besonderem Stolz den unsern nennen, Joh. Kaspar Orelli, ein Philolog und Schulmann von Gottes Gnaden und zu des Volkes Frommen, seit dessen Geburt den 13. Februar 1787 nunmehr 100 Jahre vergangen sind. Soweit ich sehe, hat Orelli nie einer Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner beigewohnt, ja seinen Namen finde ich nirgends erwähnt; aber auf Grund dessen, wie er Philologie getrieben und was er insbesondere in Zürich der humanistischen Schule geleistet hat, trafen sich seine Bestrebungen mit denjenigen der deutschen Männer, welche den Verein gestiftet haben: die Wissenschaft nicht ausschliesslich für die Gelehrten, sondern das Wertvollste davon verwertet für diejenige Anstalt, 'welche die allseitige und harmonische Ausbildung zur Menschheit bezweckt und die gemeinsame Vorschule für diejenigen ist, welche einzelnen wissenschaftlichen Berufsarten sich widmen.' Aber auch die allgemeine Volksbildung und die Volksschule lag seinen pädagogischen Interessen nicht ferner als Gymnasium und Universität, die humaniora und die Philologie. In einer andern Beziehung darf ich zwar den Lokalpatriotismus gerade in dieser Versammlung nicht zu weit treiben, und dies wäre der Fall, wollte ich Orelli den philologischen Koryphäen Deutschlands an die Seite stellen; aber eines mag ich nicht zurückhalten: war auch seine kritische Manier noch in früher gültigen Anschauungen befangen, von einem Auswuchs der neuen Methode war sie sicherlich frei, bei Herausgabe der Schriftsteller die Musterung des Textes auf Grundlage maßgebender Handschriften so zur Hauptsache zu machen, daß die durch die Unmöglichkeit sinn- und sachgemäßer Auslegung geforderte Verbesserung zu kurz kommt; wie manchen Schritt hat schon die Kritik in diesem Sinne zurückmachen müssen, um die Lösung der Aufgaben von vorne anzufangen.

Wenn ich sage, das Gymnasium in der deutschen Schweiz sei in seinem Kerne das deutsche, so finde ich auch im Felde der Unterrichtsmethode keine grundsätzlichen Verschiedenheiten; es berührt m. E. das Wesen des Gymnasiums nicht, daß in der Schweiz der lateinische Aufsatz abgeschafft ist, eine so große Ketzerei das in vieler Augen sein mag und z. B. vor Eckstein gewesen ist. Die Lehrbücher aus der Schweiz und aus Deutschland, von deutschen und schweizerischen Verfassern haben gegenseitig Kurs, wenn auch selbstverständlich die Schweiz, wie auf andern Gebieten, mehr empfängt als ausgiebt; an der Verbesserung der Methoden beteiligen sich schriftstellerisch und werden diesseits und jenseits des Rheins gehört ohne Unterschied Deutsche und Schweizer, denn auch die pädagogische Diskussion und Polemik kennt die Landesgrenze nicht. Es bekämpfen sich die uralten Gegensätze zwischen Humanismus und Realismus; da und dort haben wir die Gegner des Gymnasiums, bei uns zwar noch die Spezies derjenigen, welche den Ununterrichteten einreden möchten, das Gymnasium sei eine fremdländische Einrichtung und entspreche unserm Volksgeiste nicht; aber indem ihnen die eigenen Gedanken und

Gründe ausgehen, beziehen sie dieselben in eigentümlicher Folgerichtigkeit des Denkens, über alle Angriffe gegen gymnasiale Einrichtungen Buch führend, aus dem Auslande, natürlich zuerst aus dem gemeinsamen Kulturgebiete Deutschland, aber wenns gerade dient, auch aus Frankreich oder Rußland, ohne zu wissen oder dergleichen zu thun, daß dort die Beschwerden auf Zustände sich beziehen, welche mit dem staatlichen Bildungswesen zusammenhängen, hier Schulzustände und Unterrichtswesen himmelweit verschieden von den deutschen und deutschschweizerischen sind. Lasse man die Versuche auf künstlichem Wege das echte deutsche Gymnasium, wie es auf schweizerischem Boden in vielen Beziehungen eigenartig, den verschiedenen lokalen Bedürfnissen entsprechend, sich gestaltet hat, in angeblich nationalem Sinne umzumodeln. So gut auf allen andern Gebieten die Schweiz Schritt halten muß, nur um mit den sie umgebenden großen Staaten konkurrenzfähig zu bleiben, so ist gar ein einzelner Kanton viel zu klein, um seine humanistische Mittelschule nach Utopien einrichten zu dürfen. So wird ihr das Wesen gewahrt bleiben müssen, wie es ihr in der besten Zeit des politischen Aufschwungs gegeben worden. Nehmen wir nicht unbedacht der bisher ausgegebenen Gymnasialbildung durch Verschlechterung der Legierung oder gar durch Bevorzugung des Nickels an Stelle des Silbers den Kurswert; so abgegriffen die jetzige Münze sein mag, welche wir für unsere studierende Jugend schlagen und ihr mit auf den Weg geben; sie ist echt und öffnet die Welt demjenigen, der sich gehörig damit versehen hat.

Zürich und die deutschsprechende Schweiz sind immerdar gewesen ein Bestandteil des deutschen Kulturgebiets; möge sie, indem deutsche Wissenschaft und das Wesen der deutschen Schule daselbst gepflegt wird, deutscher Kulturboden bleiben, so wahr ihr die staatliche Selbständigkeit und die Freiheit gewahrt bleibe, so wahr das deutsche Reich eine unerschütterliche Schutzwehr für den Frieden der Völker bilde; dann werden früher oder später in demselben Sinn und mit demselben Rechte deutsche Philologen und Schulmänner auf Schweizerboden als auf ihrem eigenen Boden sich versammeln.

Ehe wir zu den Aufgaben der diesjährigen Versammlung und des heutigen Tages übergehen, lade ich Sie ein, pietätvoller Sitte gemäß der Männer der philologischen Wissenschaft und Schule zu gedenken, welche seit der letzten Versammlung der Tod aus ihrem Arbeitsfelde und aus dem Kreise der Genossen abgerufen hat. Es ist ihrer eine außerordentlich große Zahl; schwere Verluste haben wir zu beklagen; wenn ich nur die hervorragendsten Namen namhaft mache, so dauert in der dankbaren Erinnerung engerer Kreise dennoch das Verdienst auch der jetzt nicht genannten ungeschwächt fort:

#### Vertreter der klassischen Philologie und Schulmänner.

Julius Caesar (Marburg).  
Friedr. Aug. Eckstein (Leipzig).  
Franz Volkmar Fritzsche (Rostock).  
Albert Fulda (Sangerhausen).  
Herm. Genthe (Hamburg).  
Herm. Goell (Schleiz).  
Gust. Hinrichs (Berlin).  
Henri Jordan (Königsberg).  
Bernh. Jülg (Innsbruck).

Ernst v. Leutsch (Göttingen).  
Joh. Nicol. Madvig (Kopenhagen).  
Gottlieb Roeper (Danzig).  
Karl Schaper (Berlin).  
Joh. Sörgel (Erlangen).  
Will. Hepworth Thompson (Cambridge).  
Herm. Weissenborn (Erfurt).

#### Sprachvergleichender und Orientalisten.

A. Pfizmaier (Wien).  
Aug. Friedr. Pott (Halle).  
Aug. Stenzler (Breslau).

Germanisten, Romanisten, Litterar-  
historiker.

Friedr. Mahn (Berlin).  
E. Rambert (Lausanne).  
Wilh. Scherer (Berlin).  
Trautwein v. Belle (Berlin).  
Heinr. Viehoff (Trier).  
Jul. Zacher (Halle).

Archäologen.

Samuel Birch (London).  
Conte Gozzadini (Bologna).  
Oliv. Rayet (Paris).  
Ludolph Stephani (Petersburg).

Epigraphiker.

Ernst Desjardins (Paris).  
Wilh. Henzen (Rom).

Historiker.

Max Duncker (Berlin).  
Alfr. v. Gutschmid (Tübingen).  
Wilh. Junkmann (Breslau).  
Herm. Luchs (Breslau).  
Leop. v. Ranke (Berlin).  
Alfr. v. Reumont (Aachen).  
Joh. Scherr (Zürich).  
Adolf Schmidt (Jena).  
Georg Waitz (Göttingen).

Übersetzer.

Johannes Minckwitz (Leipzig).  
Karl Wilh. Osterwald (Mühlhausen i. Thür.).

Endlich trifft mit der Eröffnung dieser Versammlung die erschütternde Trauerkunde zusammen von dem Hinscheiden des Besitzers der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin, Hans Reimer, des verständnisvollen, rührigen, unternehmenden Verlegers und Förderers der Wissenschaft, des aufrichtigen teilnehmenden Freundes.

Präsident: Ich gebe das Wort dem Vertreter des Hohen Regierungsrates des Kantons Zürich, Herrn Dr. J. Stöfssel:

Regierungsrat Dr. Stöfssel:

Hochgeehrte Anwesende! Im Namen und Auftrag des Zürcherischen Regierungsrates entbiete ich der 39. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner herzlichen Gruß und Willkommen!

Sie erweisen der Schweiz zum zweitenmal die Ehre, auf ihrem Boden sich zu versammeln, und ich danke Ihnen vor allem verbindlichst dafür, daß Sie Zürich zum Kongressorte für dies Mal erwählt haben. Ich hoffe, Sie haben damit keinen Fehlgriff gethan. An wissenschaftlichem Leben fehlt es in Zürich nicht; neben den kantonalen Unterrichtsanstalten haben wir hier ja auch den Sitz der eidgenössischen polytechnischen Schule, und ich darf wohl, was den Kanton betrifft, darauf hinweisen, daß derselbe alljährlich aus staatlichen Mitteln für die Zwecke der Wissenschaft und des Unterrichts nahezu zwei Millionen ausgiebt, wovon ungefähr ein Drittel für die Mittelschulen und die Universität Verwendung finden. Diese Thatfachen beweisen wohl einigermaßen, daß wir uns bemühen, der Wissenschaft und dem Unterrichte im Kanton Zürich freundliche Stätten zu bereiten. Dem großen deutschen Sprach- und Kulturgebiete zollen wir jederzeit wärmsten Dank für die vielen Gaben und Anregungen, die wir aus demselben empfangen sowie für die ausgezeichneten Lehrkräfte, die dasselbe uns schon oft geboten hat. Gelegentlich suchen wir wohl auch etwas zu geben; wir haben auch in der Schweiz einige alte Stätten der Bildung und der Gelehrsamkeit, und neben den ältern und neuern Gelehrten darf ich wohl darauf hinweisen, daß wir zur Zeit in Zürich zwei Männer die unsrigen nennen, welche auch in Deutschland zu den ersten Dichtern und Schriftstellern der deutschen Zunge gerechnet werden; Sie wissen alle, daß ich hiermit Gottfried Keller und Ferdinand Meyer meine. Glücklicherweise giebt es auf geistigem Gebiete keine Grenzpfähle und



keine Schutzzölle. Mögen auch die politischen und ökonomischen Scheidewände hie und da Hemmnisse bieten: die Macht der Ideen überflutet sie doch zuletzt, und die Gemeinsamkeit der höhern Kulturinteressen gelangt zur Geltung, zum Siege. Wissenschaft und Unterricht sind nicht allein Erzeugnis der höhern Kultur; sie sind gewiss auch die wesentlichsten Förderungsmittel derselben.

Hochgeehrte Herren! Sie werden in den nächsten Tagen sich der Arbeit widmen im Interesse der Wissenschaft und des Unterrichts, und ich wünsche Ihnen den besten Erfolg. Sie werden auch die Freundschaft pflegen, alte Freundschaften erneuern und neue begründen im Interesse der Pflege der Wissenschaft. Ich wünsche aber im weitern, daß, wenn Sie morgen auf dem Zürichsee die Fahrt nach der herrlichen Insel Ufenau machen, jener Insel, auf der ein mutiger deutscher Kämpfer sein Asyl und seinen Aufenthaltsort gefunden, daß Ihnen vergönnt sein möge, die Gelände des Zürichsees mit seinen lieblichen Ufern im vollen Glanze der Herbstsonne zu erblicken; Sie werden, wie ich hoffe, weiter von den Höhen des Uto auch die Majestät des Hochgebirges im vollen Glanze zu betrachten Gelegenheit haben. Meine Herren, ich wünsche, daß in jeder Beziehung Ihr Aufenthalt in Zürich für Sie ein recht angenehmer sein möge. (Lebhafter Beifall.)

Präsident: Indem ich die Begrüßungsworte des Herrn Regierungsrat Dr. Stössel gebührend verdanke, lade ich Sie ein, zu den Formalitäten der Konstituierung zu schreiten. In erster Linie ist eine konstitutionelle Frage zu erledigen. Nachdem Herr Prof. Dr. Arnold Hug genötigt war das Präsidium niederzulegen, war der zweite in Gießen ernannte Präsident zunächst in der Lage die Geschäfte allein führen zu müssen, und, indem er sich erkundigte, wie sich das konstitutionell verhalte, wurde auf Präcedenzfälle hingewiesen, daß auch schon bloß Ein Präsident gewählt worden sei mit dem Rechte der Kooptation. So wurde nun Herr Prof. Dr. Blümner von mir gebeten, und derselbe erklärte sich bereit, in das Präsidium zu treten. Indem ich Ihnen denselben als Kollegen im Präsidium in aller Form vorzustellen die Ehre habe, weiß ich mich Ihrer allseitigen Zustimmung sicher.

Wir gehen über zur Ernennung der Sekretäre. Es sind vorgeschlagen die Herren Dr. Walder (Zürich), Gymnasiallehrer Pfeiffer (Winterthur), Rektor Dr. Weizsäcker (Calw) und Dr. Sittl (München).

Wenn keine andern Vorschläge gemacht werden, bitte ich die Herren die Wahl anzunehmen und hierher zu kommen.

Auf der Traktandenliste für heute steht der Vortrag des Herrn Dr. Hunziker; ich erteile ihm das Wort.

Dr. Hunziker (Küsnach-Zürich):

### **Zu Pestalozzis Jugendentwicklung.**

Der Gedanke, der dem nachfolgenden Vortrage die Aufnahme auf Ihre Traktandenliste verschafft hat, war: Ihre Versammlung in Zürich als in der Geburtsstadt Pestalozzis zu begrüßen, und damit bot sich auch von selbst das Thema dar: es galt Ihnen die Periode der Entwicklung Pestalozzis vorzuführen, in der die Einwirkung seiner Vaterstadt sich widerspiegelt, die Jugendentwicklung Pestalozzis.

Sie werden mich wohl entschuldigen, wenn ich ohne Umschweife mich unmittelbar dem Gegenstande selbst zuwende. Nur eine Bemerkung sei mir vorausszuschicken

gestattet. Wenn der Vortrag da und dort etwas bietet, was nicht durch die gewöhnliche Pestalozzilitteratur schon bekannt ist, so rührt dies daher, daß die Notizen, die sich in dem Buche der Frau Zehnder-Stadlin<sup>1)</sup> über Pestalozzi und seine Zeit finden, sowie die biographischen Angaben, die Seminardirektor Henning<sup>2)</sup> überliefert hat, in die Skizze verwoben worden sind. Epochemachende eigene Forschungen enthält diese letztere nicht und will auch nicht dafür angesehen sein. Daß namentlich die Arbeiten Morfs<sup>3)</sup> in ihr zu ausgiebiger Verwendung kommen, liegt in der Natur der Sache.

\* \* \*

Heinrich Pestalozzi ist, wie Sie wissen, geboren in Zürich den 12. Januar 1746 und nach damaliger Sitte noch selbigen Tags auf den Namen 'Johann Heinrich' im Großmünster getauft worden.

Die Wiege seiner Ahnen stand auf italienischem Boden. Die Pestalozzi stammen aus Chiavenna, in demjenigen Teile Oberitaliens, der zur Zeit der Reformation bündnerisches Unterthanenland wurde. Von dorthier kam um die Mitte des 16. Jahrhunderts Antonio Pestalozzi zu seiner Ausbildung in das Haus des nachmaligen Bürgermeisters Bernhard von Cham nach Zürich und erwarb 1567 das zürcherische Bürgerrecht. Von diesem Antonio Pestalozzi entstammt die zürcherische Familie Pestalozzi.

Der Zweig derselben, dem unser Johann Heinrich angehörte, hat weder durch Reichtum noch durch geistige Bedeutung das aristokratische Gepräge der Ahnen aufrecht erhalten. Der Großvater war ein ehrsamer Landpfarrer, der es unter seinen Amtsbrüdern zum Dekanat brachte; was von ihm an Schriften erhalten ist,<sup>4)</sup> läßt nicht auf einen hervorragenden Geist schließen. Er war zu Lebzeiten seines Enkels Pfarrer in Höngg und ist 1769 gestorben.

Sein einziger Sohn, Johann Baptist, war Wundarzt. Die Erzählung, er sei ein berühmter Augenarzt gewesen, scheint spätere Zuthat. Er verheiratete sich mit einer Tochter vom Lande, Susanna Hotz von Wädenswil, einer nahen Verwandten des Dr. Hotz von Richterswil, der einen bedeutenden Ruf als Arzt besaß und des nachmaligen Generals Hotze, der 1799 bei Schännis fiel. Als Johann Baptist 1751, erst 33 Jahre alt, starb, hinterließ er seine Familie in sehr dürftigen Verhältnissen.

Pestalozzi selbst hat wenig Charakteristisches von diesen seinen Verwandten in seinen Schriften berichtet. Er rühmt die patriarchalisch treue Pflichterfüllung seines Großvaters als Pfarrer in Höngg; seine Mutter nennt er schlicht und einfach 'die beste Mutter'. Vom Vater erzählt er: 'Er hatte die feste Aufmerksamkeit auf Geld und Geldwert nicht, deren Dasein das Fundament der bürgerlichen Betriebsamkeit und dadurch

---

1) Pestalozzi; Idee und Macht der menschlichen Entwicklung. Bearbeitet von Josephine Zehnder, geb. Stadlin. I. Band. Gotha Thienemann 1875. (Das Werk ist nur mit diesem 1. Band in den Druck gekommen.)

2) Seminardirektor W. M. Henning (1788—1868) war einer der preussischen Eleven, die 1809—1812 bei Pestalozzi in Iferten weilten. Seine 'Mitteilungen über Heinrich Pestalozzis Eigentümlichkeiten, Leben und Erziehungsanstalten', die er 1816—1817 im 'Schulrat an der Oder' veröffentlichte, gehen wohl größtenteils neben Pestalozzi auf Niederer zurück, der von Pestalozzi s. Z. zu seinem Biographen bestimmt war und seit 1805 Material gesammelt hatte. Die für Pestalozzis Biographie wesentlichen darbietenden Äußerungen sind abgedruckt in 'Pestalozzi-Blätter', herausgegeben von der Kommission für das Pestalozzi-Stübchen in Zürich, 6. Jahrgang 1885.

3) H. Morf, a. Seminardirektor und gegenwärtig Waisenvater in Winterthur. Hauptwerk: Zur Biographie Pestalozzis I. Teil 1868. II. u. III. Teil 1885. Winterthur, S. Bleuler-Hausheer.

4) Ein Brief desselben findet sich bei Zehnder-Stadlin S. 645.

des bürgerlichen Glückes ist. Er liebte seinen Beruf, aber auch das Fischen und Jagen als Jäger und Fischer; ich weiß wenig von ihm; er starb in meinem 5. Jahr.<sup>1)</sup> Mit um so mehr Behagen verweilt er bei dem Bild eines andern Gliedes der frühern Generation, des Chorherrn Joh. Baptist Ott, des Vaters der Frau Pfarrer Pestalozzi in Höngg. Dieser Chorherr Ott, der wenige Jahre vor Pestalozzis Geburt gestorben ist, war Pfarrer in Zollikon, dann Diakon am Grossmünster, ein sehr gelehrter Mann, Kommentator des Josephus, dabei ein witziger Kopf, von dessen Lebensschicksalen und Aussprüchen sich eine Reihe Anekdoten in der Familie forterhalten haben. Pestalozzi sagt geradezu: 'Merkwürdig ist mir, daß eine Menge dieser Anekdoten eine ganz auffallende Ähnlichkeit seines Charakters und seiner Eigenheiten mit den meinigen zeigen. Gutmütig und leichtsinnig wie ich, war er in wirtschaftlichen Angelegenheiten ebenso ungewandt und ebenso nachlässig, aber da er nicht wie ich außer das Gleis des gewohnten bürgerlichen Lebens heraustrat, sondern wie andere seinesgleichen die gewohnte Laufbahn von den Professorenstellen bis zur Chorherrenstelle ordentlich mitmachte, waren die Folgen seiner diesfälligen Schwäche nie so grell auffallend und drückend, wie es bei mir der Fall war.'<sup>2)</sup>

Nachdem ich Ihnen so die Persönlichkeiten vorgestellt, die leiblich und geistig Pestalozzis Wiege umstanden, kehren wir zu diesem selbst zurück.

\* \* \*

Trotz der vielfachen biographischen Mitteilungen Pestalozzis über sich selbst und anderer über ihn giebt es eine Reihe Detailpunkte, über die absolut keine Gewißheit besteht. Das ist beispielsweise der Fall in Bezug auf Pestalozzis Geburtshaus. Es spricht durchaus nichts gegen die Tradition, daß dies das 'Schwarze Horn' am Rüdenplatz gewesen, aber irgend welche Dokumente dafür haben sich ebenso wenig ausfindig machen lassen; am wahrscheinlichsten ist es, daß Pestalozzi im Hinterhaus des 'Schwarzen Horns' geboren ist; sicher, daß es nicht seinen Eltern gehörte.<sup>3)</sup>

Wir sahen bereits, daß Pestalozzis Vater früh starb und seine Familie, Frau und vier Kinder, von denen ein Töchterchen bald nachher dem Vater nachfolgte, in bedrängten Verhältnissen hinterließ. Eine Magd, das 'Babeli', von dem sterbenden Vater darum gebeten, half der Witwe sich und ihre Kinder ehrlich aber ärmlich durchbringen und damit wohl die Auflösung der Familie und die Unterbringung der Kinder im Waisenhaus verhüten. Sie und die Mutter leiteten seine erste Erziehung. Er war von der Wiege an zart und schwächlich; diese Frauenerziehung war freilich nicht geeignet, dem Weichlichen und Träumerischen, das leicht aus solcher Schwächlichkeit hervorgeht, ein Gegengewicht zu bieten. Wie Pestalozzi nun bei Mutter und Babeli 'als ein Weiber- und Mutterkind aufwuchs, wie nicht bald eines in allen Rücksichten ein größeres sein konnte,' das hat Pestalozzi als achtzigjähriger Greis in einer Ihnen allen bekannten Weise geschildert. Aber auch schon aus weit früherer Zeit finden sich bei ihm solche Reminiscenzen. 'Es hätte,' sagt Pestalozzi in Lienhard und Gertrud von Pfarrer Ernst, 'es hätte alles aus ihm werden können, wenn er in seiner Jugend die Menschen von Angesicht zu Angesicht ge-

1) Zehnder-Stadlin, S. XI.

2) Pestalozzis Schwanengesang, Seyffarth, P. sämtliche Werke XIV 192, wo sich eine Reihe Einzelzüge aus dem Leben Otts erzählt vorfinden.

3) Korrespondenzblatt des Archivs der schweiz. permanenten Schulausstellung in Zürich, 2. Jahrg. 1879, S. 20.

sehen wie aus den Büchern. Aber er sah nur seine Mutter und seine Magd, die himmels-treu war, aber den Buben einsperrte, damit er der armen Mutter wenig Geld koste.<sup>1)</sup>

Doch auf der andern Seite that das Babeli dann auch an dem Knaben, was sie konnte. Um das dem sterbenden Vater gegebene Versprechen, die Witwe nicht zu verlassen, durchzuführen, schlug sie eine vorteilhafte Heirat aus. 'Sie besorgte die Kinder nicht nur in körperlicher Hinsicht, sondern suchte auch ihren Geist anzuregen, indem sie sie auf nahe Gegenstände besonders in der Natur aufmerksam machte und so ist,' sagt Henning, 'das, was Pestalozzi in seinen Schriften von diesem Geschäft der Mutter sagt, wie sie nämlich ihrem Kinde die Pflanzen, die Tiere, den Himmel zeigen soll, im Grunde eine Geschichte der Eindrücke seiner frühern Jahre.'<sup>2)</sup>

Der Einseitigkeit dieser Hauserziehung gab nun der Eintritt in die Schule das Gegengewicht. Pestalozzi hat die Schulen seiner Vaterstadt ohne Zweifel in voller Regelmäßigkeit durchlaufen. Zuerst kamen in damaliger Zeit die Elementarschulen, 'Haus-schulen' genannt, in denen beide Geschlechter neben einander saßen und wo die Künste des Lesens und Schreibens betrieben wurden. Während dann für die Mädchen wenig mehr gesorgt wurde, traten die Knaben in die deutsche Schule, in der sie bis zum 8. Jahr blieben. Dann kamen die lateinischen Schulen am Grossmünster und Fraumünster mit 4 Klassen und 7 Schuljahren. Pestalozzi trat zu Ostern 1754 in die Schule beim Fraumünster ein und verblieb in derselben bis zum Herbst 1757, ging dann in die Grossmünsterschule über, kam Ostern 1761 an das Obergymnasium, das collegium humanitatis, und nach dessen zweijährigem Kurse an die damalige hohe Schule Zürichs, das Carolinum, die fast ausschließlich der Ausbildung der Theologen diente. Zwischen Herbst 1765 und Ostern 1766 ist er ausgetreten;<sup>3)</sup> die eigentlich theologischen Kurse hat er nicht mehr durchgemacht, da der Entschluß, Theologe zu werden, andern Lebensplänen den Platz räumte.

Die unteren Schulen des damaligen Zürich waren eben damals recht reformbedürftig. 'Es wurde viel auswendig gelernt und das Lesen, Schreiben und Rechnen mechanisch eingeübt, ohne Lust und Leben. In der Schule sprach ihn nichts an, schien alles ihn nur hemmen und unterdrücken zu wollen. Deswegen machte er auch keine sonderlichen Fortschritte und befriedigte seine Lehrer nicht, die daher auch mit ihm oft unzufrieden waren und seinen Bruder, der sich besser in sie zu finden und ihnen zu Willen zu sein wußte, ihm vorzogen. Pestalozzi fühlte es wohl, daß er seinem Bruder an Geisteskräften überlegen war, und daß ihm Unrecht geschehe, und dieses um so schmerzlicher, da nach der damals noch zu Zürich bestehenden häuslichen Sitte die Kinder bei Tisch in eben der Rangordnung gesetzt wurden, die sie in der Schule hatten. Ferner empörte es ihn, daß der Lehrer oft diejenigen Knaben begünstigte, deren Eltern die meisten Geschenke gaben.'<sup>4)</sup>

---

1) Lienhard und Gertrud, ganz umgearbeitet. 1. Teil. (Zürich u. Leipzig 1790) S. 260; diese Schilderung des Pfarrers Ernst ergibt, wenn man absichtlich eingefügte fremde Bestandteile herauslöst, die älteste Selbstschilderung Pestalozzis.

2) Pestalozzi-Blätter. 6. Jahrg. 1885. S. 63.

3) Obige Angaben sind den Schulkatalogen entnommen, die das zürcherische Staatsarchiv aufbewahrt.

4) Nach Henning, Pestalozzi-Blätter a. a. O. S. 64. Es ist dabei zu bemerken, daß Pestalozzi und sein ein Jahr älterer Bruder zeitweise in der nämlichen Klasse saßen.

‘Der Schulmeister behauptete,’ erzählt bestätigend Pestalozzis Mitschüler, der nachmalige Pfarrer Schinz, ‘es könne und werde aus dem Knaben nie etwas rechtes werden, und alle Mitschüler verlachten und verspotteten ihn wegen seiner unangenehmen Gesichtsbildung, seiner außerordentlichen Nachlässigkeit und Unreinlichkeit.’<sup>1)</sup> Und Pestalozzi selbst berichtet von dieser Zeit: ‘Ich war von Jugend auf der Narr aller Leute; meine Jugendführung gab meiner Lebhaftigkeit in tausendfachen träumerischen Ideen allgemeine Nahrung und liefs mich zugleich in allem, was die Menschen gewöhnliches genießen können und thun, genussleer, ungetübt. Die Buben in der Schule schon schickten mich, wohin sie nicht gern gingen; ich ging, wohin sie nicht gingen, und that, was sie wollten. Selbst beim grossen Erdbeben (vom 9. Dezember 1755),<sup>2)</sup> wo die Präzeptoren den Kindern schier über die Köpfe die Stiege hinabgingen und es keiner wagen wollte, wieder hinaufzugehen, ging ich und brachte ihnen Kappen und Bücher hinunter. Aber ich schickte mich doch nicht zu ihnen und hatte, obschon ich gut lernte, dennoch im gewöhnlichen und täglichen, was vorfiel, ganz und gar nicht die Gewandtheit, die die Fähigeren unter den anderen alle auszeichnete; auch lachten sie mich alle aus und gaben mir allgemein den Namen Heiri Wunderli von Thorlikon. Ich kann es ihnen nicht übel nehmen.’<sup>3)</sup>

Aber er war und blieb nicht blofs der gutmütige ‘Heiri Wunderli von Thorlikon’. Man hatte von ihm früh den Eindruck, dafs er bei all’ seiner Unbehülflichkeit doch immer ‘auf eine gewisse Weise mehr sein wollte, als die anderen. Die Entschlossenheit, die er bei jenem Erdbeben gezeigt, wufste er auch seinen Lehrern gegenüber geltend zu machen. Er hatte einst mit einem unwürdigen und ungerechten Unterlehrer einen Auftritt, wobei der kühne Verteidiger seines schwer verletzten Rechtes zum Erstaunen seiner ganzen Klasse siegte. Im Gefühle seiner Kraft und seines Sieges suchte er nun jedem Unrecht zu wehren.’<sup>4)</sup>

Auch nach einer andern Seite zeigte sich damals schon Pestalozzis Eigentümlichkeit. ‘Mit dem Haß gegen alle Ungerechtigkeit war ein tiefer Zug zu der Jugend und zu der Armut verbunden. Die kleinen Kinder liebte er schon damals mit einer wahrhaft jungfräulichen Liebe, denn die Harmlosigkeit, die Unschuld, kurz die Reize der kindlichen Natur machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Es erfüllte ihn mit bitterm Schmerz, dafs einige sehr liebenswürdige und begabte Kinder vom Lande, die er außerordentlich lieb hatte, aus Armut ihre Schulbildung unterbrechen und zum Bauernstande zurückkehren mußten. Den Armen suchte er schon damals über sein Vermögen zu helfen. Eines Tages, da er aus der Schule kam und einem Armen, der ihn ansprach, kein Geld geben konnte, gab er sein mit Silber beschlagenes neues Testament hin, ohne zu fürchten, dafs die Mutter ihm deshalb Vorwürfe machen würde. Namentlich die Thatsache, dafs, wenn er während der Ferien in Höngg bei seinem Großvater war, er die Verschiedenheit der Auffassungen zu Stadt und Land, mit einander vergleichen konnte, und das Zusammensein von Kindern von den verschiedensten Ständen scheint schon früh ihn veranlaßt zu haben,

1) Pestalozzi-Blätter. 2. Jahrg. 1881. S. 42.

2) Dieses Erdbeben wurde in Zürich stärker verspürt als dasjenige vom 1. November 1755, das Lissabon zerstörte.

3) Die Stelle ist aus Pestalozzis ‘Selbstschilderung’ vom Jahre 1802. Seyffarth XVIII S. 245.

4) Morf, Zur Biographie Pestalozzis. I. Winterthur 1868. S. 73.



die Ansicht von Welt und Leben, welche Reichen und Armen, Herrschenden und Beherrschten, gewöhnlich eigen sind, zu betrachten und kennen zu lernen, und so seine Aufmerksamkeit darauf gewiesen zu haben, welche Gesinnungen, Gefühle und Ansichten die verschiedenen Stände und bürgerlichen Verhältnisse in den Menschen erzeugen.<sup>1)</sup> Auf dieser Basis bildete sich seine kindisch einseitige, aber männlich entschlossene und kraftvolle Vorliebe gegen die Armen und Schwachen im Lande aus, die Pestalozzi selbst als seinen eigentümlichsten Charakterzug schon seit seinen Jünglingsjahren bezeichnet.<sup>2)</sup>

\* \* \*

Diese Züge genügen wohl, um zu zeigen, wie sich Pestalozzis Individualität schon in frühern Jugendjahren unter dem Einfluß der Schule und der Altersgenossen eigne Entwicklungsbahnen gewählt hat.

Ehe wir ihn nun in die höhern Schulen geleiten, und der Vorgänge gedenken, in denen er zuerst, mit seinen Altersgenossen zusammen, in das damalige öffentliche Leben eingegriffen, wird es wohl gut sein, von den Verhältnissen des damaligen Zürich sich einen Begriff zu machen.

Das damalige, von Festungswerken umschlossene Zürich war nach gegenwärtigen Begriffen sehr klein und eng. Von den Ausgemeinden war im 18. Jahrhundert wenig zu sehen; einige zerstreute Landhäuser reicher Züricher, daneben Gruppen von Bauernhäusern, viel Wiesen und Ackerland. Wie zu Lande durch die Festungswerke, war es auch gegen den See hin durch eine Pallisadenreihe abgeschlossen, die etwas näher als die jetzige Quaibrücke die beiden Ufer miteinander verband; in derselben ein Seethor, der 'Grendel', der wie die Landthore abends 9 Uhr geschlossen und morgens 6 Uhr geöffnet werde.

Die Stadt<sup>3)</sup> enthielt wenig eigentlich schöne Häuser von Privaten; dagegen prangten das Rathaus, eine Reihe von Zunfthäusern (Safran, Zimmerleuten, Meise) als Neubauten von Geschmack. Fremde konnten sich über das Bergauf und Bergunter, dem ihre Kutschen in den engen Straßen der Stadt ausgesetzt waren, nicht genug wundern.<sup>4)</sup>

Das ist das alte Zürich in seinem äußern Ansehn. Der Einfachheit der Gebäude entsprach die Einfachheit seines Privatlebens. So bedeutend der Reichtum einzelner Familien war, so war doch das Entfalten von Luxus in den Haushaltungen selten. Der Kleiderpracht wehrten, wie wohl oft vergeblich, die Sittenmandate; mit Kutschen in der Stadt zu fahren war den Bürgern fast ausnahmslos verboten.<sup>5)</sup> In den bürgerlichen Familien aßen Gesellen und Lehrlinge mit der Meisterfamilie, Dienstboten mit der Herrschaft an einem Tisch. In den geringern Bürgerfamilien kam wöchentlich nur zweimal Fleisch auf den Tisch, das der Hausvater selbst in einem Netz oder auf der flachen Hand aus der Fleischbank heimbrachte; gedörrtes Obst wurde selbst in den vornehmern Häusern

---

1) Nach Henning, Pestalozzi-Blätter 1885. S. 65.

2) Eingang von 'Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.'

3) Nachstehende Schilderung ist wesentlich nach G. Finsler, Zürich in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. Zürich 1884.

4) Nach den Bemerkungen des Tagebuchs von Sophie Laroche, Auszug im Feuilleton der N. Z. 1886, 21. Aug. 2. Blatt.

5) Eine Ausnahme erzählt Finsler, a. a. O. S. 229.

Verhandlungen der 89. Philologenversammlung.

bei Abendgesellschaften aufgestellt. Dagegen waren seit dem Anfang des Jahrhunderts auch Thee und Café in Gebrauch gekommen und der Malvasier war bei den Reichen ein beliebtes Getränk. Das Rauchen aus langen weissen thönernen Pfeifen kam so sehr auf, dafs es 1768 auf den Strassen als unstatthaft und gefährlich verboten wurde.

An schönen Abenden safsien die Bürgerfrauen auf den hölzernen und steinernen Bänklein vor den Häusern, dieweil die Männer nach den Leichenbegängnissen um 4 Uhr den Zunfthäusern und dem Schützenhaus sehr zahlreich zusprachen, um bei Pfeife und Wein, wohl auch beim Kartenspiel sich gütlich zu thun. In vornehmen Zirkeln wurde auch sehr hoch gespielt. Um 9 Uhr war Polizeistunde. Um so mehr genofs man dann aufsergewöhnliche Festtage wie das Sechseläuten.

Ging man durchweg früh zu Bette, so stand man auch früh auf. Im Sommer wurde schon um 5 Uhr zu den Frühpredigten geläutet, um 6 Uhr zu den Sitzungen des kleinen und grofsen Rates; im Winter alles nur um 1 Stunde später.

Die religiös-protestantische Färbung der Stadt war im 18. Jahrhundert noch entschieden durchgreifend: aufser dem Sonntag zahlreiche Wochenpredigten; strenge Innehaltung der Sabbatsruhe am Sonntag; die Aufhebung des Zwangs zum Kirchenbesuch um die Mitte des Jahrhunderts hatte eigentümlicher Weise gerade eine Steigerung desselben zur Folge. Für kirchliche Kunst war der Sinn noch wenig geweckt; dagegen hatte das Wort tüchtiger Prediger wie Lavater einen weitreichenden Einflufs.

Der Verkehr mit dem Ausland durch Posten war noch Privatsache und wurde vom Kaufmännischen Direktorium geleitet. Nach Deutschland und Italien ging zuerst einmal, später zweimal wöchentlich ein Postillon mit Wägelchen ab, das noch einen Passagier mitnehmen konnte. Und doch war der Gesamtverkehr der züricher Handelswelt, nach den Zollerträgen von 1791 berechnet, ca. 24 Millionen Franken. Ebensowenig wie das Postwesen, war das Zeitungswesen entwickelt. Die Donnerstags-Nachrichten seit 1730 brachten fast nur Annoncen; eine eigentliche Zeitung die wöchentlich ebenfalls nur einmal erschien, war die Freitags- oder Zürcher-Zeitung, die wohl schon vor Mitte des 18. Jahrhunderts herauskam. Daneben die Monatlichen Nachrichten von 1750 an.

Das staatliche Leben beruhte auf der Herrschaft der Stadt über die Landschaft; die Träger dieser Herrschaft waren die 12 Handwerkszünfte und die Constaffelgesellschaft. Die Zunftmeister und eine Anzahl weiterer aus den Zünften gewählter Mitglieder bildeten den grofsen Rat der CC (genauer 212); den kleinen oder täglichen Rat 50 Ratsherren, einschliesslich der 2 Bürgermeister die in beiden Räten den Vorsitz führten; ein Ausschufs des kleinen Rates war der Geheime Rat von 9 Mitgliedern. Das Staatswesen war höchst einfach ausgestaltet; die bürgerlichen Ehrenstellen unbesoldet. Eine direkte Steuer war seit dem Jahr 1673 nicht mehr erhoben worden. Die Hauptquellen der Einnahmen waren die Zölle, zu Ende des 18. Jahrhunderts mehr als  $\frac{1}{3}$  der Gesamteinnahme, von dem kaufmännischen Verkehr der Hauptstadt bestritten; die Einkünfte der Domänen meist aus eingezogenem Klostergut, die Grundgefälle, Zehnten und Grundzinse ab der Landschaft; die Einkünfte aus den Regalien, Salz-, Münz-, Jagd-, Postregal u. s. w.; das Ohmgeld auf Getränk zu Stadt und Land; endlich Busen und Gebühren.

Die Landschaft, das Unterthanengebiet war im Ganzen sorgfältig und gewissenhaft verwaltet; schlechte Landvögte oder Verwalter wurden, wenn ihre Schlechtigkeit auskam, strenge bestraft. Aber es war eben doch Unterthanenland und als solches

- 1) politisch unfrei, ohne Vertretung in den Behörden, nur in Gemeindeangelegenheiten einigermaßen selbständig.
- 2) ökonomisch unfrei und von der Stadt bevormundet, auf Landwirtschaft und kleinen Handwerksbetrieb angewiesen; Fabrikation und Kaufmannschaft war den Nichtzürichbürgern verboten; seine Produkte durfte es nicht frei ausführen, sondern nur in der Stadt verkaufen; ebenso seine Waaren nur aus der Stadt beziehen.
- 3) sozial niedergehalten; so wurden zum geistlichen Amt nur Bürger von Zürich und Winterthur zugelassen; alle höhern Stellen in Verwaltung und Kriegswesen waren in den Händen der Städter.
- und endlich 4) seine Angehörigen von jeder Möglichkeit in die Reihen der Stadtbürger aufzusteigen ausgeschlossen; von 1723 an nahm die Stadt bis kurz vor der Revolution keine neuen Bürger mehr auf.

Fassen wir zusammen: das öffentliche und private Leben des damaligen Zürich trug den Stempel des kleinstädtischen, kleinbürgerlichen mit all seiner Gemütlichkeit und Biederkeit, aber auch mit all seiner Beschränktheit; Einfachheit der Sitten, Sinn für Genauigkeit und Sparsamkeit in der Verwaltung, väterliche Fürsorge für die Unterthanen, sofern nicht die Herrschaftsrechte in Frage kamen, waren die Lichtseite, zünftige Engherzigkeit, gegenseitige Assekuranz der Regierenden, ängstliche Kleinlichkeit der Regierungskunst, Unterthanschaft des Landes gegenüber der Stadt die Schattenseite der bürgerlichen Zustände.<sup>1)</sup>

Während die Schale, das öffentliche Leben, im 18. Jahrhundert noch mehr verknöcherte, zeigt dagegen der Kern, das geistige innere Leben Zürichs, ein merkwürdiges, anderes Gepräge. Neuer Wein war in die alten Schläuche gekommen und drohte dieselben zu sprengen. Der Geist des 18. Jahrhunderts, der Geist der Aufklärung, hatte vielleicht kaum anderswo so die gebildeten Kreise ergriffen als in Zürich.

Das geistige Haupt, der Patriarch dieser Bewegung war Joh. Jac. Bodmer geb. 1698, gest. 1783. Sehr schön giebt Mörkofer<sup>2)</sup> Bodmers Bedeutung in einem Gesamtbild: 'Bodmers litterarische Thätigkeit umfasste volle 60 Jahre. Er war der erste unter den deutschen Schriftstellern, der sich die poetische Kritik zu einer ernsten Aufgabe machte, der die Würde der Poesie fühlte und ihr Geltung verschaffte: sodaß sein Urteil 30 Jahre lang von Gewicht und Einfluß war. Mit Glück und Einsicht zog er die Schätze alter Dichtung zuerst wieder ans Licht hervor und gab dadurch dem Studium der deutschen Poesie einen neuen Anstofs. Er wirkte redlich mit, die Poesie der Engländer und der Alten zum Gemeingute der deutschen Nation zu machen. Er übte auf viele bedeutende Persönlichkeiten einen ermunternden und anregenden Einfluß aus und war namentlich in Beziehung auf seine Vaterstadt und die Schweiz bei allen aufstrebenden Geistern der belebende Mittelpunkt für deutsche Bildung und Liebe zu den schönen Wissenschaften. Er wirkte als Lehrer, Ratgeber und Freund höchst wohlthätig auf seine nähere Umgebung, legte den Grund zu Zürichs litterarischem Ruhm und hatte unmittelbaren Anteil an der

1) Eine anziehende Darstellung der Licht- und Schattenseiten giebt J. J. Hottinger ('Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der alten Eidgenossenschaft' Zürich 1844. S. 144 ff.) der noch selbst Augenzeuge jener Verhältnisse war.

2) Mörkofer, Die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts (Leipzig 1861). S. 246/247.

geistigen Entwicklung seiner vornehmsten Männer im 18. Jahrhundert. Er war eine Stütze freier Forschung, humaner Bildung und bürgerlicher Freiheit und trug dazu bei, die Wissenschaft in der Schule und im Leben populär und fruchtbringend zu machen. Seine willkürlich gebildete Sprache, welche er weder den Alten abgelernt, noch der Volkssprache entnommen, war zwar nie rein und noch weniger schön und wohllautend; und sein Mangel an ruhiger Selbständigkeit und geistiger Originalität nebst seiner hastigen Arbeitseligkeit verhinderte ihn an der Vollbringung irgend eines in Anlage sowohl als Ausbildung harmonischen Werks: sodafs alle seine poetischen Arbeiten nur als Spiegelungen der Richtungen und der Bestrebungen seiner Zeit Interesse haben oder nur den Wert leichthingeworfener unvollendeter Versuche in Anspruch nehmen und er also nicht unter die deutschen Dichter gezählt werden darf; allein durch seine ästhetischen und sprachforschenden Versuche gebührt ihm ein ehrenvoller Rang unter den Pflegern und Beförderern der deutschen Sprache und Poesie. Er war oft zu eitel, ruhmbegierig und streitfertig; allein in Verfolgung dessen, was er für gut und schön hielt, so ausharrend und mutvoll, so treu und unermüdlich; im Eifer für Menschenwohl und geistige Erhebung des Volkes so begeistert und aufopfernd, so wohlmeinend, redlich und kühn; ein so warmer und liebevoller Freund, ein so treu bemühter Vater der Jugend, ein so hoffnungsmutiger Vorschauer und Vorbereiter der Zukunft: dafs zwar Jedermann über die auffallenden Schwächen des Mannes lächelte, allein niemand, der ihn näher beobachtete, ihm seine Teilnahme und Achtung versagen konnte.<sup>1)</sup>

Neben Bodmer stellt sich naturgemäfs das Bild seines litterarischen Mitstreiters Breitinger, des Rektors des zürcherischen Carolinums und geistigen Leiters der Schulreform der Siebzigerjahre; Joh. Georg Sulzers von Winterthur — einst Vikar in Mäschwanden, dann Professor in Berlin, Begründer der modernen Ästhetik, von Friedrich d. Gr. persönlich hochgeschätzt, mit Bodmer in treuer Freundschaft bis zu seinem Tode verbunden, der norddeutsche Vorposten des zürcherischen Einflusses; in der Theologie bahnte der Zürcher Zimmermann, Lehrer am Carolinum, eine freiere Geistesrichtung an; Joh. Gessner, der Gründer der physikalischen Gesellschaft, verstand es Lust und Liebe für die Naturwissenschaften zu wecken; Steinbrüchel führte mit feinem Sinn die Jugend in gründliches Studium und zur Begeisterung für die Klassiker; weithin strahlte der Ruhm des Idyllendichters Sal. Gessner, den die nähere Umgebung als feinsinnigen Kenner und praktischen Künstler auf dem Gebiete der darstellenden Kunst, wie als geistreichen und witzigen Kopf ehrte; die Fabeln Ludwig Meyers v. Knonau behaupten einen über seine Zeit hinausreichenden Wert. Als populärer Schriftsteller wirkte für Tugend, Bürgersinn und Menschenglück der Stadtarzt Joh. Casp. Hirzel, der Biograph Kleinjoggs; in antiquarischem Wissen ragte Hagenbuch über seine Zeitgenossen hervor; als muster-giltig fleissiger und gewissenhafter Sammler historischen Materials der humoristisch beanlagte<sup>1)</sup> Bürgermeister Leu; Bürgermeister Heidegger, den seine Zeit den grofsen Heidegger nannte, zeigte einen für einen Staatsmann des 18. Jahrhunderts ungewöhnlich weiten Horizont und hielt sich nicht für zu hochstehend, um für die Jugend seiner Vaterstadt den Plan einer 'katechetischen Anleitung zu den gesellschaftlichen Pflichten' zu

---

1) Wir verweisen dafür auf die in Zehnder-Stadlin niedergelegten Briefe u. s. w. Leus; einen dieser Briefe datiert er: 'Zürich am gleichen Tag da meine Frau Anken kochen lassen anno 1768.'

entwerfen, den dann Hirzel ausführte.<sup>1)</sup> — Und dieser Generation älterer Männer folgte eine jüngere, die wiederum auf allen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft, des bürgerlichen Lebens hervorragendes leistete, unter ihnen die beiden geistig bedeutendsten Männer, die Zürich hervorgebracht: Pestalozzi und Lavater.

Nehmen Sie zu diesem Bilde hinzu, daß wie in späterer Zeit Lavaters, so in der früheren Zeit, in die Pestalozzis und Lavaters Jugend fällt, Bodmers Haus das Ziel der Reisen der gefeiertsten deutschen Schriftsteller war; dahin wallte der Elegiker Ewald v. Kleist; dahin pilgerte der Dichter des Messias, Klopstock; Wieland hielt sich einige Jahre in Zürich auf und erteilte hier Privatunterricht; so können Sie sich wohl des Eindrucks nicht erwehren, daß Zürich im 18. Jahrhundert trotz seinen alten Mauern und seinem kleinstaatlichen Sinn eine geistige Anziehungskraft besaß, um die es das Neu-Zürich des 19. Jahrhunderts wohl beneiden darf. 'Zürich ist,' schrieb Ew. v. Kleist 1752 an seinen Freund Gleim, 'ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die einzig in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Leute, die dort sind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum 3—4 Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem kleinen Zürich mehr als 20—30 derselben.'<sup>2)</sup>

Es ist wahrlich eine nicht ganz gewöhnliche geistige Atmosphäre, die den jungen Pestalozzi umgab, als die heranreifende Jugend ihn befähigte, diese geistige Luft in freieren Zügen in sich aufzunehmen.

Wenn wir als Charakteristikum der geistigen Atmosphäre, die die damalige zürcherische Jugend im freien Verkehr mit den Zeitgenossen und in der Schule umgab, die ideale Begeisterung erkennen, so mußte sich dieselbe angesichts der undurchdringbaren sozialen und politischen Schranken, durch welche das öffentliche Leben Zürichs und der alten Eidgenossenschaft, ja des alten Europa eingeschnürt war, einen zweifachen Ausfluchtsweg suchen. Entweder versenkte sie sich mit Gessners Idyllen in den politisch-neutralen Zauber des Hirten- und Naturlebens und mit Bodmers Patriarchaden in die Vorzeit des jüdischen Volkes und des civilisierten Menschengeschlechts; oder sie stellte dem kleinen Geschlecht der Gegenwart das klassische Altertum und die Heldenzeit der Väter in grellem und beschämendem Gegensatz gegenüber.

Der Wunsch, aus dieser durch die Civilisation verknöcherten und verdorbenen Zeit in die Welt der natürlichen Unschuld, in eine ungebildete darum aber auch unverbildete Menschheit zurückkehren zu können, ist in Rousseaus Schriften zur klassischen Darstellung gelangt. Aber er ist nur der begeisternde Wortführer dieser Stimmung, die ganze Aufklärungszeit ist von ihr durchdrungen und nicht am wenigsten die Kreise, die sich um Bodmer scharten. 'Rousseau,' schreibt Bodmer im Frühjahr 1765 an Sulzer, 'hat Schulthess, der ihn auf seiner Reise nach Genf besucht, den Stand des Landbebauers als den seligsten angepriesen. Im Lande der Sklaverei müsse man Handwerker, in dem der Freiheit Landwirt werden. Ein Landwirt könne ein stilles häusliches Leben führen und die zarten Gefühle des Herzens nähren. Er erzählte, daß in Italien eine Gesellschaft von etlichen Bauern sei, deren erstes Gesetz ist, daß keiner von ihnen sollte lesen können.'<sup>3)</sup>

---

1) Vgl. Bühlmann, Praxis der schweiz. Volks- und Mittelschule, Zürich 4. Jahrg. 1884 S. 131 ff.

2) Mörikofer, a. a. O. S. 206.

3) Morf, a. a. O. S. 84.



‘Die Liebe zum Landleben’ berichtet er weiter, ‘ist sehr lebhaft bei Hs. H. Füssli, aber noch mehr bei seinem Liebling, dem Junker Meis im Winkel, des Junker Oberst Meisen Sohn, der ex professo ein cultivateur werden will und schon alle Arbeiten eines Bauern verrichtet. Es ist wunderbar, wie einige unserer besten Studenten die Phantasie haben, mit ihm einen Bauernhof zu bearbeiten. Sie haben schon zum apprentissage den Bauern schneiden helfen, die Probe zu machen, ob sie Hitze, Schweiß und Regen ausstehen mögen.’<sup>1)</sup> Jener junge und reiche Hans H. Füssli — er hatte sich eben damals verheiratet — schreibt einem Freund: ‘So viel ich Söhne habe, sollen alle Bauern werden, etwa einen Geistlichen ausgenommen; oder sie sollen zum wenigsten geborne Bauern sein, bequem in diesen edeln Stand zurückzutreten, wenn sie ihr Vaterland für wenige oder viele Zeit forderte. So will ich es selbst machen.’<sup>2)</sup> Aber auch Sulzer in Berlin denkt völlig gleich. ‘Ich werde zuletzt,’ schreibt er an Bodmer zurück, ‘der Versuchung nicht widerstehen, meine schon gar lang entworfenen Gedanken von einer kleinen Republik zu entwerfen, die auf den zwei Hauptgrundsäulen der Armut und Unwissenheit stehen würde. Denn ich stelle mir eine Armut ohne Dürftigkeit und eine Unwissenheit ohne Unverstand gar deutlich vor. Bei Armut kann man sehr im Wohlstand und bei Kräften, und bei der Unwissenheit sehr verständig und wohlgesittet sein. Für kleine Republiken scheint mir mein Plan der einzig gute zu sein.’<sup>3)</sup> Sie sehen: auch Schiller spricht nicht die Gedanken einer fernen Vergangenheit, sondern die Stimmung seiner Jugendzeit mit den Worten aus, die er dem Chor in der ‘Braut von Messina’ in den Mund legt: ‘Wohl dem, selig muß ich ihn preisen, der in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verworrenen Kreisen kindlich liegt an der Brust der Natur.’

Aber nicht nur in die räumliche Entfernung von dem verworrenen Treiben der Welt, auch in die zeitliche von der unerquicklichen Gegenwart verlegt eine solche Idealität ihr Traumreich. Was uns fehlt, das hat die alte Zeit gehabt; der Mangel davon ist ein Abfall von unserm eignen bessern Selbst, das sich im Leben der Väter spiegelt. Und da klingt es durch das ganze 18. Jahrhundert von Haller an: ‘Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland, wie ist dein jetzig Volk dem früheren verwandt?’ Und je trostloser der Blick auf die Entartung und Frivolität der Zeitgenossen sich gestaltet, je kleinlicher die gemeinvaterländischen Verhältnisse waren, desto mehr wurden die alten Helvetier für die Phantasie die Urbilder der Treue und Biederkeit, des selbstlos sich hingebenden Sinnes. Diesen Geist atmen Lavaters Schweizerlieder (1767), diesen Geist Müllers Schweizergeschichte, und dieser Geist ist auch die Atmosphäre, in der Pestalozzi in seiner Jugend, wie in seinem Alter lebt und schwebt.

Wie aber schon die ältere Schweizergeschichte das Material zu den Idealphantasien der damaligen Jugend hergeben mußte, obgleich oder vielmehr gerade weil die Ideen über dieselbe aus Mangel an genauerer Kenntnis sehr unklar waren, so noch in höherm Maße das klassische Altertum, an dem in den Gelehrten-Schulen die Gesinnung der Jugend sich fast ausschließlich bildete: Der damalige Unterricht in den klassischen Sprachen war nicht mehr der grammatisch scholastische wie zu Anfang des Jahrhunderts; an den Schriftstellern des Altertums sollte die Jugend zu den Gesinnungen des Altertums, zu

1) Zehnder-Stadlin, S. 417.

2) Zehnder-Stadlin, S. 254.

3) Zehnder-Stadlin, S. 422.

seiner kraftvollen Einfachheit und zu seinem aufopferungsfähigen Bürgersinn herangebildet werden. 'Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Losungswort unserer öffentlichen Bildung; der Geist des Unterrichts, den wir genossen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellung dahin, die äußern Mittel des Reichtums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt gering zu schätzen und zu verachten.'<sup>1)</sup> Und man glaubte auch noch mit vollem Glauben an die Klassiker; noch hatte die historische Kritik nicht das objektive Zeitbild an die Stelle der subjektiven Herzensergießungen der Schriftsteller gesetzt; diese letztern erschienen noch mit ungetrübtem Heiligenschein und in unangefochtener Makellosigkeit des Lebens und Wollens; die klassische Phrase ward noch nicht als Phrase gewertet, sondern als Wahrheits- und Weisheitsspruch zugleich; man las die Alten nicht mit kritisierendem Verstand, sondern mit reinem, von der Gegenwart unbefriedigtem lechzendem Gefühl und fand für die eigne patriotische Trauer um die entarteten Zustände der Gegenwart in den Klagen eines Tacitus, in den Reden eines Demosthenes vielfach verwandte Saiten. Namentlich war es die Welt der römischen Republik, die imponierte und die man gewissermaßen in die Gegenwart übersetzte; die Bürgermeister der schweizerischen Städte wurden zu Konsuln, der Rat der 200 zum Senat, der Bauherr zum Aedil, Rat und Bürger zu 'senatus populusque'. Das hatte nun eine Folge, die ein vortreffliches Korrektiv gegenüber der Kleinlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse war; das antike Gewand vergrößerte gewissermaßen ihre Dimensionen; wer die Gebrechen dieser schweizerischen Diminutivrepubliken angriff, fühlte doch etwas vom Beruf eines Kato, eines Cicero, eines Demosthenes in sich und sah dadurch seine Bethätigung am Staatsleben in einem höhern, dasselbe erklärenden und adelnden Lichte. Damit erklärt sich eine weitere Eigentümlichkeit des Geisteslebens der in solcher Luft aufwachsenden jungen Generation: der unbezwingliche Drang, an den Verhältnissen der Gegenwart sich zu reiben und alles was dem Ideal nicht entsprach, mit einer Rücksichtslosigkeit anzugreifen und zu bekämpfen, die im grellsten Widerspruch mit der sonst herrschenden Ängstlichkeit und Herrschaft der Etikette war. Und auch darin verleugnete dieser übersprudelnde Idealismus seinen Ursprung aus dem Altertum nicht; eine schulmäßige Hineinarbeitung in die wirklichen gegenwärtigen Verhältnisse war dieser Generation sekundär; man verrherrlichte oder tadelte gleichmäßig in den höchsten Tönen: 'schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das scharf sich handhabt wie des Messers Schneide. Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck der Dinge Maafs, die nur sich selber richten. Gleich heist ihr alles schändlich oder würdig, böß oder gut — und was die Einbildung phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen, das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.' — Mit andern Worten: die Gefahr dieses Idealismus ohne die nötigen realen Anschauungen war die Phrase, die in der antiken Rhetorik üppigste Nahrung fand. Und damit hängt wiederum zusammen jene Gering-schätzung der realen Faktoren des modernen bürgerlichen Lebens, namentlich des Erwerbslebens und seiner Bedingungen; man schwärmte in antiker Manier und verlor den realen Boden unter den Füßen; indem man es versäumte die Wege, die in dieser gegenwärtigen gemeinen Welt zum Glücke für sich selbst und andere führen konnten, kennen zu lernen, und auf dem klassischen Kothurn über diese Welt erhaben sich dachte, träumte

---

1) Schwanengesang, in Seyffarth 'Pestalozzis sämtliche Werke' XIV, S. 198.

man von einer allgemeinen Glückseligkeit als Ziel alles edeln Strebens; dieser auf dem klassischen Altertum aufbauende Idealismus war zugleich kosmopolitisch und unpraktisch.

Die Entwicklung, die nun Pestalozzi in dieser Atmosphäre nahm, faßt die älteste biographische Mitteilung über ihn in folgender Weise zusammen<sup>1)</sup>: 'In den höheren Schulen bekam Pestalozzi den Ruf eines sonderbaren Menschen, der bei aller beibehaltenen unausstehlichen äußerlichen Unreinlichkeit und Unachtsamkeit dennoch, wenn es sein mußte, und wenn er einmal von seiner beständigen Gedankenzerstreuung zu sich selbst gebracht wurde, genau den Punkt traf, zu welchem man ihn leiten wollte. Von seinem 15. bis zum 20. Jahre, wo er die öffentlichen Schulen verließ, und von seiner Mutter sich selbst überlassen wurde, geriet er hinter die alten Klassiker und von diesen fiel er mit mir und vielen meiner hiesigen Altersgenossen in den Taumel der Rousseau'schen Philosophie und ergab sich der Schwärmerei, der stoischen Selbstverläugnung und körperlichen Abhärtung. Noch erinnere ich mich, wie wir damals den Staat und die Kirche in unseren Hirnspinnsten umbildeten und uns zu griechischen Heldenthaten tüchtig, zum Opfer für das Vaterland geschickt glaubten; wir gehörten zu jener Konföderation, der Füsli, Lavater, Escher und anderer, — eine Jugend — die damals ihren Vätern und der Regierung Kummer und Verdrufs machte.'

Pestalozzi selbst erzählt über sein Verhalten in der Schule genügend, daß daraus hervorgeht, er sei nicht, wie man etwa wohl berichtet, ein schlechter, wohl aber ein ungewöhnlicher Schüler gewesen. 'Das gefühlvolle Ergriffenwerden von den Erkenntnisgegenständen, die ich erlernen sollte, war mir immer weit wichtiger, als das praktische Einüben der Mittel ihrer Ausübung;' was die Phantasie ansprach, das beschäftigte ihn vollauf; die Formen ließen ihn gedankenlos und gleichgültig. Orthographisch zu schreiben, korrekt zu stilisieren, hat er sein Lebtage nicht gelernt; die Mathematik ließ ihn völlig kühl; 'wenn eine unmathematische Seele gedacht werden kann, so bin ich sie,' hat er später einmal an Stapfer geschrieben.<sup>2)</sup> Worin er sich am meisten hervorthat, das waren die Sprachen, in deren Wesen und Eigentümlichkeit er gewöhnlich schneller und tiefer als seine Mitschüler eindrang. Ein Zufall scheint ihm über die ersten Anfänge des Lateinischen, die durch ihren Mechanismus sonst leicht abschrecken, hinweggeholfen zu haben. 'Sein Großvater in Höngg lehrte ihn diese Anfänge und bediente sich dazu besonders des Vaterunser, indem er an die dem Knaben bekannten Wörter die unbekannten der fremden Sprache anknüpfte', und Pestalozzi bekannte noch mehr als ein halbes Jahrhundert später, daß ihm dieser Unterricht viel Freude gemacht habe.<sup>3)</sup> Als Student wagte er denn auch, was wohl sonst niemand gewagt hätte. 'Das ist so wahr,' erzählte er, 'daß ich einst, da einer meiner Professoren, der sehr wohl griechisch verstand, aber durchaus kein rhetorisches Talent hatte, einige Reden von Demosthenes übersetzte und drucken ließ, die Kühnheit hatte, mit den beschränkten Schulanfängen, die ich im Griechischen besaß, eine dieser Reden auch zu übersetzen, und im Examen als Probestück meiner diesfälligen Fortschritte niederzulegen. Ein Teil dieser Übersetzung wurde im Lindauer Journal gedruckt. Meine Übersetzung war auch unstreitig in Rücksicht auf

---

1) Pestalozzi-Blätter. 1881. S. 42. 43.

2) Pestalozzi-Blätter. 1883. S. 11/12.

3) Nach Henning, Pestalozzi-Blätter. 1885. S. 64.

Feuer und rednerische Lebendigkeit besser als die des Herrn Professor, ungeachtet ich ohne alle Widerrede noch so viel als nicht griechisch konnte, hingegen der Herr Professor wohl.' In den Studien, die ihn interessierten, war ihm denn auch keine Mühe zu viel. 'Er sagte mir,' erzählt Henning, 'darüber selbst einmal, er sei so eifrig im Studieren gewesen, daß er auch bei Tisch immer ein Buch neben sich aufgeschlagen gehabt habe.'<sup>1)</sup>

Indes ist es nicht die Schule, die in dieser Zeit seine Entwicklung am meisten gefördert; Henning bezeugt, daß er schon früh den Umgang mit sich auszeichnenden Männern gesucht, und unter seinen Jugendgenossen fand er nehmend und gebend die Anregung, sich zu kraftvollem Wollen zu begeistern: sie verbanden sich zu wissenschaftlichen und moralischen Vereinen; Pestalozzi war zuletzt Mitglied von 6 solcher Gesellschaften; unter ihnen nenne ich 'die nach Rechtschaffenheit strebende Gesellschaft'.<sup>2)</sup> Wichtiger aber ist die 'helvetische Gesellschaft zur Gerwe', die Bodmer gegründet und leitete. Sie versammelte sich wöchentlich einmal. Ausbreitung geläuterter Begriffe über das sittliche, politische und gesellschaftliche Leben war ihr Endzweck. Zu Neujahr 1765 gründete diese Gesellschaft sogar ein moralisches Wochenblatt, den *Erinnerer*. Unter den Mitarbeitern findet sich bald auch Pestalozzi.

Wann Pestalozzi in diese helvetische Gesellschaft eingetreten, läßt sich nicht nachweisen. Sie umfaßte, was das damalige studierende Zürich an geist- und gemütvollen Leuten besaß. Bodmers Geist belebte sie. Sehr schön schildert Lavater in seiner Ode ihn als den 'Vater der Jünglinge' (1772)<sup>3)</sup>:

Väterliche Geduld! Sanftmut und Weisheit im  
Tadel; Weisheit im Lob; Heiterkeit; lockender  
Blick der zärtlichen Liebe!  
Sanfter attischer Tugendscherz!  
Stiller flammender Ernst wider das Laster im  
Sanften lichtvollen Auge; Freiheitsverteidigung  
Von des Ruhigen Lippen!  
O was lehrt ihr, Tugenden,  
Eure Zeugen? Was uns, horchende Jünglinge?  
Wir, wir faßten sie auf; voll von Entschliefungen  
Voller Freude, voll edler  
Triebe gingen wir weg von dir!  
Niemals sahe dein Aug' mit dem entfernenden  
Blick des Stolzes uns an! Höhere Weisheit, du  
Schrecktest niemals die Schwachen  
Die die Tugend nur suchten, weg!  
Liebreich eilte dein Aug', eilte die sanfte Hand  
Uns entgegen, dein Mund redete brüderlich;  
Deiner Einsamkeit Wohllust,  
Vater, opferst du Jünglingen.

---

1) Nach Henning, Pestalozzi-Blätter. 1885. S. 65.

2) Eine Zuschrift der Mitglieder dieser Gesellschaft an Pestalozzi 1770 giebt Zehnder-Stadlin. S. 295.

3) Mörikofer a. a. O. S. 207.

Weisheitlehrer sind jetzt, die du einst bildetest;  
Tugendlehrer sind jetzt, die du einst bildetest.  
Deine Söhne, sie glänzen  
Wie Gestirn', um dich, Vater, her!

Unter dieser jüngern Generation übte Lavater wohl den größten Einfluß aus; er und Hs. Heinrich Füsli redigierten den 'Erinnerer'. Aber auch Pestalozzi war nicht ohne Ansehen unter seinen Altersgenossen; 'Wyß und Pestalutz,' erzählt Füsli einem Freund, 'rauben bei Dutzenden unter den jungen Studenten dem Laster und dem Vorurteil.' Und Bluntschli schreibt: 'Pestalutz beim rothen Gatter ist für 4 Wochen nach Höngg gegangen; ich möchte dir vieles seinerhalb sagen, wann du hier wärest; in einem Brief läßt es sich nicht leicht thun.' Kurz darauf meldet er: 'ich war bei Pestalutz in Höngg, dieser Mann schneidet den ganzen Tag auf dem Feld mit den Bauern Korn, Roggen u. s. w. ab, er hat sich fast alle Finger an der linken Hand zerschnitten, der Arme!'<sup>1)</sup> Mächtig ward Pestalozzi von Rousseaus Emil ergriffen, und schon damals gab er im 'Erinnerer' seinen Wünschen für bessere Bildung des Volks Ausdruck. 'Dafs doch jemand einige Bogen voll einfältiger guter Grundsätze der Erziehung, die auch für den gemeinsten Bürger oder Bauern brauchbar wären, drucken liefse, und dafs dann einige großmütige Personen (mir schweben etliche im Kopfe herum, die edeldenkend und vermögend genug wären, dies zu thun) verschafften, dafs diese sehr wenige Bogen umsonst oder nur etwa für einen einzigen Schilling an das Publikum überlassen würden; und dafs dann alle Geistlichen zu Stadt und Land diese gemeinnützigen Bogen austeilten und beliebten; und dafs dann alle Väter und Mütter, denen sie in die Hände kommen würden, diesen vernünftigen und christlichen Erziehungsregeln folgten, aber ja, das heißt viel auf einmal gewünscht.'<sup>2)</sup> Seiner schwärmerisch idealen Gesinnung giebt sein Aufsatz 'Agis', den er mit einem Teil jener demosthenischen Rede im Lindauer Journal 1765 veröffentlichen liefs, Ausdruck: der Eingang des Aufsatzes charakterisiert die Gesinnung des Verfassers.

'Agis war zu einer Zeit König in Lakedämon, da die Einfalt der Sitten gewichen war; damals waren die Gesetze Lykurgs entweiht und die Grundfesten des lakedämonischen Staates, die Armut, die Enthaltbarkeit und die Liebe zur Arbeit waren schon sehr entbehrliche Tugenden. Man konnte schon ohne dieselben sein, ohne dafs man als eine unselige Ausnahme von dem Staat abgeschnitten, ohne dafs man das gerechte Gespött der unschuldigen Einfalt geworden wäre. Es war schon kein Verbrechen mehr, reich zu sein; und Gold und Silber verbannten, Lakedämon, dir dein geheiligtes Eisen; und mit ihm wich deine Enthaltbarkeit selbst!'<sup>3)</sup>

Man darf übrigens nicht glauben, dafs diese idealisch schwärmende Jugend für Scherz und Witz unempfänglich gewesen sei. So wird aus dem Jahr 1755 erzählt<sup>4)</sup>: 'Unlängst gab Herr Orellens Sohn Felix, welcher in die Fremde reisen wollte, seinen Kameraden die Letzte. Um Mitternacht spazierten sie in der Stadt herum und wurden rätig, dem Herrn Chorherrn Hagenbuch (einem ihrer Lehrer) anzuläuten. Er stund auf

1) Zehnder-Stadlin S. 253. 267. 268.

2) Morf a. a. O. S. 87.

3) Pestalozzis sämtliche Werke, Seyffarth Bd. VIII. S. 239.

4) Zehnder-Stadlin S. 763.



und fragte: Wer läutet? Sie antworten: Schulthesii, Orellii, omnes et alii. Er beschalt sie; sie sagten: er solle herunterkommen, sie haben einen Skrupel über eine Stelle im Tacitus, den er ihnen auflösen sollte. Da er sie wieder beschalt, daß sie zur Unzeit kommen, sagten sie: Nein, er habe ja gesagt, wann ihnen dergleichen einfallen möchte, sollten sie nur freimütig zu ihm kommen, es sei bei Tag oder bei Nacht; dieser Erlaubnis bedienen sie sich jetzt. Da that er das Fenster zu und wünschte ihnen eine gute Nacht.'

Selber unter den Helvetiern auf der Gerwe waren die Schwächeren nicht unbedingt gegen einen praktischen Rückfall von ihren stoischen Grundsätzen geschützt. 'Mich quälen seit einigen Tagen mancherlei Gedanken wegen dem Schicksal unserer Gesellschaft,' schreibt Escher 1763,<sup>1)</sup> 'so sehr scheint sie von einer Woche zu der anderen aus der Art zu schlagen, ihre Bestimmung, und was ihr zu leisten möglich wäre, zu vergessen. Möchte meine Rede ihr neues Leben einflößen! Geschieht es nicht, wahrlich es bleibt mir nichts übrig, als dieselbe zu verlassen. Blarer beschimpft sie nicht allein durch seine leichtfertige, um nicht zu sagen niedrige Aufführung. Der große Haufen scheint seinem Beispiele folgen zu wollen. Kaum ist die Gesellschaft geendet, so laufen sie mit vollen Schritten, um sich von der Langeweile, die ihnen nützliche Geschäfte machen, auf der Meise oder auf der Gerwe zu erholen. Da schlürfen diese mäfsigen Republikaner, die Nachahmer sein sollten von Spartas Söhnen, ganze Bouteillen Muskateller und Malvasier herunter, lassen sich noch ein Stund vor ihrem Nachtessen bei Hause Würste und Pasteten aufstellen, und damit nicht blos der Leib, sondern auch der Geist beschäftigt werde und seine Geniefsung habe, so unterhalten sie sich mit Hazard- und anderm Spiel. Bis auf wenige Zeit wußten sie diese hübsche Lebensart zu verbergen, aber Fries, der allenthalben klug ist wie eine Gans, half mir auf die Spur. Ich schwatzte vor 14 Tagen nach dem Ende der Versammlung eine Weile mit Escher in der Froschau. Fries stand bei uns; weil er aber seine Kameraden, einen nach dem anderen, unsichtbar werden sah, so seufzte ihnen sein Herz nach. Er brach einmals das Gespräch ab und eilte dem Vergnügen zu. Mir kam sein Abschied verdächtig vor; ich ging ihm nach; er krümmte sich durch eine Menge Nebenwege, um mir oder anderen aus dem Gesichte zu kommen, aber mein Fuß, in richtigem Verhältnisse mit meinem Auge, verfolgte ihn unerbittlich, und endlich sah ich ihn in die Meisen, wie eine Katze in ein offenes Tagloch in einem Nu sich hinein schmiegen. Auf das hab' ich nachgefragt und Alles erfahren.' Nun sein Auftreten hat dann genützt und die Sünder haben Besserung gelobt, wie Escher im folgenden Briefe freudvoll auseinandersetzt, immerhin vorsichtig hinzufügend: 'Wie lange indessen die guten Vorsätze sich erhalten, ist eine Frage.'

Aber die Patrioten hatten unter Bodmers geistiger Führung nicht blos abstrakt sich für Tugend begeistert, Aufsätze geschrieben und Zeitschriften veröffentlicht; sie hatten auch gehandelt. Im Jahre 1762 bewirkten sie durch eine gedruckte Klageschrift, als deren Verfasser sich nachträglich Lavater und Füsli bekannten, die Verurteilung des ungerechten Landvogts Felix Grebel, des Schwiegersohnes des hochangesehenen Bürgermeisters Leu; 1764 trieben sie durch bloße Ankündigung eines bevorstehenden Angriffs einen ungetreuen Verwalter zu Schadenersatz, Geständnis und Flucht. 1765 zwang ein in

---

1) Zehnder-Stadlin S. 249 ff.

den Kirchenstuhl des Antistes gelegtes anonymes Billet zur Untersuchung der Amts- und Lebensführung des Pfarrers von Dättlikon; die Patrioten waren es, die den Gemeindegossen Mittel und Wege wiesen, zu ihrem Rechte zu gelangen.

Ihre Sinnesart geht klar aus ihren Äußerungen hervor. Lavater im Verhör gefragt, warum er sich dieser Sache angenommen, antwortete: 'Ich würde mich der Ehre, ein Bürger zu heißen, unwürdig und es für eine niederträchtige Sklaverei gehalten haben, wenn ich das, was ich ... gehört, nicht in einen höheren Schofs ausgeschüttet hätte.' Und Füsli erwiderte auf die Frage, ob er Niemand wisse, der an der Lästerschrift Anteil habe: 'Ich danke Gott, daß ich gelernt habe, so frei zu denken und zu reden, daß ich unter Alles, was ich schreibe, meinen Namen setzen darf.'<sup>1)</sup>

Zu einer wahren Staatsaffaire aber wurde die Angelegenheit des 'Bauerngesprächs', in der Pestalozzi als Mithandelnder erscheint. Pestalozzis Aufregung war in dieser Zeit so groß, daß er noch 40 Jahre nachher gelegentlich einmal Henning sagte: 'Die Vaterlandsliebe und die Rechte der unterdrückten Partei hätten seine Brust damals so mächtig bewegt, daß er auf alle Mittel zu ihrer Befreiung gedacht und leicht hätte zum Mörder an denen werden können, die ihm als Despoten erschienen seien.'<sup>2)</sup>

Das Bauerngespräch war mittelbar durch einen verfehlten Versuch hervorgerufen, den Zürich in Verbindung mit Bern und Frankreich zur Beilegung politischer Wirren in Genf 1766 gemacht hatte. Die von den Abgeordneten der vermittelnden Mächte gearbeitete Mediation wurde, weil sie den Rechten des Volks gegenüber dem Rate zu wenig Rechnung trug, von der Genfer Bevölkerung in öffentlicher Abstimmung verworfen, 15. Dezember 1766.

Die Gesandten verreisten sofort von Genf. Der große Rat von Zürich war in der Billigung des Verhaltens seiner Gesandten nahezu einstimmig. 'Wir durften nicht begehren,' berichtet Bodmer, 'daß die Stimmen gezählt würden, weil wir auf nicht mehr als 5 oder 6 zählen konnten und fürchteten, daß ein Hohn entstehen würde, welcher diejenigen, die sonst gut denken, selbst für ein andermal erschrecken würde.' Anders als im Rat standen die Sympathien bei der Jugend. Es herrschte unter ihr um so mehr eine aufgeregte Stimmung, als es hieß, die Regierung wolle Truppen nach Genf senden, um die Bürger zur Annahme der Mediation zu zwingen. In diesem Falle hätte das Aufgebot natürlich auch die Landschaft betroffen. Da nun vielfach gesagt wurde, es sei unmöglich, dem gemeinen Manne einen Begriff von dem so verwickelten Genfer Geschäft zu geben, verfaßte einer der jugendlichen Patrioten, Christoph Heinrich Müller, einen Versuch zu populärer Darlegung desselben, den er als ein 'Gespräch zwischen einem Baur, einem Undervogt und einem Herrn, als es schien, es müsse Volk gen Genff ziehen, um die Mediation vom 15. Dezember 1766 zu belieben,' einkleidete. Der Grundgedanke des Gesprächs, den Müller dem Bauer in den Mund legt, ist: 'Die Genfer Bürgerschaft habe das Recht, ihr Regiment nach ihrem Willen einzurichten. Denn darin bestehe die Freiheit, daß ein Volk ein Regiment setzen könne wie es wolle. In der Mediation stehe zudem ausdrücklich, die Genfer könnten nach Belieben sie annehmen oder verwerfen.

---

1) Morf, Vor 100 Jahren. Winterthur 1867. S. 47. Die nachfolgende Darstellung des Handels mit dem Bauerngespräch ist im wesentlichen Auszug aus dieser Schrift.

2) Nach Henning, Pestalozzi-Blätter. 1885. S. 66.

Das letztere sei nun mit grossem Mehr geschehen. Jetzt solle man hingehen und sie mit Gewalt zur Annahme zwingen! Das wäre ja ein hölzis Schüreisen, eine Schelmerei wärs, eine Schande vor Gott und der Ehrbarkeit, da dürfte man der Oberkeit selber nicht mehr glauben. Wenns so ist, so solle man mich eher zu Riemli verhacken, ehe ich gen Genf einen Fuß lüpfte. Bei Gott, ich geh nicht, und das ist gnug.'

Dieses Gespräch blieb Privatarbeit, Müller las sie einer Gesellschaft vor und verschlofs sie dann in sein Pult. Mit Widerstreben gestattete er einem Privatschüler am Silvester 1766, eine Abschrift davon zu nehmen. So kam sie unter die Leute; auch in den Kollegien machten die Studierenden Abschriften von den Kopien. Am 24. Januar 1767 erhielt die Obrigkeit Kenntnis von dem Gespräch. Eine besondere Kommission wurde aufgestellt, um die Untersuchung zu führen; es verbreitete sich auch die Nachricht, Müller sei der Verfasser. Die Aufregung über die Schrift, die man als eine offene Anstiftung zur Widersetzlichkeit ansah, war allgemein. Der Eifer der Behörden wurde noch durch Zuschriften von Privaten aufgestachelt. Es gab Bürger, die 'in offenen Kompagnien auf den Marktplätzen, und ohne Unterschied der Schuldigen und der Unschuldigen auf gewisse junge Leute überhaupt unverschämt losziehen, von Kopfabhauen, Hauptgruben u. s. w. sprechen.' Unter diesen Verhältnissen mußte etwas geschehen, und es kennzeichnet Pestalozzis geraden und raschen Sinn, daß er es war, der noch am Nachmittag des nämlichen 24. Januar es durchsetzte, daß die Freunde zu Müller gehen, und wenn er der Verfasser sei, ihm raten sollten, durch ein freies Bekenntnis gegenüber der Obrigkeit Schlimmem vorzubeugen, wie Ratschreiber Füsli angeraten hatte. Pestalozzi selbst bewog einen Studiengenossen, Dälliker, mit ihm zu gehen. Am späten Abend gestand Müller diesen beiden die Autorschaft ein. Sie suchten ihm nun zuzureden, sich selbst zu denunzieren; es müsse spätestens morgen geschehen; Müller zeigte sich schwankend; Pestalozzi bat ihn um die Erlaubnis, morgen wieder kommen zu dürfen, in der Absicht, ihn vollends zu bereden; aber als er nach der Morgenpredigt des 25. Januar kam, war Müller fort. Pestalozzi beriet sich nun mit Füsli, Lavater und David Vogel; die Freunde kamen überein, Pestalozzi solle nochmals hingehen; finde er Müller auch dann nicht, so solle er selbst die pflichtmäßige Anzeige machen. Aber Müller war und blieb fort; und so wurde denn von Pestalozzi und Dälliker noch am selben Abend dem Präsidenten der Kommission die Anzeige gemacht, Müller sei der Verfasser. Es erfolgte eine Haus-suchung bei Müller; Verhöre der Beteiligten; und da Müller, unbekannt wohin, verschwunden blieb, entstand der Verdacht, Pestalozzi und Dälliker, die am Samstag Abend Müller zuletzt gesprochen, haben ihn gewarnt oder wohl gar zur Flucht aufgemuntert. Daher wurden beide auf Beschluß des Rates am 28. Januar auf das Rathaus in Arrest gesetzt. Beide berichteten in den Verhören übereinstimmend und so, daß ihre Unschuld gegenüber diesem Verdacht zu Tage trat, obschon Pestalozzis Aussagen nach dem Protokolle 'sehr konfus und verworren' waren. So wurden denn die Verdächtigen am 31. Januar wieder aus dem Verhaft entlassen, in der zuversichtlichen Erwartung, daß sie bis Austrag dieses Geschäfts sich still aufführen werden. Sonntag den 1. Februar wurde auf allen Kanzeln des Landes eine obrigkeitliche Proklamation verlesen, durch die der Bevölkerung Kenntnis von dem Bestande der 'aufwieglerischen und pflichtvergessenen Schandschrift' gegeben und dieselbe aufgefordert wurde, zur Habhaftmachung des wahrscheinlichen Verfassers mitzuhelfen und bei schwerer Strafe allfällige Abschriften auszu-

liefern. Am 3. Februar langte denn bei Bürgermeister Leu ein Brief Müllers an, worin er sich selbst als Verfasser bekannte und die Reue über seine unbesonnene That aussprach. Am 11. Februar erfolgte das Schlussurteil, nachdem schon vorher der 'Erinnerer', das Blatt des jungen Zürich, unterdrückt worden war. Müller wurde seines geistlichen Standes entsetzt und aus der Eidgenossenschaft verbannt; einige Studierende ihres Platzes im Konvikt verlustig erklärt; Pestalutz und die übrigen inhaftiert Gewesenen sollten 'zur Bezahlung der während ihrem Arrest auf dem Rathause ergangenen Kosten angehalten und sie sämtlich vorbeschieden werden und ihnen über ihre strafbare Aufführung M. Gn. Herren Mißfallen unter nachdrucksamem Zuspruche bezeugt werden.' Die Schandschrift selbst wurde noch am nämlichen Nachmittag samt der Lästerschrift im Dättlikerhandel durch den Scharfrichter verbrannt; die sie verbreitet, hatten dem Henker die 3 Klaffer Holz für das Autodafé zu bezahlen. Die handschriftliche Mitteilung über diese Vorgänge sagt zur Nachschrift in einem NB: 'Vogel (ein wegen anstößiger Reden in diesem Handel zu nochmaligem Arrest verurteilter Maurer d. h. Baumeister) trieb auf dem Rathaus ein Gespött, und Dälliker und Pestalutz spazierten mit einer Pfeifen auf der Meisenzinne, als man die Schriften verbrannte.'

Zu dieser Zeit hatte Pestalozzi bereits seine frühere Absicht Geistlicher zu werden aufgegeben und sich der Rechtswissenschaft zugewendet; in späterer Zeit glaubte man, selbst in Pestalozzis Umgebungen, zu wissen, daß er diesen Schritt infolge Mißgeschicks bei einer Erstlingspredigt gethan.<sup>1)</sup> Aber dagegen spricht doch wohl, daß Pestalozzi schon im Herbst 1765 aus dem Karolinum austrat, bevor er die Hallen der classis theologiae geschaut. Wir haben Spuren, daß eben damals (hauptsächlich unter Steinbrüchels Einfluß) unter den jungen Helvetiern auf der Gerwi ein recht antitheologischer Geist herrschte. Im nämlichen Jahr schreibt Füssli an Escher: 'Ich lenke mich selbst auf deinen Entschluß ein Weltlicher zu werden: Nach deinen religiösen Begriffen und nach unsern Begriffen eines ehrlichen Mannes kannst du kein Geistlicher werden. Du müßtest entweder unfehlbar bald deines Standes entsetzt und vielleicht für immer unnütz werden, oder dein zartes moralisches Gefühl müßte bei jeder Predigt, die du hieltest, dir zurufen: Elender, du hast nicht den Menschen sondern Gott gelogen! Ich weiß es zwar wohl, mittelmäßige Seelen würden mit ihrem Universalrat zum Vorschein kommen und dir raten einen Mittelweg zu erwählen, nämlich: die Menschen nehmen es heutzutage nicht zu genau, wenn man nicht allzu orthodox sei und Gott auch nicht, wenn man um anderseitig Gutes zu stiften dann und wann im Fall der Not mit dem Munde bekenne, was man im Herzen läugnet u. s. w. Sie würden dir sagen, du wärest noch mit allem diesem Betrug ein besserer Seelsorger als 100 andere u. s. w. — Das wissen wir alles wohl, ihr unredlichen Halbköpfe; aber mein Escher möchte nicht in einen Stand treten, wo man weiter nichts kann als unter schlimmen es am wenigsten sein, sondern in einen solchen, wo man an und für sich selber so gut sein kann als möglich. Nun sehe ich alle Schwierigkeiten des weltlichen Standes gar wohl ein, aber wenn du ein Geistlicher wirst, so handelst du nach deinen Grundsätzen notwendig und aus freier Wahl (merke dirs) unredlich.'<sup>2)</sup> Pestalozzi selbst führt den Entschluß auf den Einfluß Rousseaus zurück.

1) Die frühste Notiz dieser Art giebt Henning, Pestalozzi-Blätter 1885, S. 66.

2) Zehnder-Stadlin, S. 252.

‘Auch das durch Rousseau neubelebte idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem größern segensreichern Wirkungskreis für das Volk in mir. Knaben-Ideen, was in dieser Rücksicht in meiner Vaterstadt zu thun möglich und notwendig sei, brachten mich dahin, den Stand eines Geistlichen, zu dem ich früher hinlenkte und bestimmt war, zu verlassen, und den Gedanken entkeimen zu machen, es könnte möglich sein durch das Studium der Rechte eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, mir früher oder später Gelegenheit und Mittel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand meiner Vaterstadt und sogar meines Vaterlandes einigen thätigen Einfluss zu erhalten.’<sup>1</sup> Eine Lehranstalt für Rechts- und Staatswissenschaften gab es nun freilich damals in Zürich nicht; die nötigen Kenntnisse mußte man sich durch Privatfleiß und dann durch Volontärdienst auf der staatlichen Kanzlei erwerben. Henning erzählt denn auch, Pestalozzi habe sich nun mit dem feurigsten Eifer auf das Studium der Rechte und der Geschichte geworfen; er hätte sogar eine Sammlung von Urkunden angelegt.<sup>2</sup>) Aber nun kam das politische Ketzertum, in das Pestalozzi durch sein Auftreten bei der Geschichte des Bauerngesprächs geraten mußte und das ihm für diese Laufbahn schwerlich förderlich sein konnte.

Pestalozzi hat wie bekannt seinen Entschluß, einer öffentlichen Laufbahn zu entsagen, auf den Rat seines sterbenden Freundes Bluntschli zurückgeführt. Dieser, vier Jahre älter als Pestalozzi, Kandidat der Theologie, ein junger Mann von seltener Geistesstärke und sittlicher Strenge, der Freund, an den sich nach Pestalozzis eigenem Ausdruck ‘seine Einseitigkeit und praktische Schwäche hoffnungs- und vertrauensvoll anschloß,’<sup>3</sup>) hatte eben in den Wochen, die dem Ausgang des Handels mit dem Bauerngespräch folgten, in dem Dorfe Hütten einen Landaufenthalt gemacht als letzten Versuch, die ihn schnell abzehrende Lungenkrankheit zu heilen oder doch wenigstens zum Stillstand zu bringen. Die ganze Begeisterung für Landleben und ländliche Stille, die jener Zeit so eigentümlich ist, war in ihrer Vollkraft noch einmal bei ihm erwacht. ‘Die Kur brauche ich 4 Tage erst,’ schreibt er von dort seinen Freunden, ‘und kann also von ihrer Wirkung noch nichts bestimmtes sagen. Das meiste thut wie du sahst, der schöne Ort... Ich ging durchs Dorf, besuchte einige Hütten, wo noch der Friede wohnt. In manchem Haus sah ich noch alte Einfalt und das Vorurteil liegt vielen weniger im Herzen als auf der Zunge. Ja, wenn ein weiser Menschenfreund hier wohnte, er würde das ganze kleine Dorf umfassen.’<sup>4</sup>) Ungeheilt kehrte er zurück, seine Tage hatten sich erfüllt. Auf dem Todbett riet er Pestalozzi die ruhige stille Laufbahn an, in der er sich ‘das Wirken eines weisen Menschenfreundes’ so segensreich dachte. Pestalozzis eigne Verhältnisse wirkten bestärkend ein. ‘Bald nach Bluntschlis Tode’ — erzählt Henning — ‘wurde Pestalozzi gefährlich krank — eine Folge seiner außerordentlichen Anstrengung im Studieren. Die Ärzte rieten ihm, dem wissenschaftlichen Leben auf einige Zeit ganz zu entsagen und aufs Land zu gehen. Dazu kam, daß Rousseaus Ansichten von der Unnatur und Gehaltlosigkeit der wissenschaftlichen Bildung und der Kultur in Europa überhaupt

---

1) Schwanengesang, bei Seyffarth XIV, S. 200.

2) Nach Henning, Pestalozzi-Blätter 1885, S. 67.

3) Schwanengesang, bei Seyffarth XIV, S. 200.

4) Zehnder-Stadlin, S. 272.

tiefe Wurzeln bei ihm gefasst hatten. Er fing wirklich an, sich mit Rousseau davon überzeugt zu halten, daß das Leben des Gelehrten ein unnatürliches Leben sei. Und so war sein Entschluß, dem Rat seiner Ärzte zu folgen, bald gefasst. Er entsagte dem Umgange mit Büchern, verbrannte einen großen Teil seiner Sammlungen und Arbeiten und ging zu einem seiner mütterlichen Verwandten, dem Dr. Hotz zu Richterswyl am Zürichersee. Das Landleben stärkte seine Gesundheit dergestalt und es gefiel ihm überhaupt so wohl, daß er es fortzusetzen beschloß und daher zu Schiveli [Tschiffeli], einem damals in großem Ruf stehenden Landwirt zu Kirchberg bei Bern, ging.<sup>1)</sup>

Das Weitere ist bekannt genug. Nach einjährigem Aufenthalt bei Tschiffeli siedelte sich Pestalozzi als Landwirt auf dem Birrfeld an und gründete den Neuhof. Hier führte er auch seine Braut, Anna Schulthefs, die er durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Bluntschli kennen und schätzen gelernt, als Gattin heim. Der Mißerfolg der landwirtschaftlichen Bestrebungen und die Not der Siebzigerjahre veranlaßten die Errichtung der Armenenerziehungsanstalt. Als auch diese scheiterte, suchte er durch literarische Thätigkeit sich und seiner Familie den Unterhalt zu verschaffen; so entstand das unsterbliche Buch 'Lienhard und Gertrud', das mit seinem Herzblut geschrieben, die Ideale der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck brachte. Die dreißigjährige Leidens- und Läuterungszeit auf dem Neuhof ward durch die schweizerische Staatsumwälzung des Jahres 1798 zum Abschluß gebracht; es folgten die 'Segenstage von Stans,' der Ruhm von Burgdorf, die Leitung des Instituts in Iferten.

Es ist keine Frage: die Einsamkeit des Neuhof hat Pestalozzi erst zu dem werden lassen, als was ihn die Welt kennt. Von dort her kam er in die Welt zurück mit jener Kraft ausgerüstet, deren Wirkungen betrachtend er ausrief: 'das that die Liebe, sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut;<sup>2)</sup> mit der Energie von der er bekannte: 'ich wufte bestimmt nicht, was ich that, aber ich wufte, was ich wollte: Tod oder Durchführung meines Zwecks.'<sup>3)</sup> Auf den Neuhof selbst aber war er dreißig Jahre vorher noch ganz als ein anderer gezogen: als ein träumender schwärmender junger Stadtherr.<sup>4)</sup> Aber die Ideengänge seines spätern Lebens hat er auf dem Neuhof nicht erfunden; er hat sie mitgebracht, mitgebracht aus der Luft, die seine Jugend umwehte, mitgebracht in der eigenartigen Individualität, die schon in der Kindheit mit voller Bestimmtheit in ihm hervortrat, mitgebracht endlich in dem Entschlusse selbst, der Verbilligung seiner Zeit entfliehend der Natur sich an den Busen zu werfen und in ihr wahre Kraft der Menschheit zu gewinnen; und wenn es mir einigermaßen gelungen sein sollte dieses erste Werden Pestalozzis zur Klarheit gebracht zu haben, so ist der Zweck dieses Vortrags erfüllt.

Präsident: Ich spreche Herrn Dr. Hunziker den herzlichsten Dank aus für den gehaltvollen interessanten Beitrag zur Charakteristik desjenigen Mannes, der, wenn er auch nicht Gymnasialpädagoge gewesen, durch die Grundsätze, welche er in die Pädagogik überhaupt eingeführt hat, auch für unsere Schulanstalten von weitgreifender Bedeutung geworden ist.

1) Nach Henning, Pestalozzi-Blätter 1885, S. 67/68.

2) Brief Pestalozzis an Stapfer, Pestalozzi-Blätter 1883, S. 12.

3) Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, Seyffarth XI, S. 98.

4) Vgl. 'Das älteste Pestalozzi-Bild' in Pestalozzi-Blätter 1886 (Nr. 6), S. 65.



Verehrte Herren! In unserer Tagesordnung ist ferner aufgeführt ein Bericht des Herrn Dr. Kehrbach über den Stand der 'monumenta Germaniae paedagogica und über die Comeniusstiftung in Leipzig.' Dieser Verhandlungsgegenstand ist durch einen Irrtum in die heutige Tagesordnung gekommen. Derselbe wird in einer der nächsten Sitzungen folgen, und zwar wird nach Beschluß der Philologenversammlung in Gießen der Bericht in der pädagogischen Sektion vorgelegt und besprochen werden müssen. Es wäre also für heute die Tagesordnung erschöpft. Ehe ich aber die Sitzung schliesse, möchte ich Ihnen noch einige Mitteilungen machen; erstens, daß die Sektionssitzungen in den im Tageblatt bezeichneten Lokalen punkt 12 Uhr beginnen werden; zweitens erlaube ich mir, Ihnen die Tagesordnung für morgen Donnerstag kund zu geben; Herr Prof. Dr. Studemund aus Breslau wird über Damokrates, Herr Prof. Dr. Michaelis aus Straßburg über alexandrinische Kunst und Herr Dr. Karl Sittl aus München über die Geberden der Alten sprechen. Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß die allgemeinen Sitzungen je um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr beginnen und folglich die Sektionssitzungen jedenfalls um 10 Uhr geschlossen werden müssen. Bedauerlicherweise ist im Tagblatt die Mitteilung von 2 Vorträgen ausgelassen, der von Herrn Prof. Dr. Ihne aus Heidelberg über die römische Königszeit und der des Herrn Prof. Dr. Leumann aus Straßburg über die Edition von Sanskrittexten (für die Sektionssitzung der Orientalisten); dieses Versehen wird im nächsten Tagblatt korrigiert werden. Endlich mache ich Sie noch aufmerksam auf die Subscriptionsliste, welche beim Eingang in den Saal auf dem Tisch liegt, in welche diejenigen Teilnehmer, welche die im Verlage der Teubnerschen Buchhandlung in Leipzig erscheinenden 'Verhandlungen' zu erhalten wünschen, ihre Namen einzutragen gebeten werden. Der Preis für Teilnehmer beträgt 5 Mark. Die Aufführung der Antigone findet morgen statt. Die Bilete können bis zum Beginn des Bankettes und Donnerstag bis Schluß der allgemeinen Sitzungen im Auskunftsbureau bezogen werden.

Hiermit erkläre ich unsere erste Sitzung für geschlossen.

---

### Zweite allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 29. September 10 $\frac{1}{2}$  Uhr.

Präsident (Prof. Dr. Blümner): Da noch lange nicht alle Mitglieder anwesend sind und die geschäftlichen Mitteilungen doch möglichst von allen gehört werden sollten, so will ich mit diesen noch zuwarten und gebe Herrn Prof. Dr. Studemund das Wort.<sup>1)</sup>

Präsident: Ich möchte anfragen, ob jemand in die Debatte einzutreten oder Bemerkungen zu machen wünscht.

Prof. Dr. Iwan Müller, Erlangen:

Ich kann dem höchst interessanten Vortrag noch beifügen, daß überhaupt in den Galenushandschriften alle Verse aus Dichtern in Prosa aufgelöst oder in Prosa geschrieben

---

1) Da das Manuscript des Vortrages des Herrn Prof. Dr. Studemund nicht erhältlich gemacht werden konnte, und auf wiederholte diesbezügliche Bitten keine Antwort erfolgte, muß leider auf den Abdruck desselben verzichtet werden.

sind, nicht nur in den rein medizinischen, sondern auch in den philologischen und andern kleinen Schriften, die ich teilweise herausgegeben habe.

Präsident: Das schlechte Wetter macht die Ausführung des für heute geplanten Ausfluges nach der Ufenau unmöglich. Zur Ausfüllung des freien Nachmittags sind von einigen Sektionen Sitzungen angesetzt worden; in der philologischen Sektion wird um 4 Uhr Herr Prof. Dr. Crusius von Tübingen über die 'Nomosfrage' sprechen. Die archäologische Sektion wird die archäologische Sammlung im Polytechnikum und die antiquarische im Helmhaus besichtigen. — Es sind noch nicht alle Mitteilungen über die morgige Tagesordnung der Sektionen eingegangen; die Herren Vorstände der orientalischen, klassisch-philologischen und mathematischen Sektion wollen gefälligst ihre Tagesordnung für morgen baldigst dem Bureau übermitteln.

Es ist bisher Sitte gewesen, daß die anwesenden Präsidenten der früheren Versammlungen gemeinschaftlich mit dem gegenwärtigen Präsidium die Wahl des nächsten Versammlungsortes vorberaten. Da indessen von früheren Präsidenten einzig Herr Oberschulrat Wendt zugegen ist, so hat Herr Prof. Dr. Gildemeister freundlichst sich bereit erklärt, an der Beratung teilzunehmen.

Prof. Dr. Michaelis, Straßburg:

#### Über alexandrinische Kunst.<sup>1)</sup>

Verehrte Anwesende! Über alexandrinische Kunst zu sprechen kann mancher von Ihnen als ein überflüssiges oder wohl gar als ein thörichtes Unterfangen betrachten. Soll 'alexandrinische Kunst' nur ein neuer Ausdruck sein für hellenistische Kunst? Gegenwärtig stehen ja Rhodos und Pergamon so in dem Vordergrund des Interesses, Pergamon namentlich seit den ergebnisreichen Ausgrabungen der preussischen Regierung in den letzten Jahren, daß man nicht recht einsehen kann, wie man diese Kunst eher als alexandrinisch bezeichnen sollte denn als hellenistisch. Oder soll die Kunst in Alexandria gemeint sein? Wenn Sie unsere Kunstgeschichten aufschlagen, so werden Sie finden, daß es eine solche Kunst gar nicht gegeben hat. Brunn glaubte den Grund darin zu erkennen, daß die Ptolemäer in Ägypten eine alte nationale Kunst vorfanden und daher in ihren eigenen Bestrebungen auf diese einheimische Kunst Rücksicht nehmen mußten. Freilich hat schon Overbeck mit Recht bemerkt, daß die Ägypter und Griechen in Alexandrien ziemlich fremd einander gegenüber standen. Sie vermengten sich so wenig wie Öl und Wasser; die ägyptische und die griechische Kunst berührten sich wohl gelegentlich, gingen aber jedenfalls nicht in einander auf. Overbeck meint aber doch auch, daß bedeutende Schöpfungen aus dieser Epoche bloß aus Pergamon und Rhodos zu verzeichnen seien; in Alexandrien habe man es höchstens mit vergänglichen Prachtbauten zu thun und mit prunkenden Festaufzügen; das seien die eigentlich charakteristischen Leistungen der alexandrinischen Kunst. Wachsmuth endlich behauptet, daß, wenn überhaupt etwas Eigentümliches von alexandrinischer Kunst zu bemerken sei, dieses auf dem Gebiet des Kunsthandwerks liege. Nur eine Götterbildung pflegt als Ausnahme bezeichnet zu werden, die des Sarapis; freilich, wie ich glaube, sehr mit Unrecht. Denn das Bild gerade dieses Gottes ist vom Ausland eingeführt worden und hat mit nur geringen äußerlichen Umwandlungen als *deus Alexandrinus* die hohe Geltung erlangt, die ihm in späterer Zeit

1) Viele der in dem Vortrage erwähnten Kunstwerke waren in Abbildungen ausgestellt.

zukam. Als eigentlich alexandrinische Schöpfung können wir also auch den Sarapis nicht gelten lassen.

Trotz alledem kann man meines Erachtens mit gleichem Recht von alexandrinischer Kunst wie von alexandrinischer Poesie sprechen, und es fehlt nicht an Anzeichen in der neueren archäologischen Litteratur, daß diese Überzeugung mehr und mehr sich Bahn bricht; namentlich möchte ich auf einige Arbeiten Schreibers hindeuten, welcher gewisse Seiten dieser Kunstentwicklung scharf ins Auge gefaßt hat. Es wäre auch in der That höchst seltsam, wenn es keine alexandrinische Kunst gegeben hätte, bei der gesamten Stellung Alexandriens im geistigen Leben jener Epoche, die wir ja gerade als alexandrinisches Zeitalter zu bezeichnen pflegen, und insonderheit bei der Thätigkeit, welche Alexandrien auf dem der Kunst nächst verwandten Gebiete der Poesie entfaltete. Wenn wir von alexandrinischer Litteratur oder Poesie sprechen, so verstehen wir darunter etwas ganz bestimmtes, und es wird sich fragen, ob nicht etwas ebenso bestimmtes auf dem Gebiete der Kunst sich nachweisen läßt. Es wäre ferner seltsam, wenn von alexandrinischer Kunst nicht die Rede sein dürfte, wo doch so sichere Nachrichten vorliegen, daß eine sehr eigentümliche Malerei in Alexandrien zu Hause war. Ich nenne vor allen Antiphilos, einen der bedeutendsten Maler dieser Spätzeit, der sich während der Regierung der ersten Ptolemäer nach verschiedenen Seiten hin erfindungsreich und eigentümlich erwies. Später hören wir von einem Maler Nealkes, der eine Seeschlacht auf dem Nil mit allerlei Nilgetier und verschiedenen kleinen Scherzen dargestellt hat. Weiter lernen wir aus dem Berichte des Kallixenos den ungeheuren Kunstverbrauch zu Luxuszwecken kennen, der in Alexandrien getrieben ward. Wenn wir seine Beschreibung eines großen Festzuges lesen, der unter Ptolemäos Philadelphos statt fand, so staunen wir über die Masse von Sculpturwerken aller Art, und zwar aus den kostbarsten Stoffen, und es wird dabei ausdrücklich bemerkt, daß 'große Künstler' dabei thätig gewesen seien. Aber auch die erhaltenen Bildwerke sprechen deutlich zu Gunsten alexandrinischer Kunst. Da tritt uns vor allen das vatikanische Bild des Nil entgegen, dessen Original nirgendwo anders entstanden sein kann als in Ägypten, d. h. in Alexandrien. Wir finden die Bildnisse des Homer, auf die ohne Zweifel kein Ursprungsort größeren Anspruch machen kann als wiederum Alexandrien. Blicken wir endlich nach Pompeji, so haben uns die schönen Untersuchungen Helbig's, die, wie mir scheint, von der Archäologie nicht immer genügend berücksichtigt worden sind, darüber Aufklärung verschafft, wie die pompejanische Kunst auf hellenistischem, zum großen Teil eben auf alexandrinischem Boden erwachsen ist.

So erhebt sich denn die Frage, ob nicht das scheinbare Fehlen oder das Zurücktreten einer alexandrinischen Kunst nur auf unsere Nachrichten zurückzuführen sein möchte. Freilich hat man dies ganz bestimmt geleugnet; aber es ist doch zu beachten, daß überhaupt für diese spätere Zeit der griechischen Kunst die uns zu Gebote stehenden Quellen sehr sparsam und sporadisch sind, und weiter, daß die Gewährsmänner derselben vorzugsweise in Sikyon und Pergamon zu Hause waren, an Stätten, wo es ferner lag oder wohl gar gemieden ward, auf alexandrinische Kunst Rücksicht zu nehmen. So erklärt sich das Schweigen unserer litterarischen Quellen über alexandrinische Kunst ziemlich einfach.

Versagen aber auch die direkten kunsthistorischen Nachrichten, so giebt es doch noch einen andern Weg, auf dem wir der alexandrinischen Kunst näher treten können.

Ich meine die parallele Entwicklung der alexandrinischen Kultur und Poesie mit gewissen künstlerischen Erscheinungen, die in dem auf uns gekommenen Vorrat von Bildwerken uns entgegentreten, und zwar von solchen Bildwerken, die man von vornherein wohl geneigt sein möchte der alexandrinischen Zeit und dem alexandrinischen Kulturkreise zuzuweisen. Freilich darf man die Augen nicht nur auf Kleinasien richten, wie das heutzutage wohl zu geschehen pflegt. Originalwerke und solche, deren Fundort bestimmt auf Alexandrien hinweist, giebt es so gut wie gar nicht, dagegen eine ganze Reihe von Nachbildungen. Meistens sind es erst römische Arbeiten, die uns den Abglanz alexandrinischer Originale erhalten haben. Aber wir gelangen ja doch auch zu einer einigermaßen vollen Anschauung der alexandrinischen Dichter erst dadurch, daß wir die römischen Dichter heranziehen, die unter alexandrinischem Einfluß standen und ganz in diesem Geiste weiter gedichtet haben. Es ist gewiß gestattet in ähnlicher Weise auch auf dem Gebiete der Kunst vorzugehen und von dem uns erhaltenen römischen Schatz zurückzuschließen auf die alexandrinische Kunst.

Natürlich kann es hier nur darauf ankommen, einige Haupterscheinungen anzuzeigen, in denen der Parallelismus von Dichtung und bildender Kunst unverkennbar ist. Ganz bei Seite lasse ich die Baukunst, so hochbedeutende Anregungen auch von Alexandrien aus der späteren Baukunst zu teil geworden sind. Namentlich scheint es, daß der Gewölbebau hier für die griechisch-römische Welt seine Heimat hat; auch im Dekorationssystem der Wände finden wir dort eine ganze Reihe weithin nachwirkender Neuerungen. Dagegen werde ich Plastik und Malerei nicht von einander scheiden, einmal aus dem Grunde, weil ihre Grenzen sich in dieser Zeit überhaupt stark verwischen, und zweitens, weil es mir hier nicht so sehr auf die Form der Darstellung ankommt als auf die Stoffkreise, aus denen die alexandrinische Kunst ihre Gegenstände entnommen hat.

Die staatliche Form ist in der Zeit, um die es sich hier handelt, die Monarchie. Da treten uns zuerst die Persönlichkeiten der Herrscher entgegen. In Pergamon ist dies auch der Fall, aber die Dynastie der Attaliden hat einen mehr bürgerlichen Charakter; sie läßt sich am ehesten den Medici in Florenz vergleichen. Ganz anders in Alexandrien. Die Ägypter waren von früherher gewohnt ihre Pharaonen als Götter zu betrachten; auch Alexander, der Gründer von Alexandrien und Stifter des dortigen Reiches, war in dieser Gegend als Sohn des Zeus anerkannt worden. In diese Traditionen sind die Ptolemäer eingetreten. Philadelphos hat seine beiden Eltern zu Göttern erhoben, als θεοὺς σωτῆρας. Er hat ihnen einen Tempel gebaut, in dem die Bilder der beiden vergötterten Könige aus Gold und Elfenbein gebildet waren, also aus dem Material, aus dem die ältere Zeit nur Götter zu bilden pflegte; freilich waren Philipp und Alexander auch hierin vorangegangen. Wir besitzen noch aus dieser Zeit ein paar prachtvolle Kunstwerke, die uns die Herrscher in solcher Gestalt zeigen, große Kameen, in denen anscheinend die beiden ersten Ptolemäer dargestellt sind, der eine mit der Aegis über der Brust, der andere mit dem Blitz am Helm. Der Adler erscheint auch in Verbindung mit ihnen, und er ist es, der auch die Münzen der Ptolemäer auf der einen Seite zu schmücken pflegt. So erblicken wir die Angleichung der Herrscher an die Götter deutlich in den erhaltenen Kunstwerken. Ein ganz ähnlicher Geist, wie in jenen Kameen, tritt uns nun in den Gedichten eines Kallimachos oder eines Theokrit entgegen; man denke nur an des letzteren Enkomion auf Ptolemäos Philadelphos oder auf Hieron. Es ist aber nicht der König allein, der so verherrlicht wird: neben

ihm steht die Königin. Dieser Kultus der Frau ist einer der Hauptzüge der ganzen Zeit. Die Hochzeitscarmina bildeten eine eigene Gattung in der Poesie der Alexandriner. Wie weit die höfische Schmeichelei gegen die Königin ging, zeigt uns nichts deutlicher, als die Locke der Berenike, die der Hofastronom Konon an den Himmel versetzt hatte, und die dann bei Kallimachos in die Klage ausbrach, nicht mehr den Scheitel der Königin selbst zu schmücken. Ähnlich ist es, wenn Arsinoe in ihrem Tempel zu Alexandrien aus Topas, dem kostbaren, damals neu entdeckten Edelstein, gebildet ward. So pflegen denn auch die Münzen, gleich wie jene Kameen, das Bild der Königin neben dem des Königs zu tragen.

Das sind die neuen Götter. Daneben haben die alten jedoch ihr Reich nicht ganz verloren. Eine große Zahl neuer Bildungen tauchen in dieser Zeit auf, meistens aber sind es nur Umwandlungen älterer Bilder, Umbildungen ins effectvolle, ins weiche und üppige. Aus der knidischen Aphrodite, die ihr Gewand ablegt um in das Bad hinabzusteigen, hat sich allmählich eine Reihe von andern Typen der Göttin entwickelt, wie der, wo sie den Fuß erhebt um ihre Sandale anzulegen, oder jener, wo sie sich das Haar preßt, oder die reizvolle Gestalt der im Bade kauern den Göttin. Das sind solche Variationen eines Tones, der von Praxiteles zuerst angeschlagen worden war. Ganz ähnliche Umbildungen können wir bei Apollo verfolgen; wie beispielsweise der ausruhende Gott des athenischen Lykeion sich in den pomphaften halbbekleideten Gott mit der großen Kithara verwandelt. Verachten wir aber die Kunst der Götterbildung in dieser Zeit nicht; sie verfügt noch über eine große Mannigfaltigkeit von Variationen, und überdies erfreut sie sich einer außerordentlichen Verbreitung. Die älteren Göttertypen sind zurückgetreten und jene spätern Bildungen an ihrer Stelle für das ganze weitere Altertum herrschend geblieben, eben weil sie aus dem Geiste der neuen Zeit heraus geschaffen waren. Religiösen Gehalt freilich dürfen wir in diesen späteren Bildungen nicht suchen, aber denken Sie doch an die kallimachischen Hymnen: mögen sie auch für den Kultus bestimmt gewesen sein, wieviel Religion finden Sie darin? Das sind bloße Kunstgesänge über die Götter, in denen mit den Göttern geistreich gespielt wird, Themata an denen sich die raffinierte Kunst des Dichters zeigen kann. Und nun vergleichen Sie damit den bronzenen Apollon Mimaüt von Sifteh im britischen Museum, mit derselben leeren Glätte und demselben kleinlichen Lockengekräusel, wie es die alexandrinischen Dichter in ihrem Stil lieben.

Wenden wir uns sodann zu den Mythen, die in dieser Zeit behandelt wurden, so sind das zum Teil noch die althergebrachten. Es ist doch wohl kein Zufall, wenn Rhianos in dieser Zeit den Herakles zum Gegenstand eines großen Gedichtes macht, und wenn gerade in Alexandrien Künstler wie Ktesidemos und Artemon ihre Stoffe mit Vorliebe aus diesem Kreise entnehmen. Neben Herakles ist es besonders die Argonautensage, die in einzelnen Partien immer bearbeitet worden war, jetzt aber besonders beliebt wird. Es genügt an Theokrit und Apollonios zu erinnern. Und wiederum ist es gewiß nicht zufällig wenn wir finden, daß die schönste der Darstellungen aus der Argonautensage, diejenige der unserer Epoche angehörigen ficoronischen Cista, im Gegenstand ganz mit einem Gedicht des Theokrit zusammentrifft. Neben diesen alten Mythen kommt aber eine große Zahl neuer Legenden auf, teils Lokalsagen, teils auch wohl eigne Erfindungen. Der alte Sagenstoff war gar zu abgegriffen, man verlangte neues, seltsames; so kamen allerlei absonderliche Variationen älterer Mythen auf, oder sogenannte 'verlegene Mythen'

wurden hervorgesucht. Kallimachos hatte ein Gedicht gemacht über die Ankunft der Io in Ägypten; auf einem pompejanischen Bilde sehen wir, wie Io, von einem Triton den Fluß entlang getragen, von der Göttin des Landes mit ihrer charakteristischen Umgebung empfangen wird. Eine besonders große Rolle spielte in der Auswahl der Mythen die Schönheit des Weibes. Sie zu schildern werden die Alexandriner nicht müde. Der Maler Antiphilos liebte es, ein schönes Weib in Gegensatz zu stellen zu irgend einem Untier. Da finden wir das Meerungeheuer, welches der befreiende Held, sei es Herakles oder Perseus, erschlagen hat, Europa auf dem Stier; auch der jugendschöne Hippolytos mit dem Seestier gehört hierher. Nachklänge sind uns noch in bekannten pompejanischen Gemälden wie in prachtvollen Reliefs erhalten. Das weist auf einen durchgehenden Zug, eine bestimmte Tendenz hin, die der ganzen Zeit gemeinsam ist.

Im ganzen haben alle diese Darstellungen eine romantische Färbung und spiegeln damit einen wesentlichen Zug der alexandrinischen Zeit wieder. Wir verdanken es dem Scharfsinn eines Gelehrten, der einst der hiesigen Hochschule angehörte, durch seine Arbeit über Kallimachos Kydippe in die Technik der alexandrinischen Liebesdarstellungen den ersten tieferen Einblick gewonnen zu haben. Die Dichter wandten sich eben mit Vorliebe den Liebesabenteuern zu; die Novellen und Romane der späteren Zeit schloßten sich an diese alexandrinische Behandlung an. Genau ebenso ist es in der bildenden Kunst. Da sehen wir z. B., ähnlich wie bei Theokrit, auf einem Wandgemälde der palatinischen Kaiserpaläste die spröde Galatea und den liebeschmachtenden Kyklopen einander gegenübergestellt, oder es übergibt wohl auch der kleine Amor den Liebesbrief. Ebenso werden die Liebesabenteuer auf Götter übertragen; ich erinnere an die häufigen Darstellungen von Ares und Aphrodite, Dionysos und Ariadne. Deutlich ist es, wie hier ein gemeinsamer Zug durch die alexandrinische Poesie und durch eine verwandte, weit verbreitete Kunstrichtung hindurchgeht. Wir können noch weiter gehen. Die Liebespoesie der Alexandriner verlangte bald einen gewissen *haut goût*; euripideisch angefaulte Verhältnisse waren besonders beliebt, unnatürliche Liebe, Inceste, Sodomiterei. So ist denn in einem Grabe in der Nähe von Rom eine ganze Gallerie von derartigen Damen zum Vorschein gekommen, die man als Verbrecherinnen aus Liebe bezeichnen könnte. Die eine mit dem Dolch ist bereit sich zu töten aus Liebe zum Bruder, die andere mit dem Stricke wegen der Liebe zum Stiefsohn, die dritte steht sinnend neben der künstlichen Kuh. Selbst bis in sehr bedenkliche Regionen hinein verirrt sich diese Vorliebe parallel in der Poesie wie in der Kunst: Schlüpfrigkeiten von etwas raffinierter Art oder Derbheiten — Aufdeckungen, Symplegmen, Obscönitäten aller Art — sind beiden Gattungen nicht fremd.

Ich möchte noch auf einen Punkt hinweisen, der mir besonders dafür bezeichnend scheint, wie sehr in dieser Zeit die Kunst von der Poesie abhängig ist. Könnte man sich wohl etwas für die Plastik ungünstigeres denken als Verwandlungen? Diese gehören aber zu den Lieblingsgegenständen der alexandrinischen Poesie; wir kennen sie von Nikandros und Parthenios, allen geläufig sind sie ja aus Ovids Nachbildung. Nun, in der Villa Borghese befindet sich die Statuette einer Daphne, die schon größtenteils in einen Lorbeerbaum verwandelt ist; Baum und Mensch sind auf das engste in einander verwachsen. In dem britischen Museum steht (ich halte wenigstens diese Deutung trotz manchem Widerspruch für sicher) eine Statue der Ambrosia, wie sie in eine Weinrebe verwandelt wird; hier ist der Unterkörper bereits in die Rebe übergegangen. Aktaeons

Verwandlung in einen Hirsch ist ebenfalls ein beliebter Gegenstand dieser Epoche. Sicher würde die Plastik sich nicht an dergleichen für sie ungeeignete Vorgänge gewagt haben, hätte die Poesie nicht den Geschmack daran ausgebildet.

Auch das parodische Epos, wie es in Alexandrien gepflegt zu sein scheint, findet in der dortigen Kunst seine Parallele. Die Pygmäen vor allen Dingen sind die Träger dieser Scherzart, jene kleinen verkrüppelten Däumlinge, von denen Aristoteles sagte, sie seien am oberen Nil zu Hause. In der That ist es drollig anzusehen, wie die kleinen putzigen Kerle den Heldenkampf mit den gewaltigen Krokodilen ausfechten oder auch gelegentlich ihre Purzelbäume schlagen. Ein andermal schleichen sie zum Becher des Herakles und suchen ihn auszutrinken. Stimmen dergleichen Szenen auch nicht wörtlich mit Dichterschilderungen überein, so atmen sie doch wenigstens verwandten Geist mit manchen Erscheinungen der Litteratur. Vor einigen Jahren erregte ein Gemälde großes Aufsehen, das in Pompeji zum Vorschein kam und eine dem Urteil Salomonis ganz analoge Scene darstellte. Der ganze Vorgang wird dadurch, daß die handelnden Personen in krüppelhafter Zwerggestalt auftreten, in das Gebiet der Parodie entrückt. Auch die Verwendung von Tierformen zu parodischen Zwecken liegt nicht fern. Bekannt ist ein herkulanisches Bild, auf dem Äneas seinen Vater Anchises auf der Schulter trägt und Askanios an der Hand führt, die Heroen erscheinen aber als Affen, ägyptische κυνέφαλοι, gebildet. Wem fallen dabei nicht die ägyptischen Göttergestalten mit ihren Tierfratzen ein? Und gerade hier in Ägypten wird der schon vorher genannte Antiphrilos als der Erfinder der Grylli, einer aus tierischen und menschlichen Bestandteilen gemischten Karrikatur, genannt.

Was ich Ihnen bisher vorführte, das bewegt sich, wenn Sie es so nennen wollen, auf dem Gebiete der idealen Kunst oder schließt sich wenigstens dieser an. Daneben aber zieht sich durch die Kunst dieser Zeit ein starker Hang zum Realismus. Schon oft ist es hervorgehoben worden, wie auch in der alexandrinischen Poesie eine eigentümlich scharfe Beobachtung für alle die kleinen Erscheinungen der umgebenden Wirklichkeit sich geltend macht. Ein gleicher Sinn trat schon in der neueren Komödie hervor. Das kleine an sich, namentlich das kleinbürgerliche weckt in der älteren Zeit ziemlich fremdes Interesse. So finden wir denn eine eigene Kunstgattung, die als Rhopographie bezeichnet wird; darunter versteht man die Darstellung von allem möglichen Kleinkram. Antiphrilos, Simos und Piräikos, das sind die Namen derjenigen Maler, die sich hier besonders hervorgethan haben. Das Handwerk und die niederen, banausischen Beschäftigungen erscheinen besonders anziehend. Theokrit schildert einen hölzernen Becher, auf dem ein Fischer beim Fischfang und andererseits ein den Weinberg hütender Knabe dargestellt war, zu dem Füchse heranschleichen, der eine die Reben, der andere gar das Frühstück in dem Ranzen des unachtsamen benagend. So sind denn auch auf pompejanischen Bildern Handwerksdarstellungen sehr beliebt. Sie decken sich vollständig mit dem, was wir von alexandrinischen Bildern hören; Wollfabriken, Friseurbuden, Schuster- und Walkerwerkstätten werden uns genannt. Es fehlt dabei nicht an scheinbar ganz modernen Erscheinungen. Niederländische Lichteffekte waren auch dem Altertum bekannt. Antiphrilos und Philiskos schilderten Interieurs, in denen alle Geräte an den Wänden vom Schein des Feuers wiederstrahlten. Ja auch das Stilleben war nicht unbekannt; der Kleinmeister Piräikos malte Gemüse und Fische (*obsonia*).



Es ist die Genrekunst, die uns hier in voller Durchbildung entgegentritt. Diese liebt vor allem die Kinder. Kallimachos schildert uns, wie Hermes als Knecht Ruprecht die kleinen Göttermädchen im Olymp schreckt. Ein andermal erzählt er, wie Ganymedes und Eros mit einander Knöchel spielen; bei Apollonius geraten sie darüber in Streit. Bei Theokrit finden wir den schönen Zug, wie Alkmene die beiden ungleichen Söhne in den Schild des Vaters bettet und ihnen, wie einst Danae ihrem Perseus, ihr Schlaflied singt. Solche kleine Beobachtungen in dem Kinderkreise begegnen vielfach in der alexandrinischen Poesie. Parallel damit werden uns auch in der Kunst Kinderspiele und Kinderreiben aller Art mit großer Vorliebe und reizendem Geschick vorgeführt. Da erblicken wir auch Knaben und Mädchen mit Knöchelspiel beschäftigt — die Berliner Knöchelspielerin ist ja allbekannt —, oder sie treiben das noch heute im Süden so beliebte Morra-spiel und dergleichen Spiele mehr. Theokrit schildert uns einmal den kleinen Herakles, wie er, eben aus dem Schlafe geweckt, die feindlichen Schlangen erwürgt. Ganz die gleiche Scene stellt eine berühmte Erzstatue im Museum zu Neapel dar. Eine Art Gegenstück dazu bildet Boethos prächtiger dicker Bube, der sich keck mit dem Schwane oder der Gans in den Kampf einläßt. Ein andermal sitzt der Knabe am Boden, die Ente neben sich; er will sich erheben, um nach etwas zu greifen und drückt dabei rücksichtslos auf den Vogel, daß dieser schreiend den Schnabel aufsperrt. Oder das Kind zieht ängstlich die Traube zurück, die irgend ein heranschleichender Feind (wie der Fuchs bei Theokrit) bedroht. Oder der Schlingel steht da mit verschämtem Gesichte, sein Hemdchen verlegen emporziehend, weil er über einem Diebstahl ertappt ist. Die Erfindungskraft der alten Künstler auf diesem Gebiet ist schier unerschöpflich. Eine der anmutigsten Genreszenen bietet der kleine Hermes im Palast Spada zu Rom. Sie erkennen den Zeussohn kaum in dem weiten Gewande, das er mit solcher Grandezza sich über die Schultern geworfen hat, mit dem verschmitzten Gesichte, das so ehrlich emporzublicken sich bemüht. Es ist genau die Scene des homerischen Hymnos, wo der junge Rinderdieb in seinen Windeln von Apollon vor den gestrengen Vater geführt wird und diesem mit der ehrlichsten Miene von der Welt seine Unschuld beteuert:

Vater Zeus, ich will dir die Wahrheit ehrlich bekennen,  
Denn ich bin wahrheitsliebend, verstehe mich nicht auf das Lügen ...  
Glaube mir (denn du bekennst dich zu mir als teurer Vater)  
Daß ich die Schuld nicht habe; ich schwör es mit kräftigem Eidschwur ...  
So sprach blinzeln den Blicks der kyllenische Argostöter,  
Noch mit dem Leintuch über dem Arm; nicht legt er es nieder.  
Zeus aber lacht laut auf, wie er schaut den schelmischen Kleinen,  
Der so geschickt und schlau sich herauslügt wegen der Rinder.

Der rechte ideale Vertreter dieser Kinderwelt ist Eros, der Hauptgott dieser Zeit. Theokrit schildert ihn als Honigdieb, wofür er durch den Stich der Biene büßen muß; Moschos als den Ausreißer, auf dessen Wiedereinbringung die Mutter einen Preis setzt; die Epigramme wimmeln von Eroten in den allerverschiedensten Motiven. Zahllose Erotenbilder sind auf uns gekommen und schildern uns das Kinderleben in der idealen Gestalt spielender Eroten. Selbst in den Handwerksdarstellungen treten Eroten gern an die Stellen der Menschen. Besonders wenn Eros mit Psyche zusammenkommt, entfaltet

sich die schönste Poesie in diesen Kunstwerken; nicht selten stimmen die Züge genau mit alexandrinischen Epigrammen überein, wie in jener kleinen Erzstatuette des von Psyche gefesselten Eros zu Arolsen. Das schönste Stück dieser Richtung ist die kapitolinische Gruppe von Eros und Psyche, in der die naive Liebe der zwei Kinder zu einander auf die zarteste und idealste Weise geschildert wird. Eine reizende Folge pompejanischer Bilder zeigt Eros und Psyche bald beim Mahl, bald beim Tanz, bald bei der Musik, bald wie sie sich für das Schauspiel rüsten. Es ist klar, mit welcher Liebe die Kunst dieser alexandrinischen Zeit solche feine Stoffe poetisch aufgefaßt und behandelt hat.

Mit dieser Richtung nahe verwandt ist das Idyll. Idyllischer Geist ist es, der uns aus dem Marmorbilde des Nil entgegenweht. Man kann sich nicht leicht eine trockenere Aufgabe denken, als den Nilstrom zu schildern, wie er mit seinem allmählichen Wachsen bis zu sechzehn Ellen Fruchtbarkeit über das regenlose Land bringt. Niemals ist eine so öde Aufgabe schöner gelöst worden als hier. In voller Ruhe ist der mächtige 'Vater Nil' gelagert, umspielt von sechzehn Knaben, die an ihm hinaufklettern, bis sie seine Schulter und den Gipfel seines Füllhorns erreicht haben. Man braucht es Gottlob nicht zu wissen, was das Bild eigentlich bedeuten soll, und doch bekommt man den vollen Eindruck eines mit Kindern und allen guten Gaben der Natur unendlich reich gesegneten Vaters. — In dem Idyll bildet ein Hauptelement das Landleben: die Bukolik ist eine besonders beliebte Gattung desselben. Es ist natürlich, daß man aus den großen Städten auf das Land flüchtete und glaubte, hier eine freiere Luft atmen zu können. Auch dies tritt uns in der Kunst vielfach entgegen, teils in Gemälden, teils in prächtigen Reliefbildern, die man mit Recht der hellenistischen Zeit zugewiesen hat. So befindet sich in München das zierliche Relief eines Landmannes, der seine Kuh zur Stadt treibt, in Paris ein Satyr, der einen Hasen gefangen hat und damit in felsiger Umgebung einen Panther neckt, in Wien ein paar ausgezeichnet schöne Reliefs, das eine Mal eine Löwin, das andere Mal ein säugendes Schaf, beide in entsprechender landschaftlicher Umrahmung.

Diese Reliefbilder offenbaren uns den lebhaften Sinn der damaligen Künstler für die Natur. Die vielfach fremden Erscheinungen, von denen die Griechen sich in jenen östlichen und südöstlichen Ländern umgeben sahen, mußten natürlich den Blick für alles neue öffnen und schärfen und die Beobachtung überhaupt auf die Einzelercheinungen der Natur lenken. Wenn Sie den Theokrit durchblättern, so muß es Ihnen auffallen, wie weitläufig die Tiere geschildert werden, die Rinderherden des Augias so gut wie der Löwe, der dem Herakles entgegentritt. Vergessen wir nicht, daß Ptolemäos Philadelphos, ein eifriger Freund und Förderer der Naturwissenschaften, in Alexandrien einen zoologischen Garten angelegt hatte, und daß in jenen großen Festzügen ganze Karawanen fremder Tiere vorgeführt wurden. Dieses so vermehrte Interesse an der Tierwelt hat auch in der Kunst seinen Ausdruck gefunden. Auf dem großen Mosaik von Palestrina, das uns Ägypten zur Zeit der Überschwemmung zeigt und sicher auf ägyptische Vorbilder zurückgeht, erblicken wir in den Felsgebirgen Oberägyptens die verschiedensten Tiere, alle wie in einer Menagerie mit ihren Namen bezeichnet. Aber nicht allein die belebte Natur, auch die Landschaft zieht den Blick des Künstlers auf sich. Die malerische Ausführung der Hintergründe in jenen Reliefbildern steht in einem höchst auffallenden Gegensatz gegen die sparsamen Andeutungen der landschaftlichen oder architektonischen Umgebung in den Reliefs der älteren Zeit. Als auf ein besonders charakteristisches Bei-

spiel möchte ich auf das Hylasbild hinweisen, eines der schönsten stimmungsvollsten Bilder, die uns Pompeji hinterlassen hat. Hören wir, wie Theokrit die Scene schildert:

Schnell aber bemerkt er die Quelle

An abschüssigem Orte, wo ringsum Binsen gewachsen,  
Grünendes Frauenhaar auch und Schöllkraut dunkel von Farbe,  
Wuchernder Eppich zugleich und sumpfdurchziehender Windhalm.  
Aber inmitten des Wassers umschlangen sich Nymphen zum Reigen ...  
Jetzo senkte der Knabe den räumigen Krug zu der Flut hin,  
Strebend zu schöpfen; doch faßten sie alle den Knaben am Arme ...

Die Gesamtstimmung des Bildes, mit seiner Schilderung des Waldesdunkels und seinem vielen Detail, ist völlig die gleiche wie beim Dichter. Es ist auch ganz natürlich, daß im Süden Dichter wie Künstler mit Vorliebe bei der Ausmalung der kühlenden Quellen mit ihrer schattigen, üppigen Vegetation verweilen. Hören Sie noch einmal Theokrits Schilderung des Lokals, an dem sich der Streit zwischen Polydeukes und dem ungeschlagenen Amykos entspinnt:

Einem lebendigen Quell voll ganz durchsichtigen Wassers  
Fanden sie unter dem glatten Gestein, und es glitzerten Kiesel  
Hell wie Krystall und Silber von unten herauf aus der Tiefe.  
Ganz in der Nähe desselben erhoben sich mächtige Kiefern,  
Pappeln, Platanen, Cypressen mit hochaufstrebenden Stämmen,  
Duftende Blumen dazu, rauchhaariger Bienen Ergötzung,  
Wie beim scheidenden Lenz empor auf den Wiesen sie sprossen —

und vergleichen Sie damit die Rolle, die auf der sicoronischen Cista der erquickenden Quelle zugewiesen ist, oder die zahlreichen pompejanischen Bilderchen ähnlichen Inhalts. Bisweilen ist die Freude an der Landschaft so groß, daß die Figuren ganz und gar zu bloßer Staffage zurückgedrängt werden, wie in einem bekannten Aktäonbilde oder in den römischen Odysseelandschaften.

Wenn wir von Alexandrien sprechen, denken wir Philologen wohl zuerst an die Gelehrten, die dort zu Hause waren. Auch diese Seite Alexandriens ist nicht ohne Nachwirkung auf die Kunst geblieben. Auf Alexandrien gehen jene trefflichen realistisch aufgefaßten Büsten von Dichtern und Gelehrten zurück, mit denen man die Bibliotheken und die Häuser litterarisch gebildeter Männer zu schmücken liebte. Als glänzendes Beispiel nenne ich den in vielen Exemplaren vorhandenen sogenannten Senecakopf; nach der wahrscheinlichsten Erklärung ist es ein alexandrinischer Dichter (man hat auf Philotas oder Kallimachos geraten). Vor allem aber ist eine Lieblingsschöpfung dieser Kunst das Idealbildnis Homers, des alten blinden Sängers. Die homerischen Studien hatten ja hier im alexandrinischen Museum ihren Mittelpunkt, und ein Homertempel war von dem vierten Ptolemäer, Philopator, gegründet worden. Ich glaube, daß wir noch ein Denkmal davon besitzen in dem bekannten Relief des Archelaos von Priene, der sogenannten Apotheose Homers: es ist geradezu eine Verherrlichung jenes musischen Vereins. Oben erblicken wir den Musenberg, über den sich unter dem Vorsitz des Zeus die Musen mit Apollo verteilen, und unten ist der Homertempel dargestellt. Links thront in zeusgleicher Haltung Homer selbst, und ihm nahen sich zu Opfer und Verehrung die ver-

schiedenen Dichtungsarten und Vertreterinnen derjenigen Tugenden und Beschäftigungen, die durch das Studium Homers gefördert werden. Der Dichter selbst wird gekrönt von Zeit und Raum, von 'Chronos' und 'Oikumene', wenn wir aber den Chronos näher ansehen, so erkennen wir mit Hilfe der Münzen deutlich die Züge des ersten Ptolemäers, des Lagiden, von dem die Gründung des Museion ausgegangen war. Auch die sogenannten *tabulae Iliacae* oder Bilderchroniken, jene kleinen zur Belehrung der Jugend und zum Schmucke von Studienräumen bestimmten Relieftafeln, tragen deutliche Anzeichen alexandrinischen Ursprungs. Ja selbst den Pedanterien, welche schon den alexandrinischen Gelehrten eigen waren, ist die Kunst nicht ganz aus dem Wege gegangen. Nestors Becher, das δέπας ἀμφικύπελλον, ward zu verschiedenen Malen nachgebildet und dazu in besonderem Kommentar erläutert. Dionysios der Thraker porträtierte seinen Lehrer Aristarch mit der Tragödie auf der Brust, weil Aristarch die ganze Tragödie auswendig gewußt habe (διὰ τὸ ἀποτηθεῖεν αὐτὸν πᾶσαν τὴν τραγῳδίαν)! Dürfen wir uns wundern, wenn ein Künstler die Geschmacklosigkeit dieser gelehrten Dichterzunft geißelte und die kleinen Homerlinge so gut verspottete, wie die Dichter selbst die αὐτὰρ ἔπειτα λέγοντας verhöhnnten? So malte Galaton Homer selbst in der Mitte thronend, wie er sich übergab, und rings um ihn herum die modernen Nachbeter am Boden liegend und — nun, Sie mögen sich die Scene selbst ausmalen.

Endlich deute ich ganz kurz noch ein paar Parallelen mehr formaler Art zwischen alexandrinischer Kunst und Dichtung an. Charakteristisch ist für die ganze Kunst dieser Zeit das starke Hervorheben der Anatomie bis ins einzelste. Die Anatomie ist aber zuerst in Alexandrien am Menschen geübt worden, und zwar seit der Regierung und unter dem Schutze der ersten Ptolemäer, die vorurteilsfrei genug waren wissenschaftlichen Ärzten wie Herophilos und Erasistratos Sektionen zu gestatten: Aber nicht bloß in den Kunstwerken, auch bei Theokrit können Sie sehen, wie er keine Gelegenheit vorübergehen läßt, im einzelnen die Muskeln, die in Thätigkeit kommen, zu schildern. Die Alexandriner waren ferner wegen ihres scharfen Witzes berühmt, der besonders im Epigramme einen prägnanten Ausdruck fand. Die scharfe Pointierung ist aber ebenfalls ein durchgehender Zug in der Kunst dieser Zeit. Bekannt ist endlich, wie der Gegensatz zwischen φύσις und τέχνη, *ingenium* und *ars*, zwischen natürlicher Anlage und kunstmäßiger Feile in Alexandrien unermüdlich hervorgehoben und der Streit zu Gunsten der letzteren entschieden wird. Wie die τέχνη in der ganzen alexandrinischen Poesie vorwaltet, so trägt auch die Kunst dieser Zeit durchweg den ausgeprägten Charakter virtuoser Technik. Meistens finden wir eine ins einzelne gehende Durchfeilung, oder wo von dieser abgesehen werden mußte, wenigstens einen sehr ausgebildeten Sinn für Effekt, der zum Teil durch äußerliche Mittel hervorgebracht ward: τῇ μὲν τέχνῃ μέτρια, τῇ δὲ χορηγίᾳ ἀξιοθαύμαστα nennt Kallixenos dergleichen Kunstwerke.

Dies, meine Herren, waren die Hauptpunkte, die ich Ihnen vorzuführen wünschte. Freilich ist damit das Thema nicht erschöpft, vielmehr habe ich Ihnen nur einzelne, mehr an der Oberfläche liegende Erscheinungen herausgehoben und durch einige Beispiele erläutert. Aber ich meine doch, oder hoffe wenigstens die Überzeugung in Ihnen geweckt zu haben, daß so vieles Zusammentreffen nicht zufällig sein kann. Es muß hier ein innerer Zusammenhang zwischen Poesie und Kunst statt haben, der in dem allgemeinen Charakter der damaligen Sinnes- und Empfindungsart begründet ist, und eben dies be-

rechtfertigt uns so gut von alexandrinischer Kunst wie von alexandrinischer Poesie zu sprechen. Es braucht darum nicht gerade alles in Alexandrien selbst erfunden worden zu sein. Wir finden ja auch unter den Schriftstellern, die wir als alexandrinisch zu bezeichnen pflegen, kaum einen, der in Alexandrien selbst oder in Ägypten gebürtig wäre, und manche, welche nicht einmal in Alexandrien sondern am makedonischen oder syrischen Hofe thätig waren, werden doch zu den Alexandrinern gerechnet. In diesem Sinne also haben wir ein Recht, auch der alexandrinischen Kunst ihren Platz in der Kunstgeschichte anzuweisen; ja immerhin sind die bestimmt auf Alexandrien selbst hinweisenden Erscheinungen so zahlreich, daß wir den Namen 'alexandrinisch' nicht bloß im allgemeinen, sondern auch im speciellen Verstande anwenden dürfen. Allem Anscheine nach ist diese alexandrinische Kunst älter als die kleinasiatische, die für uns hauptsächlich durch Rhodos und Pergamon vertreten wird, und nicht bloß älter, sondern, wenn ich mich nicht ganz irre, giebt sie auch mehr den allgemeinen Charakter der hellenistischen Epoche wieder. Sie stellt uns, möchte ich sagen, die κοινή dieser Zeit dar, während Rhodos und Pergamon mehr einzelne Seiten ausgeprägt zu haben scheinen. So ist, wie die alexandrinische Poesie, auch die alexandrinische Kunst nach Rom hinüber gebracht worden, wenn auch nicht sie allein, sondern beispielsweise auch die von Pergamon. Aber die Einwirkung ist doch recht verschiedenartig. Wie der litterarische Einfluß von Pergamon sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Grammatik, der Litteraturgeschichte, der Rhetorik, auf letzterem mit auffallendem Interesse an historischem Stoffe, derjenige von Alexandrien dagegen vor allem in der Dichtkunst zeigt, so erhielten die Römer von Pergamon in erster Reihe die Anregung von Seiten der historischen Kunst, die dann in Rom ihre eigene selbständige Weiterbildung findet, von Alexandrien dagegen mehr die Vorbilder idealer Kunst. Hier hatte Rom viel weniger eigenes hinzuzugeben; diese Seite der in Rom geübten Kunst ist — von anderweitigen Einwirkungen abgesehen — immer alexandrinisch geblieben. Gerade aus diesem Grunde lassen sich auch römische Beispiele füglich für den Nachweis alexandrinischer Eigentümlichkeiten verwerten. So hat denn die alexandrinische Kunst in der That erst mit dem Ende der antiken Kunst ihr eigenes Ende gefunden.

Nachdem der Präsident den Dank der Versammlung für den äußerst fesselnden Vortrag ausgesprochen hat, erteilt derselbe Herrn Dr. Sittl das Wort.

Dr. Sittl (München):

### Über die Geberden der Alten.

Hochgeehrte Versammlung! Der angekündigte Titel würde, wenn man den Begriff 'Geberden' uneingeschränkt nähme, auf ein so weites und mannigfaltiges Gebiet hinweisen, daß bisher nur ein Dilettant, der Neapolitaner Jorio, es in dem Buche '*mimica degli antichi*' (Neapel 1832) ganz zu durchmessen wagte, während diejenigen, welche mit den Schwierigkeiten vertrauter waren, sich auf gelegentliche Streifzüge beschränkten. Was ich mir heute zur Aufgabe gesetzt habe, kann ebenfalls nicht mehr als eine Rekognoszierung sein. Um die Beherrschung des Stoffes anzustreben, wird der alte Grundsatz des Teilens sich förderlich erweisen.

Alle Völker der Erde haben als gemeinsames Naturerbe die natürlichen Bewegungen, welche instinktmäßig, unüberlegt durch die Nerven erfolgen. Etwas wahrhaft individuelles ist kaum wahrzunehmen, und so erschien hier einem geistvollen

Römer gegenüber der großen sprachlichen Verschiedenheit der Stämme und Völker 'omnium hominum sermo communis'.<sup>1)</sup> Wie der Mensch auf etwas hinweist, wie er etwas widriges abwehrt, wie er Freude und Schmerz zu erkennen giebt, das braucht nicht einmal ein Kind zu lernen. Der Unterschied der Völker tritt darin hauptsächlich hervor, daß die einen, leidenschaftlich wie ihr ganzes Wesen ist, ihre Empfindungen mit naiver Lebhaftigkeit zugleich durch den Körper kundgeben, während die anderen ihr Inneres fast nur verstandesmäßig durch die Sprache zum Ausdruck bringen. Zu den ersteren gehörten zweifellos von jeher die Bewohner Griechenlands und Italiens, weshalb das Studium ihrer Geberden zugleich den Einblick in ihren Charakter wesentlich erleichtert. Man braucht nur einen der antiken Romane zu lesen, um zu bemerken, wie selbst gebildete Leute, die sich obendrein den Barbaren gegenüber ihrer *ωφροσύνη* rühmen, sich in einer Weise gehen ließen, die uns kühleren Nordländern oft ein Kopfschütteln, nicht selten ein Lächeln abnötigt. Wenn wir bei Homer lesen, daß die Anakten in der Betrübnis sich auf dem Boden wälzen und und sonst ihren Körper für ihr Mißgeschick büßen lassen, schieben wir dies wohl auf die Naivität des homerischen Zeitalters; allein diese Naivität lag überhaupt im Volkscharakter und ließ sich selbst aus den römischen Kaiserpalästen erst durch Diokletians steife Hofetikette vertreiben. Ich will in dieser letzteren Beziehung nur ein Beispiel aus dem zweiten christlichen Jahrhundert anführen: Weil dem Kaiser die Rede eines Gesandten gefällt, springt er plötzlich auf, bewegt jubelnd seinen Arm in der Luft und wedelt dem Sprecher, nicht zufrieden damit, auch noch mit seiner Chlamys Beifall zu; und da war niemand über des Kaisers Benehmen, sondern nur über das Glück des Redners verwundert.<sup>2)</sup>

Des weiteren kann die Gestikulation die Sprache nicht nur begleiten, sondern selbständig mit ihr wetteifern, indem sie Worte und Begriffe nachbildet.<sup>3)</sup> Das dem Südländer angeborene Schauspielertalent ward zu einer solchen Geberdensprache durch mancherlei äußere Umstände angeregt; ich erinnere nur an den betäubenden Straßenslärm der griechischen und italischen Städte und an die Höhe der römischen *insulae*, während dabei die Lust zu fortwährendem Gedankenaustausche rege war. Dazu kam vieles, was von Dritten nicht gehört werden durfte, — in welcher Beziehung nach dem Zeugnis der Autoren die Liebenden sich um die Anwendung der Zeichensprache verdient machten.<sup>4)</sup> Allein mit Ausnahme der Geberde des Schweigens, welche gleichsam den Zugang zu diesem Gebiete bildet und symbolisch den Mund durch den Finger verschlossen zeigen will — Alexander der Große drückte noch feierlicher einmal seinem Freunde Hephaistion den Siegelring auf den Mund<sup>5)</sup> — mit Ausnahme dieser also gehörten dergleichen Geberden, wie durch Pulsgreifen einen Kranken nachzumachen, pantomimisch einen Becher Wein zu fordern u. dgl., so gut wie jetzt in Neapel, vorzugsweise dem gewöhnlichen Straßenspublikum an; der Gebildete mied sie zwar nicht, aber er hatte die

---

1) Quintilian. 11, 3, 87.

2) Philostrat. vit. sophist. 2, 32.

3) Quintilian (11, 3, 88) scheidet ebenfalls zwischen den 'naturaliter' erfolgenden Gesten und denen 'qui res imitatione significant'.

4) Z. B. Ennius (?) bei Isid. orig. 1, 25, 2 aliis dat digito literas; Ovid. a. a. 1, 137 nil opus est digitis per quos arcana loquaris.

5) Plutarch. Alex. 39.

Mifsbilligung der Theoretiker zu fürchten.<sup>1)</sup> Die Theorie liefs ja hier nicht lange auf sich warten!

So sehr nämlich diese beiden Hauptgattungen der Geberden, die instinktiven oder, wenn man lieber will, nervösen und die symbolischen, in der menschlichen Natur wurzeln, unterlagen sie doch bei den Gebildeten gewissen Regeln. Da die Alten für die graziöse und rhythmische Gestikulation ein empfängliches Auge besaßen, war die Kunst der Mimik oder *χεῖρονομία* ein unlöslicher Teil der Kunst des Vortrags überhaupt. Schon von Jugend auf wurde der Grieche in der Palästra über die angemessenen schönen Bewegungen der Arme belehrt, und welcher Knabe der besseren Stände ging in der alten Zeit nicht in die Palästra? An derselben Stätte liefsen sich die Schauspieler für die mimische Seite ihres Berufes vorbereiten, und die Schauspieler hinwiederum, durch Euripides vornehmlich in einem reicheren und bewegteren Geberdenspiel geübt, wurden die Lehrer der Redner, nachdem der leidenschaftliche Kleon den Bann gebrochen, in dem vorher die gute Sitte den Arm des öffentlichen Sprechers gehalten. Doch die an den Rhythmus der Verse gebundene Mimik der Schauspieler, und die vor dem Spiegel einstudierte, zum Teil schon beim ersten Entwurfe wohl überlegte Gestikulation der Redner, welche nach der Versicherung aller guten Rhetoren unter sich verschieden waren oder wenigstens sein sollten, bilden Separatgebiete für sich und sind zweckmäßiger an die Geschichte der Schauspielkunst und der Rhetorik anzuschließen.

Ähnliches gilt noch mehr von dem selbst bei mathematischen und chronologischen Untersuchungen angewendeten Fingerrechnen und von der kunstmäßigen Entwicklung der symbolischen Geberdensprache — ich meine den Pantomimus. Von der ebenfalls zu diesen theoretischen Produkten gehörigen Zeichensprache der Stummen wissen wir ohnehin aufer der Thatsache ihrer Existenz nichts,<sup>2)</sup> und wie die Jünger des Pythagoras und andere antike Asketen die Prüfung des Schweigens umgingen, darüber schweigt alles, wenn auch die bekannten Symbole der Pythagoreer mit der notwendig von ihnen gebrauchten Geberdensprache gewifs denselben geistigen Zusammenhang haben wie die Bilderschrift und Bilderrede der Indianer mit deren hochentwickelter Fingersprache.<sup>3)</sup>

So wenig wie durch diese mehr oder weniger von der Natur sich entfernenden Künste gewinnt man ein reines treues Bild des volkstümlichen Geberdenspiels durch die bildlichen Überreste des Altertums. Die Kunst ist von vornherein an der realistischen Wiedergabe gehindert, weil sie die lebhafte Bewegung und die leidenschaftliche Wiederholung nicht auszudrücken vermag. Sodann bietet bekanntlich gerade die Hand dem Zeichner die grössten Schwierigkeiten. Diese beiden Gründe tragen dazu bei, dafs der Kunsthandwerker, mit welchem wir es ja meistens zu thun haben, schon weil an den Statuen die Hände selten gut erhalten sind, seinerseits eine besondere Gestikulation ausbildet<sup>4)</sup> und mit gewissen Typen sich fort und fort behilft, welche immer reproduziert

1) S. besonders Quintilian 11, 3, 88. 117.

2) Quintilian. 11, 3, 66; Eugippius, vita S. Severini 45, 2.

3) Um weiteren Mifsverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, dafs der Amerikaner Mallery diese letztere und nicht die Mimik der Alten studiert (vgl. Techmers internat. Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft I S. 193 ff.).

4) Sehr richtig hat daher Baumeister in seinen 'Denkmälern' einen Artikel 'Geberdensprache in der Kunst' gebracht.



werden. Zudem dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß der Künstler allerdings durch die Geberden der dargestellten Personen deren Anteil an der Handlung andeuten will, andererseits aber durch Rücksicht auf die Komposition gebunden ist und gar oft eine Figur die Hand nichtssagend bewegen lassen wird, damit sie nicht unbeweglich dastehe. Demgemäß bleibt den Kombinationen der Erklärer, je nachdem diese phantasievoller oder skeptischer sind, eben in der Ausdeutung der Geberden ein erheblicher Spielraum. Von den aufgeführten Schattenseiten sind nicht einmal die berühmten Miniaturhandschriften des Terenz frei, bei denen überdies die Existenz mehrerer Exemplare der Vorlage zeigt, daß die Zeichner in den Geberden manche Nachlässigkeiten sich zu Schulden kommen ließen. Endlich sieht man auch hier wiederum nicht sowohl die echten Volksgesten, als vielmehr die traditionelle Mimik der römischen Lustspielbühne; sind aber etwa die herkömmlichen Gesten der Comédie française mit denen unserer heutigen Nachbarn identisch? So wünschenswert bei allem dem eine getreue Veröffentlichung dieser kostbaren Bilder wäre, möchte ich doch behaupten, daß die Nachrichten der Schriftsteller über die Geberden allerdings der Ergänzung aus den Bildwerken unumgänglich bedürfen, daß aber sie und nicht letztere die Grundlage für die Erforschung bilden. Das Material ist in reichlicher Fülle vorhanden, wenn auch das Sammeln nicht durch Indices und ähnliche nützliche Hilfsmittel erleichtert wird.

An diese allgemeinen Betrachtungen, welche hoffentlich den Kern des Themas bloßgelegt haben, sei mir gestattet, einige spezielle Erörterungen anzureihen, welche jene zugleich ergänzen sollen. Aus den instinktiven und symbolischen Geberden entwickelt sich nämlich bei jedem Kulturvolke eine Klasse, welche ich konventionelle Geberden nennen möchte, Geberden, welche ursprünglich mechanisch oder symbolisch, allmählich in dem abschleifenden Verkehr des täglichen Lebens unverständlich wurden.

An der Spitze dieser Gruppe stehen, wie billig, die Höflichkeitsbezeugungen. (Ich habe, beiläufig bemerkt, hier wie überhaupt, nur die Hand berücksichtigt, welche nach den richtigen Worten Quintilians (11, 3, 86), während die übrigen Körperteile den Redner bloß unterstützen, beinahe für sich allein genügt.) Von den äußerlichen Höflichkeiten unserer Zeit ist die trivialste hierhergehörige das Handreichen,<sup>1)</sup> so daß vielleicht nicht einmal die Philologen über den Grund eines so selbstverständlich scheinenden Brauches nachdenken. Allein wir dürfen uns nicht mit den Alten identifizieren. Sie hielten ihre rechte Hand höher, als daß sie dieselbe ohne besondere Absicht gereicht hätten. Beginnen wir mit der Begrüßung, so zeigen die homerischen Gesänge noch ganz klar, daß die rechte Hand ursprünglich einem mechanischen Zwecke diene, d. h. begegneten sich zwei Bekannte auf dem Wege, so faßte der, welcher dem anderen etwas zu sagen hatte, diesen bei der Hand, um ihn aufzuhalten;<sup>2)</sup> kam ein Fremder in das Haus, so ging ihm der Wirt entgegen, um ihn bei der Hand zu nehmen und so zu einem Sitze zu führen,<sup>3)</sup> denn beides forderte die griechische Sitte seit Homers Zeit bis zum

1) Stephani, *Compte-rendu de la comm. arch. de l'académie de St. Petersbourg* 1861 p. 69—113, speziell p. 77 ff.

2) Z 253 (vgl. 258). 406. Ξ 137. 232. β 302. κ 280.

3) C 384. α 121; dagegen ist wohl zu beachten, daß K 542 = τ 415 = γ 35 und υ 197 die Wörter ἀνὰχουαι und δεξιόχουαι gewählt sind.

Ausgange des Mittelalters<sup>1)</sup> von dem Gastfreunde. Hatte sich vollends ein *ikérnc* an einen heiligen Ort bittend gesetzt, so hob ihn sein Beschützer gleichfalls bei der Hand auf und führte ihn daran wiederum zu einem Stuhle; dies that Alkinoos dem Odysseus gegenüber.<sup>2)</sup> Dabei wurde die Hand des anderen nach der griechischen Weise des Führens nicht bei den Fingern, sondern an der Wurzel gefaßt.<sup>3)</sup> Das Handreichen ist sodann die erste Bewegung zum freundschaftlichen Kufs oder auch zur Umarmung, indem der eine den anderen hiemit an seine Brust zieht; daraus<sup>4)</sup> hat sich das Handgeben zum Abschied entwickelt, weshalb auch in diesem Falle die Handwurzel gefaßt wurde.<sup>5)</sup> Zur Loslösung vom Kusse trug gewiß der natürliche Umstand viel bei, daß die Scheidenden, nachdem sie sich die Hand gereicht, oft, wie es z. B. bei Odysseus' Abschied geschah,<sup>6)</sup> erst noch das ihnen am Herzen liegende besprachen, ehe sie die letzte Umarmung tauschten. Wegen dieses Zusammenhangs mit Kufs und Umarmung blieb der Handschlag ein Zeichen herzlicher Freundschaft und sank nicht zu gleichgültiger Höflichkeit herab. Es böte wenig Interesse, wenn ich Beispiele aller der verschiedenen Nüancen dieses Grundgedankens aufzählen wollte; nur dies sei erwähnt, daß nicht erst die (französischen) Parlamentarier, sondern schon die griechischen Redekünstler der Kaiserzeit nach einem Erfolge von ihren Freunden einen beglückwünschenden Händedruck empfingen.<sup>7)</sup> Zur Beleuchtung der eigentümlichen Anschauung der Griechen eignet sich vielleicht am besten der Anfang des platonischen Dialogs Charmides, welcher, von dem heutigen Standpunkte aus betrachtet, höchst auffallend klingt: Als Sokrates von Potidäa zurückkommt, begrüßen ihn seine Bekannten von ferne, nur Charmides, exaltiert wie er war, eilt ihm entgegen und faßt seine Hand. Die Worte *ἄτε πανικὸς ὤν* zeigen drastisch, wie ein Grieche von unseren Höflichkeiten denken würde. Rom wich in der republikanischen Zeit anscheinend von den Griechen hierin nicht ab, wiewohl es mir vorkommt, als ob der stolze Römer mit Händedrücken etwas sparsamer gewesen sei; dagegen begünstigte die Mode der Kaiserzeit vielmehr das lästige Küssen<sup>8)</sup> und im vierten Jahrhundert heißt es schon ganz kurz, Handgeben sei die Begrüßung der majores gewesen.<sup>9)</sup>

Mit der Begrüßung, Abschied, Freundschaft ist, wie man weiß, der an das Handreichen sich knüpfende Ideenkreis nicht abgeschlossen. Im Gegenteil betrachteten wir die rechte Hand bisher, um einen schroffen Ausdruck zu gebrauchen, als bloße Extremität. Aber für den Angehörigen eines zugleich arbeitsamen und kriegerischen Volkes ist sie

1) Z. B. heißt es in der cyprischen Chronik von Georgios Bustris (p. 416 ed. Sathas): ἐπὶ δὲ τὴν τοὺν καὶ ἐπὶ τὸν ἀπὸ τοῦ χεῖρος καὶ ἐνέβησαν ἀπάνω.

2) η 68.

3) Als Beleg mag das Eurydikerelief (Baumeister S. 1121) dienen. In der Formel ἐν δ' ἄρα οἱ φθ' χεῖρ' und ἐμβάλλει μοι τὴν χεῖρα Arist. Vesp. 554 braucht die Präposition ἐν nicht im buchstäblichen Sinne genommen zu werden.

4) Z. B. Eurip. Hec. 409 f.

5) c 258 ἐπὶ καρπῷ; vgl. Apoll. Rh. 1, 1330 f. χεῖρα δὲ χεῖρ' ἄκρην ἀμφιβαλὼν προσπτύξατο, denn χεῖρ' ἄκρη sind nicht, wie man sagt, die Finger, sondern die Handwurzel (vgl. E 336 mit 458); Heliodor. 6 p. 294 cod. Taur. ἡσπάζοντό τε ἀλλήλους . . . καὶ τὰς δεξιὰς ἐπέβαλον.

6) c 258.

7) Lucian. Zeux. 1.

8) In Martials Zeit war beides üblich (2, 20).

9) Serv. Verg. Aen. 1, 408.

nächst dem Augenlichte das Höchste, was ihm die Natur mitgegeben hat. Wenn er also diese seine Rechte zum Pfande einsetzt, indem er ausdrücklich oder in Gedanken den Fluch beifügt, im Falle der Lüge möge er sie verlieren, dann muß der andre, der sie in seine eigene Rechte, also gewissermaßen zu seiner Verfügung, empfängt, auf die Wahrheit bauen. Der Handschlag, wobei die Hand des Gelobenden von der des anderen umfaßt wird, ist die ursprünglichste Form des feierlichen Versprechens und demgemäß im alten Persien und Armenien so gut wie in Rom und Athen, im Privatleben und nicht minder im öffentlichen allgemein angewendet und heilig gehalten. Ich will nur einige interessantere Gelegenheiten desselben hervorheben: Der Handschlag schließt die im Altertum so bedeutungsvolle Gastfreundschaft und jeden Freundschaftsbund überhaupt, weshalb der Tyrann Dionys die zwei bekannten pythagoreischen Freunde um ihre Rechte bittet,<sup>1)</sup> er besiegelt in Griechenland und in Rom Verlöbniß und Ehe,<sup>2)</sup> statt der nüchternen Unterschreibung einer Vertragsurkunde reichen sich die Vertreter zweier Staaten zum sichtbaren Zeichen von Bündnis oder Waffenstillstand die Hände. Wenn man solchen Momenten eine besondere religiöse Weihe verleihen will, werden die Hände über einem Altar oder einem Opfertier ineinandergelegt.<sup>3)</sup>

Wir sind damit unvermerkt auf den Ausdruck des Schwures gekommen, dessen einfachste Art eben in dem Handschlag zu erkennen ist. Der heidnische Eid im engeren Sinne jedoch lief regelmäsig auf eine Verfluchung des Meineidigen hinaus. Mußte diese nun nicht viel nachdrücklicher klingen, wenn die Worte durch die entsprechende Geberde bekräftigt wurden? Oft setzte ja der Schwörende etwas bestimmtes, das ihm besonders teuer war, gewissermaßen zum Pfande ein, damit die Folgen des Meineids auf dieses fielen. Wie also die meisten ihre rechte Hand durch den Handschlag verpfändeten, so berührte ein anderer seine Augen;<sup>4)</sup> schätzte doch der Mensch des Altertums das Licht über alles.

Die Soldaten Julians schworen den Prätendenten Treue, indem sie, die Schwerter an den Nacken haltend, ihren Kopf verpfändeten.<sup>5)</sup> Wieder andere nahmen ihre Kinder oder den Vater dadurch zu Eideshelfern, daß sie die Hand auf deren Kopf legten.<sup>6)</sup> Die homerischen Könige schworen, das Zepter emporhaltend, bei diesem Symbole ihrer Gewalt, ähnlich wie der römische Krieger, wenn auch nicht so gewöhnlich wie die heidnischen Deutschen und Bulgaren, sein Schwert berührte.<sup>7)</sup> Als friedliches Seitenstück dazu sei erzählt, daß Longos' übernaiver Hirt Daphnis seiner Chloe in der Weise Treue gelobt,

1) Polyæn. 5, 2, 21.

2) Die *dextrarum junctio* ist durch Rosbachs römische Hochzeit- und Ehedenkmäler S. 20 ff. erschöpfend illustriert; aber auch in Griechenland herrschte beim Verlöbniß dieselbe Sitte nach Heliodor. 6, 8; darum spricht Medea von δεξιὰς πίετιν μεγίστην (Eurip. Med. 21) und will Klytaimestra Achill die Hand geben ἀρχὴν μακαρίων νυμφευμάτων (Eurip. Iph. A. 831).

3) Ἐπὶ τομίῳν κάπρου Pausan. 4, 15, 4, vgl. 3, 20, 9. Plutarch. Pyrrh. p. 386 d; über einem Altar: Relief bei Sybel, Katalog der Skulpturen zu Athen Nr. 6156.

4) Petron. 133 tetigit puer oculos suos conceptissimisque juravit verbis.

5) Ammian. 21, 5, 10.

6) Hymn. Hom. Ven. 27 ἀψάμενος κεφαλῆς πατρός; so sind auch zu verstehen Lysias adv. Diogenit. 13 ἐγὼ θέλω τοὺς παῖδας παρατηγαμένη ὁμόσαι. Vergil. Aen. 9, 300 per caput hoc juro per quod pater ante solebat. Isid. Pelus. epist. 2, 188 κατὰ δὲ τῆς τῶν παίδων κεφαλῆς οὐδ' ὁμόσαι τολμῶσιν.

7) Stat. Theb. 2, 490 f. in unum plebs ferro jurata caput.

daß er mit der einen Hand eine Ziege, mit der andren einen Bock seiner Herde berührt.<sup>1)</sup> Da dergleichen Verwünschungen mehr einer Dämonologie als einer Religion ziemen, verschwanden diese düsteren Eidesformen unter der Herrschaft des Christentums, außer daß es den Kriegern jenen Schwerteid<sup>2)</sup> nicht ganz abringen konnte. Die religiöse Form des Schwures indes war schon längst vor der christlichen Zeit gang und gäbe, wobei der Gesichtspunkt vorwaltete, daß, wer seine Aussagen nicht durch menschliche Zeugen bekräftigen konnte, zu den Göttern betete, ihm Zeugen zu sein.

Wir müssen uns also zunächst über die Geberden des Gebetes ins Klare setzen.<sup>3)</sup> Dies scheint rasch geschehen zu können, denn bis vor kurzer Zeit durfte man sagen glücklicherweise sei im Berliner Museum die prächtige Statue eines betenden Knaben aufgestellt, welche genau zeige, daß die Alten beide Arme mit nach oben gerichteter Palma in die Höhe streckten. Leider wurde aber kürzlich nachgewiesen, daß die Arme modern sind<sup>4)</sup> und somit muß dieses trügerische Musterbild aus unseren Hilfsbüchern verschwinden. Es bleibt freilich dabei, daß das Gebet nach Wort und Geberde eine supplicatio ist,<sup>5)</sup> indem der Mensch Hilfe suchend seine Arme nach der Gottheit ausstreckt, wenngleich ein skeptisch angehauchter Etymolog mit einiger Malice meint, der Beter halte die Hände hoch, um die erbetenen Gaben der Gottheit in Empfang zu nehmen.<sup>6)</sup> Die Bekämpfer des Atheismus handhabten den Gemeinplatz, alle Menschen auf der ganzen Erde streckten unterschiedslos ihre Hände zum Himmel empor;<sup>7)</sup> in der That sonderten sich hierin nicht einmal die Juden von den Heiden. Indes wenn auch letztere im Freien Blick und Hand zum Himmel, wo sie die Götter dachten, aufwärts hoben, erschien ihnen doch im Tempel das Bild als vollgültiger Stellvertreter der Gottheit, weshalb sie sich hier vorwärts zum Bilde wandten.<sup>8)</sup> War dagegen eine Gottheit des Meeres zu bitten, beugten sie sich zu diesem Elemente hinab<sup>9)</sup> und beim Gebet an die unterirdischen Götter<sup>10)</sup> und die Erdenmutter<sup>11)</sup> berührten ihre flehenden Hände sogar den Boden. Ob die Beter jedoch beide Arme oder, was in den attischen Votivreliefs üblich ist, nur einen ausstreckten, ob sie ihn anspannten oder mehr bogen und wie sie die Hand formten, das gestaltete sich je nach der Inbrust des Gebetes und gewiß auch nach seinem Inhalte verschieden; Quintilian deutet uns dies an, wenn er sagt (11, 3, 100), bei den *voventes* sei die Hand *leviter pandata*. Was will denn auch die vielberedete Zukehrung der Handfläche anderes als die

1) Longos am Ende des zweiten Buches.

2) Sogar bei den Griechen nicht, vgl. ein mittelalterliches Lied bei Σακελλάριος, Κυπριακά III, S. 5 v. 69 καὶ εἰς τὸ παθί(ον) ἄν (ὀ)μόσῃς.

3) Die zahlreichen älteren Schriften sind in Fr. X. Kraus' Realencyklopädie der christl. Altertümer I, S. 574 f. verzeichnet.

4) Conze, Jahrbuch des k. deutschen arch. Instituts II, S. 1 ff.

5) Augustinus de cura gerenda pro mortuis 7 (t. VI col. 520a Maurin.).

6) Schol. II. H 194 bei Cramer, Anecd. Paris III, p. 227, 10 ὑπτιάζει τὴν χεῖρα εἰς ὑποδοχὴν καὶ ὡς εἰπεῖν ὑποκάτω χεῖν τοῦ διδομένου.

7) Ps. Aristoteles περὶ κόσμου 6 p. 400a 13; Julianus bei Cyrill. contra Jul. 2, 69.

8) Besonders deutlich lautet Tertull. apol. 24 alius ad caelum manus supplices tendat, alius ad aſam Fidei; von den Abbildungen seien nur die zahlreichen Votivreliefs in Athen hervorgehoben.

9) Vergil. Aen. 5, 233 palmas ponto tendens utrasque, vgl. A 350. Orph. Arg. 332 f.

10) Serv. Verg. Aen. 4, 205 inferos demissis ad terram manibus invocamus, vgl. I 568. H. Apoll. Pyth. 155. 162. Stat. Theb. 1, 54. Coluth. 47.

11) Macrob. sat. 3, 9, 12 cum Tellurem dicit, manibus terram tangit.

Abwehr einer drohenden Gefahr? Zumal vor den Perserkriegen stellte sich der Hellene gerne die Götter, wie sie zürnend heranschreiten, vor. Gegen den geschwungenen Blitz des Zeus, den drohend gehobenen Dreizack Poseidons hob er angstvoll abwehrend die Hand zum Gebete: 'Herr, verschone uns.' Erbat er sich jedoch in einer menschlichen Not die Hilfe eines Gottes, dann streckte er, wie es jeder Bittende auf Erden that, die Hände mit zugewandten Fingerspitzen vor.

Aber ich bin mit dem Gebete noch nicht zu Ende. Wie oft wurde der Mensch, auch wenn er gerade nichts zu erbitten hatte, an die Götter gemahnt! Allerorten standen Kapellen und Götterbilder, Sonne und Mond und andere grofsartige Schauspiele der Natur erinnerten namentlich den Asiaten an das Überirdische, auffallend schöne oder Ehrfurcht gebietende Gestalten war der Grieche geneigt für sichtbar sich zeigende Götter zu halten.<sup>1)</sup> Was that in solchen Fällen der Heide, da er doch keinen Hut zu lüften hatte? Im Orient<sup>2)</sup> und Occident bezeugte er seine *προσκύνησις* durch die mit Daumen und Zeigefinger ausgeführte Kufshand,<sup>3)</sup> weil er gewohnt war, die Götterstatuen wirklich auf Kinn, Hand oder Fufs zu küssen, sodafs viel verehrte Bilder an solchen Stellen wie abgescheuert aussahen.<sup>4)</sup> Bei den Christen kam die Sitte so ziemlich ab,<sup>5)</sup> weil die kriechende Schmeichelei der Kaiserzeit diese Ehrenbezeugung zu verallgemeinern begonnen hatte.<sup>6)</sup> Dazu mag auch beigetragen haben, dafs die Römer von alters her eine andere Geberde machten, nämlich ihre Stirne mit der Hand berührten.<sup>7)</sup> So hat jene antike Sitte in dem alten Sinne nur auf der Pyrenäenhalbinsel fortgedauert, während merkwürdigerweise beide Gesten der Römer in England Zeichen der Hochachtung geblieben sind.<sup>8)</sup>

Während dieser Gestus eine Abschwächung der *supplicatio* ist, nimmt dieselbe eine feierlichere Form an, wenn das Gebet in Verbindung mit einem Brandopfer stattfindet. Der antike Mensch, welcher für seine Gabe eine direkte Vergeltung hofft, will den Göttern natürlich an das Herz legen, dafs das von ihnen zu belohnende Opfer von ihm und von keinem anderen kommt. Wenn der Israelit die Hand auf sein Opfertier legt, so fafst der Grieche,<sup>9)</sup> der Etrusker,<sup>10)</sup> der Römer,<sup>11)</sup> indem er das Gebet spricht, den Altar an, auf welchem bereits das Opfer auflodert.

1) Chariton I 1 a. E. II 2, p. 60; Apul. metam. 4, 1.

2) Hiob 31, 26 f. I (III) Buch der Könige 19, 18.

3) Apul. met. 4, 28.

4) Cic. Verr. 4, 43, 94; Lucret. 1, 317 ff. Tacit. Ann. 15, 71; Apul. met. 11, 24 a. E. Chariton I 1, p. 3. Plutarch. mor. p. 1117b.

5) Hieronym. adv. Rufin. I 19; so ist der Christ Alexamenos neben dem bekannten Spottkrucifix vom Palatin dargestellt.

6) Tacit. hist. 1, 36.

7) Serv. Verg. Aen. 3, 607 venerantes deum tangimus frontem.

8) Z. B. Dickens, No thoroughfare p. 48 Tauchnitz: Reverently kissing his hand towards the picture and then covering his eyes with it; Master Humphrey's Wanduhr, übers. v. Moriarty, Leipzig 1840 II, S. 40 'Mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand berührte er, als er meine Gegenwart bemerkte, zum Zeichen seiner Achtung mehrmals die Stirn.'

9) Eurip. I. A. 1472 f. παρὴρ ἐμὸς ἐνδεδειγμένος βωμόν; dargestellt auf einem attischen Votivrelief (Sybel, Katalog der Skulpturen zu Athen Nr. 3264; es thut dies aber kein 'Opferknecht').

10) Zeugnis giebt eines der alten Terrakottagemälde von Cäre (am bequemsten in Baumeisters Denkmälern I, S. 513).

11) Varro rer. div. V bei Macrob. sat. 3, 2; Vergil. Aen. 4, 219. 6, 124. 12, 201. Ovid. am. 1, 4, 27. Seneca Herc. fur. 875; daher lautete ein Gesetz Numa (2): *pelllex aram Junonis ne tangito*.

Da die Anpassung des Christentums an die überlieferten Formen der Antike überhaupt meines Erachtens höchst anziehend und nützlich zu studieren ist, möchte ich einige Worte über die Fortdauer dieser Geberden beifügen. Auch das christliche Rom und Griechenland hob seine Arme zu Gott empor, nur unterschied sich der Christ von dem Heiden dadurch, daß er sie nicht in die Höhe streckte, sondern ausbreitete, um mit seinem eigenen Körper die Gestalt des Kreuzes nachzubilden.<sup>1)</sup> Dieser alte Brauch ist weder in der römischen Kirche noch ganz besonders in der griechischen geschwunden; im Westen indes drängte ihn mehr und mehr das Händefalten zurück. Während mir nun für die Fortdauer jener heidnischen oder vielmehr natürlichen Geberde eine lange Kette griechischer und lateinischer Belege von den Paulusbriefen bis in das späte Mittelalter vorliegt, führen die Theologen als ältestes Zeugnis für das Händefalten ein Dokument an, das jetzt aktuelles Interesse hat, das merkwürdige Sendschreiben, welches Papst Nikolaus I. im Jahre 866 an die von allen möglichen weltlichen und theologischen Zweifeln geplagten Bulgaren richtete. Faktisch spricht aber der Papst von der noch bestehenden Gewohnheit der Griechen, in der Kirche die Arme auf der Brust zu kreuzen, eine Ehrfurchtsbezeugung, die jetzt jeder Besucher des Orients einmal empfangen mag.<sup>2)</sup> Aber das Händefalten hat den gleichen Sinn und sein Ursprung reicht hoch hinauf. Die *πρὸς κύριον* vor den orientalischen Königen war nämlich ein symbolischer Ausdruck des Gedankens, daß man sich wehrlos ihrer Willkür ergebe; der Huldigende ahmte einen Gebundenen nach, indem er die Arme auf den Rücken hielt<sup>3)</sup> oder, nachdem er sie bittend vorgestreckt, die Hände zusammenlegte.<sup>4)</sup> Dieses letztere ist unser Händefalten und darum war dies, soviel ich sehe, vom neunten bis vierzehnten Jahrhundert ein Ausdruck der demütigen Verehrung, welchen besonders der Vasall seinem Lehnsherrn zu erweisen hatte.<sup>5)</sup> Für den religiösen Brauch aber kenne ich vorläufig kein älteres Beispiel als das berühmte Grabdenkmal Heinrichs des Löwen, während man früher bei uns die Toten nach byzantinischer Sitte mit gekreuzten Armen dargestellt hat. Übrigens ist es merkwürdig, daß diese persische *πρὸς κύριον* auch in Indien und China und bei den Mohammedanern ein religiöses Symbol wurde.<sup>6)</sup>

1) Die bezeichnendste Stelle ist Tertull. orat. 11: Nos (wir Christen) vero non attollimus tantum, sed etiam expandimus et dominica passione modulamur; s. auch Tertull. orat. 29. Ambros. de cruce serm. 56. Prudent. *περί κτεφαν*. 6, 106 ff. Vita S. Brioci (in den *Analecta Bolland.* II) c. 14. Asterios bei Phot. cod. 271. Eustathios opusc. p. 279, 66 Tafel.

2) C. 54 (*Migne patrol. Lat.* Bd. 119 col. 1000): Dicite quod Graeci fateantur quod in ecclesia, qui non constrictis ad pectus manibus steterit, maximum habeat peccatum. Der Papst deutet diese jetzt *ταυροχειρίδωμαι* genannte Geberde ganz richtig; die Byzantiner gebrauchten den bezeichnenden Ausdruck *δέω τὰς χεῖρας* (*Digenis Akritas* ed. Sathas I 1280; *Ῥιμὰδα περί Βελικαρίου* V. 239. 793, hier vor dem Kaiser).

3) Lucian. *πλοῖον* 30 (vgl. *Heliod.* 9, 5).

4) *Heliodor.* 9, 27 τῷ χεῖρι προτείναν καὶ τὴν δεξιὰν ἐπὶ θατέραν παραλλάξαν. Auf dem hittitischen Felsenrelief von Ibriz *Arch. Ztg.* 1885 T. 13 ist die linke Hand erhoben und von der rechten gefaßt; eine Variation teilt *Hesychios* u. *ἀντίχειρ* mit: ἕνα τῶν βαρβάρων ἔθνων τοὺς ἀντίχειρας ὅπουτι θέντα τοῖς γενείοις καὶ τοὺς δακτύλους ἐκτείνοντα προκυνεῖ τοὺς ἡγουμένους αὐτῶν.

5) J. Grimm, *deutsche Rechtsaltertümer* S. 139 f.; s. die Bilder bei Prutz, *Staatengesch. des Mittelalters* I, S. 117; Tafel zu S. 272; S. 601. Das späteste Beispiel steht bei Ulrich von Lichtenstein. (*Vrouwen dieneest* 12, 26 f. Min hende ich valde mit triwen algernde uf ir fūze daz si als Ysalde Tristramen getrösten mich müeze).

6) Z. B. auf einem indischen Relief in *Lehmanns Geschichte Indiens* S. 79 abgebildet. Die

Jetzt erst, nachdem die äußeren Formen des Gebetes klar liegen, steht uns der Weg zu dem religiösen Eide frei. Er ist eigentlich ein Gebet an die Götter, sie möchten eine etwaige Lüge bestrafen, oder doch eine Anrufung derselben, um nachdrücklich ihre Aufmerksamkeit auf den Eid zu lenken. Darum hebt der Schwörende wie der Betende einen Arm oder beide zu den angerufenen Göttern empor, denen auch sein Blick zugekehrt ist.<sup>1)</sup> Wenn jedoch wir die Rechte emporstrecken, so kopieren wir nicht die Alten, sondern die mittelalterlichen Vasallen, welche ihrem Herrn, einen oder zwei Finger erhebend, Heeresfolge gelobten.<sup>2)</sup> Dies ist so sehr aus dem Gedächtnisse geschwunden, daß selbst der Gelehrteste aller Archäologen diese spezifisch germanische Form des Schwures im Altertum wiederfinden zu müssen glaubte;<sup>3)</sup> freilich wäre es nicht ganz unmöglich, daß die Alten schon die heutige Geberde machten, wenn sie, wie so oft geschah, bei einer Dreiheit von Göttern schworen.<sup>4)</sup> Selbst die vorher erwähnte eigentümliche Betweise gegenüber Naturgottheiten kehrt bei dem Schwur wieder, welchen Hera in der Ilias Hypnos leistet, als sie, die Erde und das Meer berührend, die dortigen Götter zu Zeugen nehmen muß.<sup>5)</sup>

Allein das griechische Volk hat von jeher viel zu sehr die Wahrheit leicht genommen, als daß ein einfaches Gebet es von einem Meineide wirksam abgeschreckt hätte. Darum war in Athen und vielleicht überhaupt in der alten Welt der gerichtliche Eid mit einem feierlichen Opfer verbunden;<sup>6)</sup> mithin tritt nun die Form des Opfergebetes<sup>7)</sup> ein; der Schwörende berührt also den Altar oder das Opfertier oder er legt auch die Hand an den Fuß der Götterstatue, vor welcher der Altar stand;<sup>8)</sup> die Christen setzten nur an Stelle des Opferaltars den Altar in der Kirche und fasten statt des Opfertieres und Götterbildes am liebsten das Evangelienbuch oder Reliquien an. Diese gesamte Art der Vereidigung bot keinerlei Schwierigkeiten, wo ein einzelner oder einige wenige zu schwören hatten. Aber wie oft kam es vor, daß eine größere Anzahl zugleich beeidet werden sollte! Hier trat nun, abgesehen vom gewöhnlichen Soldateneide, dem sacramentum, der von seiner Feierlichkeit nichts einbüßen durfte, die einfachere Form wieder ein; wenn nämlich das Opfer dargebracht wurde, sprach der Opfernde für alle die Eidesformel und die übrigen nickten nur zustimmend und streckten den Arm zum Himmel empor;<sup>9)</sup> auf eine ähnliche Weise erklärten wahrscheinlich auch die römischen Soldaten

---

Mohammedaner beten mit übereinandergelegten Händen ihr 'Vaterunser', die erste Koransure (abgebildet bei Ang. Müller, Geschichte des Islams I, S. 193). Meint die Haltung der späten ägyptischen Priesterstatue in Ed. Meyers Geschichte des alten Ägyptens S. 39 etwas ähnliches?

1) Pindar. Ol. 7, 65 (120). Lucian. Toxaris 50. Schol. Aristoph. Nub. 81.

2) Vgl. Jak. Grimm, deutsche Rechtsaltertümer S. 141, abgebildet im Heidelberger Sachsen-  
spiegel (Prutz, Staatengesch. des Abendlandes im Mittelalter I, S. 487).

3) O. Jahn, Archäol. Ztg. 1869 S. 5 und bei der Besprechung der Votivhände.

4) E. v. Lasaulx, Studien des klassischen Altertums S. 181 A. 16.

5)  $\Xi$  271 ff.

6) Plutarch. vit. pud. 6.

7) Ich erlaube mir, auf E. v. Lasaulx a. O. S. 195 A. 87 und 188 A. 62 zu verweisen, wo die Belege nahezu vollständig gesammelt sind.

8) Daher heißt es bei Chariton 3, 2 p. 58:  $\epsilon\tau\omicron\iota\mu\omicron\varsigma\ \gamma\alpha\rho\ \delta\upsilon\mu\upsilon\lambda\upsilon\alpha\iota,\ \epsilon\iota\ \delta\upsilon\upsilon\alpha\tau\omicron\upsilon\tau\omicron\upsilon\epsilon\iota\ \tau\omicron\upsilon\varsigma\ \omicron\upsilon\beta\alpha\pi\alpha\tau\omicron\upsilon\varsigma\ \kappa\alpha\iota\ \delta\upsilon\pi\lambda\omicron\mu\epsilon\upsilon\omicron\varsigma\ \alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon\tau\omicron\upsilon\ \tau\omicron\upsilon\tau\omicron\upsilon\ \Delta\iota\omicron\varsigma.$

9) Orph. Arg. 355 f.  $\omicron\iota\ \delta'\alpha\upsilon\tau\iota\varsigma\ \delta\omicron\mu\omicron\phi\omicron\rho\omicron\varsigma\acute{\omicron}\nu\eta\ \kappa\alpha\tau\acute{\epsilon}\nu\epsilon\upsilon\alpha\nu\ \delta\rho\kappa\iota\alpha\ \delta\epsilon\iota\mu\alpha\iota\acute{\nu}\omicron\upsilon\tau\epsilon\varsigma,\ \acute{\epsilon}\kappa\eta\mu\acute{\eta}\nu\alpha\upsilon\tau\omicron\ \delta\acute{\epsilon}\ \chi\epsilon\tau\epsilon\iota\upsilon.$



bei der *conjuratio* ihre Zustimmung,<sup>1)</sup> während die hellenischen eine rauhere Sitte aus alter Zeit bewahrt hatten; ihnen mußte der Priester das Blut der Opfertiere in einen Schild sammeln, damit sie gleich den Sieben vor Theben ihre Schwertspitzen darin eintauchen konnten.<sup>2)</sup>

Da ich vor einer Versammlung zu sprechen die Ehre habe, sei der Rest der Zeit dazu verwendet, an die wichtigsten Geberden der Höflichkeit und Frömmigkeit die gemeinsamen Gesten von Versammlungen anzureihen. Die griechische Form der Abstimmung, das *χειροτονεῖν*, ist so bekannt und natürlich, daß man kein Wort darüber zu verlieren braucht. Der Ausdruck des Mißfallens gehört, so charakteristisch er auch für das ungestüme Wesen der antiken Völker ist, nicht zu den eigentlichen Gesten. So bleibt also der Beifall. Wenn wir klatschen, ist dies wieder eine überlieferte Gewohnheit, deren Grund ein Germane nicht erraten würde. In dem naiveren und zwangloseren Gebahren der Alten jedoch schimmert der ursprüngliche Sinn noch deutlich durch. Wie die Griechen dem Schmerz und Zorn sich schrankenlos überließen, so bargen sie auch die Freude nicht in ihrem Innern, sondern, wenn sie recht vergnügt waren und von Herzen lachen mußten, klatschten sie wie fröhliche Kinder in die Hände, zumal sobald ihnen beim Komos der Wein die Sorgen verflüchtigt hatte.<sup>3)</sup> Darum hört der aristophanische Dionysos bei den vergnügten Seeligen in der Unterwelt 'vieles Händeklatschen.' Die heutigen Bewohner Italiens lassen vermuten, daß die Römer ihre Freudenbezeugungen ebenfalls nicht sparten, und über was alles freuten sie sich nicht! Wenn im Theater glänzendweise Prachtkühe zum Staatsopfer vorgeführt wurden oder wenn man das Bild eines beliebten Gottes vorbeitrug oder im Triumphzug seltsame Raritäten zur Schau kamen, waren die Zuschauer ebenso geneigt zum Klatschen, als wenn ein angesehener beliebter Mann in der Versammlung sich zeigte.<sup>4)</sup> Dadurch gewöhnten sich beide Völker an das Klatschen, weshalb sie auch die Hände zusammenschlugen, wo keine freudige Überraschung und nichts Komisches sie dazu anregte. Es genügte schon, daß ein Redner nach dem Sinne der Hörer gesprochen hatte, um so belohnt werden. Im Theater war es selbstverständlich, daß die von den Komikern im steten Lachen erhaltene Zuhörerschaft ihre heitere Laune zum Schlusse durch Klatschen bekundete; aber gewiß verging einige Zeit, bis auch nach einer Tragödie die Hände sich zusammenfanden. Endlich wurde jedweder litterarische Vortrag mit höflichem Klatschen belohnt, eine Gewohnheit, die in den Städten des Ostens und Galliens so feste Wurzeln geschlagen hatte, daß sich die Gebildeten nicht einmal in der christlichen Kirche enthielten, für eine wohltonende Predigt den Beifallszoll zu spenden. Griechenland und Rom gingen in dem Allen einträchtig zusammen. Es schien mir früher, daß das hellenische Volk seine Nachbarn wenigstens in einem eigenartigen Brauche überholt hätte; in Griechenland begrüßten

---

1) Vgl. Isidor. orig. 1, 25, 1 *Sic mos est militaris, ut quotiens consentit exercitus* (stand in der Vorlage: *conjurat?*), *quia voce non potest, manu promittat.*

2) Aeschyl. Sept. 44. Xenoph. Anab. 2, 2, 9.

3) Orph. Arg. 409. Philostr. imag. 1, 2 p. 381, 24; Möbius ad Anacreontea 27, 8; auch sonst oft, von Aristophanes Plut. 739 bis in das Mittelalter (z. B. in Theodosios' Gedicht über die Eroberung Kretas 3, 56).

4) Ovid. am. 2, 13, 13. 3, 2, 44 f. trist. 4, 2, 49; Horat. carm. 1, 20, 3 mit Porphyrio, Sueton. Calig. 12. Manuel Holobolos 18, 15.

nämlich die Hochzeitsgäste die Brautleute mit Klatschen,<sup>1)</sup> was noch jetzt unter dem Namen πικάλα die ländliche Sitte dort verlangt; allein hier wahr wiederum eine unerschöpfliche Quelle für die Geberden, Petrons Satirikon, die Gleichberechtigung Roms.<sup>2)</sup> Endlich sei noch bemerkt, daß wir die Alten nicht ganz genau kopieren; sie schlugen nämlich mit der rechten Faust in die Fläche der linken Hand.<sup>3)</sup> Übrigens empfindet in einer Versammlung so mancher den Wunsch, sich dem Beglückwünschten besonders bemerkbar zu machen; darum wurde beispielsweise einem olympischen Sieger von seinen Gönnern mit beiden Armen zugewinkt.<sup>4)</sup> Man verstärkte auch wohl dieses stumme Freundschaftszeichen durch Wehen mit einem Stück Tuche, das man gerade zur Hand hatte, ob es nun das Taschentuch oder ein Band oder gar die Chlamys war;<sup>5)</sup> dies also ist Ursinn und Ursprung unseres Tücherwehens.

Hiermit bin ich zum Schlusse meines Vortrags gelangt, welcher nicht mit dem Maßstabe einer abschließenden systematischen Abhandlung gemessen werden möge; ist doch das Material soweit zersplittert und zersprengt, daß mir oft nur durch Zufall in einem abgelegenen Buche ein aufklärendes Citat zukam. Um so mehr muß ich befürchten, daß trotz mehrjährigem Sammeln noch manches wichtige mir entgangen ist. Mein Hauptzweck war, Ihr Augenmerk auf ein über Gebühr vernachlässigtes Thema zu lenken, welches viele Stellen der Schriftsteller und so manches Bildwerk richtiger verstehen lehrt, das die Charaktereigentümlichkeiten der klassischen Völker drastisch beleuchtet, das endlich auch die vergangenen Zeiten an die lebendige Gegenwart anknüpft.<sup>6)</sup>

---

### Dritte allgemeine Sitzung.

Freitag den 30. September 10½ Uhr.

Der Präsident: Rektor Dr. Wirz erteilt das Wort Herrn Prof. Dr. Ihne-Heidelberg zu dem von ihm zugesagten Vortrag

#### Zur römischen Königsgeschichte

den derselbe frei hält.

Nach einigen einleitenden Worten konstatierte der Redner, daß zwar die traditionelle Königsgeschichte von der heutigen Forschung als unhistorisch aufgegeben sei. Daran aber halte man fest, daß die Verfassung des römischen Staates in den ersten Jahrhunderten der Stadt eine monarchische gewesen sei. Das 'Urbem Romam a principio reges habuere' bekräftigt Th. Mommsen in seinem Staatsrecht (II, 3) in dem Satz, 'daß die römische Gemeinde wie überhaupt die italische vom Königtum ausgegangen ist, bedarf keines Beweises'.

---

1) Heliodor. 10, 40 κρότον τῶν χειρῶν ὡς ἐπιτελουμένοις ἤδη τοῖς γάμοις ἐπεκτύπησιν.

2) Petron. 26: jam ebriae mulieres longum agmen plaudentes fecerant.

3) Aristaenet. ep. 1, 10, p. 49. 27 p. 121. Philostrat. imag. 1, 2 p. 381, 24.

4) Philostr. imag. 2, 6 p. 411, 9 τῷ χεῖρει ἀνακείουσι; Quintilian. 11, 3, 102.

5) Heliodor. 9, 5 am Ende; Philostr. vit. soph. 2, 32 p. 274, 2.

6) [Das hier Gedruckte entspricht ungefähr dem wirklich Vorgetragenen, während ich die weitere Ausführung einer anderen Gelegenheit vorbehalte.]

Dieser Satz kann zugestanden werden; aber es entsteht die Frage, welcher Art dieses Königtum war, und nach der Beantwortung dieser Frage wird sich entscheiden, ob das römische Königtum im vollen Sinne eine Monarchie war.

Die traditionelle Königsgeschichte, indem sie den kriegerischen Städtegründer Romulus vor den religiösen Gesetzgeber Numa stellt, verstößt gegen das historische Gesetz, nach welchem die Entwicklung aller menschlichen Gesellschaften sich vollzogen hat. Denn wenn irgend etwas feststeht in der vorgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit, so ist es dies, daß die religiösen Institutionen den politischen vorausgehen. Die Religion ist dem Menschen ureigentümlich und sie ist ihm notwendig von dem Momente an, wo er sich seiner Existenz bewußt wird. Sie ist die Grundlage des Zusammenhaltens in dem Familienleben, welches dem staatlichen Leben vorausgeht. Die Religion bildet in der Familie den Mittelpunkt; der Hausheerd ist der erste Altar, an dem der Hausvater für die Familie opfert und sobald sich die Familie erweitert, sobald sich Familien an Familien schließen, und sich das Geschlecht, die gens, bildet, ist es wieder die Religion, welche diese Geschlechter zusammenhält. Beweise dafür sind nicht mehr nötig; dieselben liegen so offen und klar in den Rechtsinstitutionen ganz besonders aber des römischen Volkes, und sie sind so ausführlich von Jhering in seinem 'Geist des römischen Rechts' entwickelt worden, daß ich bloß darauf hinzudeuten brauche, wie das 'jus' dem 'fas', das bürgerliche Recht dem religiösen nachfolgt und in seine Stufen tritt, wie poena und supplicium, und eine große Anzahl der Ausdrücke, die dem bürgerlichen Rechte angehören, ursprünglich aus dem religiösen Rechte entnommen sind. So ist also das Zusammenhaltende für die Geschlechter die Religion, und die Geschlechter bilden das Vorstadium für den Staat. Die Familie hat allerdings noch ein persönliches Oberhaupt; die Familie ist und muß ihrer Natur nach monarchisch geordnet sein. Dies fällt aber schon weg in der Geschlechter-Ordnung, diese kennt kein natürlich herrschendes Oberhaupt mehr. Das Zusammenhaltende bei den Geschlechtern, sobald sie sich gesellschaftlich an einander fügen und einen Staat bilden wollen, ist ein künstliches, ein gewähltes Oberhaupt, und dieses Oberhaupt ist der Priester. Wiederum ist es das Priestertum, welches an der Spitze dieser Gesellschaft steht. Deshalb also mußte an die Spitze der römischen Königsreihe nicht Romulus gesetzt werden, sondern Numa, und das Priestertum ist die erste, die ursprüngliche Funktion dieses Königs.

Soweit gehe ich denselben Weg, den das römische Staatsrecht bisher gegangen ist. Aber nun trennen sich unsere Wege. Der an der Spitze stehende Priester, der den Staat den Göttern gegenüber vertritt, kann nicht zugleich auch die bürgerlichen Funktionen übernehmen; er kann nicht zugleich Richter sein; das Richteramt und das Priestertum sind ihrer Natur nach unverträglich. Den Blutbann übt der Priester nicht und kann ihn nicht üben; daher war auch und konnte der römische König nicht zugleich Richter sein. Für diese Funktion mußte er einen Stellvertreter finden, und da giebt uns denn die Tradition, welche in der spätern Zeit fortlebt, von den Urinstitutionen des römischen Volkes die Handhabe, um diesen Richter zu erkennen. Die Duumviri perduellionis treten für den König ein, und der König richtet nicht selbst: 'ne ipse tam tristis ingratusque ad vulgus iudicii auctor esset' wie Livius von Tullus erzählt. Durch diese Trennung des Richters von dem Vorsteher des Volkes in anderer Beziehung entstand die Trennung im römischen Prozesse zwischen Verhandlungen 'in iure' und 'in iudicio'. Ein zweites Amt

kann der priesterliche König nicht persönlich übernehmen; er kann nicht ins Feld ziehen. Es ist dies in der Königsgeschichte angedeutet durch den ewigen Frieden unter der Herrschaft des Priesterkönigs Numa. Aber auch in der geschichtlichen Zeit dauern noch die Nachklänge dieser Institution fort. Denn der Pontifex darf nicht zu Pferde steigen und darf sich eigentlich nicht von der Hauptstadt und später nicht aus Italien entfernen. Also auch für diese königliche Funktion muß der König einen Stellvertreter haben, und auch hier giebt uns die Erinnerung an die alte Zeit die Handhabe, diesen zu finden. Der 'praetor maximus' oder 'magister populi' stammt aus der königlichen Zeit. Der König ernennt zu seinem Vertreter oder für diese militärischen Pflichten, die er nicht persönlich erfüllen kann und nicht persönlich erfüllt einen Befehlshaber. Das ist der Ursprung der Diktatur in der Republik. Auch in der Republik wird der Diktator nicht vom Volke erwählt, sondern von einem Einzelnen ernannt, ein Überbleibsel aus der Zeit, wo der priesterliche König den magister populi ernennt. Was war die Verfassung dieser sogenannten königlichen Zeit? Daß der König selbst auch nicht erwählt werden konnte, ist selbstverständlich; ein Priester kann nicht vom Volke erwählt werden, der Priesterkönig wird daher von einem andern Einzelnen, der als priesterlicher pater familias handelt, ernannt. Ebenso wenig wie eine Volkswahl ist auch eine Bestätigung der Wahl des Priesterkönigs durch das Volk zulässig. Die Bestätigung erteilen die Götter in der Inauguration, die ganz speziell auf das Priestertum sich bezieht und bei Numa ganz ausführlich erwähnt ist. Ferner ist ein wesentliches Moment bei dem Priesterkönige die Lebenslänglichkeit, und diese schließt in sich die Unverantwortlichkeit des priesterlichen Königtums. Dies ist das bezeichnende für diese Periode der römischen Verfassung. Aber der König ist deshalb doch nicht ein unumschränkter Herrscher; in denjenigen Funktionen, wo er Stellvertreter ernennt, ist er gebunden an den Senat. Die 'patrum auctoritas', welche in der späteren Zeit eine so bedeutsame Rolle spielte, und eine Anomalie, etwas schwer verständliches, und kaum noch politisch wertvolles geworden war, war in der ersten Zeit wesentlich. Der Senat nahm unter diesem Priesterkönige eine viel bedeutendere Stellung ein als später, wo er nur ein concilium der Magistrate war. Die eigentlichen Regierungshandlungen, welche bis in die späte republikanische Zeit der Senat noch ausübt, sind natürlich nicht erst später erwachsen, sondern es sind Reste aus einer weit umfangreicheren politischen Thätigkeit und Herrlichkeit der frühern Zeit. — Neben dem priesterlichen Könige und neben dem Senate besteht nun auch das Volk. Aber wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, ist eine Mitwirkung des Volkes bei Ernennungen und Beschlüssen gewiß sehr unwesentlich gewesen. Die 30 Kurien, welche Patrizier und ihre Klienten enthielten, bildeten allerdings die Grundlage für die ursprüngliche römische Legion von 3000 Mann und als Legion, als Krieger, hat dieses Volk als seine Hauptfunktion das 'imperium' zu erteilen ('lex curiata de imperio'). Der magister populi, vom Priesterkönig auf Rat des Senats ernannt, holt vom bewaffneten Volk die Zustimmung zu seinem imperium ein. Auch dieser Rest der ursprünglichen Verfassung hat sich später in der Republik erhalten. Er konnte nicht entstehen in einer Zeit, wo das Volk selbst die Wahl des Heerführers vornahm.

In dem Volke der Königszeit ist noch keine 'plebs' vorhanden. Die patrizischen Familien mit ihren Klienten bilden das Volk. Diese Familien mit ihren Klienten sind schon vorhanden gewesen, ehe sie in Rom sich ansiedelten. Sie kamen aus den sabinischen

Bergen. Aber es wohnte in der Ebene um Rom eine Bevölkerung, welche mit der herrschenden in der Hauptstadt sich nicht sogleich assimilierte. Diese Bevölkerung stand als Plebs neben dem patrizischen Volk und war nur völkerrechtlich mit demselben verbunden. In welcher Weise? Nach der gewöhnlichen Überlieferung erwählte sich die Plebs für eine bestimmte Zeit ihre Tribunen, und diesen Tribunen wurde zugestanden als ein neues eben erst erdachtes Recht, die *sanctitas*. Allein dieses Wort schon deutet auf die Ursprünglichkeit des tribunizischen Amtes; die *sanctitas* haftet an den Vertretern der Plebs, ebenso wie sie haftet an den Vertretern eines Volkes in internationaler Beziehung. Wie der Gesandte Heiligkeit und Unverletzlichkeit seiner Person besitzt, so auch die Tribunen, und daraus folgt, daß von Anfang an und ehe die Vereinigung des patrizischen Volkes mit der Plebs stattfand, die Tribunen schon vorhanden waren und nicht erst zur Zeit der Secession eingesetzt wurden.

So habe ich in kurzen Zügen die sakrale Verfassung des ursprünglichen Roms geschildert. Vielleicht ist darin neues enthalten. Aber was ich betonen muß, ist dies, daß diese sakrale Verfassung nicht angehört der Zeit, bevor das römische Volk in Rom selbst sich niederliefs, nicht der Urzeit einer fernen Vergangenheit, vielmehr muß diese Verfassung auf dem Boden Roms selbst vorhanden gewesen und eine Zeitlang gedauert haben. Sie ist lokal verbunden mit dem Vestatempel, mit der Regia auf einem bestimmten Platze in Rom, mit den Kurien, die an verschiedenen Orten von Rom sich befanden. Der Priesterkönig Numa, der Repräsentant dieser sakralen Verfassung, ist zu denken als in Rom ansässig, nicht anderswo, und alles, was sich daran knüpft, gehört nach Rom selbst, der Stadt an der Tiber, nicht in die Ursitze des römischen Volks.

Lange, vielleicht Jahrhunderte lang, mag diese sakrale Verfassung gedauert haben. Aber es trat ein Umschwung ein, welcher sie stürzte. Sie gehört einer Periode der Geschichte an, welche deutlich geschieden ist von der Entwicklung der Republik. Das alte System ging zu einer gewissen Zeit unter. Der Priesterkönig, der rein patrizische Staat, die *comitia curiata*, die ursprüngliche Klientel verschwanden. Es entstand eine neue Volkseinheit durch die Aufnahme der Plebejer in diesen Staat. In der Vereinigung derselben mit den ursprünglichen Vollbürgern haben wir die erste Stufe der großartigen Entwicklung des römischen Volkes, deren es im Laufe der Geschichte viele giebt. Der ersten Ausweitung des engen Patriziervolkes zu dem mit Plebejern verbundenen römischen Volke, dem *populus Romanus Quiritium*, folgt als zweite die Aufnahme der latinischen Landschaften in die römischen Tribus, die sich allmählich bis zu der Vollzahl von 35 Tribus erweiterten. Als dritte Stufe dieser Entwicklung nehmen wir die Aufnahme ganz Italiens in eben diese Tribus, als Folge des Bundesgenossenkriegs; und als vierte und letzte die Aufnahme der Provinzialen in dieselbe Civität.

Als der ersten Erweiterung angehörig und bezeichnend für die Verbindung des ursprünglich patrizischen Volkes von 30 Kurien mit den Plebejern ist die Änderung der Heeresverfassung anzusehen, welche nunmehr statt aus den 30 Geschlechter-Kurien nach den Lokaltribus eingerichtet wird, und die als die Centurienordnung des Servius Tullius bekannt ist.

Somit war mit dieser Entwicklung, mit dieser Aufnahme der Plebs in das patrizische Volk, der alte Föderativstaat mit seinem Priesterkönigtum beseitigt. Aber wie ging diese Revolution vor sich? War es eine friedliche Entwicklung, oder war es eine

gewaltsame Umwälzung? Kam die Entwicklung von innen, oder wurde sie gefördert durch Stürme von außen? Darüber giebt uns kein Zeitgenosse Auskunft. Aber die Andeutungen, welche die Tradition von den tarquinischen Königen und dem Kampfe dieser Könige mit den einheimischen Institutionen giebt, kann nicht reine Erfindung sein. Eine Eroberung Latiums, ein Umsturz der alten Ordnung durch tarquinische Herrschaft, eine Einführung mancher fremden Institution ist gewiß glaublich. Die Annalisten haben allerdings ziemlich willkürlich verfahren; sie haben diese Tarquinier in zweifacher Form als den ersten und zweiten aufgefäht, den einfachen Hergang verdoppelt, den Kampf des ersten mit Servius variiert in der Erzählung des zweiten Tarquinius mit Brutus. Aber der Vorgang war sicher ein einheitlicher. Jetzt erst kann man von einem Könige sprechen, derart, wie er in den Handbüchern geschildert wird. Dieser Neuerer, mag er nun ein einheimischer, oder, was viel wahrscheinlicher ist, ein Fremder und zwar ein etruskischer Eroberer gewesen sein, war derjenige, welcher das alte Priesterkönigtum stürzte, die militärische und richterliche Gewalt in sich vereinigte, zugleich aber auch das Priestertum übernahm. Durch diese Verbindung des Priestertums mit dem kriegerischen Könige, wurde aus dem alten rex, der ein milder Herrscher war, ein Tyrann und das regium imperium in der Erinnerung der Römer zu einer Tyrannei gestempelt. Gegen diese Tyrannei erhob sich die Revolution, wodurch die Republik begründet, im wesentlichen aber die älteste Staatsordnung wieder hergestellt wurde. Die Bewegung war eine zweifache. Sie war eine politische, gerichtet gegen das Königtum, und eine nationale, gerichtet gegen den fremden Herrscher. Römer im Bunde mit Latinern machten sich frei von dem etruskischen Unterdrücker. Dafs dieses der wirkliche Hergang bei der Abschaffung des Königtums war, läßt sich aus der Tradition noch deutlich erkennen, obwohl dieselbe aus römischem Patriotismus die Erinnerung an die Fremdherrschaft so viel wie möglich verwischt hat.

So ist also das, was man das römische Königtum nennt, wonach der König ausgestattet war mit den drei Gewalten, der priesterlichen, richterlichen und militärischen nur eine vorübergehende Periode fremder Zwingherrschaft gewesen. Gegen diese Herrschaft erhob sich denn das römische Volk und gründete die Republik, deren wesentlichstes Moment die Emanzipierung der amtlichen von der priesterlichen Gewalt war.

Ebenso, wie in Rom, ist auch im ganzen übrigen Italien von einem eigentlichen Königtum in alter Zeit nicht eine Spur zu finden. Von den albanischen Königen ist es nicht nötig zu reden. Wir wissen, wie späten Ursprungs diese Namenliste ist. Aber auch, was von anderen Königen gesagt wird, beweist keineswegs, dafs die monarchische Verfassung in Italien heimisch war. Das patriarchalische Königtum, wo es bestanden hat war immer erblich. Die Erblichkeit wird nun zwar in Italien nicht behauptet, aber auch von lebenslänglichen Königen wissen wir in ganz Italien nichts mit Bestimmtheit. Wenn monarchische Institutionen vorhanden gewesen wären, so müßten wir annehmen, dafs diese bei den Völkern der Gebirge, den Sabinern und Samniten, sich in die historische Zeit hinein erhalten hätten. Dies ist nicht der Fall, ja auch bei den Etruskern ist das angenommene Königtum nur ein Schein. Sehr leicht ist ein Irrtum möglich dadurch, dafs, wer zufällig als Führer an der Spitze steht, König, rex, genannt wird. Wir finden ja prätor und rex für dieselbe Person angewendet; und in schon historischer Zeit sehen wir eine bedeutsame Angabe bei Livius im letzten Vejenterkriege, wo es heifst, dafs die

Vejenter gegen die alte Sitte einen König sich erwählten und dadurch ihre Landsleute sich entfremdeten. Königliches Regiment hat also nach diesem Zeugnisse auch bei den Etruskern nicht bestanden.

Um zu resumieren: Das königliche Rom war ein Priestertum und blofs ein Priestertum. Das Königtum mit drei Funktionen, wie es geschildert wird, ist Rom fremd, ausgenommen in einer ganz kurzen vorübergehenden Periode. Die lange Zeit, welche dieser Periode vorausging, welche nach vielen Generationen zu bemessen ist, steht unter dem Einflusse der sakralen Institutionen, die dem Geiste des römischen Volkes bis in die späteste Zeit hinein ihren tiefsten charakteristischen Grundzug eingeprägt haben. In dieser langen Periode hat sich der Sinn für die Formalität des Rechtes, für die Religiosität ausgebildet; für diese 'religio', die nur den Römern eigen war, für die wir keine Analogie bei den Völkern des Altertums finden, diese Religion, welche die Götter bindet, wie das bürgerliche Gesetz den Menschen. Auf der Erkenntnis dieser Thatsache beruht zum grofsen Teil das richtige Verständnis der Entwicklung des römischen Volkes und Staates.

Der Präsident spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus.

Danach berichtet derselbe über die Ausführung der vom vorhergehenden Tage auf heute verschobenen Fahrt auf dem See. Der strömende Regen und die kühle Temperatur lassen nicht voraussetzen, dafs die Fahrt den Gästen, um derentwillen sie aufs Programm gesetzt ist, ein Vergnügen sein wird. Jedenfalls kann keine Rede davon sein, auf der Ufenau zu landen und da ein Stündchen zu verbringen, da der Boden durchweicht und keine Unterkunft für eine gröfsere Gesellschaft zu finden ist. Einige Sanguiniker des Komite sagen mit Rücksicht darauf, dafs an den vorhergehenden Tagen zuweilen die Sonne durchgebrochen und sogar gestern einen der schönsten Nachmittage des ganzen Jahres hervorgezaubert, voraus, das Wetter werde sich wieder zum Besseren wenden. Dann würde man bei der Ufenau vorbei nach der Rosenstadt 'Rapperswil' fahren, zum Schlofs hinaufsteigen und sich die Gegend ansehen. Das Präsidium wünscht, dafs aus dem Schofs der Versammlung Wünsche über Ausführung der Seefahrt geäußert werden mögen; liege diese nicht im Wunsche der Versammlung, so sei alles vorbereitet, mit der Eisenbahn nach Wettingen-Baden zu fahren, wo Antiquitäten und Sehenswürdigkeiten aus der Römerzeit und dem Mittelalter Interesse beanspruchen; freilich sei nicht möglich dorthin den vom Komite beschafften Festwein mitzuführen. Derselbe sei bestimmt gewesen, auf der Ufenau kredenzt zu werden. Die Salons des geräumigen Dampfers lassen sich aber auch in gemütliche Trinkstuben verwandeln.

Stimme aus der Versammlung: Weifs das Komite Rat, wie es den Festteilnehmern den Genufs des für die Festfahrt angeschafften Weines sonstwie verschaffen kann? Dieser Sorge müssen wir das Komite entledigen, indem wir die Fahrt ausführen. (Heiterkeit.)

Der zweite Präsident spricht sich mit Bestimmtheit für Ausführung der Fahrt aus.

Da keine Einwendung erhoben wird, gilt dieselbe als beschlossene Thatsache; der Präsident bittet um zahlreiche Beteiligung, auch für den Fall, dafs der Himmel sich nicht aufhellen sollte.

Der Präsident ersucht den zweiten Präsidenten über die Schritte und Verhandlungen betr. die Wahl des nächsten Versammlungsortes zu berichten.



Prof. Dr. Blümner:

An drei Orte hat das Präsidium seine Anfrage, ob Bereitwilligkeit zur Übernahme der Versammlung vorhanden sei, gerichtet: nach Lübeck, Oldenburg und Görlitz. Die beiden ersten lehnten ab; Lübeck wegen ungünstiger, die gesamten Verhältnisse beeinflussender Geschäftslage, Oldenburg mit dem Bemerkn, daß es bereits früher einmal abzulehnen genötigt gewesen sei. Hingegen nahm Görlitz bereitwilligst an, wenn auch erst für das Jahr 1889, da im nächsten Jahre Herr Direktor Eitner daselbst durch amtliche Geschäfte an der Übernahme der zur Vorbereitung der Versammlung notwendigen Arbeiten verhindert ist. Wir schlagen Ihnen daher Görlitz als Ort der nächsten Versammlung vor: eine anmutig gelegene Stadt, die für Mittel- und Ostdeutschland bequem zu erreichen und für die Aufnahme auch einer größeren Zahl von Teilnehmern hinlänglich eingerichtet ist; die trefflichen höheren Lehranstalten der Stadt, sowie die dort bestehende oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften, werden es sich zweifelsohne angelegen sein lassen der Versammlung nach der wissenschaftlichen wie nach der geselligen Seite hin einen freundlichen Empfang zu bereiten. Als ersten Präsidenten schlagen wir Ihnen Prof. Hertz in Breslau vor, der sich brieflich zur Annahme einer eventuell auf ihn fallenden Wahl bereit erklärt hat; als zweiten Herrn Gymnas. Direktor Eitner in Görlitz.

Die Versammlung erklärt sich mit den Vorschlägen des Präsidiums einverstanden.

Der Präsident ersucht Herrn Prof. Dr. Wölfflin-München den angekündigten Vortrag zu halten.

### Über Bedeutungswandel.

Prof. Dr. Wölfflin:

Der Fortschritt in den Wissenschaften vollzieht sich gewöhnlich in der Art, daß nicht auf allen Gebieten gleichzeitig und mit gleicher Kräfteentfaltung gearbeitet wird, vielmehr die einzelnen Teile und Disciplinen nacheinander ausgebildet werden. So gewiss nun die Form eines Wortes mehr in die Augen und Ohren fällt als die Bedeutung, deren feinere Unterschiede sogar verborgen bleiben und verkannt werden können, so natürlich ist es, daß Laut- und Formenlehre zu den entwickeltsten Partien der Grammatik gehören. Wie sehr sich der Leib der Wörter verändert, erkennen wir, wenn wir beispielsweise αὐθέντης (selbständiger Herrscher) in Effendi übergehen sehen, εἰς τὴν πόλιν in Stambul, Mediolanum in Milano, Milan und mit freier Umdeutung in Mailand, Arelate in Arles, das viersilbige griechische Ἰωάννης in ein dreisilbiges Johannes, dann in Johann, franz. Jean, oder wieder Hannes und Hans. Gerade so wird, um ein in Zürich wie in Berlin gleich verständliches Beispiel zu wählen, aus Schultheiß zunächst Schulthefs, dann Schultze, Schulz, Scholz. Längere Worte können diese Prozedur ertragen, kürzere nicht; sie werden entweder auf ein Minimum reduziert und gehen dann unter, oder sie müssen, um lebensfähig zu bleiben, durch Anhängung neuer Ableitungssilben oder durch Vorsilbe gestreckt werden, z. B. mons, der Berg, montanea (Neutr. plur.), durch Überführung des untergehenden Neutrums in das weibliche Geschlecht franz. la montagne; ducere, führen, conducere, conduire.

Da ich aber nicht zu den Lautschiebern und Komp. zu gehören die Ehre habe, so möchte ich mir erlauben einmal die Münze — denn das ist doch jedes Wort als Verkehrsmittel — umzudrehen, und die Seite, auf welcher der Wert angegeben ist, näher zu

betrachten, d. h. den Blick auf die weniger beobachteten Wandlungen und Verschiebungen der Bedeutung zu richten. Schreitet man mit Siebenmeilenstiefeln durch Jahrhunderte, so findet man zwar vielfach dieselben Worte wieder, aber die Bedeutungen manchmal so verrückt, als ob sie untereinander das Gesellschaftsspiel 'Wie gefällt dir deine Nachbarschaft?' gespielt hätten. So wollte Augustus nur princeps (der Erste) genannt sein und die beiden Großsöhne führten nach Julius Caesar den Ehrennamen Caesar, während heute Kaiser umgekehrt den obersten Herrscher und Prinz den Sohn oder entfernteren Verwandten bezeichnet. Oder verbum war im klassischen Latein soviel als 'Wort', parabola im Kirchenlatein das biblische Gleichnis; im modernen Französisch ist parole umgekehrt das Wort schlechtweg, und verbe in besonderem Sinne das Wort Gottes.

Nicht alle Wörter unterliegen notwendig einem Bedeutungswechsel; viele halten sich Jahrtausende lang unverändert, wie πατήρ, pater, Vater; οἶνός, vinum, vulgärlateinisch vinus, der Wein, worunter die drei Sprachen sowohl den gegohrenen Traubensaft als den Obstwein oder Ähnliches verstehen, Herodot den Palmwein, wie wir von Apfelwein sprechen. Aber unser Rose deckt sich schon nicht mehr genau mit dem lateinischen rosa, und noch viel weniger mit dem entsprechenden griechischen ῥόδον, weil wir mit Rose meist die einzelne Blume bezeichnen, der Lateiner die Blume und den Rosenstock, auch kollektiv eine Mehrheit von Rosen, der Grieche mit ῥόδον nur den Rosenstrauch, im Gegensatze zu ῥόδον der einzelnen Rose. Gemeinschaftlich ist den drei Sprachen, daß die Rose schon bei Sappho und Plautus als Bild weiblicher Schönheit und als Kosenamen erscheint, wie auch wir etwa Röschen gebrauchen. Ebenso gehen ἄγρος, ager, Acker auseinander; denn das griechische und das lateinische Wort bezeichnen noch die ganze Landschaft (z. B. ager Picenus), Feld und Flur im Gegensatze zur Stadt, zum Dorfe, zum Bauernhofe, also auch Wiese- und Weideland (vgl. ager publicus; peregre), wogegen unser Wort Acker = Pflanzland in seiner jüngeren, engeren Bedeutung an den Sieg des Ackerbaues über das Nomadentum erinnert. Τύραννος hieß den alten Griechen jeder Gebieter, bei Dichtern der eine oder andere besonders mächtige Gott, wie Zeus, Ares, Eros; dann wer in einer Republik sich der Alleinherrschaft bemächtigt hatte, auch der gute Regent wie Pisistratus, dem die Gewalt nicht vom Volke übertragen war; schon bei Cicero aber verbindet sich mit dem Worte der Begriff der Grausamkeit und Eigenmächtigkeit, der ihm auch bei uns geblieben ist, da wir aus dem Lateinischen, nicht direkt aus dem Griechischen geschöpft haben. Es ist der nämliche Vorgang, wie wenn δεσπότης im Griechischen Ehrentitel von Prinzen sein und jeden Herrn oder Besitzer bezeichnen kann, während unser Despot nur für den willkürlich schaltenden Machthaber gesetzt wird. Oder wer würde gar in unserem Worte Polizei das griechische πολιτεία (Staat) wiedererkennen?

Tragen wir diese Betrachtung im besondern auf das Lateinische und die romanischen Sprachen über, von denen doch das Französische als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann, so bezeichnet das lateinische Wort villa im Italiänischen ein Landhaus, im Spanischen ein Dorf, im Französischen eine Stadt, im Lateinischen selbst auch gelegentlich eine Scheune, und villa publica ein öffentliches Gebäude auf dem Marsfelde, welches als Gesandtschaftshotel sowie zu anderen Zwecken diente. Auf dieses engere Gebiet, das Lateinische mit seinen sogenannten Töchter Sprachen, einschließlic der deutschen daher stammenden Fremdwörter und Lehnwörter möchte ich mich heute beschränken. Die Bedenken einzelner verehrlicher Damen, sie seien des Lateinischen zu wenig kundig

um meinem Vortrage folgen zu können, sind leicht zu widerlegen; denn ich hoffe zu beweisen, daß auch diejenigen, welche nicht gewohnt sind einem jungen Lateinschüler sein Pensum abzuhören, viel mehr Lateinisch verstehen als sie selbst glauben.

Die Bedeutungslehre, die *Semasiologie* oder Semantik, ist eine uns kaum dem Namen nach bekannte Disziplin, von Hermann Paul in seinen Prinzipien der Sprachgeschichte (Zweite Auflage, Halle. 1886) in einem Kapitel (S. 66—85) skizziert, und von Darmesteter, La vie des mots étudiée dans leurs significations, Paris. 1887, vorläufig unter Dach gebracht, da sein Buch nur der Vorläufer eines größeren Werkes sein soll. Den Andeutungen des Germanisten, der Darstellung des Kenners des Französischen hinkt nun die klassische Philologie nach, wenn auch der Sprecher eine größere Sammlung lateinischer Musterbeispiele seit mehreren Jahren vorbereitet hatte. Die Gesetze, welche der Semasiolog aufzustellen im Stande ist, haben nur fakultativen Wert, nicht obligatorische Kraft, wie die Lautgesetze der Phonetiker; während man also von einem lateinischen Worte mit Sicherheit voraussagen kann, welche Form es im Italiänischen, im Spanischen, im Französischen annehmen muß, läßt sich unmöglich im Voraus berechnen, nach welcher Seite die Bedeutung sich wenden werde. Man kann, wie Michael Bréal in der Anzeige von Paul und Darmesteter (Revue des deux mondes, Juillet. 1887) richtig bemerkt, nach Art des Meteorologen wohl gewisse Strömungen und wirkende Kräfte unterscheiden, und jedes Resultat auf den Sieg der einen oder andern zurückführen, aber nicht mit absoluter Gewißheit vorhersagen, wie das Ende des Kampfes ausfallen werde, und nachweisen, warum gerade so und nicht anders.

Indessen ein Weg der Bedeutungsveränderung ist bereits in dem obigen Beispiele ager vorgezeichnet: es ist die *Verengerung* der Bedeutung. Seitdem die Zunahme der Bevölkerung den Menschen zwang den Boden zu bestellen und ihn nicht allein dem Wohlwollen der Natur zu überlassen, spaltete sich der Begriff Feld, ἀρός, in das von Menschenhand bebaute und das wie früher unbebaute: das deutsche Wort Acker heftete sich an die nunmehr wichtiger gewordene Hälfte, während zur Bezeichnung des nicht bestellten Feldes andere Worte zu Hülfe genommen werden mußten. — Ähnlich verstand der Grieche unter ὥρα vorwiegend die Jahreszeit, wie unter ἔτος das Jahr; der Lateiner unter hora im engeren Sinne meist die Tageszeit, d. h. die Stunde; nur die Horae, die Horen, blieben als die griechischen Göttinnen der Jahreszeiten und ein Dichter wie Horaz durfte hora auch noch von der Jahreszeit gebrauchen; der Franzose wird bei heure nur noch an die Stunde denken. — ἱστορία, zusammenhängend mit οἶδα, ἴδεν, bezeichnete dem Griechen ursprünglich jede Forschung und jedes Wissen, später im engeren Sinne vorwiegend die geschichtliche Forschung; aber noch bei Aristoteles ist ἱστορία φυσική die Naturforschung oder Naturwissenschaft. Bei den Römern und Romanen ist historia, histoire durchweg auf den Begriff Geschichte zusammengeschrumpft, und indem nun der ältere Plinius die ἱστορία φυσική wörtlich mit historia naturalis übersetzte, statt etwa mit scientia naturalis, wie wir unsrerseits wieder die historia naturalis des Plinius mit Naturgeschichte übersetzt haben (franz. histoire naturelle), ist der Wissenschaft ein ganz anderer Sinn untergeschoben worden, der einer geschichtlichen Entwicklung der Natur, welcher ihr erst in unserer Zeit mit Recht zukommt. Vgl. Archiv für lat. Lexikographie, III 234. 235. — Stabulum ist etymologisch der Standort für Menschen und Tiere, allerdings vorwiegend für Tiere, aber doch auch das Nachtquartier oder das Wirtshaus für geringere Leute,

stabularia die Wirtin u. s. w.; diese Gasthäuser, auf welche das alte Aushängeschild pafst 'Ici on peut loger à pied et à cheval' dienen eben beiden Zwecken. Das entsprechende deutsche Wort Stall dagegen hat sich von dem allgemeinen Begriffe Haltstelle abgelöst und sich als Unterkunftsraum für Tiere festgesetzt.

So sind manche Wörter, welche ursprünglich eine allgemeinere Bedeutung hatten, auf das *kirchliche* Gebiet eingeschränkt worden: ἐκκλησία, Vereinigung, église, Kirche; πρεσβύτερος, der Ältere, prêtre, Priester; ἐπίσκοπος, Aufseher, évêque, Bischof; propositus, der Vorgesetzte, unser Probst; in anderer Form dagegen der Zuchtmeister, der Profos, franz. prévôt. Domus, das Haus, verengerte sich in dem italiänischen duomo, unserem Dom zu Gotteshaus, dem Hause κατ' ἐξοχήν; es war dies dadurch nahe gelegt, daß man in der Zeit der ersten Kaiser domus, wie in domus Tiberiana, domus aurea, für den Kaiserpalast, also für einen Prachtbau gebrauchte. Aber so fromm, wie unsere Vorfahren, sind wir doch nicht mehr; denn wenn heute von einem vollen Hause gesprochen wird, meinen wir damit nicht eine angefüllte Kirche. Ehemals waren claustrum und monasterium ein lateinisches und ein griechisches Wort für eine und dieselbe Sache; heute ist zwar Kloster seiner alten Bedeutung als das durch eine Mauer Abgeschlossene treu geblieben, Münster dagegen als der für die Mönche besonders bestimmte Teil auf das Bethaus oder Gotteshaus eingeengt. Indem die Sprache jeden überflüssigen Luxus vermeidet, läßt sie von zwei gleichbedeutenden Worten entweder das eine untergehen, oder sie erhält sie unter der Bedingung, daß sie sich voneinander scheiden und jedem ein besonderer Spielraum zugewiesen werde, was man bekanntlich Differenzierung nennt. Es mag hier gleich, um dies zu erläutern, an die historische Thatsache erinnert werden, daß die zwei obersten Beamten der römischen Republik, die oberste Heerführer und oberste Gerichtsbeamte in einer Person waren, ursprünglich sowohl consules (daher tribuni militum consulari potestate) als auch praetores, d. i. praeitores, ἡγεμόνες nach ihrer militärischen Stellung hießen, wie auch der Diktator praetor maximus genannt wurde und die porta praetoria, die cohors praetoria sowie das praetorium, das Feldherrnzelt an diesen Namen erinnern; später wurde diese Doublette beseitigt, indem der Titel consules dem alten Amte ausschließlicb blieb, der andere praetor der abgezweigten richterlichen Magistratur vorbehalten wurde.

Dahin gehört es auch, wenn Wörter, die ursprünglich sowohl im guten als im schlimmen Sinne gebraucht wurden, später sich entschieden nach der letzteren neigten, z. B. tempestas, Zeit, schlimme Zeit, Unwetter, tempête; dolus, Gewandtheit, List, Arglist (so auch im Griechischen). Vgl. Moritz Voigt, über Bedeutungswechsel gewisser die Zurechnung und den ökonomischen Erfolg einer That bezeichnender technischer lateinischer Ausdrücke, in den Abhandl. der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften XVI 91—109. Es erwächst dadurch dem Ausleger die Pflicht zu entscheiden, ob ein Wort in der älteren oder in der jüngeren Bedeutung gebraucht sei, was sich in der Regel aus dem Zusammenhange ergibt; viel schlimmer ist es und eine Ursache großer Begriffsverwirrungen, wenn in dem gleichen Zeitalter die Beschränkung des Sinnes einseitig nur von einem Teile des Publikums ausgeht, so wenn heutzutage vielfach das Wort 'Arbeit' auf Handarbeit beschränkt wird und die Kopfarbeiter als Bummler gelten.

Ein Beispiel von Verengerung aus der Klasse der Verba hat Heerdegen gegeben, und ich würde es, weil es so bekannt geworden ist, nicht anzuführen wagen, wenn es nicht so schön wäre, das Wort orare. Von os, oris der Mund abgeleitet, muß es zur

Grundbedeutung haben 'den Mund aufthun, reden,' und es ist uns in derselben in wenigen Redensarten (*re inorata, causam orare*) namentlich in der älteren und in der Dichtersprache, sowie in dem Substantiv *orator*, der Redner, erhalten; später verengerte es sich, da *orator* gern von Gesandten und Unterhändlern gebraucht wurde, die in Rom weniger zu fordern als zu bitten hatten, und weil auch der gerichtliche Redner an die Gerechtigkeit und Billigkeit der Richter appellierte, zu der Bedeutung 'bitten', und in dem Kirchenlatein nochmals zu der Bitte zu Gott, dem 'Gebete', wie ja *oratio* der Kunstaussdruck für Gebet, *oratio dominica* für Vaterunser ist, und der Spruch *Ora et labora* (bete und arbeite) die Kraft des Verbums verdeutlicht. Wir verfolgen hier mithin im Laufe der Zeit eine zweimalige Verengung der Bedeutung, von reden zu bitten, von bitten zu beten.

Sollte sich nun umgekehrt die Bedeutung auch *erweitern* können? So selbstverständlich wie die Verengung ist dies allerdings nicht. Jede Entwicklung der Kultur führt naturgemäß zur Spaltung der Begriffe und mit dem Auftauchen neuer Wörter müssen die alten an Umfang verlieren. Man denke sich in grauer Vorzeit das erste Möbel zum Sitzen, eine Art Sessel, und einen beliebigen Namen dazu, und man vergleiche dann, wie heute daraus ein Dutzend Unterarten mit Sondernamen hervorgegangen sind. *Κάθεδρα* bezeichnet etymologisch nur einen zum Niedersitzen geeigneten Platz; unser Katheder dagegen den erhöhten Platz für den vortragenden Redner, auf dem möglicher Weise kein Stuhl steht; das entsprechende französische *chaire* bezeichnet außer der Lehrkanzel auch die Kanzel des Predigers, das lautlich identische *chaise* einen Stuhl; dialektisch in der Schweiz *Chaise* den Sitz in einem Fuhrwerke und das Fuhrwerk selbst. So bleibt schließlich dem allgemeinen Grundworte nur noch eine einzelne Spezies; denn ein 'Sessel' ist eben kein Katheder mehr, keine Kanzel, kein Thron, kein Lehnstuhl, keine Bank, kein Sofa, kein Tabouret, keine Ottomane, keine Causeuse u. s. w. Der Umfang der Bedeutung hat sich verengt, dagegen in gleichem Maße der Inhalt an Reichtum gewonnen, indem Sessel nicht mehr jedes Instrument zum Sitzen ist, sondern eine Reihe positiver, und noch mehr negativer Eigenschaften erforderlich sind, um den Sessel eben zum Sessel zu machen. So ergibt sich die Verengung von selbst; jeder neue Begriff, jedes neue Wort ist doch ein Tropfen, der in den See fällt, und wir sehen ja mit bloßem Auge, wie der Platz für denselben nur gewonnen wird, indem die Wasser, die ihn vorher inne hatten, sich zurückziehen. Eine ähnliche Ausgleichung und Nivellierung vollzieht sich auch in der Sprache.

Und doch kommt, wenn auch seltener, das Gegenteil vor: aus *parentes* die Eltern sind franz. *les parents* die Eltern (= *père et mère*) und die Verwandten geworden, und es wäre nicht schwer sich diesen Vorgang vermuthungsweise zurecht zu legen. Wenn beispielsweise jemand, dem Vater und Mutter gestorben waren und für den nun Onkel und Tante, beziehungsweise Großvater und Großmutter sorgten, diese zuerst in seiner Lage *parentes* nannte, so konnten auch andere aus Höflichkeit diesem Beispiele folgen und der Gebrauch mit der Zeit ein allgemeiner werden. Verfolgen wir die Entwicklung geschichtlich an der Hand von Zeugnissen, so sagt uns Festus oder genauer sein Epitomator Paulus p. 221 M.,<sup>1)</sup> daß die Volkssprache (doch wohl zur Zeit des Verrius Flaccus,

1) *Parens vulgo pater aut mater appellatur, sed iuris prudentes avos et proavos, avias et provias parentum nomine appellari dicunt.* Vgl. Catull 101, 7 *prisco quae more parentum* (Lucr. 1, 592  
Verhandlungen der 33. Philologenversammlung. 9

d. h. des Augustus) unter *parentes* Vater und Mutter verstand, daß aber die Juristen den Ausdruck auch auf die *avi* und *proavi*, bezw. die *aviae* und *proaviae* ausdehnten. Zunächst mag *parentes* nur auf die Blutsverwandten ausgedehnt worden sein, wie in einer Stelle bei Curtius 6, 10, 30, die indessen in der Prosa des ersten Jahrhunderts noch vereinzelt dasteht. Die weitere Ausdehnung auf Blutsverwandte und Verschwägte bezeugt ausdrücklich der Kirchenvater Hieronymus *adv. Rufin.* 2, 2: *nisi forte parentes militari vulgarique sermone cognatos et affines nominat*, woraus hervorgeht, daß die Schriftsprache diesen Gebrauch vermied. *Gentes*, die Völker, die Geschlechter, erweiterte sich schon im Vulgärlatein (vgl. Joh. Praun, *Bemerkungen zur Syntax des Vitruv.* Bamberg. 1885, S. 105) zu dem Sinne des französischen *les gens*, die Leute (vgl. *λαός, λαοί*), verengerte sich aber wieder im Kirchenlatein zu der Bedeutung 'die Heiden'.

Einen ähnlichen Weg ist das Wort *dominus* gegangen, welches seit Diocletian offizielle Anrede des Kaisers geworden war. Die Vorgeschichte erzählt uns, daß es ursprünglich den Hausherrn oder den Herrn im Gegensatze zum Sklaven bezeichnet hatte. Indessen schon zu Ende der Republik, als der Freiheitssinn abzusterben begann, kam es in einzelnen Häusern auf, das Familienoberhaupt *dominus* zu nennen, auch von Seite der Kinder, im Gegensatze zu der ältern Praxis (*Cic. epist. Brut.* 1, 17, 6), und so durfte Horaz (*carm.* 2, 12, 13) die Gattin seines hohen Gönners Mäcenä in einer Ode mit *domina* begrüßen. Freilich Augustus, der wußte was dem Cäsar der gewünschte *rex* gekostet hatte und der sich daraus eine Lehre zog, lehnte die Ehre ab, und Tiberius erblickte darin sogar eine Beleidigung, weil er, so lange das Reich nominell aus freien Bürgern bestand, nicht als ein Herr über Sklaven gelten wollte. Seitdem dann Caligula sich den Titel gefallen liefs, drang die Hofsitte auch in weitere Kreise der Vornehmen und Gebildeten in der Art, daß man Bekannte, deren Namen einem nicht einfiel, auf der Strafsse mit *Domine* begrüßte, wie wir umgekehrt *Servus* oder *Serviteur* sagen, und obschon unter der Milde der ersten Flavii *dominus* als Kaisertitel in Vergessenheit geriet, so nahm ihn doch Domitian wieder auf, nannte er sich doch selbst *deus et dominus*.

Bei der bekannten Neigung der Menschen zur Schmeichelei, bei der bekannten Schwäche höhere Titel von andern anzunehmen, konnte übrigens der *dominus* nicht Privilegium des Kaiserpalastes bleiben; im Spätlatein ist *dominus* ein Titel höherer Standespersonen, z. B. des *cancellarius*. Selbst der Klerus war in seiner Sphäre nicht strenger. Wenn er, wie der Staatsbeamte, eigentlich nur einen *dominus* anerkennen durfte, nämlich Christus, eventuell Gott, so nannte doch schon Cyprian den Lieblingsschüler Johannes *dominus*; der Bischof Sidonius Apollinaris nannte den Papst so; bald wollten die Äbte nicht weniger sein oder die Umgebung brachte ihnen die gleiche Huldigung entgegen, und schließlich bemächtigte sich der gewöhnliche *Canonicus* des *dominus*, wozu man die Belege bei Du Cange, *Glossarium mediae et infimae latinitatis*, s. v. findet. Mehr bei Chr. Schöner, *Acta semin.* Erlang. II, 474—481. In Spanien war *Don* ursprünglich Titel der Könige und Prinzen sowie des hohen Adels, jetzt tragen ihn alle gebildeten Leute bis auf *Don Juan*; auf den englischen Universitäten auch die Graduierten.

---

*victum moresque parentum.* Verg. *Aen.* 6, 223 *subiectam more parentum . . . facem.* Ovid *met.* 15, 366 *quae more parentum rura colunt.* Hor. *carm.* 4, 15, 29 *more patrum.* Ovid *am.* 1, 15, 3 *met.* 10, 218 *more priorum*).

Dies ist es etwa, was H. Paul Bedeutungswandel genannt hat, Verengerung und Erweiterung, gelegentlich auch beides nacheinander. Allein das Beispiel von dominus legt uns die Frage nahe, ob man bei dieser quantitativen Veränderung stehen bleiben, ob man nicht auch von Steigerung und Entwertung, *Veredlung* und *Vergröberung* sprechen dürfe. Man erinnere sich nur, daß unser Wort Dirne ursprünglich die Dienerin, die Magd bezeichnete; das Wort Magd selbst ursprünglich die Jungfrau, das Mädchen; daß baiser von basium der Kufs ein in besserer Pariser-Gesellschaft zu vermeidendes, durch embrasser zu ersetzendes Wort ist, daß im Neugriechischen γαμέω, heiraten, geradezu ins Obscöne gesunken ist. Ähnliches muß sich notwendig auf lateinisch-romanischem Gebiete finden. Vgl. Archiv für lat. Lexikogr. IV 623. 624. So bezeichnet libertina streng genommen nur eine Freigelassene; da die Damen der Halbwelt aber vorzugsweise dieser Kategorie angehörten, so geriet das Wort in Verruf, etwa wie maîtresse, von Haus aus ein edles Wort, seine Reinheit verloren hat. Im Französischen bezeichnet daher libertine nicht nur ein sittenloses Weib, sondern auch das Masculinum libertin einen ausschweifenden Mann, und da diese Leute lockere Ansichten über Moral haben, so versteht man unter libertin auch einen Freidenker. Daneben gebraucht die wissenschaftliche Sprache der französischen Jurisprudenz das Wort auch noch von dem 'Sohne eines Freigelassenen', dies im Anschlusse an das archaische Latein, welches durch Anfügung des Suffixes eine Unterscheidung von dem libertus beabsichtigt hatte.<sup>1)</sup> Allein die Degradation ist doch nur die Aufeinanderfolge von Erweiterung und Verengerung; das ursprünglich ehrbare Wort erweiterte sich, indem es eine schlimme Nebenbedeutung zu der alten hinzunahm; später trat die reine Grundbedeutung zurück oder sie starb ganz ab, und es blieb durch Verengerung nur die üble übrig.

Umgekehrt wird casa im Lateinischen gewöhnlich mit 'Hütte' übersetzt; es ist ein bescheidener Wohnraum, ein Gartenhäuschen oder sonst etwas, woran außer den vier Wänden oder Mauern nicht viel zu rühmen ist, geht ja auch castrum, das Lager, auf denselben Stamm zurück. Da aber domus sich zu Gotteshaus, duomo, Dom, verengerte, mußte ein neues Wort für Haus zur Stelle geschafft werden, und als solches bot sich dem Italiäner am einfachsten casa dar. So versteht man heute unter casa nicht nur sehr stattliche Häuser, sondern das davon abgeleitete Deminutiv Casino gehört, zumal als deutsches Fremdwort, sicher nicht mehr in die Gattung der Hütten. Auch die Franzosen besitzen das Wort casa in der Präposition chez, während sie für domus 'la maison' = mansio (Ort zum Übernachten) angenommen haben.

Es kommt sogar vor, daß ein lateinisches Wort in einer romanischen Sprache nicht nur etwas Besseres oder Geringeres, sondern etwas auf den ersten Blick geradezu Verschiedenes bezeichnet, z. B. sponsa die Braut, épouse die Gattin. Entweder hat der zärtliche Ehemann die Neuvermählte seine Braut genannt, wie auf christlichen Inschriften Virginia zur Bezeichnung der jungen Frau dient, oder der Akt der feierlichen Verlobung involviert juristisch bereits die Ehe, wie im Italiänischen sposa Braut und Frau bezeichnet. Das deutsche 'Gemahl', männlich und weiblich, bedeutet ursprünglich die Zusammengesprochenen, also Verlobten, im Neuhochdeutschen dagegen Ehemann und

---

1) Suet. Claud. 24 libertinorum filios in senatum adlegisse docuit, ignarus temporibus Appii et deinceps aliquamdiu libertinos dictos non ipsos, qui manu emitterentur, sed ingenuos ex his procreatos.

Ehefrau. — Solche sich scheinbar widersprechende Doppelbedeutungen trifft man schon im Lateinischen selbst, d. h. im archaischen und im klassischen Latein. Dafs *hostis*, ursprünglich der Fremde, *peregrinus*, im Gegensatze zum Bürger, später auf den kriegführenden Fremden, den Feind, beschränkt wurde, ist zwar nichts als Verengerung; das Compositum *hospes*, *hospitis* dagegen (*hostepatis*), ursprünglich der Herr des Fremden, bezeichnet nur ausnahmsweise den Gastgeber, viel häufiger den Gastfreund. Nach heutigen Begriffen allerdings sind Wirt und Gast sehr verschieden; im Altertume aber, wo das Hotelwesen durch die gegenseitige Gastfreundschaft vertreten war, floß, wie Recht und Pflicht, so auch Wirt und Gast in einer Person zusammen, und auch im Neugriechischen wird *ξένο* in doppeltem Sinne gebraucht. Das italiänische *osteria* (Gasthof, Wirtshaus) geht übrigens nicht auf das altlateinische *hostis*, der Fremde zurück, sondern wie *Hospital*, *hôtel* auf *hospes*, steht also für *hospiteria*.

Besonders merkwürdig ist es, wie leicht die Begriffe 'gut' und 'schön' ineinander übergehen, man möge dies erklären wie man wolle. Schon die Griechen verbanden beide zu einer Einheit (*καλοκάγαθία*), und was den Norddeutschen schön schmeckt, das schmeckt uns gut. Im Lateinischen vertritt *bonus* das Gute; allein das von dem Adverb *bene* abgeleitete deminutive *bellus* (= *benulus*, *ben'lus*) springt schon bei Plautus in das Hübsche, Niedliche, obwohl es Varro einmal (*sat. Menip.* 541 in quo *Graeci belliores quam Romani nostri*) im Sinne von 'gut' gebraucht, und in den romanischen Sprachen ist *bellus* von der Schönheit unzertrennlich, der Ersatz des untergehenden *pulcher*.

Ein Blick in das Buch von Darmesteter überzeugt uns nun bald, dafs dieser sogenannte Bedeutungswandel welchem bei Paul der Lautwandel entspricht, nur einen Teil der Bedeutungsveränderungen umfasste; er gehört in die bekannte Figur der Synecdoche, welche Begriffe von verschiedenem Umfange vertauscht. Andere Figuren, wie die Metonymie und die Metapher verändern die Bedeutung durch Übertragung aus einem Gebiete in ein anderes, indem beispielsweise das Abstraktum für das Konkretum gesetzt wird, *magistratus*, die Stellung und Würde eines *magister* (wie *principatus*, *dominatus*) für die Person des Beamten selbst; *maiestas*, die Majestät, für den König und Kaiser; *clementia* in der Anrede des römischen Kaisers entsprechend unserm *Ihro Gnaden* (entwertet in der Titulatur der Hausfrau, in der 'Gnädigen', dialektisch 'gnä'); *potestas*, die Macht, italiänisch *podestà*, der Bürgermeister; die Thätigkeit für den Ort derselben in *mercatus*, Handel, ital. *mercato*, Markt; *finis*, der Termin, für das bis zu einer Frist zu zahlende Geld (*Gloss. Paris. ed. Hildebrand*, *finis* = *vectigal*; vgl. *τέλος*, *τέλη*), woher Finanz, und umgekehrt *aera* die zu zahlende Geldsumme für die Zeit, wie wenn wir von einer friedlichen *Aera* sprechen; Dinge, die indessen außerhalb des Rahmens unseres Themas liegen.

Ebenso muß von unserer Betrachtung der Fall ausgeschlossen werden, wenn ein Wort darum eine verschiedene Bedeutung annimmt, weil die damit bezeichnete Sache selbst sich im Laufe der Jahrhunderte verändert hat. Um dies an einem handgreiflichen Beispiele klar zu machen, so bezeichnet *solidus* im Lateinischen eine Goldmünze, *soldo* im Italiänischen, *sou* im Französischen nur noch eine Kupfermünze. Wüßte man nicht, dafs zu allen Zeiten, im zweiten punischen, wie im siebenjährigen Kriege, Regierungen in Finanznöten, unter Beibehaltung des Nominalwertes den Gehalt der Münzen herabgesetzt, also geringer geprägt hätten, so wäre dieses Phänomen schwer zu erklären; so aber liefert



die deutsche Sprache, weil die Sache überall die gleiche bleibt, die Parallele von 'Gulden', ursprünglich eines Goldstückes, wie die Ableitung des Wortes deutlich zeigt, später einer Silbermünze, weshalb man dann anfang, Goldgulden und Silbergulden zu unterscheiden; und ebenso ist das dänische Wort oere, welches heute eine Scheidemünze bezeichnet, etymologisch dasselbe mit aureus, einem Goldstücke. Dagegen ist uns verborgen, warum sich die Bedeutung von advocatus verschoben hat. In der Zeit der Republik war der zu Hülfe Gerufene ein rechtsverständiger Freund, den man beriet, auf dessen Ansicht man sich berufen durfte und der dieselbe durch seine persönliche Gegenwart unterstützte, während seit Quintilian der angestellte Advokat, der das Plaidoyer führte, so genannt wurde, der Advokat im modernen Sinne. Vielleicht hatte eine Neuerung in der Gerichtspraxis die Stellung dieser beiden Personen verändert. Noch in anderem Sinne kennen wir den vocatus als Vogt.

Mag man nun in manchen Bedeutungssprüngen etwas Willkürliches finden, so darf man doch nicht übersehen, daß die Sprache dazu manchmal geradezu gezwungen wird. Wie alle organischen Gebilde sind auch die Wörter dem Tode ausgesetzt und zwar aus mehr als einem Grunde. In der Ausfüllung der entstandenen Lücken zeigt sich aber die Sprache als eine sorgsame Verwalterin; wenn sie keine mit den absterbenden sich deckenden Worte zur Verfügung hat, so muß sie auf ähnliche, sinnverwandte greifen, die sich nun etwas ausdehnen müssen, um den leeren Raum auszufüllen. Die Sprache gleicht einer Mutter vieler Kinder, deren Kleider gar zu oft ein Loch zeigen; und wenn es nun am gleichen Stoffe fehlt, so sucht sie unter allen Lappen den der Farbe und Textur nach ähnlichsten heraus, und sie flickt damit mit solchem Geschicke, daß man bald von dem Einsatze gar nichts mehr merkt, und nur der Gelehrte die Nähte herausfindet. Oder, um in dem oben gebrauchten Bilde fortzufahren: die Sprache gleicht überall aus, wie der Wasserspiegel sich sofort wieder glättet, wenn man einen Eimer aus dem See schöpft. Davon nur noch zwei Beispiele.

Sus das Schwein, und mus die Maus sind vorwiegend wegen ihrer Kürze, vielleicht auch wegen Kollision mit ähnlichen Wörtern untergegangen. Was nun? Woher die Franzosen ihr Surrogat cochon bezogen haben, steht nicht vollkommen sicher. Indem man porcus, das zahme Schwein, zum Gattungsnamen erhob, setzte man ein engeres Wort an die Stelle eines weiteren, da sus ebensogut vom Wildschwein gebraucht werden konnte. Sanglier, der Eber, ist lateinisch singularis, aber wohl nicht der einsam lebende, wie man gewöhnlich erklärt, sondern der einzelne, weil einer zu einer Herde gehört. Stärkere Verwicklungen hat es bei mus, muris abgesetzt. Das Wort berührte sich in der Deklination mit murus die Mauer, welches sich glücklich durchschlug. Nach anderen Analogien (wie auris das Ohr, auricilla, oreille) hat man zunächst mit dem Deminutiv musculus auszuweichen versucht, welches ja dem kleinen Tiere wohl anstand. Allein musculus war schon für den Muskel, und außerdem für eine Art Muschel in Anspruch genommen, so daß dem Worte nicht wohl ein dreifacher Sinn untergelegt werden konnte. Nun griffen die Franzosen zu dem Namen einer bestimmten Art, der Spitzmaus, sorex, und erhoben diese durch Erweiterung zur Maus überhaupt in souris. Die Portugiesen haben gar das nächstverwandte Nagetier, die Ratte, an deren Stelle gesetzt. So bezeichnet auch im Italiänischen topo nicht nur sowohl Maus als Ratte, sondern das italiänische Wort selbst ist identisch mit talpa, talpus, welches bei Palladius 4, 9 noch den Maulwurf bezeichnet (vgl. C. Sittl

im Arch. f. lat. Lexikogr. V. Misc.), im Vocab. S. Gall. aber mit scero (Scheermaus) erklärt wird. Es war gewiß ein schweres Opfer, daß man statt 'Maus' Spitzmaus, Ratte oder Maulwurf sagen mußte.

Und damit sei es genug. Es könnte mir jemand entgegen, über alle diese Bedeutungsveränderungen gebe ja das Wörterbuch Aufschluß. Allerdings; es sagt uns auch, wie der Genetiv eines Nomens gebildet wird, welches Geschlecht es habe, wie die Stammzeiten eines Verbums lauten. Aber Deklination und Konjugation, sowie die Genusregeln werden doch besonders und systematisch in der Grammatik abgehandelt, auf die man den Jünger der Wissenschaft verweisen wird; zudem kann man die Geschichte des Wortes mus oder domus, wie wir gesehen haben, nicht verstehen, ohne die Synonyma und Stellvertreter zu vergleichen, was das Lexikon nicht thut. Eine Semasiologie, welche das in den zahllosen Bedeutungsveränderungen hervortretende Allgemeine ordnete und zusammenfaßte, fehlt uns noch und fehlt speziell den klassischen Sprachen. Nachdem die klassische Philologie lange das Vorbild der modernen gewesen ist, muß sie sich hüten, von derselben überholt zu werden, was nicht ausbleiben könnte, wenn man immer nur auf den alten Geleisen weiter fährt. Eine vollständige Disposition der neuen Disziplin, jetzt vielleicht noch verfrüht, konnte hier unmöglich beabsichtigt sein, wohl aber eine Anregung. Die Semasiologie hat vor der Sprachvergleichung das voraus, daß ihre Beobachtungen noch besser für das Gymnasium passen, und vielleicht hat Mich. Bréal nicht Unrecht, wenn er sagt, von allen Partien der Linguistik habe gerade diese das größte Interesse für das weitere Publikum; denn in diesen Bewegungen der Sprache verfolgen wir den Geist eines Volkes. Und so erlauben Sie mir vielleicht mit der Definition zu schließen: die Sprache — das sind wir.

Der Präsident: Durch Ihre Beifallsäufserungen haben Sie dem Vorsitzenden vorweggenommen, den Dank dem Herrn Vortragenden mit seinen Worten auszusprechen. Indessen muß ich nun konstatieren, daß die Zeit soweit vorgerückt ist, daß sie für den Vortrag des Herrn Rektor P. Benno Kühne nicht mehr ausreicht, da doch das Schiff punkt zwei Uhr abfahren soll. Es wurde sonach derselbe an die erste Stelle der Tagesordnung für morgen gesetzt, und dann folgen die Vorträge der Herren v. Jan und Hirzel.

---

### Vierte allgemeine Sitzung.

Samstag, den 1. Oktober 1887 10 Uhr 30 Min.

Das Präsidium: Prof. Dr. Blümner teilt mit, daß laut eingegangenen Telegrammen die Wahlen von Görlitz zum Festorte für 1889 und der Herren Prof. Dr. Hertz-Breslau und Direktor Dr. Eitner-Görlitz zu Präsidenten angenommen seien. Er macht sodann Mitteilungen betr. eine auf den Nachmittag in Aussicht genommene Fahrt auf den Ütliberg.

Da Herr Rektor Kühne abgereist und Herr Prof. Dr. Hirzel heiser geworden ist, erteilt das Präsidium das Wort Herrn Oberlehrer Dr. v. Jan-Straßburg zu seinem Vortrage:

### Die musischen Festspiele in Griechenland.

Bei keinem andern Anlaß trat die Besonderheit griechischen Lebens und Strebens so eigenartig hervor wie bei den großen Festversammlungen dieses Volkes. Mochte Berg und Meer die einzelnen Stämme noch so sehr trennen, mochten die kleinen Staatsgemeinden sich noch so feindselig gegenüberstehen, — wenn für Delphi oder Olympia der Gottesfriede angesagt war, dann ruhte Zank und Hader, einmütig sammelte man sich am Abhange des Parnassos oder in der Ebene des Alpheios, und was irgendwo hervorragende Begabung oder eiserne Beharrlichkeit großes oder schönes erreicht hatte, das wurde hier allen Volksgenossen bekannt und reizte sie alle zur Nachahmung.

Versucht es aber heute jemand von uns, Thun und Treiben der Griechen bei einem musischen Feste, wie das in Delphi gefeierte war, sich vor Augen zu führen, so wird er freilich über eine rein äußerliche Betrachtung nicht hinaus kommen können. Kein Ton der siebensaitigen Lyra, keine Silbe des kitharodischen Nomos dringt mehr zu unserm Ohre, kein Festchor läßt mehr seine Hymnen erschallen, und wollen wir uns klar machen, wie denn eigentlich jene Sänger den Rhythmus einer dorischen oder logädischen Strophe durch Tritt und Schritt wahrnehmbar gemacht haben, so tapfen wir völlig im Dunkel. Wir sind nur einem Verbannten gleich, der das Land seiner Sehnsucht meiden muß, und dem nur vereinzelte Besucher spärliche Kunde bringen von den Vorgängen in der fernen Heimat.

Aber wir können es ja nicht lassen, den Blick auf jene längst entschwundene Vergangenheit zu richten, und was namentlich bei der hellenischen Nation in Krieg und Frieden, in Haus und Ringschule Brauch gewesen, das möchten wir alles gern recht genau wissen. Eingehend hat man neuerdings untersucht, in welcher Reihenfolge bei dem großen Feste zu Olympia die einzelnen Kämpfe sich ablösten, und nach welchen Grundsätzen dabei der Sieg entschieden wurde; gelehrte und ungelehrte Kreise haben diesen Untersuchungen ihren Beifall nicht versagt. Vermag aber jenes Fest uns heute noch zu interessieren, bei dem der Erfolg von der Schnelligkeit des Fußes und der Festigkeit der Faust abhing, Eigenschaften, in welchen die Griechen vor anderen Völkern schwerlich etwas voraus hatten, wie viel größeren Anspruch auf unsere Teilnahme hat dann das Fest des pythischen Gottes in Delphi! Hier wetteiferten die Sänger, aus wessen Mund der Wohlklang griechischer Verse am vollsten erklänge, hier versuchten die Dichter, wer am schönsten zu singen wüßte von der Macht der olympischen Götter und den Heldenthaten der Ahnen, hier galt es, wer der Hörer Herzen am meisten nach seinem Wunsche stimmen könne, bald zu Freude und staunender Bewunderung, bald zu Wehmut und süßem Mitleid. So werden wir gewiß nicht minder gern als mit den Kämpfen der Läufer und Ringer uns mit den Fragen beschäftigen: Wie wurde das große pythische Fest in Delphi gefeiert? Gab es an anderen Orten ähnliche Feste? Welche Gattungen der Dicht- und Sangeskunst waren zum Wettkampf zugelassen, und in welcher Reihenfolge traten sie auf?

Diese Fragen möchte ich Ihnen, verehrte Anwesende, so weit es in meinen Kräften steht, heute beantworten. Dabei brauche ich wohl schwerlich zu fürchten, daß Sie mir einwenden: 'Die gymnischen Kämpfe der Alten interessieren uns darum mehr, weil durch die Begeisterung und den ausharrenden Fleiß deutscher Gelehrten viele Denkmäler jener Spiele neu an das Licht gekommen sind.' Wollte jemand so sprechen, so müßte ich

antworten: Auch betreffs der musischen Spiele fehlt es nicht an neuen Entdeckungen. Auch für diesen Gegenstand sind aufser den sieben Inschriften, welche Böckhs Sammlung enthält, bereits dreifsig andere Urkunden gedruckt, welche von Siegen der Kitharoden und anderer Musiker erzählen. Auch hier können wir, wenn wir die Mühe nicht scheuen, gar vieles jetzt besser wissen, als einst unsere Lehrer es gewußt.

Auf der vor Ihnen liegenden Tabelle (vgl. Anhang) habe ich versucht, die wichtigsten der auf uns gekommenen Berichte von musischen Wettkämpfen unter Hervorhebung des Gemeinsamen und Weglassung des Unwesentlichen in eine gleichförmige Übersicht zu vereinigen. Sie finden da zunächst die aus Böckhs Staatshaushaltung der Athener I<sup>2</sup> S. 299 bekannte Berechnung über die Ausgaben, welche ein Panathenäenfest verursachte. Ihr steht am Ende eine ähnliche Berechnung gegenüber, enthaltend die Kosten, welche 600 Jahre später bei einem musischen Festspiele in der kleinasiatischen Stadt Aphrodisias erwachsen sind. Die zweite Kolumne, die einzige, welche nicht auf einer inschriftlichen Urkunde beruht, giebt den Bericht des Chares wieder über Alexanders Hochzeitsfeier mit der persischen Königstochter.

Einen Bericht von dem berühmtesten musischen Feste des Altertums, von den großen Pythien, suchen Sie leider auf meiner Tabelle vergebens. Otfried Müller hat 1840 an der Stätte des delphischen Heiligtums nach Berichten von diesem Feste gesucht, aber statt einen solchen zu finden, vielmehr dort den Keim des Todes in sich aufgenommen. Zwanzig Jahre später haben französische Gelehrte mit mehr Glück die Arbeit fortgesetzt; ihnen ist es gelungen, vier Berichte von einem im 3. Jahrhundert v. Chr. in Delphi gestifteten Fest aufzufinden. Da nun dieses Fest der Soterien, der Rettung des Tempels vor den drohenden Gallierschwärmen gewidmet, stiftungsgemäß denselben musischen Agon hatte wie die großen Pythien,<sup>1)</sup> und da überdies nach Annahme des besten Kenners delphischer Tempelgebräuche, August Mommsen (Delphica S. 223), beide Feste mitunter in eines zusammenfielen, brauchen wir den Mangel direkter Berichte über die großen Pythien nicht eben sehr zu beklagen. Mehr ist der Umstand zu bedauern, daß unsere Urkunden aus einer Zeit stammen, in welcher nicht mehr unabhängige Männer aus allen griechischen Gauen nach Delphi pilgerten und sich zum Wettbewerb um den einen oder andern Preis in das Album schreiben ließen (Sueton. Nero 21), sondern daß sie bereits einer Zeit angehören, in welcher geschlossene Vereinigungen von Künstlern, unseren Schauspieltruppen vergleichbar, die Ausführung des ganzen Festprogramms übernahmen, so daß von einem eigentlichen Agon, einem Kampfe um den Preis, schwerlich mehr viel die Rede war.

Daß die Inschriften dem 3., nicht etwa dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehören, hat E. Reisch dadurch entschieden, daß er in seiner Dissertation *De musicis Graecorum certaminibus* (Wien 1885) S. 96 nachweist, wie vier in diesen Urkunden genannte Künstler zu Anfang des 3. Jahrhunderts in Athen aufgetreten seien.

Die vierzehn aus böotischen Städten stammenden Festinschriften<sup>2)</sup> zerfallen der

1) Ἰσσοῦτος Bull. de corr. hell. V 305 — Dittenberger, Sylloge Nr. 150. Die vier Inschriften des Soterienfestes stehen abgedruckt bei Lüders 'Die dionysischen Künstler' S. 187.

2) Die älteste der böotischen Urkunden (Ephem. arch. III S. 128) findet sich bei Reisch S. 19, die Listen der mittleren Periode ebenda im Anhang abgedruckt. — Ein Bericht aus dem euböischen Tamynä steht in der Ephem. arch. II 1869 S. 347, sowie bei Reisch S. 126.





Zeit nach in drei Gruppen, indem eine Inschrift in das 4. Jahrhundert v. Chr., zwei in die römische Kaiserzeit gehören, während die elf übrigen sämtlich über Festspiele berichten, welche etwa in der Zeit von Sullas Sieg bei Chäroneia veranstaltet worden sind (Reisch S. 106). Eine ganze Reihe solcher Festberichte liegt uns auch aus der Insel Delos vor.<sup>1)</sup> Da jedoch die Reihenfolge, in welcher dort die einzelnen auftretenden Musiker genannt werden, von der sonst allenthalben beobachteten erheblich abweicht, — sie scheint ohne einen bestimmten Grundsatz gegeben und ganz vom Zufall abhängig zu sein — mußte ich auf Einordnung dieser Berichte in meine Tabelle verzichten.

Mit Hülfe dieser Inschriften läßt sich nun das, was uns Pausanias in seinem 10. und Strabon in seinem 9. Buche über die pythischen Spiele erzählen, bedeutend vervollständigen. Namentlich zeigt ein flüchtiger Blick auf die in Ihrer Hand befindliche Tabelle, daß bei allen hier zusammengestellten Festprogrammen im großen und ganzen derselbe Gebrauch beobachtet wurde. Überall pflegte man zu Anfang einen oder mehrere Rhapsoden zu hören, dann pflegten einzelne Sänger und Musiker in Solovorträgen sich vernehmen zu lassen, an dritter Stelle wurden Hymnen oder Dithyramben von Chören gesungen, den Beschluß aber machten seit Ausbildung und Bekanntwerden der dramatischen Poesie regelmäÙig scenische Aufführungen. Wenig war es, was Ortsgebrauch oder Zeitgeschmack an dieser Einrichtung änderte.

Diesen schriftlichen Quellen aber, die alle schon mehr oder weniger bekannt und für Erforschung der gottesdienstlichen Altertümer ausgenützt waren, stelle ich ein anderes Zeugnis zur Seite, auf das man bisher noch nicht gebührend geachtet hat. An einem von Reisenden selten besuchten Orte, auf dem alten Begräbnisplatze von Kyrene befindet sich ein Wandgemälde, das mit unseren inschriftlichen Siegerverzeichnissen in enge Beziehung gesetzt zu werden verdient. Der französische Reisende J. R. Pacho hat es in seiner Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrenaïque et cet. Paris 1827 zuerst veröffentlicht. Von da ist es mit seinem ganzen Farbenreichtum in Wieseler's Werk 'Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens' 1851, Tafel 13 übergegangen und dadurch unter deutschen und ausländischen Archäologen längst bekannt.<sup>2)</sup>

Die Postamente, auf welchen drei Figuren der letzten Gruppe stehen, haben meinen letzten Vorgänger Wieseler, in Erklärung des Bildes, veranlaßt, an der Genauigkeit der Zeichnung überhaupt zu zweifeln. Fasse ich aber die Haltung des ersten Citherspielers und die Beschaffenheit der einzelnen Instrumente ins Auge, so kann ich nur sagen, das stimmt alles genau zu dem Gebrauche des spätern Altertums und ist geeignet, vollkommenes Vertrauen zu der Genauigkeit der Zeichnung zu erwecken. Das viereckige Saiteninstrument des ersten Citherspielers mit seinem unsichtbaren Resonanzboden erinnert deutlich an das Instrument, welches Münzen aus augusteischer Zeit dem palatinischen Apollo in die Hand geben;<sup>3)</sup> die horizontalen Seitenglieder am obern Ende der Saiten

1) Viele Berichte über Wettkämpfe von Chören auf Delos im 3. Jahrhundert veranstaltet, enthält das Bulletin de corresp. hellén. VII S. 105. Siebenmal traten dabei auch Einzelkünstler auf. Über einen solchen Agon des 2. Jahrhunderts berichtet dasselbe Bull. IX 146.

2) Vgl. jetzt auch die Wiener Vorlagen E 7, wo dieses Bild mit dem Anm. 37 erwähnten vereinigt ist.

3) Head, Guide to the coins 69, 35. Die in ihren allgemeinen Zügen auf Skopas zurückweisende Statue wird in den Kopien mit den verschiedensten Attributen ausgestattet, so konnten römische

bei dem gleichen Instrumente finden ihre Analogie in unzähligen Abbildungen aus Pompeji und Herkulaneum;<sup>1)</sup> die große Länge der Flöten, ihr trompetenartiger Schallbecher, sowie die zwiefache Reihe von Zäpfchen an Stelle der Klappen<sup>2)</sup> sind alles bei Exemplaren aus römischer Zeit bekannte Erscheinungen. Das Bild darf also unbedenklich als ein Zeugnis aus dem klassischen Altertume betrachtet werden. Freilich wäre, falls dasselbe noch erhalten ist, eine nochmalige genauere Aufnahme desselben dringend zu wünschen. Es sind nämlich über den Figuren Worte in anscheinend griechischen Buchstaben eingekritzelt; Pachos Zeichner hat dieselben offenbar nicht verstanden, und so ist es gekommen, daß Wieseler nur die Namen Senecio und Saturninus zu erkennen vermochte. Wenn sich nun auch noch Spuren von Worten wie ἀρώγ, νικᾶν, αὐτός u. a. daraus erkennen lassen, so ist es doch bis jetzt noch nicht möglich gewesen, in diesen Graffiti Sinn und Zusammenhang zu finden.

Die Deutung des Bildes auf Leichenspiele war schon dem ersten Entdecker desselben durch den Fundort an die Hand gegeben und wird sich auch trotz der Bekrängung vieler Figuren mit apollinischem Lorbeer aufrecht erhalten lassen. Was aber die Ausführung dieser Leichenspiele betrifft, so müssen wir uns ja hüten, mit den früheren Erklärern Figuren, welche der Maler einzeln hingestellt und nicht in eine Gruppe vereinigt hat, so aufzufassen, als ob sie gemeinsam musizierten. Solch gemeinschaftliche Produktionen waren bei griechischen Festspielen nicht üblich. Fassen wir aber jede Person so auf, wie der Maler sie hingestellt, mit Beachtung der gegebenen Zwischenräume, so ergibt sich eine auffallende Übereinstimmung des Bildes mit den agonalen Inschriften. Wenn auch vielleicht ein Rhapsode hier nicht nachzuweisen ist, stellen sich doch Einzelkünstler, Chor und Drama ganz in derselben Reihenfolge in den beiden Arten von Quellen vollkommen gleichmäßig dar.

Bei der größeren unter den beiden ersten Figuren des Gemäldes könnte man vielleicht versucht sein, an einen Rhapsoden zu denken; der links dabei stehende Knabe wäre dann ein Diener, wie sie bei den folgenden Einzelkünstlern mehrfach wiederkehren. Aber die trennende Thüre macht diese Auffassung für die erste Gruppe keineswegs wahrscheinlich, und die fehlende Bekrängung macht dieselbe unmöglich. Vielleicht hat der Maler in der größeren Figur den Verstorbenen darstellen wollen, der von seinem Söhnlein Abschied nimmt, oder auch den Sohn, der die Leichenspiele für den verstorbenen Vater anordnet und einem Diener darauf bezügliche Befehle erteilt. Für die folgenden Figuren und Gruppen aber ist die Übereinstimmung des Bildes mit den Inschriften deutlich sichtbar. Der eine Flötenbläser freilich, ohne Zweifel der pythische Aulet, ist auf dem Gemälde erst hinter den Knabenchor gestellt und bei der Anordnung des Originals in die zweite Bilderreihe heruntergerückt. Das hat offenbar in den räumlichen Verhältnissen seinen Grund. Es war dem Darsteller schwer möglich, in der ersten Reihe lauter Einzel-

---

Stempelschneider ihr auch eine Cither geben, wie sie zwar dem Skopas noch nicht bekannt, aber später in Rom üblich war. Vgl. Overbeck in Sächs. Berichten 1886, Taf. 1, 2. Ein ähnliches Instrument bei Gerhard, Mysterienbilder 5.

1) Vgl. z. B. Museo Borb. I, Taf. 2. II 45. III 29. 41. V 19 u. s. w. Jan, die griech. Saiteninstr. (Saargemünd 1882, in Kommission bei Teubner) S. 18.

2) Über alle diese Eigentümlichkeiten der Flöte vgl. meinen Aufsatz in Baumeisters Denkmälern S. 557 ff.



figuren, in der zweiten dagegen lauter Chorgruppen vorzuführen, daher stellte er den Auleten hinter den Knabenchor.

Auf Grund dieser verschiedenen Aktenstücke, welche unser verehrtes Präsidium Ihnen vorzulegen die Güte hatte, lassen Sie uns nun Anordnung und Verlauf der musischen Festspiele im einzelnen betrachten.

Beginnen wir mit einem Blick auf die Inschriften, so sehen wir sofort, daß die jüngere Zeit den einleitenden ersten Teil des Festes bedeutend weiter auszudehnen pflegte, als dies anfänglich der Fall gewesen. Zwei Inschriften aus Thespiä nennen in erster Linie Dichtungen von Prosodien oder Einzugsliedern. Jedenfalls zog dabei das gesamte Künstlerpersonal und mit ihnen die Priester, Festordner und Gesandten in den Schauplatz der Wettkämpfe ein. Dazu ertönte Flötenschall und ein Lied in dem bekannten prosodischen Kurzvers<sup>1)</sup>:

‘Empfangt mich heilige Schatten,  
Ihr hohen belaubten Gewölbe.’

Ein schmetterndes Signal, geblasen von dem mitunter in Bären- oder Löwenfelle gehüllten Trompeter<sup>2)</sup> gebot der wogenden Menge Schweigen, und die mächtige Stimme des Herolds, der seinen Hals vor dem Springen von Blutgefäßen durch eine besondere Binde zu schützen pflegte,<sup>3)</sup> eröffnete die Wettkämpfe, indem sie Namen und Herkunft der zunächst Auftretenden allem Volke kund gab. Nun wurde vielfach zuerst eine Preisrede auf den Gott oder Heros gehalten, dessen Fest man beging; auch ein episches Lobgedicht auf dieselbe Gottheit konnte folgen. Zu der Zeit der römischen Kaiser war jedoch, wie CIG 1583 zeigt, die Servilität gegen den Monarchen so groß und die Achtung vor der Gottheit so gering geworden, daß den Panegyriken der letzteren entsprechende Lobreden und Lobgesänge auf den regierenden Kaiser vorangingen.

In der guten alten Zeit pflegte eine Reihe von Rhapsoden die Einzelvorträge zu eröffnen. Bis in das dritte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung wird ein besonderer Dichter neben ihnen nicht genannt, die homerischen Epen boten damals Stoff genug zum Vortrag. Seit der alexandrinischen Zeit fand jedoch eine so starke Neuproduktion von epischen Gedichten statt, daß man neue Dichtungen bei den Festspielen bevorzugte und einen eigenen Preis für dieselben aussetzte. In dem griechischen Mutterlande finden wir an manchen Orten rhapsodische Vorträge bis zum Untergang der Festspiele bewahrt;<sup>4)</sup> in dem karischen Aphrodisias trat in jener späten Zeit, aus der unsere letzten Inschriften stammen, kein Rhapsode mehr auf, am Hofe Hadrians führt der Melopoios Älius Pompeianus den damals sehr bedeutungslos gewordenen Titel ‘Rhapsodos’. Bull. de corr. IX 124.

Eine wunderliche Zugabe zu dem ersten Teile des Festspiels bilden bei der Alexander-Hochzeit die Thaumatoipoioi. Schon Platon erwähnt in seinen Gesetzen 2, 4

---

1) Über den Prosodiakos vgl. Christ, Metrik § 253 und über das Flötenspiel § 742.

2) Pollux 4, 89. Trompeter und Herold, welche in Olympia seit Ol. 96 ihren eigenen Agon hatten (doch wohl vor Beginn des Festes. Vgl. Eus. chron., Paus. 5, 22, 1), werden auf den Inschriften aus römischer Zeit stets namentlich mit aufgeführt. Vgl. über diesen Agon auch Cic. fam. 5, 12, 8, Seneca Ep. 9, 5, 4.

3) Ἀρδδερύμα Pollux 4, 92.

4) In Delos, wo man keine vollständigen musischen Agone abhielt, tritt nach dem Jahre 286 v. Chr. kein Rhapsode mehr auf.

diese Gaukler neben musikalischen Vorträgen. Die makedonische Zeit scheint besondere Freude an solchen Produktionen gehabt zu haben, und seit man in Delos (zuerst wohl 270 v. Chr.) eine Frauensperson namens Kleopatra mit ihren Kunststücken hatte auftreten sehen, mochte man solches Gaukelspiel bei keinem Musikfeste mehr missen.<sup>1)</sup>

Ursprünglich gab es in Delphi, wie Pausanias 10, 7 und Strabon 9, 3, 10 berichten, nur eine Art von Vortrag, den des Kitharoden, der ein Loblied auf Apollon sang. Es war der Keim zu dem Nomos, dem vielgepriesenen hohen Liede der Griechen. Die Chrestomathie des Proklos, unsere beste Quelle über diese Sangesart (in Photios' Bibliothek n. 239, p. 320 Bekk.) beschreibt die Entstehung desselben so, daß anfänglich Chöre um den Altar des Gottes gestanden hätten, welche zur Flöte oder Lyra sangen. Da sei Chrysothemis von Kreta aufgetreten in reichem Festgewande, mit der Cithar im Arme, wie Apollon selbst und habe allein einen Nomos gesungen. Außerdem aber berichtet derselbe Proklos in Übereinstimmung mit Strabon a. a. O., der Nomos sei aus dem Püan hervorgegangen. Diese beiden Berichte lassen sich unschwer in folgender Weise vereinigen. Ehe der kunstmäßige Nomos-Gesang ausgebildet war, vereinigte sich die um den Altar stehende Festgemeinde zu dem Anruf ἦ Παιάν! Hilf Heilgott! wie ihn kretische Männer nach Delphi gebracht (Hom. Hymn. Ap. 2, 339), und wie ihn später oftmals das kampfbereite Heer angesichts des Feindes anzustimmen pflegte. Chrysothemis schickte nun, angethan mit dem priesterlichen Talar und wallenden Mantel, wie wir ihn bei den Kitharoden zu sehen gewohnt sind, einen Sologesang voraus, denn der Nomos ist seinem Wesen nach der Vortrag eines einzelnen. Philammon überkam von Chrysothemis die Kunst des kretischen Nomos, der nun die 'Weise' des Gottes im Lande der Hellenen geworden war (Paus. a. a. O. Plutarch Mus. 5) und überlieferte sie an den männererfreuenden Sänger von Lesbos. Durch Terpanders Schüler erhielt die Cithar ein klangreicheres Schallgehäuse<sup>2)</sup> und der Nomos seine Ausbildung in sieben stereotypen Teilen. Nach einer Reihe vorgeschriebener Einleitungen: Archa und Metarcha, Katatropa und Metakatatropa<sup>3)</sup> — das ἀρχαῖαι, der zeremoniöse Anfang spielt ja schon bei Homer eine wichtige Rolle bei allen Kultushandlungen — kam der Sänger zu seinem Mittelteil, dem Omphalos, welcher in epischem Versmaße und episch ruhigem Tone von einer Großthat des Gottes, in Delphi natürlich am liebsten von der Erlegung des pythischen Drachen,

1) Aus den Inschriften im Bull. de corr. VII 110 u. IX 149 sehen wir, wie die Thaumatoποιοί und Orchestai seit 270 in steigender Anzahl vertreten waren. Vgl. dazu Xenophon, Gastmahl 2, 4; Lüders, Dion. Künstler S. 59, und die Abbildungen (aus Mus. Borb. VII, Bull. Nap. V und Tischbein, Vases Hamilton) bei Baumeister, Denkmäler I S. 585 u. 249.

2) Es ist ein gelinder Anachronismus, wenn Proklos den Chrysothemis schon mit der Kithara auftreten läßt. Damals hatte man noch die Kitharis, die von der Lyra nicht verschieden war (Aristox. bei Ammon. de differentia voc. p. 82). Erst Kepion, ein Schüler Terpanders, gab der agonalen Kithara ihre viereckige Gestalt (Plut. Mus. 6). Über die Formen dieser Instrumente vgl. das Programm des Gymnasiums in Saargemünd 1882 (in Kommission bei Teubner). Daß der Nomos seine sieben Teile schon durch Terpander selbst erhalten hätte (Pollux 4, 66), ist nicht wahrscheinlich, da Sakadas seinem Nomos nur fünf Teile gab.

3) Gegen Westphals Umstellung dieses Teiles spricht Bergk, Gesch. der griech. Litteratur II 211. Vgl. Crusius in den Verhandlungen der kritisch-exegetischen Sektion. Daß dem Hauptteile des Nomos eine Reihe kunstvoller Proömia vorausgehe, sagt auch Plato, Gesetze 4, 12. Eben darauf weist auch der Name des νόμος πολυκέφαλος.

Kunde gab. Am Schlusse des Nomos verabschiedete sich in einem Χαῖρε ἄναξ der Sänger von der Gottheit. Vorher jedoch hatte noch die Sphragis ihre Stelle. Der Inhalt dieses Teiles ist uns nicht mehr genau bekannt; doch hat Crusius in Hirschfelders Wochenschrift 1885 S. 1297 neben dem Gedanken, dieser Teil handele von persönlichen Angelegenheiten des Dichters,<sup>1)</sup> die noch ansprechendere Idee angeregt, sie enthalte auch öfters ein Gebet.<sup>2)</sup> Wenn wir nun wirklich im homerischen Hymnus auf Dionysos 34, 17 vor dem Χαῖρε lesen:

Ἰλῆθ' εἰραφιῶτα γυναῖμανες

und in dem Kallimacheischen Hymnus auf Delos 300: Ἀκτερίη θυόεσσα und 316: Ἀκτερίη πολὺβωμε πολὺλλιτε, so findet sich diese Annahme bestätigt. Irgendwo mußte ja doch der Pöansruf eine Stelle im Nomos haben; enthielt die Sphragis ein Gebet, dann war dieses die Stelle für den Hülferuf der Gemeinde. Zur Gewißheit wird diese Annahme erhoben, wenn wir in Kallimachos' Hymnus auf Apollo v. 97 lesen:

Ἦ ἢ ἢ Παιῆον' ἀκούομεν, εἴνεκα τοῦτο  
Δελφός τοι πρώτιστον ἐφύμνιον εὔρετο λαός.

und noch deutlicher im Hymnus auf Demeter 119:

Εἶπατε παρθενικαὶ καὶ ἐπιφθέγγασθε τεκοῖσαι:  
'Δάματερ μέγα χαῖρε, πολύτροφε, πούλυμέδιμνε.'

Hier haben wir deutlich das Ephymnion oder Epiphthegma vor uns, den Anruf an die Gottheit, welchen der Sänger anstimmte und die ganze Volksgemeinde wiederholte. Und wenn wir lesen, daß der Nomos die höchste Erhebung der Stimme erforderte, also daß mitunter der Sänger sich eine Ader zersprengte,<sup>3)</sup> so kann diese Erhebung des Tones unmöglich den ganzen Nomos hindurch fortgedauert haben, sie muß da nur eingetreten sein, wo die Feierlichkeit ihren Höhepunkt erreichte, und das war meiner Meinung nach dann der Fall, wenn der Kitharode in seiner Sphragis die Gottheit zur Teilnahme an der heiligen Handlung herbeirief. Hier hatten die langgezogenen Choraltöne des Spondeios meizon, des Trochaïos semantos und des Orthios des 'hohen' Versfußes ihre Stelle,<sup>4)</sup> und die Tanzschritte, die mit solchen Ephymnien verbunden zu sein pflegten, blieben dem

1) Vgl. auch darüber den von Crusius in der kritisch-exegetischen Sektion gehaltenen Vortrag.

2) Crusius führt dafür auf S. 1298 der bezeichneten Wochenschrift an: Kallimachos an Demeter v. 116, Theokrit 26, 27, Tibull. 2, 1, 66 und auf S. 1299 den homerischen Hymnus an Demeter. Vieles von der Feierlichkeit und Heiligkeit der alten Kultusgesänge Terpanders ist natürlich in der glaubenslosen Zeit der Alexandriner verloren. Hier finden wir oft nur ein etwas breiter ausgeführtes χαῖρε; so Kallimachos auf Zeus 91, Artem. 59, oder auch nur eine trockene Sentenz. Bergk, Litteraturgesch. II 219, Anm. 55.

3) Galen. περὶ τῶν πεπονθότων τόπων 4, 13 (Kuhn VIII p. 287 καὶ τινὲς ἑτέροις ἀγωνιζομένοις κιθαριδίαν ἢ τραγῳδίαν ἢ ὀξεῖα καὶ μεγάλη φωνὴ διέρρηξεν ἀγγεῖα. Vgl. Ar. Qu. p. 30; Aristot. probl. 19, 37; schol. Aristoph. Ach. 16; schol. Pind. Nem. 10, 62. Diogenes von Sinope schilt einen Kitharoden 'Hahn', weil er krähend wie dieser die Leute weckt. Diog. Laert. 6, 62.

4) Über diese Versfüße und den Pöon epibatos vgl. Ar. Qu. S. 36. 37. 38; Christ, Metrik § 120. Daß die νόμοι ὀρθιοὶ hohe Nomen sind, lehrt ganz deutlich Aristot. Probl. 19, 37, und aus derselben Stelle erhellt auch, daß der Ausdruck ἀνατεταμένον von der Tonlage, nicht vom gedehnten Rhythmus zu verstehen ist. Der Gegensatz von ὀρθιος ist σκολιός, wie bei der Linie, so bei dem Liede; die σκόλια aber sang man in tiefer Tonlage nach Ath. 15, 49. Gevaert, Histoire et théorie II S. 317 spricht die Vermutung aus, Terpander habe für den Nomos orthios die Nete Diezeugmenon aufgespannt.

Sänger und Kitharspieler hierbei nicht erlassen.<sup>1)</sup> In den Anruf des Sängers stimmte das Volk ein,<sup>2)</sup> und hier mochte denn auch, um der großen Versammlung den Ton anzugeben, eine Flöte am Platze sein.<sup>3)</sup>

Die bevorzugte Stellung, welche nach den Berichten der Geographen dem Kitharoden gebührt, nimmt er indes nur in dem aus Athen erhaltenen Programm wirklich ein. In Delphi scheint man, nachdem endlich das bloße Instrumentalspiel auf der Cither Zulassung gefunden, so weit auf Abwechslung gesehen zu haben, daß man zwischen die etwas gleichartigen Vorträge der Rhapsoden und Kitharoden die der Instrumental-Virtuosen einschob, und die Truppe Alexanders folgte dem von Delphi gegebenen Beispiele. Auffallend ist, daß in der dritten unter den Listen des Soterienfestes Dichter von Prosodien an Stelle der Kitharoden erscheinen. Aug. Mommsen glaubt (Delphica S. 224) den Ausfall der letzteren mit der Annahme entschuldigen zu können, daß gerade in diesem Jahre, dem dritten einer Olympiade, das Fest der großen Pythien hätte begangen werden müssen, und zwar in demselben Monat, in welchem auch die Soterien gefeiert worden wären. Sieht man nun den kitharodischen Nomos als eine Kultushandlung an,<sup>4)</sup> dann mag die Weglassung dieses Wettstreits aus dem Agon der Künstler mit der Annahme entschuldigt werden, es habe der Kitharode am ersten Festtag bei der religiösen Feier eine wesentliche Funktion gehabt; sieht man jedoch in jenem Nomos weiter nichts als eine Art Concert, dann bleibt der Ausfall des Kitharsängers bei einem Soterienfeste eine ganz rätselhafte Erscheinung, und wie überhaupt die Dichter von Prosodien, Liedern, welche regelmäßig mit der Flöte begleitet wurden, gerade an diese Stelle kommen, vermögen wir uns auf keine Weise zu erklären.

In Bötien, dem Lande des Flötenrohres und Flötenspiels mußte der Kitharode begreiflicherweise hinter dem Auleten zurückstehen; auch die von mir benützte Liste aus Aphrodisias ist vermutlich so zu ergänzen, daß nach den παῖδες κιθαριῶδοι noch zwei ἄνδρες κιθαριῶδοι am Schlusse des Virtuosenconcerts auftraten.<sup>5)</sup> Wenn dagegen bei manchen

1) Darüber Phillis bei Athen. 1, 39 und Plato, Gesetze 6, 11. Anschaulich wird die Bewegung des Kitharoden durch das schöne Vasenbild bei Stackelberg, Gräber der Hellenen 20 (= Lenormant, Élite céer. II 48). Vgl. Michaelis, Verurteilung des Marsyas, Taf. 1, 2. Auch der vatikanische Citharödis ist im Vorschreiten begriffen.

2) Den Beweis, welchen Reimann in seinem Programm 'Studien zur gr. Musikgesch.' (Ratibor 1882) für die Beteiligung eines Chores beim Nomos zu führen unternommen, muß ich als mißlungen bezeichnen. In den von ihm angeführten Stellen heißt νόμος entweder das Gesetz (Ath. 14, 33) oder die Weise in allgemeinerem Sinne. Auch der νόμος τριμερής des Sakadas bei Plutarch Mus. 8 kann nicht wohl ein eigentlicher Nomos im engeren Sinne sein, da er Strophen hat, οἱ δὲ νόμοι οὐκ ἐν ἀντιτροποῖς ἐποιοῦντο Arist. probl. 19, 15. Es bleibt also dabei: οἱ μὲν νόμοι ἀγωνιστῶν ἦσαν (ebd.).

3) Marm. Par. § 49; Bergk, Litteraturgesch. II 215, 38 ist meiner Ansicht, während Flach, Gesch. der gr. Lyrik S. 203 aus dieser Stelle viel zu viel folgern will. Über den Gebrauch der Flöte zu Pānen und Spindeliedern s. Christ, Metrik S. 674.

4) Wenn wir an die Verwandtschaft des Nomos mit dem Pāan denken, auch wenn wir die Einteilung der Gesänge bei Proklos (Photios Bibl. p. 319<sup>b</sup>) berücksichtigen, scheint die religiöse Bedeutung des Nomos doch nicht so von der Hand zu weisen.

5) Diese Annahme ist die nächstliegende in Rücksicht auf die bei gymnischen Agonen und chorischen Aufführungen stets waltende Praxis, daß die Jugend mit der gleichen Leistung dem Alter vorangeht. Freilich folgt in Aphrodisias mitunter auch der pythische Aulet auf den παῖς κιθαριῶδός CIG 2758 A.

Festen, wie bei dem einen in Thespiä gefeierten (CIG 1586) und den verschiedenen in Aphrodisias veranstalteten, von welchen CIG 2758 mehrfache Denksteine aufweist, der Kitharode erst ganz am Schlufs des Programms erscheint, so darf daraus nicht gefolgert werden, daß dieser Kunstzweig dort in sehr geringer Achtung gestanden habe. Die in Aphrodisias an die Kitharoden gezahlten Preise, mehrfach im Betrage von 1500, einmal sogar von 3250 Denaren sind ein recht anständiges Honorar, und so hoch, wie es nie an einen Auleten gezahlt wurde.<sup>1)</sup>

Bei dem Leichenspiel in Kyrene nimmt dagegen der Kitharode gerade wie es altertümlich und in Athen lange Zeit üblich war, den allerersten Platz ein. Denn mag immerhin die Kleidung der siebenten Figur nach Zeichnung und Farbe prächtiger erscheinen; ich stehe keinen Augenblick an, in diesem ohne Plektron spielenden Mann den Instrumental-Virtuosen, in der einfacher gekleideten fünften Figur dagegen den Kitharoden zu erkennen. Es bestimmt mich dazu vor allem die Haltung der rechten Hand. Daß diese Hand mit dem darin gehaltenen Plektron nicht an die Saiten gelegt, sondern frei wie zu ausdrucksvoller Deklamation erhoben ist, pflegt bei Darstellungen singender Kitharoden regelmäfsig wiederzukehren. Da wir nun wissen, daß die Alten nicht bloß mit dem Plektron in der rechten Hand (*foris*) sondern auch mit den bloßen Fingern der Linken (*intus*) die Saiten zu zupfen pflegten, liegt an sich schon der Gedanke nahe genug, daß sie den Gesang mit bloßem Pizzikato der Linken begleiteten, das Plektron aber sich zu dem Nachspiel aufsparten. Apuleius Florida 15 sagt uns das überdies noch ausdrücklich.

Dieser bärtige mit goldenem Kranz geschmückte, mit dem langen Chiton<sup>2)</sup> und Mantel bekleidete Mann ist also ohne Zweifel der Sänger des kitharodischen Nomos. Das einförmige Braun seiner Gewandung ist vielleicht nur den Witterungseinflüssen zuzuschreiben, welches die ehemalige Purpurfarbe des Mantels verblassen liefs. Auch die linke Hand scheint durch ähnliche Einwirkungen zerstört.

Schon im Altertum waren die reisenden Virtuosen nicht gerade die anspruchlosesten Leute. Aus einer Inschrift am Theater zu Iasos in Karien<sup>3)</sup> wissen wir, daß sie Dienerschaft auf Reisen mitzunehmen pflegten. Dem entsprechend sind hier die drei auftretenden Solospieler von Dienern begleitet. Während aber die Thätigkeit des neben dem Kitharisten und neben dem in der zweiten Bilderreihe trotz seiner Verstümmelung

---

1) Auch der rätselhafte *Νεαπυδός* CIG 1585 beruht vielleicht nur auf Verschreibung für *Κιθαρυδός*. Daß in der zu Akräphia gefundenen, von Keil, Sylloge inscript. Boeot. p. 60 behandelten Inschrift die Stelle des Kitharoden zwar angegeben, aber nicht mit einem Namen ausgefüllt ist, mag darauf beruhen, daß der mit diesem Gesange beauftragte Mann entweder am Auftreten verhindert war (so vielleicht auch die Kitharisten im zweiten Verzeichnis der Soterien), oder daß er seine Sache nicht gut gemacht hatte. Kein Kitharode tritt auf in der Inschrift aus Tamynä (bei Reisch im Anh. Nr. 10), sowie in zwei sehr kleinen Agonen auf Delos vom J. 284 u. 282. (Bull. de corr. VII S. 106 f.) Über Fehler und Versehen in unseren Inschriften s. unten S. 82, Anm. 1.

2) *Χιτῶν* oder *ὀρθοχίτις* heist dieser Chiton nach Photios im Lexikon (*ὀρθ.*), weil er gerade auf dem Boden aufsteht im Gegensatz zum Schleppkleid *cuprῶν*. Daß er ohne Gürtel getragen werde, wie Pollux 7, 48 behauptet, finden wir durch die Bildwerke nur selten bestätigt. Wenn man bei dem teuren *Ἀμνέχονον* (CIG. 1688:) an eingewirktes Gold gedacht hat (Mommsen Delphica S. 186), so findet das seine Bestätigung in den von Müller zu Ternite's Ausgabe von Wandgemälden S. 8 erwähnten, durch ein Edikt im Theodosianischen Codex an die Hand gegebenen *Crustae*. Vgl. Wieseler Theatergeb. S. 104.

3) Le Bas Asie min. n. 281. Lüders n. 91.

noch erkennbaren Auleten uns ein ungelöstes Rätsel bietet,<sup>1)</sup> sehen wir die beiden Diener des Kitharoden damit beschäftigt, das Corollarium des Sängers, einen Palmzweig und andere vermutlich wertvollere Gegenstände von dem Prunktischchen hinwegzunehmen, auf dem sie zur Betrachtung aufgestellt waren.<sup>2)</sup>

Die folgende Hauptfigur unseres Bildes, welche gleich dem Kitharoden vor den epheu-bekränzten Musikern des Chors durch einen goldenen Kranz ausgezeichnet ist, stellt den Kitharisten, den Instrumental-Virtuosen auf der Kithara, dar. Dafs er seine Saiten ohne Plektron anschlägt, darf uns nicht auffallen, da Pollux 4, 66 das Instrument der Kitharisten *Daktylikon* nennt, und da der Ambrakiote Epigonos, ein Hauptmeister dieser Kunst, das Spiel ohne Plektron in Aufnahme gebracht hat (Athen. 4, 81. Poll. 4, 59). Schon Gevaert hat in seiner *Histoire et théorie de la musique de l'antiquité* II S. 358 angenommen, dafs bei der instrumentalen Kitharistik mit den blofsen Fingern gespielt worden sei. Läufe und schnelle Passagen liefsen sich offenbar auf diese Weise besser ausführen als mit dem Plektron. Näher auf diese spezifisch argivische,<sup>3)</sup> in Delphi erst 558 zum Agon zugelassene Kunst einzugehen, mufs ich mir versagen; ich darf Sie wohl auf den Artikel 'Kitharodik' in Ersch und Grubers Encyklopädie verweisen, wo ich diesen Gegenstand ausführlich behandelt habe.

Den beiden Produktionen mit dem Saiteninstrument stellen manche Inschriften zwei solche mit dem Aulos, der Doppelklarinette,<sup>4)</sup> gegenüber, und wie dort, so ist auch hier die Begleitung zum Gesang die ältere Kunst, während das blofse Instrumentalspiel jüngeren Datums ist. Der Aulode war ein Sänger, welcher Elegieen sang und sich dabei von einem Auleten begleiten liefs. Genannt und belohnt wurde stets nur der erstere, der Bläser war ein in seinem Sold stehender Diener. Diesen Sätzen, welche Guhrauer in dem Programm des Gymnasiums zu Waldenburg i. Schl. 1879 aufgestellt hat, und welche allerdings zu der Konsequenz führen, dafs Ardalos und Klonas Sänger waren und dafs über die ersten Auleten Griechenlands demnach gar nichts bekannt ist, will auch ich jetzt meine Zustimmung nicht mehr versagen, seit ich gefunden, dafs die Beteiligung zweier Personen an dieser Art von Agon durch vier Vasenbilder aufser Zweifel gesetzt wird.<sup>5)</sup>

---

1) An ein Krupezion oder eine Syrinx, wie Wieseler wollte, ist bei dem Gegenstand, welche diese Diener tragen, gewifs nicht zu denken. Eher könnten sie eine Sand- oder Wasseruhr haben und mit dieser ihren Herrn an den Ablauf der ihm zugemessenen Zeit mahnen.

2) Beim Anblick dieses Tischchens wird man gern an den Elfenbeintisch des Kolotos in Olympia denken. Paus. 5, 20, 1.

3) Auch Aspendos in Kilikien, wo die diebesartige Fertigkeit des Spiels mit der linken Hand besonders ausgebildet wurde (Asconius zu Cicero II Verr. I, 20, 53 und Hall. Encyklop II, 36 S. 315, 22), war eine argivische Kolonie.

4) Der antike Aulos entspricht dem tiefen Register unserer Klarinette. Genaueres darüber bei Baumeister, Denkmäler unter 'Flöte'.

5) a. Benndorf, griech. und sic. Vasenb. 43, 4a schw. F. Der Flötist steht hier vor dem Sänger, beiden gegenüber sitzt der Preisrichter.

b. d'Hancarville, *antiquités du cab. Hamilton* II, 37 (Inghirami, *vasi fitt.* IV, 362. Wieseler *Theatergebäude* 4, 7), r. F. Sänger und Spieler stehen auf der Thymele, zu jedem fliegt eine Nike. Vgl. Wieseler, *Satyrspiel* S. 587. Das Gegenbild soll sich auf den Dithyrambus beziehen.

c. de Witte, *description des antiquités Durand* n. 754, schw. F. Ein jugendlicher Sänger und ihm gegenüber der Aulet auf der Thymele hinter letzterem der Kampfrichter. Rückseite dasselbe.

Die Thatsache aber, daß gerade zum elegischen Versmaße stets die Begleitung der Flöte nötig schien, muß ihren Grund darin haben, daß die gedehnten Längen des sogenannten Pentameters sich auf dem Saiteninstrumente unmöglich darstellen ließen.<sup>1)</sup>

Was Guhrauer in der soeben genannten Schrift über die Geschichte der Aulodik sagt, wird durch unsere Tabelle vollkommen bestätigt. Den delphischen Amphiktyonen erschien bei dem im Jahre 586 damit gemachten Versuch ein derartiger Gesang so trübselig und traurig, daß sie ihn künftig nicht mehr hören wollten (Paus. 10, 7). Einige böotische Heiligtümer behielten die Aulodik bis auf Sullas Zeit und vielleicht länger auf dem Programm; dagegen war dieselbe bei dem den Athenern benachbarten Heiligtum des Amphiaraios um diese Zeit bereits abgeschafft, und später taucht diese Kunst überhaupt nirgends mehr auf. Die Flöte tönte wohl für eine Singstimme zu stark, man hörte sie lieber als Begleiterin des Chors.

Auch über den Nomos der Auleten sind wir durch eine schätzenswerte Monographie von Guhrauer gut unterrichtet.<sup>2)</sup> Der Argiver Sakadas hat diesen κατ' ἑξοχὴν *pythisch* genannten Nomos zuerst im Jahre 586 v. Ch. geblasen und hat dabei versucht, was der Kitharode mit Worten zu feiern pflegte, nämlich Apollons Sieg über den Drachen, in wechselnden Rhythmen und Melodien auf der Doppel-Klarinette allein darzustellen. Er that es in fünf Abteilungen, von denen die erste, Πείρα, nach Angabe des Grammatikers Pollux 4, 84 darstellt, wie der Gott den geeignetsten Kampfplatz erspäht, während die zweite, Ἀνακελευσμός, die Herausforderung des Feindes enthält. Der dritte Teil, Ἰαμβικόν, stellte den eigentlichen Kampf dar; der Aulet ahmte darin Trompetensignale einer zum Angriff rückenden Schaar nach und zwar in iambischen Rhythmen, der Ὀδοιτικὸς oder die Κύριγγες schilderten dabei das Zähneknirschen und Zischen des verendenden Tieres. Auf diesen Omphalos oder Mittelsatz folgte ein zwiefacher Schluss, zuerst feierlich ernst in langgezogenen Choraltönen das Trankopfer Προνόειον, dann lustig hüpfend ein kretisches Tanzlied. Daß Strabon 9, 3, 10 den vorletzten unter diesen fünf Teilen ἐπιπαιωνικὸς nennt, mag zu Bestätigung meiner Ansicht über den Inhalt der Sphragis nachträglich Erwähnung finden.

Von diesem Concertstück erhielt der Virtuose auf dem Doppelaulos den Namen des pythischen Auleten, später auch Pythaulos, während sein Kollege, der den dithyrambischen, im Kreise sich bewegenden Chor<sup>3)</sup> begleitete, kyklischer Aulet und später Choraulos genannt wurde. Der auletische Nomos aber war kaum minder beliebt als der

d. Vase des Leydener Museums, publiziert von Leemanns in Kist Caecilia 1847, no. 3 (auch Utrecht 1847 het Muzijk Examen). Ein Knabe steht vor dem Flötenspieler, Nike nähert sich dem ersteren. Wieseler Satyrspiel S. 611.

1) Usener, Altgriechischer Versbau S. 118. Lübbert, de Pindaricorum carminum compositione. Bonn, Programm des Sommersem. 1887. S. 4.

2) Der pythische Nomos, im 8. Supplementband von Fleckeisens Jahrbüchern für kl. Philologie. Die von mir im Philologus Bd. 38, S. 378 gegebenen Ergänzungen, wonach kein Trompeter und Syrinxbläser nötig war, sondern der Aulet ganz allein wirkte, hat Guhrauer bereitwillig angenommen in Fleckeisens Jahrb. 1880, S. 703. Es ist demnach nicht wohlgethan, daß Mommsen in seinen Delphica S. 194 noch von einem Einfallen der Rohrpfifen spricht.

3) Euanthi et Donati comm. de comoedia (ed. Reifferscheid p. 4): Comoedia fere vetus ut ipsa quoque tragoedia simplex carmen . . . fuit, quod chorus circa aras fumantes nunc spatiatus nunc consistens nunc revolvens gyros cum tibicine concinebat. Vgl. Athen. 5, 10. Phot. bibl. 239, p. 320a Bk.

Verhandlungen der 39. Philologenversammlung.

kitharodische. Wenn nun auf der ersten unter den Listen des Soterienfestes in der zweiten Abteilung gar kein Vertreter dieses Faches genannt ist, so wird das schwerlich in einer Verwendung des Auleten bei der religiösen Hauptfeier, es wird vielmehr wohl nur in einem Versehen des Steinmetzen seinen Grund haben.<sup>1)</sup>

Auf die bisher genannten Solovorträge einzelner Künstler pfl egten nun regelmäßige Aufführungen von Chören zu folgen. Der Chor sang die ihm vorgelegten Worte nach der von dem Dichter dazu komponierten Melodie, mußte jedoch zugleich die Rhythmen der Strophe durch die von demselben vorgeschriebenen Bewegung und Gruppierungen dem Auge vernehmbar machen. Freilich erwähnen nur die wenigsten von unseren agonalen Inschriften<sup>2)</sup> ausdrücklich die Mitwirkung eines Chors. Sie nennen nur die Sieger oder Preisträger aus den einzelnen Fächern, der Chor aber bekam keine Preise. Nur die Inschriften von dem Soterienfeste, welche sämtliche Mitwirkenden bis auf die Lieferanten der Garderobe herab namentlich aufführen, geben von den bei der Feier beschäftigten Chorsängern ausführlich Zeugnis. Sonst findet sich nur ein einzigesmal, bei einem der kleineren Musenfeste in Thespiä, die Thätigkeit eines Chors, und zwar eines aus einheimischen Mitgliedern bestehenden *χορος πολεϊτικός*, bestimmt erwähnt. Dennoch aber hoffe ich die Beteiligung eines Chors so ziemlich für alle Feste erweisen zu können. Dafs bei den Panathenäen ein Chor zu singen hatte, ist aus Xenophon und Demosthenes bekannt; durch Lysias *περί δωροδοκίας* 2 wird dasselbe sogar für das kleinere Fest erwiesen. Über die Feier in Susa erzählt Chares, die fünf Auleten hätten zuerst alle ihren pythischen Nomos geblasen, dann wären sie der Reihe nach wieder mit den Chören aufgetreten. Ganz in derselben Weise können wir in den drei letzten Urkunden unserer Tabelle aus der Erwähnung der begleitenden Musiker auf das Vorhandensein eines Chors schließen, bei dem gröfseren Agon in Thespiä (CIG 1585) allerdings nur auf einen dramatischen Chor. Weshalb ich die aus Oropos, Tanagra und Thespiä erwähnten Satyrdichter in die Rubrik des Chores gesetzt, gedenke ich nachher ausführlich zu begründen, ebenso warum in Aphrodisias Komöden und Tragöden in dieser Abteilung erscheinen. In der Kolumne von Orchomenos ist allerdings die dritte Rubrik leer, indes wäre nicht unmöglich, dafs mit dem dort erwähnten Tragöden und Komöden zusammen Choreuten thätig waren; dafs das Siegeslied von solchen gesungen wurde, ist sicher. Überdies pfl egte man in Orchomenos mit dem Feste der Charitinnen ein Fest des Zeus Homoloios zu verbinden, und bei dieser Feier fiel dem Chor der Hauptanteil zu;<sup>3)</sup> somit ist schwerlich zu irgend einer Zeit in Griechenland ein musisches Fest ganz ohne Chorgesang und Chortanz verlaufen.

1) Dafs solche Versehen vorkamen, beweisen die Nachträge von Musikern hinter den *ἡμειοποιῶν* in der zweiten und dritten Inschrift. Vgl. Mommsen, *Delphica* S. 218, A. 2, auch Reisch S. 98, A. 2. So weit wie Lüders darf man aber wohl nicht gehen, der S. 114 schon Zweifel erhebt, wenn einmal drei Auleten statt zwei auftreten. Solche Zweifel rügt Dittenberger *Sylloge* S. 593, A. 3 mit Recht.

2) Die große Zahl der nur von Choraufführungen handelnden Inschriften der Dionysien, Thargelien und anderer Feste (CIG I 211 ff. CIA II 971 ff. Dittenberger *Syll.* 405 ff. Reisch, S. 31 ff.) muß hier natürlich aus dem Spiele bleiben.

3) Zwei Inschriften berichten über Charitiesien und Homoloen wie über ein Fest mit gemeinsamer Siegesfeier: CIG 1584 (= Reisch n. 3) und Ussing *Inscr. Gr.* n. 53 (= Schliemann, *Orchomenos* S. 57 = Lüders n. 109 = R. n. 2). Vgl. überhaupt Reisch S. 110. Mitunter sollen auch die Homoloen mit dem Dionysosfeste verbunden gewesen sein. Lüders S. 127.



Jedem Chor war in der Regel ein Aulet beigegeben, der die Sänger in Ton und Takt hielt, mitunter auch auf der einen Flöte eine Begleitstimme blasen mochte. Daß trotz des mitunter auftretenden Plurals an eine Mehrheit von Flötenspielern für einen Chor nicht zu denken ist, darüber sind die Kenner der Inschriften heute einig.<sup>1)</sup> Ausser dem Auleten pflegte bei Einübung eines Chors der Didaskalos<sup>2)</sup> thätig zu sein. War das, wie im fünften Jahrhundert v. Chr. üblich, der Komponist des Stückes selbst, dann hatten Aulet und Choreuten den schuldigen Respekt vor ihm und gaben bereitwillig die Weise wieder, die er ihnen auf seiner Lyra vorspielen mochte. Auch zu der Zeit des Demosthenes pflegte noch unter normalen Verhältnissen der Didaskalos die Proben zu leiten und den Takt zu schlagen, wie wir aus der Midiana § 17 ersehen. Aber die Figuren der begleitenden Flöte begannen mit der Zeit mehr hervorzutreten, und da man im 4. Jahrhundert schon vielfach ältere Kompositionen neu aufführte, verloren die Didaskaloi an Bedeutung, die Auleten aber machten sich breiter und breiter, und wie es noch heutzutage häufig geht, die Triller und Läufe auf den instrumentalen Maschinen traten immer mehr in den Vordergrund und schädigten die Wirkung des einfachen, natürlichen Gesanges. Übereinstimmend bekunden über das 4. Jahrhundert litterarische und epigraphische Zeugnisse, daß die Didaskaloi mehr und mehr hinter den herrschsüchtigen Auleten zurücktraten.<sup>3)</sup> Ja aus dem Ausdruck διδάσκαλοι αὐλητῶν in der vierten Soterieninschrift scheint sogar hervorzugehen, daß im 3. Jahrhundert die Sangmeister nur die geworbenen Diener der Flötenspieler waren.

Ob und wie weit Chorgesänge ausser der Flöte auch noch mit einem Saiteninstrument begleitet wurden, darüber wissen wir nicht viel bestimmtes. Der Didaskalos ist schwerlich bei der Aufführung mit den Sängern aufgetreten, er bleibt wohl besser für diese Frage aus dem Spiel. Aber es fehlt nicht an Andeutungen davon, daß bei dithyrambischen und anderen Tanzliedern, sogar bei dramatischen Chören mitunter auch

1) In den Inschriften über choregische Siege wird mitunter ein Name erwähnt mit der Bemerkung παῖδας αὐλητάς, auch ἀνδράς αὐλητάς und daneben παῖδας ἡγεμόνας und ἀνδράς ἡγεμόνας. Aber nicht über flöteblasende Männer braucht der Betreffende gesiegt zu haben, sonst müßte auch einer über eine Mehrheit dirigierender Knaben gesiegt haben. Die Formel kann nur bedeuten: 'unter den Auleten für die Männerchöre der zehn Phylen siegte der und der.' Ebenso ist Demosthenes in der Midiana § 156 zu verstehen κεχορήγηκα αὐληταῖς ἀνδράσιν. Solch formelhafte, bedeutungslose Plurale finden sich auch sonst, z. B. in der dritten und vierten Inschrift von den Soterien κισσάριαι mit einem Namen, vgl. Dittenberger Sylloge S. 596, A. 10. Das richtige über die Zahl der Auleten hat schon Wieseler gelehrt, Satyrspiel S. 607 (=45). Vgl. jetzt dazu Reisch S. 110 und meine Bemerkungen in Hirschfelders Wochenschrift 1886, S. 340.

2) Ein solcher Didaskalos ist der Demetrios auf dem schönen Vasenbilde in Neapel, welches die Vorbereitungen zu einem Satyrspiel darstellt. (Mon. dell' inst. III 31. Wieseler Theatergeb. 6, 2. Baumeister, Denkmäler Taf. 5 zum Artikel Chor). Es ist ein junger Mann mit einer Schriftröhre in der Hand, behaglich sitzt er unter den sich rüstenden Chortänzern, eine Lyra steht zur Seite. Vgl. darüber Wieseler, Satyrspiel S. 18 (=580). Ein älterer Didaskalos ist auf der Gemme abgebildet bei Wieseler Theatergeb. 12, 45.

3) Die Auleten, auf choregischen Inschriften des 5. Jahrhunderts noch nicht genannt, tauchen in denen des 4. Jahrhunderts auf und rücken mit der Zeit an die Stelle vor den Didaskaloi. (Reisch S. 28. Köhler, Athen. Mitteil. X, S. 231). Die letzteren sollten nach Plato Alkib. 20 eigentlich die herrschenden sein, Aristoxenos bei Plutarch Mus. 30 und Pratinas bei Athen. 14, 8 führen aber bittere Klage darüber, daß dem nicht so sei.

ein Kitharist mitgewirkt habe. Wo der Tanz ein sehr lebhafter und mit viel Geräusch verbundener war, wo vielleicht Krotalen und andere Lärmwerkzeuge den Auleten zu über-tönen drohten, da mag die Begleitung mehrerer Musiker zugelassen worden sein, für die Tragödie aber ist mir das nicht wahrscheinlich. Denn wenn uns über die Instrumentation tragischer Chöre berichtet wird, die mit Saitenspiel begleiteten Gesänge seien besonders einfacher und natürlicher Art gewesen,<sup>1)</sup> so schliesst diese Angabe offenbar eine Verbindung der beiden Instrumentklassen aus; einfache Lieder konnte man unmöglich durch reichere Instrumentation auszeichnen, man begleitete sie mit dem anspruchsloseren Saiten-instrument allein. Der Psaltes oder Chorokithareus wird demnach in der Tragödie nur zu Ablösung, nicht zu Verstärkung des Auleten bestimmt gewesen sein. Das kyrenäische Bild führt sogar bei dem selbständigen Chorgesang in der dritten Abteilung des Agon immer nur ein Instrument auf einmal vor.

Unter den beiden hier abgebildeten Chören geht entsprechend dem für solche Konkurrenz stets festgehaltenen Gebrauch die jüngere Schar der älteren voran. Die auffallende Verschiedenheit der Körpergrösse der Knaben hat vielleicht darin ihren Grund, dass die Mitglieder der wandernden Künstlertruppen ihre Kinder ohne Rücksicht auf das Körpermaass in den Chor eingereiht haben. Dass die drei Chöre gleichmässig aus sieben Mitgliedern bestehen, gerade so viel wie am Schlusse der Soterien-Listen genannt sind, mufs wohl auf dem in jüngerer Zeit herrschenden Gebrauch beruhen, den Wieseler auch in Hygins Fabeln<sup>2)</sup> bestätigt gefunden hat; man hat sich demnach später mit viel kleineren Chören beholfen als zu Arions und Pindars Zeit. Der Aulet mit seinem grossen Instrument mufs den Gesang der Knaben in der tieferen Oktave begleiten; die Melodie lag demnach in römischer Zeit nicht mehr in der Unterstimme, wie das zu der Zeit des Aristoteles üblich gewesen.<sup>3)</sup>

Über die lebhaften Bewegungen des kyklischen Auleten dürften wir uns sehr verwundern, wenn wir nicht wüßten, dass der Dithyramb, seit er die strophische Gliederung verloren, sehr bewegte Aktion bekommen hatte, und dass dem Flötenspieler dabei ein wesentlicher Anteil zugefallen war. In der Skylla des Timotheos spielte der Chorführer den Odysseus, der Flötenspieler aber die Skylla, und mancher Vertreter dieser Rolle war dabei lebhaft genug seinen Gegenpart am Gewand zu fassen und an sich zu ziehen.<sup>4)</sup>

Die Mitglieder des zweiten Chors sehen keinesweg sehr alt aus, aber wir wissen ja aus Polybios 4, 20, dass νεανίσκοι in Arkadien den Männerchor bildeten; dasselbe ist

1) Sextus Emp. πρὸς μαθημ. 6, 17: ὡσαύτως [πρὸς λύραν ἤδετο] καὶ τὰ παρὰ τοῖς τραγικοῖς μέλη καὶ κράσιμα φυσικόν τινα ἐπέχοντα λόγον.

2) Fab. 273. His quoque ludis [Nemeis] pythaeus . . . septem habuit palliatos qui voce cantaverunt, unde postea appellatus est choraules. Die aus 15 Personen bestehenden Chöre der Soterien sollen, wie Mommsen Delph. 218 meint, nach Gruppen von je fünf Personen organisiert gewesen sein.

3) Die Behauptung des Problems 19, 12 findet sich durch Plutarch Mus. 19 bestätigt. Für die römische Zeit lässt sich das aber angesichts der Worte Varros *de re rustica* 1, 2, 15 von der *tibia incentiva* und *succentiva* schwer festhalten. Vgl. darüber Baumeister, Denkmäler I, S. 560. Dass nach Hesychios u. a. die linke Flöte den tieferen Ton gab, mufs Christ (Metrik S. 674) und Flach (Gesch. der gr. Lyrik S. 124) gegenüber besonders betont werden.

4) Arist. Probl. 19, 15. Poetik 26. Gomperz in Fleckeisens Jahrb. 1886, S. 771 und im Anzeiger der Wiener Akad. 1886, S. 20. Bei anderen als dithyrambischen Chören konnte der Aulet sitzen, Lukian Tanz 10, vgl. die Vase mit Vorkehrungen zum Satyrspiel.

auch hier der Fall. Eine merkwürdige Figur ist der Chorokithareus in dieser Gruppe.<sup>1)</sup> Er spielt offenbar ein Instrument von der Art, wie sie Ammian 14, 6, 18 in seiner Klage über den zunehmenden Luxus mit Kutschwagen vergleicht. Auf das lange Gewand des Kitharoden wollte er so wenig wie der vor ihm aufgetretene Sänger des Nomos verzichten; da es ihn aber an Händen und Füßen sehr zu genieren drohte, hat er es in recht unschöner Weise über die Schulter geworfen und in einen Knoten geschürzt. Vgl. Jahn, Bilderchron. S. 47.

Dafs ich in vier Siegerverzeichnissen aus böotischen Städten einen Satyrdichter in die dritte Rubrik mit aufgenommen habe, mögen Sie vielleicht mit Unwillen bemerken. Als ich zum erstenmal eine ähnliche Tabelle entwarf (in Hirschfelders Wochenschrift 1886 S. 334), da habe ich diese Kühnheit noch nicht besessen, sondern habe die Satyrdichter in die vierte Abteilung, die der dramatischen Aufführungen gesetzt. Jetzt glaube ich zu Heraufnahme dieses Kunstzweigs in die dritte Abteilung durch folgende Erwägung berechtigt zu sein.

War der hier erwähnte ποιητὴς κατύπων der Verfasser eines Satyrspiels, dann begannen die dramatischen Aufführungen, die jedenfalls einen Tag für sich beanspruchten (Delphica S. 213), früh morgens mit einer Posse, wie sie wohl später nach Aufführung einer tragischen Trilogie, nimmermehr aber vor derselben am Platze sein konnte. Ein Schauspieler aber wird bei den in unsere Tabelle aufgenommenen Listen nicht erwähnt;<sup>2)</sup> man müfste demnach annehmen, er hätte sein Stück einfach vorgelesen.<sup>3)</sup> Ist das aber denkbar? Soll bei einem Feste, wo man Mittel genug besafs, um alle übrigen Stücke in der wünschenswerten Besetzung und nötigenfalls mit allem scenischen Apparat aufzuführen, gerade der Verfasser des Satyrspiels dazu verdammt gewesen sein, dem Publikum sein Stück einfach selbst vorzulesen? Dann wäre ja diese Produktion als der Vortrag eines einzelnen Mannes der zweiten Abteilung zuzuweisen! Wie konnten denn aber die Witze eines Satyrspiels wirken, wie konnte eine Person die andere reizen und necken, wenn nicht Rede und Gegenrede an verschiedene Personen verteilt war? Soll derselbe Dichter dann auch die Chorgesänge allein vorgelesen oder vielleicht gesungen haben? Das ist doch alles schlechterdings undenkbar. Warum sollen denn aber diesem ποιητὴς κατύπων die Kobolde, nach denen er sich nennt, verweigert gewesen sein? Einen Preis mögen sie nicht bekommen haben, darum werden sie nicht ausdrücklich angeführt, vor-

---

1) Dafs Cithern zum Chorgesang gespielt werden, kommt zwar in Griechenland schon frühzeitig vor, bei Stesichoros (Suidas) und Lysander von Sikyon (Ath. 14, 42) auch wohl bei Arion. Die Spieler heifsen aber hier κιθαρισταί (μετὰ χοροῦ Bull. de corr. IX 146, delische Inschrift vom J. 172 v. Ch.) oder vielleicht ψάλται (vgl. Athenaios' Bericht über Alexanders Hochzeit, und meine Auseinandersetzung in der Hallischen Encykl. II, B. 36, S. 321). Die Bezeichnung χοροκιθαρεύς läfst sich mit Sicherheit erst in der Kaiserzeit nachweisen CIG 2758 und 2759. Dieselbe mufs indes auch in der Inschrift von Ancyra Annali dell' inst. 1861, S. 183 (Lüders n. 94) hergestellt werden; denn einen χοροκιθαριστής giebt es nicht. Nur die Römer haben Chorocitharistes gesagt. Sueton, Domit. 4.

2) Ebensowenig ist das der Fall in einer weiteren Inschrift aus Oropos: Kumanudis (Ephem. arch. 1884, S. 126) n. 3 = Reisch n. 8 und in der durch Keil Sylloge insc. Boeot. n. 8 S. 60 ergänzten CIG 1587 (= Reisch n. 15). Auch neben dem Satyrographen in CIG 1585 aus Thespia ist kein Schauspieler genannt. Anders liegt die Sache nur in Orchomenos CIG 1584; hier steht aber der Satyrdichter hinter den Vertretern der Tragödie und Komödie.

3) Dieses nimmt in der That Keil an, Sylloge S. 62. Anders urteilt Lüders, dion. Künstler S. 130.

handen waren sie gewifs. Geben Sie mir das zu, dann haben wir das nötige Personal, um einen Dithyramb aufzuführen. Jeder Chor hat seinen Koryphaios, jeder Chor seinen Auleten, mehr bedarf es für die Aufführung eines Dithyrambos nicht. Wir brauchen nur anzunehmen, die Choreuten seien wie in Athen, Susa und Aphrodisias auch in den verschiedenen böotischen Städten dagewesen, obwohl sie nicht genannt werden, dann konnte auch an diesen Orten auf die Produktionen der Virtuosen ein Chorgesang folgen,<sup>1)</sup> und der Schauspieltag brauchte nicht mit einer vom Dichter allein kläglich vorgeführten Posse zu beginnen. Einen weiteren Beweis für meine Ansicht entnehme ich überdies noch der vierten unter den trümmerhaften Rechnungen aus Aphrodisias CIG 2758. Hier erscheint nämlich bald hinter dem Chorokithareus und Choraules ein Pyrrichos und ein Satyr. Ersteres war offenbar der Führer eines Waffentanzes, letzteres der Vortänzer in einem dionysischen, mithin dithyrambischen Chor; das Vorhandensein von Choreuten ist dabei eine notwendige Voraussetzung.

Noch kühner mag das Unterfangen scheinen, daß ich in der letzten Spalte meiner Tabelle sogar drei Komöden und ebensoviele Tragöden der dritten Abteilung, nicht der vierten zugewiesen habe. Wollen Sie aber gefälligst beachten, daß in der vierten Abteilung mit dem Verfasser und Schauspieler für eine neue Komödie und den Protagonisten<sup>2)</sup> für zwei alte Komödien, deren Dichter natürlich nicht mehr prämiert werden, bereits alle Funktionen für dieses Fach erschöpft sind, so werden Sie mit mir darin einverstanden sein, daß wir uns für die erstgenannten drei Komöden nach einer anderen Bestimmung umsehen müssen. Für die Tragödie hat bekanntlich Böckh angenommen, es habe die Sitte bestanden, daß ein Sänger allein einen Auszug aus einer bestimmten Tragödie vortrug.<sup>3)</sup> Diese Sitte hat in Rom sicherlich bestanden,<sup>4)</sup> und giebt man sie für die Tragödie zu, so wird man gegen eine analoge Behandlung der Komödie nicht gerade viel mehr einwenden können. Nur der Umstand muß auffallen, daß solche Solosänger ihren Platz in der Liste der Preisträger nicht bei den Virtuosen bekommen haben.<sup>5)</sup> Für den Ausdruck  $\kappa\omega\mu\omega\delta\acute{o}\varsigma$  läßt sich nun aber eine ganz andere Bedeutung aus den orchomenischen Inschriften erweisen. CIG 1583 (Reisch n. 1) lesen wir nämlich am Ende der Liste nicht für den Dichter des Siegesgesangs  $\tau\acute{o}$  ἐπινίκιον oder so etwas ähnliches,<sup>6)</sup>

1) Der Chorgesang ist somit in Sullas Zeit auch in Bötien noch allgemein bei den Musenfesten üblich gewesen. Nur die Orchomenier feierten ihr Charitenfest ohne Chor, ergänzten aber die Feier durch die Homoloen, an denen keine Virtuosen auftraten (S. 82, Anm. 3). Bei dem erstgenannten Fest erscheint einmal ein Satyrdichter mit Schauspieler-Personal, hier gab man also ein wirkliches Satyrspiel CIG 1584.

2) Vgl. darüber Lüdgers, Dion. Künstler, S. 120 f. 131.

3) Böckh zu CIG 1584. 2759. 5919. Staatshaush. II<sup>2</sup>, S. 400. Welcker, die griech. Tragödie III 1277.

4) Sueton Nero 21. Polyän 7, 41. Friedländer, Sittengeschichte II<sup>3</sup> S. 429. Die Frage, ob dabei ein zweiter Schauspieler, etwa ein Statist mitgewirkt habe, der die Maske von Neros Favoritin trug, wird sich jetzt am besten in der Weise lösen lassen, daß wir dieses Kostüm dem begleitenden Musiker zusprechen. Vgl. oben S. 84.

5) 2758 I scheint dies der Fall, doch kommt unmittelbar dahinter der kyklische Aulet; in 2758 III gehen zwei kyklische Auleten den Komöden und Tragöden voran; man wird also füglich auch in diesen Verzeichnissen jene Sänger als bei den Choraufführungen beteiligt annehmen dürfen.

6) Τὸ ἐπινίκιον hat Ussing Inscr. n. 53 (Schliemann Orchom. S. 57. Reisch n. 2), ἐπινίκιον hat Preller in den Sächs. Berichten 1852/53 (R. 9), τὸν ἐπινίκιον (sc. ὕμνον) Bull. de corr. II S. 591 n. 24 (R. 13) und Keil 8 (R. 15).

sondern τὰ ἐπινίκια κωμῳδός, und dem entsprechend findet sich in n. 1584 (Reisch 3) τὰ ἐπινίκια κωμῳδιῶν ποιητής. Die Bedeutung dieser Formel ist nicht schwer zu erraten. Komos hieß ein Umzug lustig erregter Genossen; offenbar bewegten sich am Schlusse des Agon in einem derartigen Aufzuge die belohnten Künstler aus dem Odeion oder Theater hinweg, und das Lied, welches dabei erklang, hieß Komodia. Ebenso hießen ja auch die iambischen Scherzlieder der Phallophoren, aus denen sich in Athen die Komödie entwickelt hat.<sup>1)</sup> Es hat sich also in Orchomenos die alte Bedeutung des Wortes Komodia als Gesang eines lustigen Komos erhalten, und möglich ist es gewiss, ja bei der Anordnung der aufgezählten Künstler sogar wahrscheinlich, daß wir für den von Lysimachos in Aphrodisias gestifteten Agon, wo die vielerlei an einer Komodia beteiligten Personen uns in Verlegenheit setzen, die Bezeichnung Komodos in der entsprechenden Bedeutung 'Dichter eines Komos' zu verstehen haben. Sind aber die Komodoi Dichter jener ausgelassenen Chorlieder, welche von Susarion zu einem Lustspiel ausgedehnt wurden, dann werden natürlich Tragodoi die Verfasser solcher Gesänge sein, in welchen die als Böcke verkleideten Choreuten (Bergk, Litt. III 13) die Verfolgungen des Dionysos besangen und aus welchen für Thespis der Anlaß zu Abfassung des ersten Trauerspiels erwuchs. Ich hätte sogar Lust noch einen Schritt weiter zu gehen und dieselbe Annahme von bloßen Chorgesängen auf alle die böotischen Agone auszudehnen, in welchen sich nur ein Tragöde und Komöde ohne weitere Andeutung scenischer Aufführungen findet.

Ein Blick auf die vierte, die dramatische Abteilung der Musikfeste veranlaßt mich, schließlic ein Wort hinzuzufügen über die Beteiligung eines Chors an diesen Aufführungen. Lüders nämlich (S. 116, vgl. 56) und Mommsen (S. 219) nehmen als sicher an, daß an den Soterienfesten des 3. Jahrhunderts die Tragödien ohne Chorgesang aufgeführt worden seien. Ich kann das nicht glauben. In Rom mag es freilich schwer gewesen sein, die nötige Anzahl griechisch singender Choreuten zu beschaffen, ganz kleine wandernde Truppen mögen auch in griechischen Landen zuweilen eine notdürftige Aufführung berühmter Tragödien ohne Chor veranstaltet haben. Daß man aber schon im ersten Jahrhundert nach Untergang der griechischen Freiheit bei dem Hochfeste in Delphi Tragödien von Sophokles mit gänzlicher Beseitigung des Chors sollte aufgeführt haben, will mir doch gar nicht denkbar erscheinen. Aulet und Didaskalos sind für jedes Stück extra genannt; sollen sie bloß für die Schauspieler dagewesen sein? Wahrscheinlicher deucht mir doch, daß sie eine, wenn auch beschränkte, Zahl von Sängern zur Verfügung hatten, und daß, da keine neuen Sänger genannt werden, eben die Mitglieder des vorerwähnten Männerchors bei der Tragödie noch einmal auftraten. Mommsens Zerlegung der fünfzehn Choreuten in drei Gruppen (S. 218) würde ja für drei Stücke ein allenfalls ausreichendes Personal ergeben. Ebenso wenig kann ich für die Alexander-Hochzeit an eine Unterdrückung des tragischen Chors glauben. Der Bericht erwähnt des Chors und seiner Auleten nur beiläufig, ohne zu sagen, ob es sich um Dithyramben oder recitierende Tragödien handeln; wenn aber zwei Auleten bei den rein chorischen Aufführungen thätig waren, bleiben ihrer noch drei übrig, genug zu Unterstützung der drei genannten tragischen Protagonisten. So gut aber die Auleten nun bereits zum zweitenmale fungierten, konnte das auch den Choreuten des

1) Vgl. die oben S. 81, Anm. 3 mitgeteilte Überlieferung, auch Aristot. Poetik 4 g. E. Bergk, griech. Litt. III, S. 9. Arnold in Baumeisters Denkm. S. 384.

Männerchors zugemutet werden. Komödien, namentlich die jüngeren, mochten schon eher des Chors entbehren (Lüders, S. 117). Die Choreutai komikoi der Soterien-Listen haben vielleicht den Komos der abziehenden Künstler mit ihrem Gesang begleitet.

Einen nicht zu verachtenden Beweis für Beibehaltung des tragischen Chors bis in ziemlich späte Zeit liefert schliesslich unser Bild aus Kyrene. Denn daß die drei Gestalten auf ihren rätselhaften Fußgestellen<sup>1)</sup> tragische Schauspieler sind, kann ja keinem Zweifel unterliegen. Hinter ihnen aber steht ein kleiner, doch immerhin für die Erfordernisse des Dramas, sogar zu Wechselgesängen ausreichender Chor.

Welches Stück die drei hier abgebildeten Schauspieler aufzuführen im Begriff seien, läßt sich schwer mit Bestimmtheit sagen. Man hat bei dem Protagonisten und seiner Keule an einen Herakles gedacht; aber die prunkvolle Gewandung scheint mir dagegen zu sprechen. Die über demselben stehenden Buchstaben KOINΩ legen mir den Gedanken nahe, es könne der Lyder Krōisos gemeint sein, und die Tiara auf seinem Haupte spricht gewiß nicht dagegen. Ist aber diese Vermutung berechtigt, so wird man bei dem zweiten Schauspieler, der in sprechender Geberde die Hand nach dem König hin erhebt, gerne an Solon denken, der dem Lyder die bekannte Auseinandersetzung von dem Glück und Unglück der Sterblichen macht. Die Schrift über seinem Haupte sieht etwa wie COICAN aus. Störend ist allerdings der Kopfschmuck des Tritagonisten; wir müßten denn glauben, daß ein sehr vornehmer Lyder hier mit dem Heroldsstabe ausgestattet sei.

Wenden wir schliesslich den Blick rückwärts auf den ganzen Verlauf eines solchen Festspiels, so müssen wir staunen über die Treue, mit welcher die Griechen die einfachen Kunstformen früherer Epochen bis in die späteste Zeit bewahrt haben. Auf das schlichte Epos Homers war längst die erste musische Katastasis gefolgt, Terpander hatte die Recitation mit Begleitung des Saiteninstruments künstlerisch ausgebildet, und neben die ruhigen Mafse des epischen Hexameters waren die raschen Iamben des Archilochos getreten, — auch die zweite Katastasis war bereits vorüber, die Bewegung der Gesänge war zu lebhaften Fünffachtel-Rhythmen gesteigert, nach kretischer Weise bewegten sich die Choreuten bald in raschen Waffentänzen, bald umstanden sie andächtig betend den Altar eines Gottes: aber kein musikalisches Fest durfte sofort mit den neuesten Errungenschaften beginnen. Jeder griechische Agon war ein historisches Concert, in welchem die vaterländische Dicht- und Sangeskunst von ihren Anfängen in ihrer ganzen Entwicklung dem Hörer vor die Seele geführt ward. Auch als zu jenen drei Entwicklungsstufen noch eine vierte getreten war, als das griechische Volk die Heroen seiner heimischen Sage in leibhafter Gestalt auf der Bühne wandeln und handeln sah, wobei die feinsten Wendungen des Dialogs fortwährend den Verstand anregend beschäftigten und zugleich das tragische Schicksal des erliegenden Helden das tiefste Mitgefühl in Anspruch nahm, — auch da noch griff man in Delphi und überall, wo delphischer Gebrauch zum Muster genommen wurde, mit einer rührenden Verehrung auf die früheren Stufen der vaterländischen Dichtkunst zurück.

1) Bei diesen Fußgestellen wird man an die *ὀκρίβαντες* denken dürfen, auf welche Nero seine Schauspieler schickt, nach Pseudolukian Nero 9. Vgl. Rohde im Rhein. Mus. 38 S. 253. Es scheinen Bemata zu sein, welche bei einer niedrigen Bühne den Schauspieler dem Publikum leichter sichtbar machen sollen.

Und mit wie einfachen Mitteln hat man sich begnügt! Viele Jahrhunderte vor Beginn der griechischen Geschichte hatte man in Ägypten mannshohe Harfen gespielt, alle östlichen Nachbarn der Griechen erfreuten sich an ihrem Ton, — der Griechen selbst überließ sie den ionischen Hetären. Ebenso lange war die Laute am Nil bekannt, wie bequem war es da auf jeder einzelnen Saite eine ganze Leiter von Tönen zu erzielen, — nie machte ein Grieche von einem solchen Instrument Gebrauch. Freilich der klangvollen Flöte konnte man die Aufnahme nicht ganz versagen. Die große Zahl von Menschen, die oft unter freiem Himmel versammelt war, konnte von dem zimpferlichen Ton der gezupften Saite unmöglich viel hören und konnte nicht im Ton und Takt erhalten werden, wenn es galt gemeinsam das *Io Paian!* an den rettenden Gott zu rufen. Hier mußte man sich die Unterstützung des Blasinstruments wohl oder übel gefallen lassen; aber die meisten griechischen Stämme betrachteten es als einen Eindringling aus dem weichlichen Lyderlande und waren ganz anders froh und stolz, wenn sie ein Lied auf dem heimischen Saiteninstrument begleiten hörten oder selbst begleiten konnten. Und doch, wie ärmlich war es, dieses heimische Saiteninstrument! Sieben Saiten nur besaß es; wenn die beiden am Ende liegenden Saiten die Oktave angaben, war es nicht möglich mit den übrigen fünf die zwischenliegenden Töne der diatonischen Leiter auszufüllen! Aber ängstlich wachten Priester und Laien über Beibehaltung der apollinischen Siebenzahl, und als endlich die athenischen Zukunftsmusiker diese Schranke zu durchbrechen wagten, mußten sie hören, wie der allgemeine Unwille sich in beißenden Spottreden Luft machte.

Ebenso merkwürdig erscheint uns die Antipathie der Griechen gegen das Zusammenspiel verschiedener Instrumente. Höchst vereinzelt sind die Andeutungen vom Zusammenspiel der Flöte mit der Cithar. Das Gefühl dieses Volkes für klare, sauber ausgeprägte Form scheint sich gegen diese Verbindung gestäubt zu haben. Bei Chor-tänzen, wo das Geräusch der Füße leicht den Schall eines einzelnen Instruments über-tönte, ließ man zwar die Verbindung beider mitunter zu; wie hätte aber ein Volk an solcher Vereinigung seine Freude haben können, das schon beim Anhören eines etwas reicheren Saiteninstrumentes so etwas wie beim Genuß von geschmiertem und gepanschem Wein<sup>1)</sup> empfand? Nie sehen wir bei irgend einem Musikfest auf ein Instrumental-Duett den geringsten Preis gesetzt; auch auf unserem Gemälde, so nahe es dem Hofe der an reichere Genüsse gewöhnten ptolemäischen Herrscher entstanden sein mag, suchen wir eine solche Verbindung vergebens. Bis hier in den fernsten Westen und bis in die spätesten Jahre hat die griechische Kunst ihren einfachen Charakter, ihr nationales Ge-präge bewahrt.

Und doch hat sie großes geleistet. Nicht bloß die gewinnenden Reden griechischer Philosophen, nicht bloß die Gemühtiefe und Formgewandtheit griechischer Dichter hat die stolzen Römer bewogen sich willig in die Schule des unterworfenen Volkes zu be-geben, einen nicht minder tiefen Eindruck machte auf sie griechisches Citherspiel und griechischer Gesang. War es doch der höchste Ehrgeiz eines eitlen römischen Despoten, sich durch den Vortrag eines griechischen Liedes mit der griechischen Cithar begleitet die Lorbeerkränze in möglichst vielen griechischen Heiligtümern zu erringen. Wahrlich nicht allein in ihrer Plastik und den übrigen Künsten, bei denen wir es deutlich vor

1) Ἀλλοιμία Plut. symp. probl. 4, 1, 2.

Augen sehen, auch in dieser für uns verlorenen Kunst haben die Hellenen es verstanden, tiefgehende, nachhaltige Wirkungen zu erzielen mit den denkbar einfachsten und bescheidensten Mitteln.

Nachdem das Präsidium den äußerst interessanten Vortrag lebhaft verdankt hat, verliest dasselbe eine Zuschrift des Zürcherischen Erziehungsdirektors, Herrn Reg.-Rat Grob:

Zürich, 1. Oktober 1887.

An den geschäftsleitenden Ausschuss der Versammlung Deutscher Philologen  
und Schulmänner in Zürich!

Herren Präsidenten! Hochgeehrte Herren!

Sie haben dem Unterzeichneten die, wie ich lebhaft empfinde, sehr unverdiente Ehre erwiesen, ihn zum Ehrenmitglied Ihrer Versammlung zu ernennen; ich habe dieselbe als eine wohl mehr dem Amte als dessen Träger zugedachte dankbar angenommen und möchte mit diesen Zeilen diesem Danke lebhaften Ausdruck geben.

Leider wurde es mir nach meiner Rückkehr von der Jahresversammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft in Stans durch gehäufte Amtsgeschäfte unmöglich gemacht, Ihren Zusammenkünften und Verhandlungen eine solche Aufmerksamkeit zu widmen, wie ich es gewünscht hätte, was ich zu entschuldigen bitte.

Mögen unsere Gäste einen etwelchen Ersatz für die ihnen infolge der Ungunst der Witterung entgangenen Genüsse in dem sie heimwärts begleitenden Bewusstsein finden, in diesen Tagen von Zürich vielfache geistige Anregung gegeben und empfangen und die Interessen der Wissenschaft und damit auch unsere höheren und höchsten Schulen gewahrt und gefördert zu haben!

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vollkommenen Hochachtung!

Ihr ergebener

J. E. Grob, Erziehungsdirektor.

Das Präsidium teilt mit, dass sich eine Gesellschaft zur Erforschung der deutschen Erziehungs- und Unterrichtsgeschichte im Anschluß an die Monumenta Germaniae Paedagogica gebildet habe, und dass zur Weiterverfolgung der Angelegenheit, besonders zur Bildung des Kuratoriums eine Kommission ernannt worden sei, bestehend aus den Herren: Rektor Dr. Wirz-Zürich, Prof. Dr. Kluge-Jena, Prof. Dr. Reifferscheid-Greifswalde, Prof. Dr. Uhlig-Heidelberg, Dr. Langlotz-Hameln und Dr. Kehrbach-Berlin.

Sodann erstattet Dr. Kehrbach-Berlin Bericht über den Stand der Editionsarbeiten der Monumenta Germaniae Paedagogica und über die Comeniusstiftung.<sup>1)</sup>

Es erstatten Bericht über die Sektionsversammlungen die Herren Oberschulrat Dr. Wendt, Prof. Dr. Steiner, Prof. Dr. Ulrich, Prof. Dr. Blümner, Prof. Dr. Studemund, Prof. Dr. Weilemann, Prof. Breitingen.

---

1) Da das Manuscript des Berichtes des Herrn Dr. Kehrbach-Berlin nicht rechtzeitig einging, muß leider auf den Abdruck desselben verzichtet werden.



Der Präsident, Prof. Dr. Blümner:

Meine Herren! Wenn der letzte Vortrag vorüber ist und die Sektionen ihre Berichte erstattet haben, dann gönnt ein alter Brauch Ihrem zweiten Präsidenten noch einmal ein kurzes Wort; kurz muß es sein, denn wer die Vorträge der allgemeinen und Sektionssitzungen vier Tage über sich hat hinströmen lassen, der hat kein Verlangen mehr, noch längere Reden zu hören; und dieser Saal in seinem gegenwärtigen Zustande der Leere beweist, daß die Mehrzahl der Teilnehmer der gesprochenen Worte hinlänglich müde ist. Aber dennoch möchte ich unsre 39. Philologenversammlung nicht so ganz ohne Sang und Klang schließen; und Sie gönnen mir wohl noch ein paar Augenblicke, um den Gedanken, die im Laufe der Verhandlungen sich mir von selbst aufdrängten, Worte zu verleihen.

Es ist wiederholt bedauert worden, wie schwach besucht unsre Versammlung war. Ich habe die statistischen Angaben nicht bei der Hand: doch ist sicher, daß sie, wenn nicht die schwächste, so doch eine der am schwächsten besuchten von allen ist. Wenn wir nach den Ursachen forschen, so muß ich Sie auf das hinweisen, was man uns mehrfach geschrieben und was mündlich in diesen Tagen oft genug wiederholt ist. Es ist für viele Verhältnisse eine recht ungünstige Zeit, diese letzten Septembertage, in denen statutengemäß die Versammlung stattfinden soll, und es wird vielleicht für künftige Philologenversammlungen die Frage zu erörtern sein, ob man nicht dem Festorte eine größere Lizenz in der Wahl der Zeit geben darf. Es geht in der That nicht gut an, daß man einen bestimmten Zeitpunkt fixiert; es läßt sich überhaupt im ganzen Jahre kein Zeitpunkt ausfindig machen, wo sämtliche Schulen deutscher Zunge Ferien hätten. Aber es läßt sich erwägen, ob man nicht dem Festorte gestatten wolle, sich in der Festsetzung der Versammlungszeit vornehmlich nach den benachbarten Ländern zu richten und die Versammlung auf diejenige Zeit innerhalb des August und September zu verlegen, wo die Mehrzahl der Schulen in der eigenen Provinz und in den Nachbarländern Ferien haben. Hierauf muß jedenfalls Rücksicht genommen werden.

Ein zweiter Punkt ist, meine Herren, daß unsere allgemeinen Sitzungen diesmal einen bei weitem schwächeren Besuch aufwiesen, als man nach der Zahl der Teilnehmer hätte erwarten sollen; und daran trug der Umstand Schuld, daß einige Sektionen so emsig arbeiteten, daß sie gar nicht Zeit hatten, in die allgemeinen Sitzungen zu gehen. Nun, meine Herren, es ist eigentlich nicht schön, wenn die Töchter schließlich der Mutter ihre Ehrfurcht versagen. Wir hatten Vorträge von allgemeinem Interesse und verschiedenster Art, die kaum von der Hälfte der Mitglieder gehört worden sind, weil die Sektionen die Mitglieder absorbiert haben. Ich will hier nicht andeuten, wie diesem Übelstande vielleicht abgeholfen werden könnte. Aber wir müssen, glaube ich, der Frage näher treten, wie man dieser übermäßigen Thätigkeit der Sektionen oder vielleicht lieber der Kollision von allgemeinen und Sektionssitzungen auf irgend eine Weise vorbeugen könne, ohne die erspriessliche Thätigkeit der Sektionen zu beeinträchtigen.

Meine Herren, ich sagte vorhin, wir haben bedauert, daß die Frequenz unserer Versammlung so klein war. Aber bedauern heißt noch nicht beklagen. Wir haben unsern Humor nur auf kurze Zeit verloren und, wenn wir uns die Sache recht überlegen, so müssen wir sagen, es hat auch diese kleine Versammlung, und zwar namentlich für uns selbst, ihre Bedeutung gehabt, und sogar, meine Herren, vornehmlich nach einer

Seite hin, die bei den Reden und Toasten in den letzten Tagen wiederholt betont worden ist: daß wir nämlich haben zeigen können, daß bei uns in der Schweiz die Wissenschaft ebenso wie die Kunst und die Litteratur deutsch ist, daß es keine speziell schweizerische Wissenschaft giebt. Vor zehn Jahren hat ein deutscher Gelehrter, der eine Zeitlang in der Schweiz lebte und der jetzt eine geachtete Lehrkanzel einer hervorragenden Universität Deutschlands bekleidet, in einer Schrift einmal von der Schweiz, speziell von Zürich, gesagt: 'banausisch wird gelehrt und banausisch wird gelernt'. Ich darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß, wenn einige von Ihnen diese Schrift gelesen und diese Worte geglaubt haben sollten, Sie nunmehr eines Besseren belehrt nach Hause zurückkehren werden; und ich hoffe weiter, daß, wofern sich Ihnen Gelegenheit bieten sollte, bei Andern solche Vorurteile zu zerstreuen, sie auf Grund Ihrer Erfahrungen der letzten Tage dies im günstigen Sinne thun werden. Dies das eine, daß wir haben zeigen können, es werde die humanistische Bildung bei uns durchaus im deutschen Sinne betrieben.

Ein zweiter Vorzug ist der oft betonte Punkt, daß wir im Kampfe gegen die anti-humanistischen Bestrebungen der Zeit Seite an Seite gehen mit unsern deutschen Fachkollegen. Dieses Gefühl der Einheit hat natürlich die Vertreter der humanistischen Bildung, die in diesem Kampfe mitten drin stehen, nur auf das lebhafteste bestärken können, und so hat diese Versammlung das ihrige dazu beigetragen, den Kampfesmut mancher mitunter schon erlahmender Kämpfer und die Hoffnung, daß trotzdem der humanistischen Bildung der Sieg bleiben wird, wieder neu zu beleben.

Und endlich drittens wollen wir es nicht zu gering anschlagen, daß bei dieser Gelegenheit Deutsche und Schweizer wieder einmal in größerer Zahl in engere Berührung gekommen sind, als dies sonst der Fall zu sein pflegt. Der Deutsche, der nur als Tourist die Schweiz durchstreift, hat ebensowenig Gelegenheit, Schweizer Art und Wesen näher kennen zu lernen, wie der Schweizer, der seine Heimat nie verlassen hat, von deutschem Wesen jenseits des Rheines etwas weiß, und so kommt es, daß so vielfach auf beiden Seiten die falschesten Ansichten und die wunderlichsten Vorurteile verbreitet sind. Solche Vorurteile zu zerstreuen und Deutsche und Schweizer, die wir eines Stammes und eines Geistes sind, einander näher zu bringen, das ist auch ein Resultat und nicht das kleinste einer solchen Versammlung, wie die unsere es war; und darum wünsche ich, daß nicht wieder 40 Jahre vergehen, bis wieder eine Philologenversammlung nach der Schweiz verlegt wird. Was wir Ihnen an Vergnügungen haben bieten können, ist freilich nicht zu vergleichen mit dem, was Sie in den großen Städten Deutschlands gefunden haben. Unsere Mittel waren bescheiden, und die republikanische Einfachheit ist bei uns kein leeres Wort gewesen; aber wenn Sie sich in diesen Tagen doch bei uns wohlgeföhlt und den Eindruck bekommen haben, daß Sie mit Herzlichkeit und großer Freude aufgenommen worden sind, dann werden wir die Kühnheit nicht bereuen, welche uns vor 2 Jahren die an uns gerichtete Anfrage wegen Übernahme der Philologenversammlung mit einem freudigen 'Ja' beantworten ließ. Mit diesen Worten erkläre ich die 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen.

Oberschulrat Dr. Wendt (Karlsruhe):

Meine Herren! Auch wir haben die Pflicht, unsern Dank für alles, was wir hier gehabt haben, zunächst dem Präsidenten auszusprechen. Es sind keine geringen Schwierigkeiten zu überwinden, um eine solche Versammlung überhaupt ins Leben zu rufen; es

bedarf einer Fülle wichtiger und kleiner Arbeiten hierzu. Wenn diese Versammlung nicht so groß gewesen ist, haben wir doch die Empfindung, daß sie in einem ganz besondern Maße anregend auf uns gewirkt hat. Wir nehmen daher die Gefühle tiefster Erkenntlichkeit mit nach Hause. Denen aber, die die schwerste Last getragen, müssen wir den Dank aussprechen, freilich mit der Bitte, daß sie Dolmetscher unserer Gefühle an alle diejenigen seien, welche Ihnen beigestanden haben; und deren Zahl ist sehr groß, und wir haben bei allem gerade dasjenige gefunden, was das erfreulichste ist, eine Wärme, eine tiefe herzliche Mitteilung des Gemüts, und diese Herzlichkeit, die uns von Jung und Alt ausgesprochen ist; dann auch die Jünglinge, die uns ihr bestes brachten auf der Bühne, und die Sänger, die uns in kräftigen Männertönen und zugleich in herzgewinnender Lieblichkeit das Herz erhoben haben, und so der Staatsmann, der zu uns gesprochen hat, alle haben bewiesen, daß uns hier das Beste geboten wurde, was der Mensch dem Menschen bieten kann, daß er die tiefsten Geheimnisse und Regungen seines Herzens dem andern mitteile. Das ist gethan worden. Deshalb nehmen wir alle im Gefühle tiefster Dankbarkeit freundlichste Erinnerungen von hier mit. Wir sind nicht imstande, etwas anderes zu thun, als ein so schlichtes Wort, das aber mußte gesprochen werden, und ich bin überzeugt, daß ich im Namen aller jetzt Anwesenden und aller, die schon weggegangen sind, gesprochen habe.

---

## Verhandlungen der Sektionen.

### I. Pädagogische Sektion.

#### Verzeichnis der Mitglieder.

- |  |   |
|--|---|
| 1. Welti, Dr., Gymnasialrektor. Winterthur. I. Vorsitzender. | 11. Hauber, Gymnasialprofessor. Stuttgart.        |
| 2. Wendt, Dr., Oberschulrat. Karlsruhe. II. Vorsitzender.    | 12. Hafter, Dr., Gymnasiallehrer. Zürich.         |
| 3. Arbenz, Gymnasialprofessor. St. Gallen.                   | 13. Kehrbach, Dr. Berlin.                         |
| 4. Bähler, Dr. Gymnasialprofessor. Aarau.                    | 14. Keller, Dr., Gymnasiallehrer. Winterthur.     |
| 5. Egli, J. J., Dr., Universitätsprofessor. Zürich.          | 15. Kühne, P. Benno, Gymnasialrektor. Einsiedeln. |
| 6. Finsler, Dr., Gymnasialrektor. Bern.                      | 16. Langlotz, Dr., Gymnasialprofessor. Hameln.    |
| 7. Goos, Gymnasialprofessor. Lörrach.                        | 17. Pfeiffer, Gymnasiallehrer. Winterthur.        |
| 8. Graf, Dr., Gymnasiallehrer. Winterthur.                   | 18. Schaarschmidt, Dr., Gymnasialdirektor. Davos. |
| 9. Guttentag, Dr., Gymnasialprofessor. Aarau.                | 19. Thuli, Gymnasialprofessor. St. Gallen.        |
| 10. Haage, Gymnasialdirektor. Lüneburg.                      | 20. Uhlig, Dr., Gymnasialdirektor. Heidelberg.    |
|  | 21. Witten, Dr., Gymnasialoberlehrer. Helmstedt.  |

#### Erste (konstituierende) Sitzung

Mittwoch den 28. September 1887, 12 Uhr.

Rektor Dr. Welti:

Verehrte Herren! Ich bin vom Zentralkomitee beauftragt, die einleitenden Schritte zu thun zur Konstituierung der pädagogischen Sektion, und ich denke, das erste wird sein, einen Vorsitzenden zu erwählen. Ich gewärtige Vorschläge.

[Es wird Herr Welti vorgeschlagen.]

Dr. Welti: Wenn keine weiteren Vorschläge gemacht werden, danke ich Ihnen für die Ehre der Wahl.

Als II. Vorsitzender wird, nachdem die Herren Dr. Finsler von Bern und Rektor P. B. Kühne von Einsiedeln abgelehnt, Herr Oberschulrath Dr. Wendt aus Karlsruhe gewählt und als Schriftführer die Herren Gymnasiallehrer Pfeiffer und Dr. Graf von Winterthur.

Auf den Vorschlag des Vorsitzenden wird der Vortrag des Herrn Uhlig: 'Einige Bemerkungen über die Einheitsschule' auf die nächste Sitzung in Aussicht genommen; oder, wenn derselbe noch nicht anwesend sein sollte, der Vortrag des Herrn Prof. Egli: 'Über die Namenerklärung im geographischen Unterrichte'. Ferner soll Herr Dr. Keller

ersucht werden, seinen für die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion angekündigten Vortrag: 'Die Stellung der Schule zur Deszendenztheorie' in der pädagogischen Sektion zu halten, da für diese Sektion ohnehin nur 2 Vorträge angemeldet seien, und das Thema überhaupt einen allgemeineren Charakter habe.

---

### Zweite Sitzung

Donnerstag den 29. September 1887, 8½ Uhr.

Vorsitzender: Herr Prof. Uhlig ist zwar hier, kann jedoch wegen Heiserkeit nicht sprechen. Ich ersuche daher Herrn Prof. Egli seinen Vortrag zu halten.

Prof. Dr. J. J. Egli (Zürich):

#### Die Namenerklärung im geographischen Unterrichte.

Ich wünsche der pädagogischen Sektion des deutschen Philologentages einen Gegenstand vorzulegen, welcher geeignet sein dürfte, den erdkundlichen Unterricht zu vertiefen und zugleich der Sprachkunde einen erweiterten Einfluß im Schulplan zu eröffnen: 'Die Namenerklärung im geographischen Unterrichte'.

Es ist Ihnen wohl bekannt, wie vielfach wir in dem Streben, von der Oberfläche zur Tiefe vorzudringen, in alten Schichten auf Fündlinge stoßen, die wir dort nicht vermutet hatten. Erkenntnisse und Bestrebungen, die wir nur dem Zeitalter des Lebenden zutrauten, haben schon lange vor uns den forschenden Geist beschäftigt, und mit Demut fühlen wir, daß wir eben doch nur Epigonen sind. Dieses Geständnis wollen Sie dem Sprechenden erlauben, an die Spitze seiner Mitteilungen zu stellen, und zwar mit Beziehung auf ihn selbst.

Als ich vor bald 30 Jahren anfang, der Namenwelt meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, da kam ich mehr und mehr zu der Überzeugung, daß sie dem geographischen Unterrichte eine wesentliche Vertiefung zu bieten vermöge. Daß schon längst der geniale d'Anville,<sup>1)</sup> der im 22. Lebensjahre 'géographe du Roy' geworden, am Ende einer langen, arbeitsvollen Laufbahn, gleichsam als testamentarischen Mahnruf, ausgesprochen hatte:

'Nach 60jährigem Studium kann ich versichern, daß durch den Beizug der Namenkunde die Geographie an Vertiefung und Adel gewinnt' —

dieser Ausspruch war mir damals noch unbekannt; aber etwas von derselben Überzeugung dämmerte immer deutlicher in mir auf. Nach mehrjährigen Vorarbeiten benutzte ich die Gelegenheit, bei der Neuauflage eines geographischen Schulbuches die etymologische Erklärung der vorkommenden Eigennamen einzuflechten. 'Es will mir scheinen,' so drückte sich das Vorwort aus,<sup>2)</sup> 'als beleuchten diese Funken freundlich das Chaos geographischer Namen und als lassen sie den Schüler ahnen, wie endlos das Gebiet geographischer Forschung und wie wertvoll überall die Sprachkenntnisse seien.' Im Unterrichte zeigte sich, daß sprachsinngige Schüler ihre Freude an diesen Erklärungen hatten, daß sie den Gegen-

---

1) *Considérations générales sur l'étude et les connaissances que demande la composition des ouvrages de géographie.* 112 pp. in 8°. Paris 1770.

2) Egli, *Praktische (j. Neue) Erdkunde.* 2. Aufl. St. Gallen 1863 p. VII.

stand, der ihnen so im Gewande eines physischen oder historischen Charakterzugs näher trat, lebendiger erfaßten und die oft so fremdartigen Klänge leichter dem Gedächtnisse einprägten. Ich glaubte, auf guten Wegen zu sein; ja es war dem jungen Manne, der damals noch an der Oberfläche geographischer Studien stand, gewiß zu verzeihen, wenn ihm die neue Errungenschaft als sein geistiges Eigentum erschien.

Allein in der Freude, der Urheber einer glücklichen Neuerung zu sein, hatte er sich getäuscht. Erst viele Jahre später erfuhr er, daß ihm am gleichen Orte schon zwei Autoren gleicher Tendenz vorangegangen waren, der eine um 25 Jahre, der andere um 126; daß ferner noch früher, auf viel weiterem Arbeitsfelde, eine nachhaltige Leistung derselben Art, heute völlig verschollen, sich Bahn gebrochen hatte, und daß die Anfänge dieser Bestrebungen bis in die späteren Tage des Humanismus zurückreichen. Diese Wurzeln führen auf keinen geringern, als auf Gerh. Mercator.

Der große Kosmograph des 16. Jahrhunderts pflegte seine Atlanten<sup>1)</sup> mit erläuterndem Texte zu begleiten und bei jedem Lande zuvörderst die Versuche, wie der Name zu erklären sei, zusammenzustellen. Dem Bedürfnisse seiner Zeitgenossen war leichter zu genügen, als in unseren Tagen. Wir finden in diesen Materialien manch' Unhaltbares, aber unter der Spreu da und dort ein unerwartetes Korn, z. B. daß der alte Name Irlands, Jerne, 'Westland' bedeute, genau wie die neu erstandene keltische Sprachforschung heute annimmt.<sup>2)</sup> Wenn er sich, gerade in diesem Falle, auf den berühmten englischen Altertumsforscher Will. Camden beruft, so erinnern wir uns des geistigen Verkehrs, den der Verfasser der 'Britannia' auch mit einem zweiten großen Kartographen, Abr. Ortelius, 'dem neuen Ptolemäus', unterhielt. Auch bei Mercator finden wir denselben Geist ernsten, nüchternen Studiums, durch welchen das englische Werk<sup>3)</sup> eine für seine Zeit vortreffliche und heute noch gern konsultierte Quelle geworden ist. Wie auf dem Boden seiner Landesgeschichte,<sup>4)</sup> ein Jahrhundert später, A. de Valois, vorsichtig etymologisiert und eben dadurch der Vater der französischen Namenforscher geworden ist, so schon Mercator, der lieber seine Unwissenheit eingesteht oder auf Angabe der aufgetauchten Ansichten sich beschränkt, als daß er in das Lächerliche verfele. Wir finden ihn oft ungenügend, nie aber unvernünftig. Wie ganz anders er z. B. bei dem Namen Flandern, den ein ganz neues, ernsthaftes Werk<sup>5)</sup> vom vlämischen Worte flaenderen = blasen ableitet — 'wegen der Winde, die einst mit Ungestüm gegen die Wälder anprallten ... l'étymologie qui nous paraît la plus probable!'

Was der große Kosmograph in seinen weitverbreiteten Kartenwerken bot, mußte den Gelehrtschulen vielfache Anregung gewähren. Es läßt sich annehmen, daß die Etymologien, wenigstens diejenigen historischer Natur, vielorts im Gymnasialunterrichte Verwertung fanden. In jenen langen Zeiten, welche die Geographie als eine Dependenz

1) Atlas sive cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura. Duisburg 1594, und Atlas minor ed. P. Uffenbach. Amsterdam 1609.

2) P. W. Joyce, Irish Names of Places. 2<sup>d</sup> vol. Dublin 1883 p. 459; H. Gaidoz in Revue Celt. II p. 352 ff. Paris 1875.

3) Britannia, sive florentissimorum regnorum Angliae, Scotiae, Hiberniae et insularum adiacentium ex intima antiquitate chorographica descriptio. London 1586 (Frankf. Ausg. 762 pp. in 8°, 1590).

4) Noticia Galliarum ordine litterarum digesta. 632 pp. in fol. Paris 1675.

5) R. de Denus, Les anciennes Provinces de la France. 294 pp. u. gr. 8°. Paris 1885.

der Geschichte behandelten, hat gewiß mancher sprachsinige Historiker den geographischen Unterricht durch die Namenerklärung belebt und erleichtert, auch wenn das Lehrbuch selbst nicht dazu aufforderte. Wir finden dieses Streben aber auch dokumentiert in verschiedenen Schulbüchern des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, deren einige mir bekannt geworden sind.

Eine denkwürdige Leistung dieser Art begegnet uns in Johannes Hübners (geb. bei Zittau 1668, Rektor in Merseburg und Hamburg, † 1731) geographischem Lehrbuche, welches 36 Auflagen erlebte und in mehrere Sprachen übersetzt wurde.<sup>1)</sup> Es giebt die Namen der Meere, Seen, Inseln, Flüsse, Städte etc. mindestens in ihren lateinischen oder latinisierten Formen, oft auch eigentliche Erklärungen, z. B. bei Portugal, daß die Provinzen portugiesische Namen tragen, die bei uns fremde seien und besser durch die lateinischen ersetzt werden, wie Trans-Tagana, 'bei ihnen Alemtejo ..., wird so genennet, weil sie denen zu Lissabon jenseit des Flusses Tagi gelegen ist.'

Nach diesem Vorbilde hat der St. Galler Dekan und Professor Barth. Wegelin (geb. 1683, † 1750) gearbeitet;<sup>2)</sup> ja er geht noch weiter. Nicht nur erscheinen sämtliche Ortsnamen in ihrer alten Form; nicht nur sind im Verlaufe viele Ortsnamen erklärt; sondern es beginnt jedes Land mit einer Frage über den Ursprung des Namens. 'Woher hat Portugall seinen Namen? Von dem Portu Gallorum, heut zu Tage Porto genannt, weil die Gallier zu der Zeit, da die meisten spanischen Seehäfen in den Händen der Mauren oder Saracenen (!) waren, daselbst insgemein anzuländen und den Christen Hülfe zu leisten pflegten.' Wir wählen dieses Beispiel, um zugleich den Stand der sachlichen Kenntnis zu illustrieren.

Ein anderer St. Galler, Anton Henne (geb. zu Sargans 1798, † 1870) wiederholt die eben auch in Schottland aufgetauchte Anregung, daß die Ortsnamen im Geographieunterrichte erklärt werden sollten. Der Historiker hat, wie der Wortlaut des Buchtitels zeigt,<sup>3)</sup> die Erdkunde gänzlich in den Dienst der Geschichte gezogen und dem Buche seine Eigenart aufgedrückt: seine Sonderheiten, orthographische und methodische, und die übermäßige Betonung der alten Welt, aber auch eine Fülle, freilich eine Überfülle historischer, antiquarischer und statistischer Angaben. Es ist ein für seine Zeit und in seiner Art vortreffliches Lehrmittel, das an wissenschaftlichem Gehalt viele der neueren Produkte geographischer Schullitteratur hoch überragt, alles in den Fußstapfen Karl Ritters und, diesem Vorbilde entsprechend, auch mit konsequent durchgeführter Namenerklärung. Solcher Deutungen sind viele hunderte gegeben, und zwar meist zutreffend, sicher als ein vorzügliches Mittel, die Schüler wissenschaftlich anzuregen. Auch eingelebte Irrtümer, die sich da und dort bis auf den heutigen Tag fortgeerbt haben, wie für Romanshorn, Walenstad, Tigurum ..., werden rundweg abgewiesen, falsche Schreibarten, hie und da unter Beizug alter urkundlicher Formen, berichtigt u. s. w. Bei den angeblich römischen Stationen am Walensee finden wir, 22 Jahre vor Ferd. Kellers

1) Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie 1698 (die mir vorliegende 33. Aufl. 980 pp. in 12°). Leipzig 1728.

2) Grundtliche Einleitung in die neueste Geographie. 338 pp. in 12°. St. Gallen 1737 (in 2. Aufl. 1750).

3) Leitfaden der Geografie beim Geschichtsunterrichte an der St. Galler Kantonsschule. St. Gallen 1838.

Untersuchung, ein Fragezeichen. Der Verfasser hat sich nicht genannt, keine oratio pro domo beigegeben, sondern einfach seine Ideen in praxi vorgelegt. Das längst verschollene, von des Verfassers jetzt bejahrten Schülern mit Pietät konservierte, darum schwer erhältliche Buch verdient neu gewürdigt zu werden.

In rascher Skizze sind wir, durch die Jahrhunderte herabsteigend, bei der Gegenwart, von der wir ausgegangen, wieder angelangt. Aber selbst in dieser haben wir einen Vorgänger: Großbritannien. War dort schon 1835 der beiden Schotten Gibson *Etymologische Geographie*,<sup>1)</sup> ausdrücklich 'zum Gebrauche der Lehrer und vorgerückteren Schüler der Geographie', erschienen, so folgte 1856, für weitere Schulkreise, das Büchlein von Edw. Adams<sup>2)</sup> und 1864, im Inselreiche überhaupt geradezu bahnbrechend, Rev. Isaac Taylors geistvolles *Namenwerk*.<sup>3)</sup> Da wo C. Blackie, im Vorworte seines viel jüngern *Namenbuches*,<sup>4)</sup> das Einst und Jetzt des geographischen Unterrichtes vergleicht, sagt er: 'In meinen Knabenjahren kannte man keine toponymischen Erklärungen; die Dinge haben sich geändert, wohl auf die Anregung, welche Taylors Werk gab: seit 10 Jahren hört man in guten englischen Schulen Fragen über die Herkunft und Bedeutung geographischer Namen stellen.'

Und wir, meine Herren, auf deutschsprachigem Gebiete? So weit waren wir 1875 noch nicht. Jene Anregung von 1863 fand zwar schon in Jahresfrist einen Nachgänger; eine öffentliche Stimme dafür erhob sich jedoch erst 1874, allerdings dann rasch gefolgt sowohl von Nachgängern in der Schulbuchlitteratur, als auch von Mitstreitern auf dem Gebiete der pädagogischen Diskussion. Im einzelnen zu schildern, welchen Gang diese Umwandlung genommen, kann nicht Aufgabe des heutigen Vortrags sein; die Belege finden sich in meiner jüngst erschienenen *Namengeschichte*.<sup>5)</sup> Nur das eine sei hervorgehoben: Die deutsche Schullitteratur besitzt jetzt eine Reihe, etwa 12 der besten und verbreitetsten geographischen Leitfäden, welche die Erklärung der vorkommenden Eigennamen mehr oder minder konsequent durchgeführt haben.

Sollen wir uns dieses Wandels freuen? Ich glaube: ja. Tote Formen erhalten Leben; fremdartige Klänge werden heimisch. Wo die Wassermasse des Zambezi, doppelt so breit als der Rhein in seinem Fall, in die 88 m tiefe Felsenspalte stürzt und unter stundenweit hörbarem Gebrüll thurmhohe Wolken von Wasserstaub aufwirbelt, da sagt der Eingeborne: Mosioatunja = der Rauch macht Lärm.<sup>6)</sup> Wie treu der Natur nachgebildet, dieser Klang! Wie farbig das Namenbild, gleich dem irokesischen Niágara

---

1) *Etymological Geography*; being a classified list of terms and epithets of most frequent occurrence, entering, as postfixes or prefixes, into the composition of geographical names, intended for the use of teachers and advanced students of geography, and as a reference-book in geographical etymologies, in zweiter Aufl. 164 pp. in 12°. Edinburgh 1840.

2) *The geographical Word-Expositor*, or, Names and terms occurring in the science of geography, etymologically and otherwise explained, in 2. Aufl. 158 pp. in 8°. London 1856 (im gleichen Jahre wie die erste).

3) *Words and places*, or, etymological illustrations of history, ethnology and geography. London 1864 (in der Aufl. v. 1882 mit 375 pp. in kl. 8°).

4) *Etymological Geography*. London 1875 p. V.

5) Egli, *Geschichte der geographischen Namenkunde* — mit Probe einer toponomastischen Karte. 430 pp. in 8°. Leipzig 1886.

6) Livingstone, *Missionary Travels* p. 518.



(= Wasserdonner),<sup>1)</sup> ein köstliches Prägstück der Natursprache! Der bedeutendste der Steppenseen Kleinasien, im Areal dem Kanton Aargau nahezu gleich, der Tuz Göl, Tüs Tschöllü, wahrlich, für unsere Ohren ein wunderlicher Klang! Wissen wir aber, daß dieser türkische Namen einfach 'Salzsee' bedeutet,<sup>2)</sup> so hellt sich die ganze Szene auf: Jene trocknen, waldlosen, alles Anbaues unfähigen Salzöden des alten Lykaonien, das traurige Gebiet unstäten Nomadentums, wo einst die Kreuzfahrer so böse Tage erlebten, in die Steppe eingebettet die blendend weiße Seeschale, deren 2 m dicke, fast trockene Salzdecke allsommerlich mit 'Halloren' sich belebt — dieses Bild erwacht in uns mit der einzigen Übersetzung des Namens Tuz Göl.

In der That: die geographischen Namen lassen sich in den Dienst des Unterrichtes ziehen. Diese armen Namen, die Plinius als 'nuda nomina' verklagt, können besseres werden als Gedächtniskram. Sie können lebendig werden und auferstehen als redende Zeugen des Menschengestes. Diese Hieroglyphen, dem Gedächtnis sonst nur mit Zwang unterwürfig zu machen, sie können freundliche Lichter, anmutige Klänge werden, ja unsere Freunde für das ganze Leben.

Nun aber, meine Herren, wissen Sie, daß jedes Ding zwei Seiten hat — auch unsere Sache hat ihre Kehrseite. Wie jede neue Strömung, zeigt sie gewisse Ausschreitungen, und vor diesen warnen darf wohl derjenige am ehesten, der sich als Freund der Sache nicht erst auszuweisen braucht.

Vor allem aus werden Sie die Forderung billigen, daß die Schule nur gesicherte Erkenntnisse biete, nicht Hypothesen und Anregungen, die erst noch zu prüfen sind. Theod. Lohmeyers Flusnamenbuch<sup>3)</sup> z. B. ist eine frische, frohe, selbständige Studie, deren scharfsinnigen und kühnen Entwicklungen man mit Spannung folgt; allein, wenn nun ein nagelneues Schul-Namenbuch<sup>4)</sup> diese Wurzel-etymologie wacker ausbeutet, so liegt da ein Akt der Oberflächlichkeit vor, der zurückgewiesen werden muß. Und diese Oberflächlichkeit wiederholt sich auch auf andere Weise: Über einzelne Namen, die eine ganze, dem Verfasser freilich fremde Litteratur hervorgerufen haben, entscheidet er auf Grund einer ihm zufällig vorliegenden Quelle, wobei zugleich eine andere Ansicht als 'ganz unhaltbar' verurteilt wird. Wenn der Autor eines Schulbuchs, ohne unsere beiden besten Gewährsmänner, Lassen und Schlagintweit, zu konsultieren, den Brahmaputra als 'Blume des Brahma' erklärt,<sup>5)</sup> so hat er sich einer Unterlassungsünde schuldig gemacht. Die Einführung eines Wortspiels, anstatt der richtigen Namen, Hindukusch für Hindukhu,<sup>6)</sup>

---

1) Cuoq, Lexique Iroquois p. 7, Buckingham, America II p. 502.

2) v. Tschihatscheff, Reisen in Kleinasien und Armenien 1847/63 als Erg.-H. 20 zu Petermanns 'Geogr. Mitt.' p. 25. Gotha 1867.

3) Beiträge zur Etymologie deutscher Flusnamen. 126 pp. in kl. 8°. Göttingen 1881.

4) A. Thomas, Etymologisches Wörterbuch geographischer Namen, namentlich solcher aus dem Bereiche der Schulgeographie. 192 pp. in 8°. Breslau 1886.

5) Daniel (-Volz), Leitfaden der Geographie. Halle 1886.

6) Hindukhu, wo pers. khu, kuh = Berg, zunächst der Pafs, welchen die indisch-turanischen Transporte überschreiten, also 'Berg der Hindu'. Da die indischen zum Markt von Balch bestimmten Sklaven oft der Kälte erlagen, so kam das Wortspiel Hindukusch = Hindutöter auf (Schlagintweit, Gloss. 199, Polack, Pers. 2, 364, Humboldt, As. Centr. 1, 110. 607, Ibn Batuta, Trav. 97).

Cape Froward für Forward,<sup>1)</sup> ist verwerflich. Ein gutes Schulbuch wird alle ungesicherten Namenerklärungen ausschliessen, und da überdies viele Ortsnamen unerklärbar bleiben werden, manche als geographisch geringwertig ausfallen dürfen, so bleibt seine Aufgabe auf diejenigen Fälle beschränkt, wo der Name einen physischen oder historischen Charakterzug fixiert und so dem Schüler die Auffassung erleichtert wird. Dadurch wächst die Erklärung mit der Sache; jene tritt gleichsam organisch aus dieser heraus. In dieser Weise kommt die Namendeutung nicht als zudringlicher Fremdling; sie fordert nicht, sie bringt und giebt. So wird man ihr willig das Bürgerrecht einräumen.

Eine besonders heikle Seite in der schulmässigen Behandlung der geographischen Namen ist die Aussprache. Ein gewisser, stark verbreiteter Leitfadent richtet hierin eine greuliche Unordnung an und verlangt, Schritt für Schritt, jene Berichtigungen, die dem Schüler einen verwirrenden Dualismus zwischen dem gedruckten und dem gesprochenen Worte, zwischen der Autorität des Lehrbuchs und der Autorität des Lehrers vor Augen stellen. Eine kleine Blumenlese, meine Herren, wird diese Klage rechtfertigen.

Der fragliche Leitfaden schreibt als richtige Aussprache vor: gad- für Guadalquivir, gad- für Guadiana, giana für Guyana, geira für La Guayra, gaia- für Guayaquil, gana- für Guanahani. Zum Voraus ist hier übersehen, dass in spanischen Silben, die mit gu anfangen, das u nur vor e und i stumm, vor a und o aber hörbar ist. Der Verfasser scheint ferner keine Ahnung davon zu haben, dass guad-, in 24 Flussnamen Spaniens,<sup>2)</sup> aus dem arab. wadi = Fluss oder Thal, das in der Aussprache der westlichen Araber guadi lautete, entstanden und in Guadalquivir das arab. al-kebir = der grosse, in Guadiana der antike Anas hinzugetreten ist. Endlich die Namen indianischen Ursprungs! Auf den in indischen Wörtern häufigen Gebrauch der Silbe gua hat schon P. Martyrs Chronik, 1511, die Aufmerksamkeit der europäischen Welt gelenkt; eine philologische Abhandlung, betitelt 'la sílaba gua ó hua', hat vor einiger Zeit ein Gelehrter von Carácas, Arist. Rojas, seinen venezolanischen Studien<sup>3)</sup> eingefügt. Er belegt da die Behauptung, dass es in Süd-Amerika keine so vielfach angewandte Silbe wie diese gebe, und er fügt ausdrücklich bei, dass dieses ua ein Diphthong sei und, je nach der härtern oder weichern Aussprache des Dialekts, den Accent auf u oder a habe.<sup>4)</sup> Und nun die leichte Behauptung unsers Leitfadens! Als ob irgendwer gano für Guano, gate- für Guatemala spräche!

Im Spanischen und Englischen tönt, einer bekannten Regel entsprechend, deren Ausnahmen uns hier nicht berühren, das ch als Quetschlaut tsch; dieser Regel folgt also auch die Aussprache indianischer Namen, die uns durch die spanischen und englischen Schriften

1) Cape Forward — das äusserste Vorgebirge nannte der englische Seefahrer Thom. Caven-dish 1587 die Südspitze des amerikanischen Kontinents. Da nun bei den vielen Wendungen und Windstössen das Doublieren des Kaps alle Anstrengung der Mannschaft so sehr erfordert, dass ganze Tage lang kaum die Tane aus den Händen der Matrosen kommen, so reden diese scherzhaft von einem Cape Froward = Trutzcap (Debrosses, HNav. 141, Bougainville, Voy. 150, Zeitschr. f. Allg. Erdk. Berlin 1876, 401. 415).

2) Cañes, Diccionario latino-español-arábigo.

3) Estudios indígenas — Contribuciones a la historia antigua de Venezuela. Carácas 1878 p. 89—110.

4) ... la g hiriendo al diptongo ua ... la ortografía de la sílaba gua cambia segun la nacion americana que la emplea. En unos casos la pronunciacion es suave, fuerte en otros, pues el acento cae sobre la u ó sobre la a (ib. p. 94).

vermittelt sind. Unser Schulgeograph jedoch will mischi- für Michigan, das eine Mal schi-, das andre Mal tschi-, für Chicago, und den guten Chimborazo, den schon unsere Väter und Großväter richtig aussprechen lernten, will er zu einem schim..., mit sch, denaturieren.

Auch die Tonlage bringt auffällige Widersprüche mit dem Leben. Der Italiener spricht Mónaco, das Büchlein diktiert monâco. Der Kreole und alle Welt sagt Guatemála,<sup>1)</sup> unser Leitfaden befiehlt guatémala! Auch herzegówina und bukówina müsse betont werden; allein zufolge der Erkundigungen, die vor 11 Jahren schon mein Landsmann Dr. A. Marty, damals Professor an der neu errichteten Universität Czernowitz, bei einem slawischen Kollegen einzuziehen die Güte hatte, verhält sich die Sache anders: Herzegowina hat im Slawischen 2 Accente: hérzego-wína; im Worte Bukowina legt der Grofsrusse den Ton auf die erste Silbe: búkowina, während im Kleinerussischen oder Ruthenischen, das hier maßgebend ist, die Penultima accentuiert wird: bukowína — übereinstimmend, wie mein Gewährsmann beifügt, mit der unter den deutschen Landesbewohnern allgemein üblichen Aussprache. Wir sehen also, unser Büchlein irrt in beiden Fällen.

Es verlangt ferner, gewifs zu jedermanns Erstaunen, für das uns so geläufige Ajaccio das französisierende aschaksio — etwa den Franzosen zu liebe, die selten einen Namen richtig zu sprechen oder auch nur richtig zu schreiben<sup>2)</sup> vermögen? Für den Oranienfluß, welcher erst 1777, anlässlich der Reise des Kapgouverneurs Plettenberg, zu Ehren des stadhouderlichen, jetzt königlichen Hauses Nassau-Oranien so getauft wurde, finden wir die englisch-französische Schreibung mit g, also eine Form, die den Schüler eher auf einen Orangenfluß führen müßte, für die Grofsstadt Canadas, die als Mont Royal, Montréal, begann die Aussprache montriâl, die weder französisch noch englisch ist. In diesen Fällen tritt die Tendenz zu Tage, die ursprüngliche Aussprache nach der Nationalität der neuen Landesherren abzuändern, also dafs uns das Vergnügen in Aussicht stände, mit jeder Territorialänderung auch die Ortsnamen anders auszusprechen. Mit dieser Tendenz berührt sich die mir unverständliche Zumutung, Latinisirungen wie Carolina, Virginia, nach englischer Weise: károleinä, wördschiniä, zu sprechen. Wir verzichten jedoch, auf diese und andere Fälle näher einzutreten; unsere Blumenlese ist reich genug.

Diese Blumenlese, meine Herren, wird Ihnen zeigen, dafs unsere Sache noch einer

---

1) Mein Kollege, Dr. O. Stoll, bekannt durch sein gehaltvolles und lebensfrisches Werk 'Guatemala — Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878/83', Leipzig 1886, schreibt mir, 'dafs Ihre Ansicht, es sei Guatemála zu accentuieren, die einzig richtige ist. Wo sich etwa ein Guatémala in deutsche Bücher eingeschlichen hat, rührt dies offenbar daher, dafs die französische Schreibart ohne Kritik adoptiert wurde und das franz. é mit span. e verwechselt wird. Die Franzosen müssen, um nicht guat' mala zu sprechen, ihr e mit dem aigu versehen, was aber selbstverständlich mit dem Wortaccent, der stets auf die Penultima fällt, nichts zu thun hat.'

2) 'Nous ne savons pas même copier, et à notre ignorance des phonétiques étrangères se joint un singulier esprit d'indifférence pour l'exactitude, une négligence telle que la plupart d'entre nous — gens lettrés, gens d'étude — ne savent pas copier correctement un mot étranger d'apparence un peu 'bizarre'. Mémoire présenté, par le général Th. Parmentier, à la section de géographie de l'association française pour l'avancement des sciences au congrès de Montpellier le 1. Sept. 1879, 36 pp. in Lex. 8°. Paris 1880.

gewissen Abklärung bedarf.<sup>1)</sup> Auf einem Boden, wo Kenntnis und Vorsicht vonnöten, darf nicht dilettantisches Nippen walten; das wäre das beste Mittel, alles in Verruf zu bringen. Eine rationelle Behandlung der Namen wird den geographischen Unterricht veredeln, vertiefen, befruchten; sie soll und wird kommen, aber sie muß recht kommen. Welchen Schwierigkeiten nur schon das Streben nach richtiger Aussprache begegnet, das hat, an der Hand des Aktenmaterials, meine Namengeschichte eingehend dargelegt.<sup>2)</sup> Es genüge, darauf einfach zu verweisen.

Sollen wir nun, von solchen Schwierigkeiten abgeschreckt, die Hände in den Schoß legen? Antil-len und cordil-lären, guadálkwiwir und gránada, wáshington und bören (für Boeren), einfach dulden? Gewiß nicht. Eine Insel wight, eine Landschaft wa-les, eine Stadt kambrid-ge, nor-wich, eine Sternwarte von green-wich — alles nach deutschem Lautwerte gelesen — das darf die Schule nicht bringen. Sie soll nach Wahrheit streben, soweit unsere Mittel ausreichen. Für Sámoa, Sumátra, Bórneo, Celébes, Óttawa, Ecuadór, Galápagos ... genügt ein einfacher Accent, sofern er an den richtigen Ort kommt. In tausend Fällen ist es leicht, der Forderung annähernd richtiger Aussprache zu genügen. Aber vor Pedanterie hat sich der Schulgeograph zu hüten. Die Zwangsjacke, die alles regeln, alles uniformieren, überall, und wäre es aufs Geratewohl, einen Accent anbringen, für ein einfach deutsch gelesenes London ein affektiertes landan, für das fest eingebürgerte Japan ein vornehmes dschēpēn diktieren will — das ist vom Übel. Alles mit Mafs! hat der alte Bias gesagt.

Noch tiefer greift die Sinnerklärung der geographischen Namen. Während Schreibung und Aussprache nur das Kleid der Ortsnamen darstellen, die Orthographie als Formbild, für das Auge bestimmt, die Aussprache als Klangbild, dem Ohr vernehmbar, so liegt das innere Wesen des Namens in seiner Bedeutung. Wir gelangen von der Schale auf den Kern. Es war der große Philosoph Leibnitz, der zuerst den Satz<sup>3)</sup> aussprach:

‘Es giebt keinen Ortsnamen, der ohne Sinn wäre.’

Die Erkenntnis ist, nachdem sie die Feuerprobe zweier Jahrhunderte bestanden, als Grundstein aller Namenforschung heute allgemein anerkannt. Jetzt, wo diese Disziplin zum stattlichen, fruchtbeladenen Baume geworden, darf auch die Schule den Mitgenuß an seinen Früchten ansprechen. Ja, sie hat diesen Anspruch schon erhoben; dies zeigen die weitgreifenden Wellenringe, die unter unseren Augen in der geographischen Schullitteratur sich gezogen haben. Die Namenerklärung im geographischen Unterrichte wird allgemein werden; allein auch sie soll recht kommen. Vor allem aus soll die Erklärung richtig sein, sprachlich gesichert. Der Geograph bedarf des philologischen Rates. Was schon

---

1) Nachschrift: Wenige Tage nach dem Philologenkongreß ging mir vom Verleger der Seydlitzbücher, Herrn Hirt, das Ergebnis der Arbeiten einer von ihm bestellten ‘Seydlitz-Kommission’ zu, betitelt: ‘Die im Schulunterrichte gebräuchlichen geographischen Fremdnamen zum Zwecke einheitlicher Schreibung und Aussprachebezeichnung gesammelt.’ Auf Grund der s. Z. in meinem Gutachten aufgestellten Thesen haben die Bearbeiter ihre Aufgabe mit Geschick und Takt gelöst und damit der Schulgeographie einen großen Dienst geleistet.

2) Geschichte der geographischen Namenkunde p. 355—383.

3) Brevis designatio meditationum de originibus gentium etc. (Opera omnia ed. Dutens IV. p. 186). Gen. 1768.

vor 150 Jahren der schwäbische Kartograph Joh. Mich. Franz, in der Offizin der 'Homannischen Erben', verlangte: der Weltbeschreiber müßte in Sprachen zu Hause sein,<sup>1)</sup> das hat neuerdings der vortreffliche Guthe in die Formel gebracht: der Geograph soll Sprachen lernen!

Die Namenerklärung im geographischen Unterrichte ist aber nicht Selbstzweck; sie ist Mittel zum Zweck. 'Nadelcap', für port. Cabo das Agulhas, ist ungenügend; der Schüler soll dabei erfahren, daß die portugiesischen Seefahrer, die sonst überall der magnetischen Mißweisung begegneten, erstaunt waren, am Südende Afrikas die Nadel nach dem wahren Norden zeigen zu sehen.<sup>2)</sup> Es hat keinen Sinn, Honduras einfach mit 'Tiefen' zu übersetzen; aber wenn wir Kolumbus auf seiner 4. Reise begleiten, so erfahren wir, daß die Spanier, ob den grundlosen Tiefen des Golfs erschrocken, der Küste entlang ostwärts führen und unter schweren Nöten die rettende Landecke erreichten, die sie Gracias a Dios = Gott sei Dank! taufte.<sup>3)</sup> Der 'Wasserdonner' des Niágara, das 'Rauch macht Lärm' am Mosioatunja, die Pflanzenfunde an der Botany Bay, die Schildkröten der Galápagos, die vulkanische Wärme des Roto Mahana, das paradiesische Klima von Valparaíso u. s. f., das soll durch den Vortrag Fleisch und Blut erhalten, und wenn wir am Tuz Göl stehen, so thut's der 'Salzsee' allein noch nicht; die lebendige Schilderung muß sich beigesellen.

So wie der Philologe, wenn er geographische Dinge berührt, die realistische Kenntnis sich verschaffen soll, so kann — auf einem Felde, wo die Philologie mitzusprechen hat — der Geograph auch der sprachlichen Ausrüstung nicht entraten. Auf dem Zusammenwirken von Sprach- und Erdkunde beruht die Namenerklärung im geographischen Unterrichte; es war der Zweck unseres Vortrages, für diesen Bund ein Wort einzulegen.

Vorsitzender: Wünscht jemand von Ihnen eine Bemerkung zu diesem Vortrage zu machen? — Ich spreche wohl in aller Namen, wenn ich Herrn Prof. Egli für den ansprechenden und gehaltvollen Vortrag den verbindlichsten Dank ausspreche. Unsere Geschäfte für heute sind erledigt.

---

### Dritte Sitzung.

Freitag den 30. September 1887, 8½ Uhr.

Direktor Dr. Uhlig-Heidelberg.

#### Einiges über Einheitsschulen.

Gestatten Sie mir, geehrteste Anwesende, wie der gestern gehörte Wächter in der Antigone, φράσαι πρῶτα τὰμαυτοῦ. Ich möchte Sie nämlich bitten, die Anzeige in dem zweiten Zirkular unseres verehrten Präsidiums 'Vorträge sind angekündigt... b) für

---

1) Homannische Vorschläge von den nötigen Verbesserungen der Weltbeschreibungswissenschaft p. 48. Nürnberg 1747; sowie Kosmographische Nachrichten und Sammlungen auf das Jahr 1748 p. 378 ff. Wien und Nürnberg 1750.

2) Adelung, Geschichte der Schifffahrten II p. 654.

3) Colon, Vida p. 6, Navarrete, Coll. de las Obras I p. 284, Zeitschr. f. allg. Erdk. VI p. 180.

die pädagogische Sektion, ... 2) von Uhlig in Heidelberg: Thema noch unbestimmt' — ich möchte Sie bitten, diese Anzeige nicht so zu deuten, als ob ich bei mir gedacht hätte: 'Sprechen will ich jedenfalls, wenn ich auch noch nicht weiß, worüber.' Auf zwei freundliche Aufforderungen, mich bei den Vorträgen zu beteiligen, hatte ich nicht bloß das Was unentschieden gelassen, sondern mich auch bezüglich des Ob recht zweifelnd geäußert. Als dann später an mich die Frage gestellt wurde, ob ich nicht über die Bestrebungen des neugegründeten Einheitsschulvereins etwas sagen wolle, konnte ich mit Apollodor bei Plato antworten: δοκῶ μοι περὶ ὧν πυνθάνεσθε οὐκ ἀμελέητος εἶναι. Denn über dieses Thema hatte ich mich vor nicht langer Zeit anderwärts ausgesprochen. So sagte ich denn zu. Ich bitte mir aber zu erlauben, es so zu halten, daß ich einige Mitteilungen über eine andere Einheitsschule, als die von jenem Verein gewollte, vorausschicke.

Der Verein strebt eine Verschmelzung des Gymnasiums und Realgymnasiums an; aber unter dem Namen Einheitsschule versteht man auch Anstalten, welche eine Verbindung von Gymnasium, Realgymnasium und lateinloser Realschule sind. Diese Vereinigung kann so eingerichtet sein, daß alle Schüler zuerst einige Jahre lang durchweg gemeinschaftlich unterrichtet werden, daß also Latein den unteren Klassen ganz fehlt und erst später eine Teilung stattfindet in eine lateinlose, eine lateinische und eine griechisch-lateinische Linie. Der Art sind seit den siebziger Jahren die höheren Schulen Norwegens und Schwedens. Der Umstand, daß ähnliche Pläne auch in Deutschland entworfen sind, und daß dem höheren Schulwesen Schwedens viel Lob in dem Buch von Klinghardt zu Teil geworden, veranlaßte mich, auf einer im August und September ausgeführten Reise nach Skandinavien, von den dortigen Schulen nähere Kenntnis zu nehmen, wie sie nur erreicht werden kann durch eigene Anschauung und durch eingehende Besprechungen mit Kollegen des Landes.

Lassen Sie mich, ehe ich einige Resultate dieser Beobachtungen und Besprechungen mitteile, hervorheben, in welcher überaus zuvorkommender Weise mir überall und von Jedermann, von Behörden wie Kollegen, begegnet worden ist. Sagt man öfter und nicht mit Unrecht dem Norddeutschen im Gegensatz zum Mittel- und Süddeutschen eine gewisse Steifheit im Verkehr mit Fremden nach, so würde man sich dagegen täuschen, wenn man meinte, diese Steifheit nähme zu, je weiter man im Gebiet der germanischen Rasse sich dem Nordpol näherte. Im Gegenteil, man stößt in den skandinavischen Reichen meist schon in den ersten Momenten der Bekanntschaft auf anmutendste Freundlichkeit und liebenswürdigste Formen. Außer der Empfindung des Entgegenkommens habe ich ferner die voller Offenheit gehabt, daß mir nie die Leistungen der Schule mit einer etwa durch nationale Eitelkeit veranlaßten Schönfärberei geschildert oder Übelstände verschwiegen wurden.

Dasjenige, worüber ich mir Auskunft erbat und auch selbst, soweit ich konnte, Beobachtungen anstellte, war unter anderem die Zucht der Schüler, und da hörte ich manches, was unseren Neid in Deutschland rege zu machen geeignet ist, z. B. die vollkommene Abwesenheit des Schülerverbindungsunwesens, zusammenhängend zum Teil wohl mit der wesentlich anderen Beschaffenheit der studentischen Verhältnisse in Kristiania, Upsala und Lund. Doch hier soll uns nur die Gestaltung des Unterrichts in den höheren Schulen beschäftigen.

Wie derselbe im Ganzen organisiert, ist in Deutschland allgemeiner bekannt geworden, nachdem das schwedische Unterrichtswesen von Erik Lundberg, das norwegische von Christensen in der Schmidtschen Encyklopädie besprochen worden ist. In Klinghardts Buch über das schwedische Schulwesen ist vor allem hinzugekommen ein ziemlich genauer Bericht über die interessanten Kammerverhandlungen in Stockholm und die Ausschussberichte vom Jahre 1881, sowie über die Beschlüsse des königl. Unterrichtsausschusses von 1882/84. Die neueste Phase in der Organisation der schwedischen höheren Schulen wird bezeichnet durch einen vom König genehmigten Reformvorschlag des Kultusministeriums vom 14. Februar l. J., welcher in diesem Winter die Kammern beschäftigen wird. Derselbe ist mir durch die Güte des Herrn Direktors der Ministerialabteilung für höhere Schulen mitgeteilt worden.

Der lateinische Unterricht beginnt in Schweden wie Norwegen erst im vierten der 9 Schuljahre, also in unserer Untertertia, und dauert dann 6 Jahre (in S. mit je 8 wöchentl. Stunden, in N. mit  $7 + 7 + 7 + 9 + 10 + 9$  St.). Der griechische Unterricht wird infolgedessen in Schweden bis zum 6. Schuljahr verschoben, in Norwegen gar bis zum 7. und hat dort 4 Jahre mit  $7 + 7 + 6 + 6$ , hier 3 Jahre mit je 7 Stunden. Neben den Abteilungen, welche Lateinisch und Griechisch treiben, liegen solche, welche nur Lateinisch, und solche, welche weder Lateinisch noch Griechisch haben. Die grundlegende Fremdsprache ist das Deutsche, mit dem die schwedischen Schulen in der untersten Klasse bei neunjährigen Knaben beginnen, die norwegischen in der zweituntersten. Das Französische beginnt in Schweden und Norwegen in der 5. Klasse (Obertertia), hat also 5 Jahre. Das Englische wird in beiden Ländern von den Lateinisch und Griechisch Lernenden erst in der vorletzten Klasse angefangen. Das Französische ist in Schweden obligatorisch, das Englische für die Humangymnasiasten fakultativ; in N. steht den Humangymnasiasten die Wahl zwischen Französisch und Englisch in den beiden obersten Klassen frei. Die Reihenfolge der Fremdsprachen ist also in beiden Ländern: Deutsch, Latein, Französisch, Griechisch, Englisch.

Fast ganz entsprechend ist auch in Dänemark der sprachliche Unterricht gestaltet. Das Latein hat ebenfalls nur 6 Jahre, das Griechische 4, das Englische, welches für die Humangymnasiasten fakultativ ist, 2. Das Deutsche ist auch hier die grundlegende Fremdsprache. Ein Unterschied zwischen der schwedisch-norwegischen und der dänischen Einrichtung aber besteht darin, daß hier das Französische vor, nicht nach dem Lateinischen begonnen wird.

Interessant ist für uns zunächst der deutsche Unterricht. Man muß, zumal als Deutscher, seine Freude daran haben, mit welchem Eifer er gepflegt wird und wie weit man es bringt, allerdings nicht zur Fertigkeit im mündlichen Gebrauch (sie zu erreichen erstrebt man auch in der Schule nicht, sondern überläßt dies billigerweise der Praxis des Lebens), aber zu ordentlicher Geläufigkeit im extemporierten Übersetzen leichterer deutscher Prosa, zum Verständnis auch von Werken, wie Wilhelm Tell und wie Hermann und Dorothea, und zu ziemlich korrektem schriftlichen Übersetzen ins Deutsche. (Bedauerlich erscheint nur, daß die deutschen Stunden in Schweden wie Norwegen mit der drittobersten Klasse ihren Abschluß finden, was aber in Schweden nach dem neuen Regierungsvorschlag, und, wenn ich recht gehört habe, auch in Norwegen jetzt anders werden soll.) Doch bin ich durch die Anschauung dieses Unterrichts in Skandinavien

nicht zu der Meinung gelangt, als ob wir gut thäten, ebenfalls mit einer modernen Sprache und, zwar einer näher verwandten, also der englischen, anzufangen. Auch sprachen mir einige schwedische und norwegische Kollegen die Überzeugung aus, daß der Beginn mit dem Deutschen ihnen keine zweckmäßige Einrichtung zu sein scheine, daß man mit geringerem Zeitaufwand für diese Sprache ebensoviel oder noch mehr erreichen würde, wenn man sie nach dem Lateinischen begänne. Man widmet jetzt dem Deutschen in Schweden in den drei untersten Klassen 6 + 7 + 7 wöchentliche Stunden; aber auch bei dieser Ausdehnung bereitet der Anfangsunterricht große Schwierigkeit, zum Teil entschieden größere, als das Erlernen des Lateinischen bereiten würde. Die grammatischen Kategorien und die verschiedenen syntaktischen Verhältnisse werden eben ungleich leichter an einer Sprache erlernt, in welcher dieselben fast durchweg durch Wandlungen der Form zum Ausdruck gelangen. Stärkere Differenzen, wie sie zwischen dem Lateinischen und den nordischen Sprachen herrschen, werden vom kindlichen Geist rascher begriffen, als feinere, wie die sind, durch welche das Schwedische und Norwegische vom Deutschen geschieden werden. Insonderheit die Verschiedenheit der Bedeutung von schwedischen oder norwegischen und deutschen Wörtern, welche etymologisch zusammengehören, ist oft dem Knaben nicht leicht zu erfassen. Der didaktische Grundsatz 'Erst das Näherliegende, dann das Entferntere' (bei dessen strikter Anwendung man übrigens in Norwegen dazu kommen müßte, mit dem Schwedischen oder Altnordischen zu beginnen, in Deutschland, mit dem Mittelhochdeutschen anzufangen) hat sich ja auch in anderen Fällen als nicht richtig erwiesen. Und auch die Schwierigkeit, welche die Aussprache des Deutschen und seine Orthographie den schwedischen und norwegischen Knaben bereiten, ist in Anschlag zu bringen. Als grundlegende Fremdsprache, durch deren Vergleichung mit der Muttersprache die grammatischen Begriffe zu voller Klarheit gebracht werden sollen, eignet sich eine, bei der zugleich orthoepische und orthographische Schwierigkeiten zu überwinden sind, entschieden weniger, als eine, bei der diese Aufgabe wegfällt.

Der französische Sprachunterricht machte mir durchweg, wo ich beiwohnte, ebenfalls den Eindruck der Gründlichkeit; insbesondere sah ich, wie auf phonetische Dinge viel Mühe verwendet wurde. (Die Schwierigkeit, welche den Jungen in Kristiania und Stockholm das französische j machte, erinnerte mich an unsere Pfälzer Jugend). Auch schriftliche Übersetzungen ins Französische werden bis in die obersten Klassen und im Abiturientenexamen gefordert. Der Kreis der Lektüre ist ein beschränkterer, als bei uns. — Die Frage, ob das Französische vor dem Lateinischen zu beginnen, ist in den schwedischen Kammerverhandlungen vom Jahre 1881 Gegenstand der Besprechung gewesen und dort ebenso eifrig befürwortet und bekämpft worden, wie in Deutschland. Einer der Gegner drückte sich dabei, wie bei Klinghardt zu lesen, sehr kräftig aus: Wenn sich wirklich Fachmänner finden sollten, die es billigen könnten, daß man das Französische vor dem Lateinischen beginne, dann erkläre er, daß von allem Humbug, den man noch vernommen, die Wissenschaft Namens Pädagogik der allergrößte sei. Was unsere deutschen Kämpfe um die Priorität oder Posteriorität des französischen Unterrichts betrifft, so ist mir wiederholt aufgefallen, daß sich hier Ansichtswechsel auch bei Kämpfern vollzogen hat. So erzählte mir jüngst Herr Oberschulrat von Sallwürk in Karlsruhe, daß auch Ostendorf, wie er durch Privatmitteilung wisse, in späterer Zeit den Plan, mit dem Französischen zu beginnen, aufgegeben habe.



Vom Englischen lernen die Humangymnasiasten natürlich in den zwei demselben gewidmeten Jahren nur die Elemente; aber es wird ihnen nach dem, was ich hörte, leicht, auf der ihnen von der Schule gegebenen Grundlage später das aufzubauen, was das praktische Bedürfnis erheischt.

Was begreiflicherweise mein Interesse am meisten in Anspruch nahm, war die Höhe der Leistungen in den alten Sprachen. Es ist so vielfach auch in Deutschland davon gesprochen, daßs gewiß das gleiche Ziel im Lateinischen und Griechischen erreicht werden könne, wenn man damit erst in einem späteren Lebensalter begänne, daßs das Lateinische für 9 oder 10jährige Knaben viel zu schwer sei, daßs, wenn man nur die richtige Lehrmethode anwende, worüber die Laien am leichtesten zu reden wissen, die Hälfte der Jahre für Lateinisch und Griechisch vollkommen ausreichen würde. Es mußte deswegen interessant sein zu sehen, wie weit hier mit so verminderter Zahl von Jahren gelangt werde. Bei dem, was ich selbst durch Hospitieren in einzelnen Lektionen von zwei Schulen in Kristiania, zweien in Stockholm und einer in Lund beobachten konnte, mußte ich mir allerdings sagen, daßs ich zu ungelegener Zeit käme, nämlich nach den großen Ferien, die in Schweden zudem länger, als anderswo, dauern. Trotzdem konnte ich mir durch Kombination desjenigen, was ich hörte, mit dem, was mir die Kollegen mitteilten und was die Programme sagen, ein klares Bild von dem Höhegrad der Leistungen machen. Das Resultat ist im allgemeinen folgendes. Die Lehrer haben sich, soweit ich beobachten konnte, nirgends durch die so sehr beschränkte Zeit dazu verleiten lassen, die Elemente in oberflächlicher Weise zu behandeln und, ohne daßs das nötige Fundament gelegt ist, die Schüler zur Lektüre zu führen, die dann in nichts anderem bestehen kann, als einem wüsten Raten oder der Nachbetung einer gedruckten Übersetzung; sondern man ist sich dort, wie bei uns, bewußt, daßs der intellektuelle Ertrag eines solchen Treibens Null, der moralische sogar ein Minus ist und daßs eines der wichtigsten Ergebnisse des höheren Unterrichts sein muß die Einsicht des Schülers, daßs man in keiner wissenschaftlichen Disziplin zu höherer Erkenntnis und zu Genuß gelangen kann, ohne genaue grundlegende Arbeit, die unverdrossene Anstrengung fordert. So verzichtet man denn notwendigerweise in Schweden auf einen Kreis der klassischen Lektüre, wie ihn die deutschen Gymnasien kennen: man kommt in Stockholm bis zu Xenophon und Homer, man liest aber nicht Sophocles, Herodot, Thucydides, Plato, Demosthenes, und die Lektüre des leichtesten Schulprosaikers und des Homer kann auch in der obersten Klasse, obgleich man es im Griechischen immer mit wenigen und den besten Schülern zu thun hat, leider nicht von fortwährender Besprechung elementarer Grammatikalien freigehalten werden. Man gelangt ebenso im Lateinischen in Stockholm nicht zu Horazens Satiren und zu Tacitus. Und wenngleich die Sache in Norwegen etwas anders gehalten wird, so ergibt sich doch als Gesamtergebnis auch dort, daßs zu einer Lektüre, welche elementare Schwierigkeiten nicht fortwährend aufhalten, und welche zu einer wirklichen Freude an den Autoren führt, im Griechischen wenigstens schwerlich je gelangt wird. Und dies, obgleich, wie ich ausdrücklich bemerken muß, die dortigen Lehrer der klassischen Sprachen, soweit ich beobachten konnte, an Eifer und Tüchtigkeit den deutschen nicht im mindesten nachstehen.

Die notwendige Wirkung eines solchen klassischen Unterrichts kann aber nur sein, daßs in den Schülern mit Ausnahme derjenigen, welche auf den in der Schule gelegten Fundamenten weiter bauen, jene Studien eine ziemlich graue Erinnerung hinter-

lassen, das Andenken an elementare Beschäftigungen, und daß vielleicht in nicht zu langer Zeit auch die Abschaffung des Restes von humanistischen Lektionen an den höhern Schulen verlangt wird. Denn es geht, wie einmal richtig bemerkt worden ist, mit diesen Studien nicht wie mit den sibyllinischen Büchern, daß sie gleichen Wert bei aller Verminderung behalten. Es giebt hier eine Grenze, deren Überschreitung Untergang bedeutet, und die Vorstellung, daß die klassischen Studien auf den Gymnasien Schwedens und Norwegens in Bälde noch weiter zurückgehen werden, wird von den meisten Schulmännern, die ich sprach, geteilt. Auch die Meinungen, welche in den Stockholmer Kammerverhandlungen des Jahres 1881 geäußert sind, weisen auf noch weitergehende Umgestaltungen hin. Der Bericht des Ausschusses der zweiten Kammer forderte: Für den Eintritt in die verschiedenen akademischen Studien soll jetzt auch das Lateinische nicht mehr erforderlich sein; dasselbe soll ferner nur noch in den letzten 4 Jahrgängen geduldet werden. Das Griechische muß dann natürlich auch noch weiter beschränkt werden. Die Verhandlungen sind nicht uninteressant, zum Teil amüsant wegen der Argumente, die ins Feld geführt werden, auch wegen der ausgesprochenen Abneigung sich durch fachmännische Urteile bestimmen zu lassen: nur mit einem durch keine Erfahrung getrüben Urteil darf man an die pädagogischen Fragen herantreten, wenn man sie lösen will. Die neue Vorlage des schwedischen Unterrichtsministeriums an die Kammern vom 14. Februar 1887 möchte das Latein um eine Klasse früher beginnen lassen. Es scheint wenig Aussicht vorhanden, daß man darauf in den Kammern eingeht. In Kopenhagen hat ein Professor der Universität, welcher selbst keinerlei humanistische Studien gemacht hat und dabei unglücklicherweise Philosoph ist (ich bitte mich nicht mißzuverstehen: ich glaube nicht, daß es ein absolutes Unglück ist, Philosoph zu sein; doch Philosoph ohne die nötige empirische Grundlage, entblößt von Wissen, aber ausgestattet mit dem Konstruktionstrieb) — dieser Mann hat bereits in einer Schrift deduciert, daß alle humanistischen Studien unnötig sind. Und zwei andere Herren in Kopenhagen, die nicht auf Seite dieses Weltbefreiens stehen, sprachen sich mir gegenüber geradezu so aus: eine Verbesserung der Verhältnisse scheine ihnen schließlicly nur von einem radikalen Verfahren, das eine Reaktion erzeugen werde, zu erwarten. In der That, es wäre eine solche Revolution in einem Staat, wenn nicht für diesen selbst, so doch wenigstens als warnendes Beispiel für die anderen vielleicht heilsam: man würde dann an den dortigen Folgen klar erkennen, welchen Nutzen die klassische Bildung gewährte. Unsere Revolutionäre auf dem Gebiete des höheren Schulunterrichts berufen sich vor allem auf die dringenden, unabweisbaren Forderungen des Lebens und der Praxis, als ob bei uns höchstens die Theorie blühte, dagegen die Praxis der Theologen, Juristen, Mediziner und Lehrer im Argen läge. Oder nein: so verblendet, um dies zu behaupten, sind die Herren wohl nicht; aber verkehrt genug, um zu meinen, daß, was an unsern Ärzten, Geistlichen u. s. w. lobenswert, nicht wegen, sondern trotz der von ihnen genossenen Gymnasialbildung so sei. Es wäre interessant zu beobachten, welche Segnungen für Leben und Praxis daraus hervorgehen würden, wenn die Ideen der Umsturzmänner irgendwo einmal in die Wirklichkeit übergeführt würden.

Die Organisation der höheren Schulen Schwedens und Norwegens, meine Herren, mit der Hinausschiebung des klassischen Unterrichts auf die mittleren und obersten Klassen ist in ihrem Erfolg der Art, daß, wer die humanistische Bildung nicht aufgeben

will, jene Gestaltung nicht loben kann. Sie wird empfohlen durch den Gedanken, daß ja mit dem 10. Lebensjahre bei vielen noch keineswegs klar sei, welchen Lebensberuf sie ergreifen und welche Vorbildung sie daher brauchen werden. Aber mir scheint der mit ihr verbundene Nachteil ungleich größer, als der Übelstand, daß Einzelne zuerst eine lateinlose Anstalt besuchen, hernach die Neigung bekommen, sich wissenschaftlicher Beschäftigung zu widmen und infolge dessen mit einem größeren oder geringeren Zeitaufwand sich nachträglich in den gymnasialen Unterricht hereinarbeiten. Denn daß nicht wenige heutzutage in Deutschland Lateinisch und Griechisch lernen, die aus dem Gymnasium nicht zu höheren wissenschaftlichen Studien übergehen, das vermag ich nicht als Mißstand anzuerkennen, ebensowenig, wie daß auf unseren Gymnasien jetzt so viele eine gründliche mathematische Schulung erhalten, deren späterer Beruf sich stofflich mit der Mathematik durchaus nicht berührt.

Wenden wir jetzt, meine Herren, unseren Blick auf die andere Einheitsschule, die noch nicht realisierte, aber geplante, die nicht revolutionäre, sondern reformatorische, eine Vereinigung nicht des Gymnasiums, Realgymnasiums und der lateinlosen Realschule, sondern nur der beiden ersteren Anstaltsgattungen.

Der älteste Plan einer solchen Schule ist meines Wissens der 1848 von dem Dresdener Schulverein auf Vorschlag Köchly's und des Mediziners Prof. Richter nach langen Debatten aufgestellte, der sich mitgeteilt findet in Köchly's Blättern zur Gymnasialreform. Dem Griechischen, das in Untertertia beginnen sollte, waren da so viel Stunden zugeteilt, als es jetzt in Preußen hat; dem Lateinischen nur ebensoviel, wie dem Griechischen. Zur Ausführung ist dieser Plan trotz dringender Anträge des Schulvereins an das sächsische Ministerium und an den Dresdener Stadtrat nie gekommen.

Seit dem sturmvollen Jahre 1848 ist der Einheitsschulgedanke nie ganz ausgestorben, besonders lebhaft ist er wieder in den letzten Jahren aufgetreten infolge der Kämpfe zwischen Gymnasien und Realgymnasien: vielleicht, daß manchem bei der Einheitsschule zugleich eine Einigkeitsschule vorschwebte.

Bei uns in Baden allerdings kam die Frage ohne solche Erwägung zur Sprache: denn wir kennen diesen unglückseligen norddeutschen Hader nicht. In der Sitzung der II. badischen Kammer vom 4. Febr. 1882 hatte der verstorbene Abgeordnete von Feder, der damalige Führer der demokratischen Partei, eine Motion betr. die Feststellung der Verhältnisse der badischen Mittelschulen vorgetragen, in welcher es unter anderem hieß: 'Es dürfte die Frage in Erwägung gezogen werden, ob die Schöpfung der sogenannten Realgymnasien eine glückliche war und ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, an ihrer Stelle eigentliche Realschulen ohne das obligatorische Latein zu errichten.' Dieser Punkt der Federschen Motion veranlaßte den Grosh. Oberschulrat im folgenden Sommer einer aus Schulmännern und Nichtschulmännern zusammengesetzten Konferenz die Frage vorzulegen, welche vorher von den einzelnen Lehrerkollegien der Realgymnasien und Gymnasien erwogen worden war: 'Welche Gattungen von Mittelschulen für die männliche Jugend sollen in Baden bestehen?' Die Meinungen gingen bei der Verhandlung sehr auseinander. Der Vertreter der Stadt Karlsruhe erklärte, es sei die Abschaffung der Realgymnasien, welche ihre Existenz einem faulen Kompromiß zwischen realistischer und humanistischer Strömung verdankten, anzustreben. Ebenso war bereits in dem Gutachten des Karlsruher Stadtrats der in den Gymnasien und Realgymnasien zu Tage tretende

Dualismus der Vorbildung für schlechtweg verwerflich erklärt und gefordert, daß eine Schule dem Bedürfnis der höheren Bildung diene: es war dabei eine Reform des Gymnasiums mit ins Auge gefaßt, aber bemerkt, daß dieselbe sicher ohne Zerstörung der humanistischen Grundlagen unserer Bildung bewerkstelligt werden könne. Von Seite des Herrn im Oberschulrat, zu dessen Inspektionskreis die Realgymnasien gehören, und von Seite der beiden Herrn Realgymnasialdirektoren erfolgten Äußerungen entgegengesetzter Art. Das Resultat war, daß die Frage des Vorsitzenden, ob die Realgymnasien so entbehrlich seien, daß der Staat durch Zurückziehung der denselben geleisteten Zuschüsse ihrem Fortbestand entgegenzutreten solle, von der Versammlung verneint wurde.

Das erste Lebenszeichen des Einheitsschulvereins nun, meine Herren, bestand in einem Aufruf, welcher im vorigen Sommer versandt wurde und zu der konstituierenden Versammlung aufforderte. Hier wurde die Zweiteilung des höheren Unterrichts nicht bloß als ein pädagogisches, sondern auch als ein politisches Übel bezeichnet und gesagt, daß an Stelle des Gymnasiums und Realgymnasiums wieder eine höhere Unterrichtsanstalt treten müsse, die Einheitsschule, 'welche sich den Kern der alten humanistisch-gymnasialen Bildung, das Studium der klassischen Sprachen, besonders auch des Griechischen, und der historischen Wissenschaften bewahre, dieselbe aber durch zeitgemäße Reform der Methode (namentlich des fremdsprachlichen Unterrichts), sowie auch durch eine maßvolle Verstärkung der neueren Sprachen, vornehmlich des Französischen, und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrfächer neu kräftige und verjünge.' Als Ziel des Vereins war im einzelnen Folgendes bezeichnet: '1) Die litterarische Diskussion über die Frage der Einheitsschule in lebendigeren Fluß zu bringen; 2) die Aufstellung eines allseitig befriedigenden Organisationsplanes und fester methodischer Grundsätze für die Einheitsschule zu erstreben; 3) das Verhältnis der Einheitsschule zu den übrigen Arten allgemeiner Bildungsschulen, sowie zu den Fachschulen, besonders der Universität, zu erörtern; auch die Frage der Berechtigungen zu besprechen; 4) die öffentliche Meinung und die Faktoren der Gesetzgebung für die Idee der Einheitsschule zu gewinnen.' Unter den 28 Unterschriften befinden sich 12 von Universitätsprofessoren, insbesondere von Vertretern der neueren Philologie, z. B. von Breymann in München, von Förster in Bonn, und außer den Namen von Gymnasiallehrern auch solche von Realgymnasiallehrern. Das zahlreiche Beitreten von akademischen Vertretern der modernen Sprachen hat unzweifelhaft zum Teil seinen Grund in dem Mifsstand der ungleichen Vorbereitung der neuere Philologie Studierenden, welche in Preußen teils von Gymnasien, teils von Realgymnasien kommen. Über die konstituierende Versammlung, welche am 5. Oktober v. J. in Hannover tagte, sind mehrere Berichte, z. T. recht gefärbte, erschienen. Ein ziemlich genaues Referat befindet sich in dem Pädagogischen Archiv. Die Vorbereitung am Abend des vierten ergab schon einen gewissen Dissens und zeigte mir, welche Gereiztheit der in Norddeutschland gegenwärtig herrschende Streit hervorgebracht hat: der Ausdruck 'Realschulmänner' wurde übelgenommen. Es handelte sich um Beantwortung der Frage, ob am nächsten Tage alle in der Diskussion zum Worte gelangen sollten oder nur die, welche mit den in dem Aufruf bezeichneten Grundsätzen einverstanden seien. Man wufste, daß verschiedene Vertreter der sogenannten Realschulmännerpartei beabsichtigten, dem Plan einer Einheitsschule nach jenen Grundsätzen entgegenzutreten. Die akademische Vereinigung in Berlin hatte ausdrücklich zu dem Zweck, gegen eine solche Einheitsschule Einsprache zu

erheben, einen Vertreter nach Hannover entsandt. Nun mag es im allgemeinen allerdings als Pflicht der Gerechtigkeit erscheinen, bei öffentlichen Verhandlungen jedermann zu Worte kommen zu lassen; jedoch im vorliegenden Fall, wo sich einmal erst diejenigen, welche den im Aufruf bezeichneten Prinzipien beistimmten, zu einem Verein konstituieren wollten, war es nach meiner Auffassung unrichtig, die Gegner jener Prinzipien zur Debatte zuzulassen. Doch war dies die Ansicht der Majorität der Vorversammlung, in welcher die Gegner der aufgestellten Grundsätze einen ziemlichen Bruchteil ausmachten und auch viele Verfechter derselben den Wunsch hegten, es möchte ihnen von gegnerischer Seite alles entgegengestellt werden, was man zu sagen wisse. Nur die eine Beschränkungsmafsregel wurde aufgestellt, dafs niemand in der Diskussion länger als 5 Minuten reden dürfe. Der folgende Tag zeigte eine Versammlung von etwa 100 Männern in der Aula der höheren Schulen. Der erste Vortrag war der des Realgymnasialdirektors Dr. Steinmeyer aus Aschersleben, der schon früher durch Broschüren für die Sache der Einheitschule eingetreten war. Es wurde in klarer Weise die historische Entwicklung der Realschulen und Realgymnasien dargelegt und es wurden die verschiedenen Standpunkte gekennzeichnet, welche einst W. v. Humboldt und Stüvern, dann Wiese bei der Zweckbestimmung des Gymnasiums eingenommen. Während jene die allgemeine höhere Bildung als Ziel des Gymnasiums betont hätten, habe Wiese die Vorbereitung auf die Universitätsstudien in den Vordergrund gestellt. Damit werde das Gymnasium gewissermafsen zu einer Fachschule gemacht und die Frage hervorgerufen, ob es nicht möglich sei, für gewisse akademische Studien auf anderem Wege ebenso gut oder noch besser als durch die Gymnasien vorzubereiten. Redner hält den Wieseschen Standpunkt für falsch und kehrt zu dem Humboldtschen zurück. Er will, dafs das Gymnasium in erster Linie die Pflegestätte höherer allgemeiner Geistesbildung sei. Diese höhere Geistesbildung ist, fügte er dann in seiner ersten These hinzu, zugleich die geeignete Grundlage für jedes wissenschaftliche Studium. In einer anderen These stellte er den Satz auf, dafs von den Lehrgegenständen unserer höheren Unterrichtsanstalten für die höhere allgemeine Geistesbildung in unserer Zeit kein einziger entbehrt werden könne. Der zweite Vortrag war der des Gymnasiallehrers Hornemann in Hannover, des Mannes, der unzweifelhaft um das Zustandekommen des Einheitsschulvereins die gröfsten Verdienste hat. Seine Ansicht über die Organisation der höheren einheitlichen Schule war durch Sonderabdruck eines Aufsatzes des pädagogischen Archivs vom Jahre 1886 bereits in ziemlich weiten Kreisen bekannt geworden. Sein Vortrag in Hannover gipfelte in folgenden zwei am Schlufs aufgestellten Thesen: '1) Eine besonnene Schulreform darf nicht plötzlich eine Neuordnung des öffentlichen Unterrichts auf ganz anderer Grundlage erstreben, sondern mufs die bestehenden Einrichtungen durch allmähliche Umbildung mit den Forderungen der Gegenwart in Einklang zu bringen suchen. 2) Weder das Gymnasium noch das Realgymnasium genügen den Anforderungen der Gegenwart völlig. Das Gymnasium ist durch teilweise Annäherung an das Realgymnasium umzugestalten. Dabei ist das Griechische in der gegenwärtigen Ausdehnung im Ganzen zu erhalten, das Lateinische, soweit nötig, zu beschränken.' Hierauf begann die allgemeine Diskussion über das Gesagte, die sich nach einer Unterbrechung gegen Mittag bis in den Abend fortspann und die im Allgemeinen das unerquickliche Bild eines Chaos bot, in dem die verschiedensten Kräfte und Strebungen miteinander streiten, ein Beweis auch dafür, wie wenig fruchtbar eine allgemeine Diskussion über so weitgreifende Fragen

ist. Die fünf Minuten wurden nicht immer innegehalten. Für mich war die Verhandlung hauptsächlich belehrend, weil ich daraus einmal die Heftigkeit der Parteien aus eigener Anschauung kennen lernte, von der ich dann auch in Gesprächen viel hörte. Mag das gröbere Geschütz im Allgemeinen von den Realschulagitatoren angewandt sein, so ist doch gewiß hier von beiden Seiten gefehlt. Ein junger Lehrer, der früher an einem Gymnasium, jetzt an einem Realgymnasium angestellt ist, erzählte mir z. B., daß ihm sein früherer Direktor bei dem Schulaktus, in welchem er ihn verabschiedete, zugerufen habe: 'Sie gehen also jetzt zu unsern Feinden über!' Jedenfalls ist dieser unselige Kampf vollkommen geeignet, in Norddeutschland die akademisch gebildeten Lehrer in der öffentlichen Meinung herabzusetzen.

Die Diskussion in Hannover stellte in der That einen Uneinigkeitsschulverein dar. Trotzdem haben die Vertreter der Idee den Mut keineswegs sinken lassen. In einer ausschließlichen Sitzung dieser am Morgen des nächsten Tages konstituierte man sich, stellte die sehr kurzen und einfachen Statuten fest, wählte den Vorstand, bestimmte Ort und Zeit der nächsten Versammlung (Halle, um Ostern) und beriet, in welcher Weise bis dahin ein weiterer Kreis über die Zwecke des Vereins in Kenntnis gesetzt werden könne. Diese Bemühungen waren nicht vergeblich. Im März dieses Jahres erschien ein zweiter Aufruf, unterzeichnet von 75 Männern verschiedener Berufsarten. Die Zahl der Universitätsprofessoren hatte sich stark vermehrt: außer den früher Beigetretenen finden wir jetzt hier auch Vertreter der Medizin und Naturwissenschaften, wie den Chemiker Lothar Meyer in Tübingen, den Professor der Chirurgie an hiesiger Universität Krönlein, der mit seiner vorjährigen Rektoratsrede in so entschiedener Weise für die humanistische Vorbildung auch der Mediziner eingetreten ist, ferner Vertreter der technischen Fächer, wie Oberbaurat Funk in Hannover, den Professor am hannöverschen Polytechnikum Barkhausen. Der Aufruf bezeichnete außer dem Zweck des Vereins die allgemeinen Bedingungen, unter denen man die Verschmelzung des Gymnasiums und Realgymnasiums mit Beibehaltung sämtlicher Unterrichtsfächer, insonderheit des Griechischen und Englischen, ohne Vermehrung der Gesamtstundenzahl und ohne Überanstrengung der Schüler für möglich halte (Ausscheidung von allem Fachwissenschaftlichen, Verteilung der pädagogischen Aufgaben des fremdsprachlichen Unterrichts auf die einzelnen Sprachen nach der Eigentümlichkeit einer jeden, möglichst fruchtbare Beziehung der Unterrichtsgegenstände zu einander, zweckentsprechende Lehrweise, theoretische und praktische Vorbildung der Lehrer). Zugleich wird als erste Aufgabe des Vereins die Ausbildung eines entsprechenden Lehrplanes, als weitere die Mitarbeit an einer befriedigenden Lösung der Berechtigungsfrage bezeichnet. Auf Grund dieses Aufrufes fanden sich am 13. und 14. April in Halle eine ansehnliche Zahl von Teilnehmern ein: auch vom Publikum waren die Sitzungen gut besucht. Gegner der Einheitsschule waren fern geblieben oder ergriffen wenigstens nicht das Wort, obgleich auch in Halle Zulassung zur Debatte für Alle erklärt war. Über den Inhalt sowohl der gehaltenen Vorträge als der Diskussionen bin ich (ich konnte dieser Versammlung leider nicht beiwohnen) durch die Güte der Herrn Steinmeyer und Hornemann bald darnach in genauester Weise unterrichtet worden. Jetzt liegen die drei Vorträge in wörtlicher Genauigkeit, sowie eingehende Berichte gedruckt vor. Ich werde daher hier nur die Hauptpunkte herausheben.

Der diesmalige Vorsitzende, Realgymnasialdirektor Steinmeyer, konstatierte in seinen einleitenden Worten, daß in zwei Punkten bereits Übereinstimmung zwischen

den Mitgliedern des Vereins vorhanden sei: sie seien einig über den großen Wert einer gemeinsamen Jugendbildung für alle Höhergebildeten und über die Notwendigkeit, das Griechische als wesentlichen Bestandteil dieser Jugendbildung festzuhalten. Die Absicht der gegenwärtigen Versammlung bestehe nun nicht darin, grundsätzliche Gegner der höheren Einheitsschule zu überzeugen, sondern darin, die Bedenken derjenigen zu zerstreuen, welche, obwohl der Idee einer solchen Schule freundlich gesinnt, dem Vereine bisher nicht beigetreten, weil sie an der Möglichkeit der Verwirklichung zweifelten, ferner darin, unter den Mitgliedern selbst eine über die bezeichneten zwei Punkte hinausgehende Übereinstimmung vorzubereiten.

Der erste Vortrag wurde von dem Direktor der Francke'schen Stiftungen Dr. Frick gehalten 'über die Möglichkeit der Einheitsschule'. Frick ging von den beiden Sätzen aus, daß das Griechische der Einheitsschule erhalten bleiben, das Englische und der Zeichenunterricht aber, jenes mit zwei, dieses mit einer wöch. Stunde in den oberen Klassen als obligatorische Unterrichtsgegenstände hinzutreten müßten, und wirft nun die Frage auf, ob dieses Plus dem Lehrplan der Primen und Sekunden des Gymnasiums ohne Überlastung der Schüler hinzugefügt werden könne. Die Antwort lautet bejahend für den Fall einer Modifikation des ganzen Unterrichtsbetriebes und der Verminderung der Unterrichtsstunden für andere Fächer. Der gegenwärtige Unterrichtsbetrieb macht dem Redner den Eindruck eines Atomismus. Damit an Stelle dessen ein Organismus entstehe, sei nötig, den eigentümlichen Wert der einzelnen Lehrgegenstände zu prüfen und danach ihre Stellung zu einander zu bestimmen; ferner alles aufzusuchen, was die großen Unterrichtsgebiete und ihre einzelnen Glieder mit einander zu verbinden geeignet sei, und durch besondere Veranstaltungen die einzelnen Disziplinen in Wechselwirkung zu setzen. Es folgte eine anregende und ansprechende Beleuchtung der einzelnen Unterrichtsgegenstände in Bezug auf den Lehrstoff, die Lehrweise und das Verhältnis zu den anderen Lehrobjekten. Im Lateinischen soll wegfallen der lateinische Aufsatz und das Lateinsprechen und erhalten bleiben nur das Übersetzen aus gutem Deutsch in gutes Latein. In der altklassischen Lektüre sollte man manche Lesestoffe, auf die bisher Wert gelegt, fallen lassen: man sollte sich insonderheit vielfach von den römischen Nachbildungen lieber zu den griechischen Originalen wenden. Verfährt man in dieser Weise, so kann das Latein in den Sekunden und Primen von den ihm in Preußen zugewiesenen 8 Stunden 2 an das Englische abgeben. (Ich meine, auch dem über lateinische Lektüre Gesagten stimmt gar mancher bei und wird, wenn ihm Nr. 208 vom laufenden Jahrgang der Nationalzeitung in die Hände gekommen ist, eigentümlich durch einen dort befindlichen Aufsatz berührt worden sein, in welchem ein Besprecher des Einheitsschulplanes unter der Überschrift 'Nachdruck verboten' ausführt, wie vielmehr aus den philosophischen Schriften Ciceros uns das Vorbild edler, allseitiger, sozusagen normaler Humanität entgegentrete und die empfänglichen jugendlichen Gemüter mächtig bildend ansprechen solle und auch anspreche.) Eine Vermehrung der zwei Stunden für Naturgeschichte und Physik ist nach Fricks Ansicht nicht nötig: man habe sogar Zeit zur Einführung in die Elemente der Chemie, wenn man Unnötiges, wie die mineralogische Nomenklatur, bei Seite lasse. Eine tüchtige mathematische Schulung, wie sie jüngst noch Schellbach verlangt, sei selbstverständlich. Aber der mathematische Unterricht müsse sich gründlich von dem hyperabstrakten Formalismus lossagen, einem Gegenbild des verkehrten Grammaticismus im philologischen Unterricht: er müsse von der ersten

Stufe an stets auf die konkrete Welt Rücksicht nehmen. Dann werde er aufhören den meisten eine Last zu sein, werde sich aus einer Last in eine Kraft verwandeln. Dabei wird dankend zu den Akten der Einheitsschule genommen, daß auch nach Schellbachs Meinung 6 Stunden für Mathematik und Physik in den oberen Klassen genügen. Redner schloß damit, daß die Einheitsschule eine bessere pädagogisch-didaktische Ausbildung der Lehrer und eine größere Einheit der Lehrweise fordern würde.

Aus der Debatte über diesen Vortrag will ich erwähnen, daß Realgymnasiallehrer Vieweger mit Beziehung auf eine soeben von ihm erschienene Broschüre den Wunsch aussprach, es möchte in der Einheitsschule mit dem Englischen in VI begonnen werden und das Lateinische erst in V folgen. Ich habe vorhin schon, als ich von der skandinavischen Schulorganisation redete, meine Ansicht über die Unzweckmäßigkeit einer solchen Reihenfolge ausgesprochen und will jetzt nur noch ein Argument berühren, welches der genannte Herr außer dem der Einfachheit der englischen Sprache und ihrer näheren Verwandtschaft mit unserer Muttersprache anführte. Es lautet: der Sextaner werde leichter als der Sekundaner die Schwierigkeiten der Aussprache des Englischen überwinden. Dem liegt eine Vorstellung zu Grunde, welche vielfach auch bei dem Vorschlag, mit dem Französischen statt mit dem Lateinischen zu beginnen, mitgewirkt hat, die daß die Zunge des Menschen innerhalb des zweiten Dezenniums steifer, oder daß sein Ohr stumpfer werde, kurz, daß er im 16. Lebensjahr nicht mehr so fähig sei, sich fremdländische Laute anzueignen, als im 10. Diese Vorstellung ist nach meiner pädagogischen Erfahrung falsch. Es scheint da eine Verwechslung vorzuliegen des Sextaners mit einem Kinde, welches neben seiner Muttersprache durch Hören und Sprechen das Französische oder Englische erlernt.

Der zweite Vortrag in Halle wurde von Dr. Lothar Meyer, Professor der Chemie an der Tübinger Hochschule (früher Prof. am Karlsruher Polytechnikum) gehalten, der in pädagogischen Kreisen bereits durch seine 1873 erschienene Broschüre 'Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten' bekannt geworden war. Er hatte sich entschlossen, über den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht in der Einheitsschule zu sprechen, weil besonders auch eine Formulierung der von der Universität an die Vorbildung ihrer Studierenden zu stellenden Forderungen gewünscht werde. Nach Meyers Meinung ergiebt eine Prüfung der dem Gymnasium in Bezug auf den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht gemachten Klagen, daß manche berechnete Forderung bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben, dagegen auch viele unberechtigte nicht bloß gestellt, sondern auch zum Teil erfüllt seien. Die Mehrzahl der Gymnasiasten hat nach Redners Beobachtung auf der Schule nicht die Fähigkeit erworben zu beobachten und richtige Schlüsse aus den Beobachtungen zu ziehen, und die von ihnen erworbenen mathematischen Kenntnisse verstehen die meisten nicht zu benutzen, sondern sie sind ein Ballast ohne Nutzen für sie. Entgegenstehende Beobachtungen aber, die Prof. Meyer mit Schülern aus einzelnen Gymnasien gemacht, beweisen ihm, daß das meistens Fehlende bei richtiger Methode und tüchtigen Lehrern sehr wohl überall erreicht werden könnte. Die Realgymnasien leiden nach des Redners Meinung unter dem Druck der Aufgabe, gleichzeitig für höhere Studien und für den unmittelbaren Eintritt ins praktische Leben vorzubereiten. Die Rücksicht auf letzteres Ziel zwingt sie zu einer Ausdehnung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts, welche für die zu höheren Studien bestimmten Schüler nicht nur extensiv viel zu weit geht, sondern auch



durch die abschließende Behandlung, welche dieser Unterricht erfährt, den Schülern gar zu leicht die Meinung erzeugt, als hätten sie die behandelten Gegenstände gründlich erschöpft. Die Einheitsschule hätte sich von den Fehlern beider Schulgattungen fern zu halten. Ihre Aufgabe wäre, ihren Schülern eine zu jedem höhern Studium befähigende Vorbildung, aber keinerlei Fachbildung zu geben. Der naturwissenschaftliche Unterricht hat nicht die Hochschule zu ersetzen oder zu entlasten, sondern nur zum Studium der Naturwissenschaften zu befähigen durch Übung der sinnlichen Wahrnehmung und richtiger Schlusfolgerung aus den Beobachtungen. Ein gewisses Quantum positiver Kenntnisse wird dabei naturgemäß gewonnen, aber nicht sie sind die Hauptsache, sondern die Entwicklung der Fähigkeiten. In den niederen Klassen hat man vorwiegend beschreibenden Naturunterricht zu treiben, in den oberen Naturlehre und Physik, in welche nur die ersten Elemente der Chemie einzuschalten sind; die Chemie als besondere Wissenschaft zu treiben, widerriet der Redner: nur die Lehre von den chemischen Grundbegriffen und Grundgesetzen ist zu entwickeln, damit die, welche später keine Chemie treiben, einen Einblick in die merkwürdigen Wandlungen der Stoffe von der Schule mitnehmen. Im mathematischen Unterricht ist die richtige Teilung der Arbeit zwischen Gymnasium und Hochschule die, daß jene die niedere Mathematik vollständig absolviert, die höhere aber ganz der Hochschule überläßt. Auch hier ist nicht die Gewinnung von Kenntnissen die Hauptsache, sondern die Aneignung der Fähigkeit, mit mathematischen Methoden zu operieren. Bei richtigem Lehrverfahren sind diese Ziele in wöchentlich vier mathematischen und zwei naturwissenschaftlichen Stunden zu erreichen, bei schlechtem Verfahren auch in der doppelten Zeit nicht. Zur Sicherung aber des Erfolges gehört, daß für eine richtige Ausbildung der Lehrer Sorge getragen wird.

. Ich habe mir nicht versagen wollen, die Hauptsätze auch dieses Vortrages anzuführen, weil sie nach meiner Meinung den Nagel auf den Kopf treffen. Der wichtigste unter ihnen scheint mir der, daß der naturwissenschaftliche wie mathematische Unterricht des Gymnasiums in erster Linie der Erziehung gewisser Fähigkeiten, nicht der Aneignung eines bestimmten Wissensquantums dienen soll. Bei dem anderen Verfahren ist das Wichtigere dem weniger Wichtigen, das Dauernde dem sehr Vergänglichen vorgezogen. In Folge der Beobachtung, wie rasch schon während der Schulzeit das Detail des naturwissenschaftlichen Wissens schwindet, pflegt dann von den Vertretern der falschen Richtung mehr Zeit für den naturwissenschaftlichen Unterricht begehrt zu werden; aber auch dieses Plus würde nicht genügen, die verkehrten Wünsche zu verwirklichen, wie die Unterrichtsergebnisse an anderen Anstalten und in anderen Ländern beweisen.

Den dritten Vortrag in Halle hielt Herr Hornemann 'über die Pflege des Auges und der Anschauung in der Einheitsschule'. Die beiden Sätze: 'das Prinzip der Anschaulichkeit muß in größerem Umfange durchgeführt werden' und 'es muß zugleich durch einen ausgedehnteren Zeichenunterricht besser für die Pflege des Auges gesorgt werden', wurden geschickt durchgeführt. Was der Redner über das Zeichnen des Lehrers und das Nachzeichnen der Schüler im naturgeschichtlichen, geographischen, philologischen Unterricht bemerkte, scheint mir nicht bloß richtig, sondern hat sich mir in der Praxis schon seit längerer Zeit bewährt. Nicht unangemessen aber war es, glaube ich, daß in der Diskussion darauf hingewiesen wurde, wie auch ein Zuviel von Anschauungsstoff geboten werden könne, das für die Gewöhnung an genaue Beobachtung nicht förderlich sei.

Überschaut man die Verhandlungen in Halle, meine Herren, so kann man wohl sagen, daß das vielfach ausposaunte Fiasco der Hannoverschen Versammlung hier wett gemacht ist. Es zeigte sich in verschiedenen wichtigen Punkten vollständiger Einklang zwischen den mit lebhafter Beistimmung aufgenommenen Vorträgen, obgleich die Redner, wie mir ausdrücklich versichert worden, sich nicht vorher verständigt hatten. Dieses günstige Resultat würde wahrscheinlich noch eine Erweiterung erfahren haben, wenn Prof. Körting nicht leider durch Krankheit gehindert gewesen wäre, seinen Vortrag über den neusprachlichen Unterricht auf der Einheitsschule zu halten. Man kann jetzt sagen, daß der Verein und seine Idee eine Zukunft haben und das Interesse aller Pädagogen verdienen. Welcher Art allerdings diese Zukunft im einzelnen sein wird, ist schwer zu prophezeien. Doch möchte ich glauben, daß es dem Verein gelingen wird, in nicht zu ferner Zeit einen Plan zu gestalten, den die preussische Regierung zwar natürlich nicht in der Weise ausführen wird, daß sie danach flugs alle Gymnasien reformiert und die Realgymnasien, wie dies im Elsass geschehen, aufhebt, aber dessen Ausführung sie doch wohl an einigen Anstalten gestatten wird. Ich möchte das um so eher glauben, als die Forderung der Einheitsschulmänner, welche gewiß vielen starkes Bedenken erregt, das obligatorische Englisch neben Latein, Griechisch und Französisch faktisch von einer großen Reihe deutscher Gymnasien, welche durch ihre geographische Lage darauf hingewiesen sind, schon verwirklicht ist. Die Einrichtung von Schulen nach dem Plane des Einheitsschulvereins würde dann die Durchführbarkeit seiner Forderungen zu zeigen haben. Eins aber ist, meine ich, sicher von den Diskussionen des Vereins zu erwarten, daß sich Gymnasium und Realgymnasium gewisser Mängel, die jedem im Vergleich mit der andern Schulgattung anhaften, mehr bewußt werden, sie, soweit thunlich, abzulegen streben und sich so allmählich immer mehr nähern. Diese Annäherung scheint mir in der Luft zu liegen. In der Cirkularverfügung des preussischen Kultusministeriums vom 31. März 1882 heisst es: 'der von vereinzelt Stimmen befürwortete Gedanke, für alle jungen Leute, deren Lebensberuf wissenschaftliche Fachstudien auf einer Universität oder einer technischen Hochschule erfordert, eine einheitliche, die Aufgabe des Gymnasiums und der Realschule verschmelzende höhere Schule herzustellen, ist wenigstens unter den gegenwärtigen Kulturverhältnissen, mit denen allein gerechnet werden darf, nicht ausführbar, ohne daß dadurch die geistige Entwicklung der Jugend aufs schwerste gefährdet würde.' Hiernach könnte man in dieser die Lehrpläne der preussischen Gymnasien und Realgymnasien mehrfach abändernden Verordnung eine größere Differenzierung der beiden Anstaltsgattungen erwarten; doch umgekehrt sind sie einander ähnlicher geworden. Das Gymnasium hat wöchentlich 9 Stunden Latein gegen früher verloren, das Realgymnasium 10 gewonnen; das Französische 4 Stunden am Gymnasium gewonnen, Geschichte und Geographie 3, die Mathematik 2, wogegen sie am Realgymnasium 3 verlor. Ebenso zeigt der Lehrplan des Gymnasiums eine Vermehrung, der des Realgymnasiums eine Verminderung der naturwissenschaftlichen Stunden. Der Stundenplan der VI—IV ist im Gymnasium und Realgymnasium fast identisch geworden. In Baden ist die Identität bezüglich der drei untersten Klassen seit dem Erlaß vom 14. August 1883 eine vollkommene. Ich meine, wenn nun alle dem Realgymnasium in ihrem Lehrplane genäherten Gymnasien darauf Bedacht nehmen wollten, ihren Schülern von Untersekunda an einen unentgeltlichen fakultativen englischen Unterricht von je zwei Wochenstunden zu bieten, wenn sie für die mittleren

und oberen Klassen fakultative Kurse im Freihandzeichnen, für die oberen zugleich solche im geometrischen Zeichnen einrichten wollten, wenn sie die Teilnahme an dem fakultativen Unterricht auch dem Wenigbegabten durch angemessene Beschränkung der häuslichen Aufgaben, insonderheit der schriftlichen lateinischen Arbeiten, ermöglichen würden, so befinden sich diese Anstalten schon auf dem halben Wege zur Einheitsschule. Dafs dem genannten Wenn nicht etwa unüberwindliche Aber entgegenstehen, weifs ich auch aus eigener Erfahrung. An der Anstalt, der ich angehöre, sind jene fakultativen Kurse nicht blofs eingerichtet, sondern werden von Sekundanern und Primanern gut besucht (für die Tertia ist der Zeichenunterricht in Baden noch obligatorisch): von den 64 Untersekundanern des letzten Schuljahres z. B. nahmen 43 (natürlich in zwei getrennten Abteilungen) am Englischen teil; die anderen 21 begannen in dieser Klasse zum Teil das Hebräische.

Für Länder, meine Herren, welche eigentliche Realgymnasien gar nicht haben, wie die Schweiz, scheint die ganze Bestrebung des Einheitsschulvereins auf den ersten Blick gleichgültig zu sein, und doch sind manche Gedanken der Einheitsschulverfechter auch da erwägenswert. Ich meine vor allem die Ansicht, dafs das Griechische ein integrierender Bestandteil des Gymnasialunterrichts sei, und dafs daher die Teilnahme an demselben nicht etwa in das Belieben der häufig doch hier inkompetenten Eltern oder gar der Schüler gestellt werden sollte. Es ist dies ein Satz, den insonderheit auch der Mann an diesem Orte unablässig verfochten hat, der die philologischen Studien in Zürich Jahre lang so vertrat, dafs er ihnen nicht blofs viele tüchtige Jünger zuführte, sondern auch gröfsere Kreise für dieselben interessierte, ich meine Köchly. In der That bleibt alle Zeit wahr, was er seit seinem ersten Auftreten auf der Arena der pädagogischen Streitfragen vertrat, dafs nicht blofs von humanistischer Bildung nur da geredet werden könne, wo das Griechische gelernt werde, sondern dafs der griechischen Sprache und Litteratur im Gymnasium zwar nicht die Priorität der Zeit, aber die der Wertschätzung zukomme. Auch Philologen und Schulmänner, die in erster Linie Latinisten waren, wie mein nunmehr heimgegangener verehrter Freund Eckstein, haben das anerkannt. Derselbe sprach einst aus: 'mit dem lateinischen Aufsatz steht und fällt das Gymnasium'. Ich meine, er hat später das Unrichtige dieses Ausspruchs selbst erkannt. Sicher aber weifs ich, dafs er bis zu seinem Tode mit uns gedacht hat: 'mit dem Griechischen steht und fällt das Gymnasium'. Auch der königl. Unterrichtsausschufs in Schweden, der viel einräumt, was wir nicht einräumen würden, erklärt: Das Griechische mufs auf der klassischen Linie obligatorisch werden, weil eine wahre klassische Bildung ohne Kenntnis dieser Sprache nicht möglich ist.

Legen wir klassischen Philologen aber solchen Wert auf dieses Unterrichtsfach, so wird es auch unsere Pflicht sein, all' unsere Kraft an die Verbesserung der Methode desselben zu setzen und, soweit uns solcher Unterricht anvertraut ist, stets in demselben daran zu denken, dafs wir eine wichtige Burg zu verteidigen haben, dafs zum grofsen Teil von der Art, wie dieser Unterricht gegeben wird, die Art seiner Weiterexistenz abhängt. Verfehlen wir ja nicht, unseren Schülern eine feste grammatische Basis zu geben; verfehlen wir nicht, sie aller Förderungen des Verstandes teilhaftig zu machen, welche eine Erfassung der Eigentümlichkeiten dieser durch Reichtum und Feinheit des Ausdrucks hervorragenden Sprache gewährt; aber versäumen wir auch nicht, auf diesen Fundamenten

in den Seelen der Schüler Empfindung und Erkenntnis der Vorzüge griechischer Poesie und Erzählungskunst, attischer Beredsamkeit und Gesprächskunst, Kenntnis der religiösen Anschauungen und der politischen Zustände Altgriechenlands aufzubauen. Verfahren wir so, dann können wir getrost hoffen, daß die unzerstörbare Kraft griechischen Geistes sich auch in der Erhaltung des griechischen Unterrichts bewähren wird.

Rektor Dr. Welte-Winterthur: Ich möchte dem Vortrage einiges beifügen. Herr Direktor Uhlig hat von der Beschränkung der griechischen Lektüre in Schweden gesprochen, daß man dort nur Xenophon und Homer lese. Ich möchte daran erinnern, daß auch Köchly im 'Neuen schweiz. Museum' sich einmal in gleichem Sinne ausgesprochen hat. Ob er später hierin seine Anschauungen bedeutend geändert hat, weiß ich nicht. Im allgemeinen hat er dieselben später allerdings bedeutend modifiziert und z. B. verlangt, man solle die Mediziner und die Juristen auf das Realgymnasium schicken, so daß für das Gymnasium nur noch Theologen und Philologen übrig blieben. Ich habe mir einmal erlaubt in einer Unterredung mit ihm darauf hinzuweisen, wie das am Ende werden könnte, wenn die religiöse und kirchliche Bewegung, wie sie sich bei uns vollzieht, so fortgehe, daß es dann vielleicht dazu komme, daß der Staat sich nicht mehr um die Kirche kümmere, daß es also von staatswegen auch kein theologisches Studium mehr gäbe. Dann würden die Philologen nur noch um der Philologen wegen Philologie studieren. Ich möchte aber auch daran erinnern, daß es in einer Biographie von Gottfried Hermann heißt, bevor er die Universität bezogen, hätte er nichts gelesen als die Anabasis. Das erinnert ferner daran, daß man früher auf der Universität weiter herabgegangen ist. Die Universität sollte in Betreff der philologischen Wissenschaft auch wirklich etwas weiter herabgehen. Man sollte mit den Leuten mehr lesen; und überhaupt die Verhältnisse der Schule und die Bedürfnisse des Gymnasiums mehr ins Auge fassen als es gewöhnlich geschieht. Es ist auch in einer Schrift von Frick davon die Rede. Ich habe von dieser Schrift mit Interesse Notiz genommen, und man sollte eigentlich glauben, wenn man das Schlussergebnis all' dieser Verhandlungen ansieht, mit dem Lehrplane, wie er in der Schrift von Hermann (S. 180) verzeichnet ist, es dürfte so schwer nicht sein, die nötigen Veränderungen vorzunehmen, um aus dem gegenwärtigen deutschen Gymnasium das Einheitsgymnasium zu gestalten. Es giebt eine Reduktion in Latein und Griechisch und einige neue Fächer, die nicht mehr abzuweisen sind. Daß man vom Alten, was nicht mehr haltbar ist, abgiebt und von dem Neuen das Notwendige hereinnimmt und alles richtig betreibt, wie es im Wesen und Geist des Gymnasiums liegt, das wird das Hauptsächlichste sein und daß keine Überbürdung entsteht, ist nach meiner Ansicht dadurch zu erreichen, daß man in der Schule nicht bloß lehrt, sondern auch lernt. Heute ist unser ganzer Unterrichtsbetrieb viel zu viel Docieren. In der ersten Lektüre, z. B. der Anabasis, sollte man die Präparation in die Schule verlegen, bis die Schüler einen gewissen Grundstock des Wissens und ein gewisses Verständnis bekommen. Ich habe immer gefunden, daß die häusliche Präparation dann bald freiwillig von den Schülern gemacht wurde und der Übergang sich von selbst vollzog. Ich glaube, diese Dinge sind eigentlich sehr einfach, und es sollte wirklich von unserm Standpunkte aus möglich sein, mit 65 Stunden Latein und 36 Stunden Griechisch ein Resultat zu erreichen, auf das ein Schüler nicht mehr als auf eine graue Erinnerung zurückblicken darf. Wenn man aber 6—7 Jahre lang 6 Stunden für den griech. Unterricht zur Verfügung hat, so braucht

man sich nicht auf Homer und Xenophon zu beschränken, sondern man wird für Sophokles und die Redner noch genügend Zeit finden.

Oberschulrat Dr. Wendt-Karlsruhe: Ich möchte noch darauf einmal zurückkommen, wie der verstorbene Köchly sich zu diesen Fragen verhalten hat, und mir einige Bemerkungen erlauben. Ich habe die Freude gehabt, mit Köchly in den letzten Dezennien seines Lebens vielfach zusammen zu wirken, und ich glaube, daß gerade die Erfahrungen, die er nach seiner Entfernung aus der Schweiz gemacht hat, wesentlich zu einer erheblichen Modifikation früherer Ansichten, die er allerdings geäußert hat, beigetragen haben. Ob es unter Umständen nicht besser wäre, die Mediziner ruhig an die Realgymnasien zu verweisen, das ist freilich eine offene Frage geblieben und, wenn die Sache so gestellt würde, daß wir dem ärztlichen Studium zu liebe das Griechische oder sonst etwas, was uns wichtig ist, fallen lassen sollen, so müßten wir sie unbedingt bejahen. Das war auch Köchlys Ansicht. Denn, daß man technisch ein vortrefflicher Mediziner auch ohne Sprachen werden kann, ist gewiß. Es handelt sich aber nicht bloß darum, gute Mediziner hervorzubringen, sondern gebildete Menschen. Für Juristen wollte Köchly gewiß diesen Standpunkt nicht festgehalten haben; von der Wichtigkeit der griechischen Litteratur war er durchaus überzeugt, und da in Baden die Einrichtung besteht, die Herren der Universität zur Beaufsichtigung des philologischen Unterrichts an den Gymnasien heranzuziehen, so that er an unseren Anstalten, was er konnte, das Griechische zu pflegen und auch andere Schriftsteller als Xenophon und Homer in gründlicher, aber auch die Schüler packender Weise vorzuführen; und darauf kommt ja alles an. Was die übrige Entwicklung der Frage betrifft, so sind noch einige Momente näher zu bedenken. Unser Leben, das in ganz eminentem Sinne praktischer geworden ist, als es früher war, hat ein gutes Recht darauf, daß der Staat Schulanstalten gründe, welche für sämtliche Bedürfnisse über das hinausgehen, was die allgemeine Volksschule leisten kann. Wenn aber die Realgymnasien eine Zeit lang große Erwartungen erweckten, namentlich als der preussische Staat den neuen Lehrplan erließ, so lag das wesentlich daran, daß man sich einbildete, es würde nun durch diese Anstalten die Fähigkeit, neuere Sprachen nicht bloß lesen, sondern auch sprechen zu können, erreicht werden. Man überzeugte sich, daß in diesen Dingen auch die Realgymnasien nicht zum Ziele kamen und auch nicht dazu kommen konnten. Es ist nicht möglich, es in einer modernen Sprache auf einer Schule von 20—30 Schülern pro Klasse zur mündlichen Fertigkeit zu bringen; wohl aber waren große Ansprüche erregt worden. Nun drängte alles in die Gymnasien, und zugleich wurde immer lauter gefordert, daß sich dieselben weit mehr dem unmittelbaren Bedürfnis anpassen sollten. Vor allem focht man das Griechische an, ohne zu verhehlen, daß allmählich der altklassische Unterricht ganz schwinden müsse. Damit ist dem Prinzip der humanistischen Bildung der Krieg erklärt. Das, worauf es ankommt, ist das Griechische, und ich glaube, daß wir es noch höher stellen müssen, als es früher geschehen ist. Ich meine, es ist das der Gang der europäischen Bildung, jedenfalls der Gang unserer deutschen Bildung seit dem 18. Jahrhundert, daß der Wert der römischen Litteratur und der römischen Sprache zurückgetreten ist gegen die Einflüsse, die wir von griechischer Seite empfangen haben. Ein Unterricht aber, der den Schüler nur so weit bringt, daß er einige Kapitel Xenophon und ein paar Homerverse zusammenstümpern kann, ist völlig wertlos. Wir müssen vielmehr weiter kommen und zwar mindestens so weit, wie die

gegenwärtigen Gymnasien, die 6 Jahre hintereinander 6 Stunden griechisch haben. Nun noch einige andere Punkte!

Die Stellung des Zeichenunterrichts ist mir in dieser obligatorischen Weise, wie sie von der Einheitsschule aufgestellt wird, vorerst problematisch. Was die Mathematik und die Naturwissenschaften betrifft, so haben wir davon Kenntnis zu nehmen, daß die allerberufensten Vertreter dieser Fächer erklären, die Zeit, welche wir diesen Gegenständen widmen, reiche aus. Wir werden gern von ihnen lernen, wenn sie uns auf die richtige Methode aufmerksam machen. Es war freilich ein ganz verhängnisvoller Umstand, daß bei der erwähnten preussischen Reorganisation die Naturwissenschaften absolut vernachlässigt wurden, daß sie mehrere Jahre gar nicht, dann wieder mit nur einer Stunde getrieben wurden, und so eine Lücke eintrat. Was das Englische betrifft, so sind wir ja bestrebt, darin überall fakultativ unterrichten zu lassen, so daß die Schüler diese Sprache ohne Kosten erlernen können. Es wird dies auch benutzt; indessen ist bei uns in Süddeutschland das Bedürfnis nach dem Französischen größer als nach dem Englischen.

Dir. Dr. Haage-Lüneburg: Was das Englische anbelangt, so möchte ich mitteilen, daß in einer Provinz in Preußen, in Hannover, das Englische an allen Gymnasien obligatorisch ist. Es kommen in Hannover zwei Stunden zu den Stunden des preussischen Lehrplans hinzu, und es kann nur in einzelnen Fällen eine Dispensation eintreten. Noch eine Bemerkung in Beziehung auf das, was vorhin gesagt wurde, über die Annäherung des jetzigen preussischen Realgymnasiums an die Lehrpläne von 1882! Es ist vielleicht den Herren nicht bekannt, welches der praktische Erfolg gewesen ist, daß die unteren Klassen beinahe gleich gemacht worden sind. Der Erfolg war, daß die Frequenz der Realgymnasien so heruntergegangen ist, daß die Herren des Einheitsschulvereins hoffen dürfen, daß in ganz naher Zeit die Realgymnasien verschwinden können, daß beispielsweise in Göttingen die drei oberen Realklassen früher 100 Schüler und jetzt 20 haben, daß in Osnabrück, in Hildesheim, in Celle, in Lüneburg die Zahl der Realgymnasiasten gerade auf die Hälfte heruntergegangen ist. Nun ist allerdings die Zahl der Gymnasiasten nicht in derselben Weise gestiegen, aber es hängt diese Abnahme doch etwas mit dem neuen Lehrplane zusammen, so daß ich in der Theorie ein Freund des Einheitsschulgedankens bin. Schon Herbart spricht sich dafür aus, daß neben dem 'lateinisch-griechischen Gymnasium' nur eine Hauptschule bestehen müsse, eine Realschule, die auf die neueren Sprachen sich stützen und hauptsächlich auf das Leben vorbereiten soll. So wichtig die Theorie, so verführerisch diese Idee ist, so scheitert die Sache doch am praktischen Gesichtspunkte z. B. daran, daß, wenigstens bei uns in Preußen, viele Behörden von ihren Subalternbeamten die Kenntnis des Lateinischen fordern; wenn also diese Idee des Einheitsschulvereins durchgeführt würde, so würde unser Gymnasium mit allen denen belastet, welche die Schreiberkarriere ergreifen. Ob das wünschenswert ist, bleibt mehr als zweifelhaft. Ich glaube, es ist wünschenswert, daß Schulen mit Latein ohne Griechisch bestehen. Denn es giebt Kreise, die eine entschiedene Abneigung dagegen haben, daß ihre Söhne Griechisch lernen sollen. Ich glaube fast, daß die Abnahme der Frequenz der Realgymnasien auf den tiefsten Punkt gekommen ist, und dann muß ich hinzufügen, daß in den weiten Kreisen der preussischen Gymnasiallehrer wir die Meinung haben, daß mit dem neuen Lehrplane von 1882 das preussische Gymnasium bei der Beschränkung des lateinischen und griechischen Unterrichts an der Grenze angekommen

ist. Wir hatten früher in Sekunda 10 Stunden Latein, jetzt nur noch 8; es sollen aber dabei dieselben Leistungen in Grammatik und im lateinischen Aufsatz festgehalten werden. Das halten viele von uns für möglich und erwarten und hoffen, daß der lateinische Aufsatz gestrichen werde. Dann würde es uns möglich sein, mit den Stunden, die wir noch haben, die Lektüre in dem nötigen Umfange fest zu halten.

Dr. Bähler-Aarau: Meine Herren! Herr Oberschulrat Dr. Wendt wird es mir zu gute halten, wenn ich einen Ausdruck herausgreife, der mir nicht gefallen hat. Er hat gesagt, es giebt allerdings technisch ausgezeichnete Mediziner ohne Latein und Griechisch, aber wir wollen gebildete Leute heranziehen. Nun frage ich, ist denn ein tüchtig ausgebildeter Mediziner nicht auch ein gebildeter Mensch. Das führt mich wieder auf Köchly zurück, der allerdings Ende der 40er Jahre den historischen Bildungsgang wohl unterschieden hat von dem naturwissenschaftlichen und die Mediziner diesem naturwissenschaftlichen Bildungsgang zugewiesen hat. Ich glaube, er hat doch einen Gedanken ausgesprochen, der vielleicht heutzutage praktisch ist, und der meiner Meinung nach eher in Zukunft die Verwirklichung finden wird als die Einheitsschule. Der geehrte Herr Vorredner hat einige Schwierigkeiten angedeutet, welche darin liegen, daß eine Menge Bildungsstoff in den Gymnasien sich angehäuft habe. Ich weise auf den Versuch der zürcherischen Regierung hin, neben dem Gymnasium wiederum das Realgymnasium, wenn ich mich so ausdrücken darf, wieder herzustellen mit neuen Sprachen, etwas Latein, Mathematik und Naturwissenschaften. Wir leben in einer Zeit, in der es kaum möglich sein wird, alle die verschiedenen Bedürfnisse, die verschiedenen Bildungswege zu einigen in einer Einheitsschule. Sie erhalten etwas, was Herr Rektor Welte angedeutet hat, was zur Überbürdung führen muß. Diese Einheitsschule soll verschiedenen Zwecken gerecht werden. Wohin das führen kann, will ich an einem Beispiele zeigen. In Aarau haben wir die Unerhörtheit, daß die Gymnasiasten zum obligatorischen Besuch des chemischen Laboratoriums angehalten sind, während für die technische Abteilung der Besuch nur fakultativ ist. Wenn Sie die Einheitsschule wünschen, werden Sie allerlei Verhältnissen gerecht werden müssen und so in einen großen Wirrwar, in einen Mischmasch von Fächern kommen, die von allen Seiten herbeigewünscht werden. Meiner Meinung nach haben wir zu unterscheiden zwischen den historischen Unterrichtsfächern mit dem fertig abgeschlossenen Stoffe in den Sprachen, und darin liegt naturgemäß die viel leichtere Übung des Kopfes, und zweitens den beobachtenden Fächern, welche der Naturbeschreibung angehören; diese sind die schwierigeren. Nun ist es allerdings sehr natürlich und wünschbar, daß der elementare Gymnasialunterricht mit diesen historischen Bildungsfächern beginnt, und es wäre durchaus zu wünschen, daß alle zukünftigen Gelehrten den einen Bildungsgang durchmachen müßten. Ich meinerseits bedauere, daß das eidgenössische Reglement für die Mediziner das Griechische durch eine oder zwei neuere Sprachen ersetzt hat. Aber man kann der Forderung unserer Zeit nicht entgehen, welche nach jener Köchly'schen Äußerung die beobachtenden Wissenschaften in gleiche Linie mit den historischen stellt, und insofern werden Sie nicht mit einem gewissen Zwange alle gelehrten Vorbereitungsstudien in ein und dieselbe Schule bringen können. Wir müssen auch das zugestehen, es wird vielleicht besser sein, wenn wir gewisse Centren annehmen, um welche sich einzelne Fächer herumlegen, so daß wir dadurch der Überbürdung vorbeugen und zu einem gründlichen Lernen der Schüler kommen. Ich schliesse mich auch dem an, was

der Herr Vorredner gesagt hat, daß wir nicht nur zu keiner Einheitsschule kommen werden, sondern daß die Forderungen des Lebens uns auseinander reißen werden, und daß vielleicht Köchly darin recht hat, wenn er sagt: das unangetastete Gymnasium wird sich vorzugsweise für die Leute erhalten, welche Philologie, Theologie und Philosophie zu ihrem Studium gemacht haben. Es wird ein Glück sein, wenn noch viele andere Leute zur Ergänzung ihrer allgemeinen Bildung diesen Weg machen.

Oberschulrat Dr. Wendt-Karlsruhe: Ich möchte nur kurz berichten, da ich durchaus mißverstanden worden bin. Ich werde niemals einen Mann, der technisch in seinem Fache ausgezeichnet ist und vom Altertum nichts weiß, die höhere Bildung absprechen. Ich glaube, daß auch andere Wege zur allgemeinen Bildung führen. Ich halte es dringend für nötig, daß auch diejenigen Anstalten, welche nur neuere Sprachen treiben, gepflegt werden, so sehr es irgend möglich ist. Wenn ich sage, es handle sich bei einem Arzt zuerst um technische Ausbildung, so meine ich, es könne einer ein ausgezeichnete Arzt sein ohne die Bildung, die wir auf dem Gymnasium vertreten, d. h. es ist eine in sich abgeschlossene Bildung auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete möglich, welche von der humanistisch-historischen ganz absieht. Was der Herr Vorredner gesagt hat, ist durchaus richtig. Er hat angedeutet, es gebe zwei Hauptcentren, auf der einen Seite das sprachlich-historische, welches anlehnt an den Kulturprozeß, den wir seit Jahrhunderten überkommen, und diesen wünschen wir in gewissem Sinne symbolisch zu wiederholen an unseren Gymnasien. Dieser Kulturprozeß kann nach meiner festen Überzeugung ohne das Griechische nicht festgehalten werden. Es fehlt dann das Hauptglied, und, meine Herren, wir sind jetzt auf dem Standpunkte, die Angegriffenen zu sein. Denn von Seiten der Realgymnasien wird gesagt: 'Was ihr treibt, geht viel zu weit. Wenn wir bis auf einen gewissen Punkt das Lateinische zulassen, dann ist der Forderung der Zeit Genüge geleistet.' Darauf müssen wir sagen: Damit ist der Sache nicht genügt. Eine humanistische Ausbildung, wie sie allein die darauf verwandte Mühe lohnt, kann auf diesem Wege nicht erreicht werden. Will man aber an dem Prinzip historischer Bildung festhalten und damit zugleich eine vollständige technische Vorbereitung für einzelne Berufskreise, z. B. den medizinischen, verbinden, so kommt man notwendig in die Überbürdung hinein und in ein Vielerlei von Lehrgegenständen, welches durchaus unpädagogisch ist. Dagegen hat die letztere, die praktisch-realistische, Vorbildung, in vielen Fällen ihr gutes Recht und es fällt mir nicht ein, einen Mann als ungebildet anzusehen, weil er keine alten Sprachen gelernt hat. Aber diejenige Verquickung zweier ganz heterogenen Gesichtspunkte, welche jetzt zu dem Ansturm gegen das humanistische Prinzip geführt hat, bedroht die besten Güter unserer deutschen Bildung. Aus der Einsicht in diese Gefahr scheint der Einheitsschulverein hervorgegangen zu sein. Für mich ist das Wichtigste an seinen Bestrebungen, daß er unter allen Umständen den Zusammenhang mit den historischen Wurzeln unserer Kultur, also mit dem Hellenentume, festhält.

Dr. Langlotz-Hameln: Zu den neuesten Angriffen, welche gegen die humanistische Bildung erhoben worden sind, gehört auch der Vortrag des Herrn Prof. Preyer, den derselbe vor 14 Tagen auf der Wanderversammlung der Naturforscher zu Wiesbaden gehalten hat. Dieser Angriff hat in einer Weise stattgefunden, daß er beinahe eine Attaque genannt werden kann. Es liegen mir allerdings über denselben keine authentischen Berichte vor; doch ist mir ein ziemlich ausführlicher Bericht der Nationalzeitung



zur Hand. Nach eben diesem Berichte ist der Beifall, der dem Vortrag zu teil wurde, ein äußerst lebhafter gewesen, und daraus wird man vielleicht schliessen dürfen, daß jetzt die Mehrzahl der deutschen Ärzte und Naturforscher anderer Meinung über den Wert der humanistischen Bildung für den Mediziner und Naturforscher ist als vor einer Reihe von Jahren, wo bekanntlich dieselbe der realistischen Ausbildung durch das eingeholte Urteil der Fachkreise vorgezogen wurde. Sie erlauben mir einige Stellen aus dem Zeitungsberichte vorzulesen.

‘Vor allem müsse das Gymnasial-Monopol aufgehoben werden. Bekanntlich habe im Jahre 1869 eine Abstimmung der Fakultäten über die Frage stattgefunden, ob das Gymnasialreifezeugnis für Mediziner erforderlich bleiben solle. Damals habe die Majorität der ordentl. Professoren für die Beibehaltung gestimmt; heutzutage würde das Ergebnis der Abstimmung, zumal wenn auch Honorar- und außerordentl. Professoren daran Teil nähmen, im entgegengesetzten Sinne ausfallen’.

Prof. Preyer führte darauf aus, durch welche vorteilhaften Folgen sich sowohl für das Studium der Medizin als für die Jugendbildung überhaupt nach seiner Ansicht die Aufhebung jener Vorrechte der Gymnasien belohnen würde.

Der Vortrag Preyers kennzeichnet sich durch eine völlige Abwesenheit jedes historischen Sinnes, wie er denn z. B. sagt, der Zusammenhang zwischen uns und der klassischen Bildung, den man nicht zerreißen solle, sei längst unterbrochen durch Copernikus, Galilei und Luther. Ein solcher Ausspruch zeigt einen derartigen Mangel an Verständnis für das Wertvolle, was die Gymnasialbildung bietet, daß wir uns nicht weiter dabei aufzuhalten brauchen.

Doch sind andererseits in dem Vortrage einige Gedanken enthalten gewesen, die für die Pädagogik Wert haben, wenn er auch in der Verwerfung des Bestehenden wieder zu weit geht. Der Bericht sagt: ‘Der Vortragende entwickelte eine Reihe von biologisch-physiologischen Gesetzen die sich auf das Verhältnis der Körper zu den äußeren Einflüssen, denen er unterliegt, und zu den geistigen Funktionen beziehen. Gegen diese Entwicklungsgesetze und -Bedingungen fehlen die Schulen durch Überbürdung, ungeeigneten Lehrstoff und falsche Lehrart.’

Lassen Sie mich, meine Herren, auf einen Punkt hinweisen, den Preyer hier mit im Auge gehabt zu haben scheint und der in der That vielleicht einer Remedur bedürftig ist, ich meine die Einrichtung der Stundenpläne. Vielleicht entspricht die Buntheit in der Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände, jetzt Lateinisch, die nächste Stunde Französisch, die dritte vielleicht Geographie, allerdings nicht durchaus den Gesetzen geistiger Aneignung. Die Schulen sind hier vielleicht zu sehr durch unsere Rücksichten, vor allem die Abkömmlichkeit der Lehrer gebunden.

Ein anderer Punkt, der mir besonders für die unteren Klassen wichtig erscheint ist von Preyer mit folgenden Worten berührt worden:

‘Der Kulturmensch sitze überhaupt zu viel; die Jugend solle weniger sitzen, mehr turnen und baden, und zehnjährige Knaben sollten nicht täglich von sieben bis elf oder acht bis eins und dann Nachmittags nochmals ein oder zwei Stunden geistig angespannt werden.’

So sehr sich also in dem ganzen Vortrage ein hoher Grad von Verständnislosigkeit für das eigentlich Wertvolle, was das Gymnasium zu bieten hat, zeigt, sind doch

andererseits Anregungen, wenn auch nicht völlig neue, darin enthalten, die nicht zu verwerfen sind und zu weiteren Erwägungen Anlaß geben mögen.

Prof. Hauber-Stuttgart: Meine Herren! Es ist gewiß sehr verführerisch, auf die Angriffe des Prof. Preyer einzugehen und sie womöglich zu widerlegen; aber bei der kurzen Zeit, die uns hier gestattet ist, halten wir es für dringender und wichtiger, den Vortrag des Herrn Prof. Uhlig zu besprechen; ich sehe, daß uns nur noch wenige Zeit, höchstens eine Viertelstunde für die Diskussion übrig bleibt.

Es wäre nicht ohne Wert, wenn die Versammlung irgend einen Beschluß fassen würde. Nach meiner Auffassung haben die Herrn Direktoren ungefähr die Gedanken und die Stimmung der Versammlung zum Ausdruck gebracht. Sie scheint mir darin zu liegen, daß man der Idee der Einheitsschule nicht unsympathisch gegenüberstehe, daß aber deren Ausführung schwierig, wenn nicht unmöglich erscheint. Vielleicht hätte einer der Herren die Güte, die Gedanken, welche ausgesprochen worden sind, in einer These zusammenzufassen.

Rektor Dr. Finsler-Bern: Es ist die Rede gewesen von den Schwierigkeiten, welche der Ausführung der Einheitsschule im Wege stehen. Um mit dem Formellen zu beginnen, würde uns das nicht hindern in einer These die Einheitsschule zu begrüßen und anzunehmen, wenn wir auch die Schwierigkeiten hier nicht aus dem Wege räumen können. Immerhin möchte ich auf das Wesen dieser Schwierigkeiten einen Moment eintreten, nicht, um mich damit als Gegner der Einheitsschule zu kennzeichnen, sondern, um daran weitere Ausführungen zu knüpfen. Die Schwierigkeiten, welche der Ausführung der Einheitsschule im Wege stehen, sind heute bereits genannt worden, freilich nicht unter diesem Namen; es ist das, was man im allgemeinen mit Forderungen der Gegenwart bezeichnet. Diese Forderungen der Gegenwart bestehen auf der einen Seite darin, daß man mehr neuere Sprachen und in diesen einen möglichst umfassenden Unterricht verlangt, auf der andern Seite, daß man wünscht, es möchten namentlich die Naturwissenschaften in sehr umfassender Weise am Gymnasium gelehrt werden. Wenn wir genauer zusehen, auf was diese Anforderungen eigentlich hinzielen, so ist dieses letzte Ziel nicht das, was der Herr Vortragende und einige der Herrn Vorredner als das Ziel des Gymnasialunterrichtes bezeichnet haben, nicht die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung des jungen Menschen, sondern auf der einen Seite die Forderung, daß am Gymnasium auf die Fachschule bereits vorgebildet werde, von der andern Seite, aber besonders von der, welche die neuern Sprachen so sehr betont, der vollständige Mangel an Sinn dafür, daß es im Leben draußen nicht einfach einer Fülle von Kenntnissen, einer Fülle von Schliff und allgemeinem Konversationstalent bedarf, sondern wirklich einer tiefern wissenschaftlichen Bildung. Der Kampf ist nicht einfach zwischen unsern Ansichten und denen der Gegner, sondern ein sehr verwickelter. Während auf der einen Seite die Oberflächlichkeit Sturm läuft gegen die Gründlichkeit des Gymnasiums, kommen auf der andern Seite die Naturwissenschaften mit ihren Forderungen, Forderungen, welche übrigens durchaus nicht von allen Vertretern der Naturwissenschaften unterstützt werden. Ich glaube, daß der Ansturm dieser Richtung vorläufig noch ein sehr starker ist, und ich glaube, daß das, was Herr Dr. Baebler auseinandergesetzt hat, zunächst seine Richtigkeit haben wird. Es wird die Spaltung noch größer und zuletzt so groß werden, daß man vor die Alternative gestellt wird, wieder umzukehren oder den letzten aufrichtigen wahren

Schritt zu thun, die Mittelschulen aufzugeben und von unten bis oben Fachschulen zu errichten. Dann wird die ganze Einrichtung über den Haufen geworfen werden, und dann wird man sich fragen: Soll man nicht diesen Fachschulen eine gemeinsame Mittelschule zu Grunde legen, welche den Menschen zu einem Menschen und nicht nur zu einem in seinem Fach gebildeten Menschen macht.

Direktor Dr. Hage-Lüneburg: Es ist vorhin der Wunsch ausgesprochen worden, eine These zu formulieren. Ich habe einen solchen Versuch gemacht:

‘Mag auch in mancher Hinsicht der Gedanke der Einheitsschule sich empfehlen, so glaubte doch die Versammlung, daß bei der Mannigfaltigkeit des modernen Lebens, bei den Ansprüchen des bürgerlichen Lebens und bei den Ansprüchen vieler Behörden, es notwendig bleibe, Schulen zu haben, welche neben den neuern Sprachen auch Latein treiben, betont aber, daß der Bestand des Gymnasiums die volle Betreibung des Griechischen in der bisherigen Ausdehnung fordert.’

Direktor Dr. Uhlig-Heidelberg: Gestatten Sie mir auch für einige Erwiderungen das Wort. Es ist zweimal Köchly citiert worden, einmal als Vertreter der Ansicht, daß die Mediziner und auch die Juristen auf das Realgymnasium gehörten. Was die Juristen betrifft, so befindet sich Herr Kollege Welti dabei sicher in einem Irrtum: es wäre dies durchaus nicht zu vereinen mit der von Köchly aufgestellten Definition des Gymnasiums, daß es sei die Vorbereitungsschule zum selbständigen Erfassen der historischen Wissenschaften. Die Mediziner hat er allerdings zuerst dem Realgymnasium zugewiesen, ganz entsprechend seiner Definition der beiden Arten von Gymnasien. Er hat aber insofern später seine Ansicht wesentlich modifiziert, als er erklärte (es geschah das im neuen schweizerischen Museum), den Studierenden, denen nicht bloß darum zu thun sei, die zum praktischen Betrieb ihrer Wissenschaft notwendigen Kenntnisse und Handgriffe auf dem kürzesten Wege handwerksmäßig zu erlernen, solle das Gymnasium die gemeinsame Vorbildung gewähren. Damit sind gewissermaßen Mediziner erster und zweiter Klasse geschaffen. Wann und wo ferner Köchly einmal gesagt hat, im griechischen Unterricht möchte die Lektüre von Homer und Xenophon genügen, weiß ich in der That nicht. Ich weiß, daß er früher einer gewissen Beschränkung des Autorenkreises für die Schule zugeneigt war mit dem Zweck die Schüler dann innerhalb dieses Kreises zu einer vollkommenen Beherrschung zu führen; aber weiter hat er den Kreis doch auch früher gezogen und in seiner späteren Heidelberger Zeit sehr viel weiter. — Dann sind mancherlei Bedenken gegen die Realisierung der Einheitsschule laut geworden. Den obligatorischen englischen Unterricht neben dem obligatorischen lateinischen, griechischen und französischen kann ich als Hemmnis für die Verwirklichung aus den schon angeführten Gründen nicht gelten lassen. Bei der Frage, ob eine vierte obligatorische Fremdsprache hinzugenommen werden könne, scheint es mir wesentlich darauf anzukommen, ob dieselbe durch die für die Schule in Betracht kommenden Vokabeln oder durch die Flexionsgesetze an das Gedächtnis bedeutende neue Anforderungen stellt oder ob solche durch die Syntax dieser Sprache an den Verstand gestellt werden. Keines von den dreien gilt vom Englischen. Die hebräische Sprache kann mit viel mehr Recht als eine bedenkliche Mehrbelastung angesehen werden, und doch wird sie ohne Bedenken für die künftigen Theologen zu den klassischen Sprachen und dem Französischen hinzugefügt und wurde in früheren Zeiten bekanntlich auch von sehr vielen anderen gelernt. In Bezug auf das

Hebräische müßte allerdings eins, meine ich, für die Konstruktion der Einheitsschule bemerkt werden: diese Sprache ist entweder der Universität vorzubehalten, oder die, welche sie erlernen, müssen vom Englischen dispensiert werden können. — Ein anderes Bedenken ist in den Anforderungen an den schriftlichen Gebrauch des Lateinischen gesucht worden, welche in einigen deutschen Staaten noch üblich sind. Die Antwort hierauf würde lauten, daß diese Anforderungen nach der Ansicht der Einheitsschulmänner wesentlich gemindert werden müssen, daß der lateinische Aufsatz fallen soll. — Drittens ist an die Überbürdung erinnert, die von der Einheitsschule noch vermehrt werden würde. Über die Existenz oder Nichtexistenz der Überbürdung streiten wir uns nun seit Jahren in Deutschland herum, und die entgegengesetztesten Urteile über die Frage werden noch fortwährend gehört, und zwar nicht bloß von Schulmännern negative, von Eltern und Medizinern positive, sondern auch bisweilen von jenen bejahende und von den beiden letzteren Klassen häufig verneinende; ja, es ist auf der letzten badischen Direktorenkonferenz von der Mehrzahl der Direktoren berichtet worden, daß ihnen Klagen von Eltern über zu geringe Beschäftigung ihrer Söhne ausgesprochen seien. Die Überbürdung existiert nach meiner Meinung allerdings und nicht bloß bei den Schülern, deren Begabung den Anforderungen einer höheren Schule nicht entspricht, sondern sie existiert manchmal bei gutbegabten; aber sie ist weit entfernt ein allgemeines Übel zu sein. Sie kommt an einem Gymnasium, Realgymnasium, einer Realschule vor, begegnet in anderen derselben Provinz nicht; sie findet sich in einem Coetus dieser Klasse, fehlt im Parallelcoetus; während sie im vorigen Jahr an einer Anstalt herrschte, ist sie in dem laufenden gewichen. Kurz, sie ist, wo sie in Deutschland vorkommt und nicht etwa ihren Grund in den Schülerindividuen hat, eine Folge des Unterrichtsbetriebes, nicht des Lehrplanes, und sie wird, wo der Unterrichtsbetrieb normal ist, auch nicht von der Einheitsschule gebracht werden. Im Gegenteil möchte ich von der Erfüllung gewisser Begehren der Einheitsschulmänner (ich meine die engere Beziehung zwischen den einzelnen Unterrichtsgegenständen, die gegenseitige Unterstützung derselben, die pädagogische Vorbildung der Lehrer) erwarten, daß durch sie das Vorkommen der Überbürdung wesentlich seltener werden wird. — Es ist endlich einer Rede, die vor wenigen Tagen auf der Wiesbadener Naturforscherversammlung gehalten worden ist und die ich bisher nur aus einem kurzen Zeitungsbericht kenne, gedacht worden, vielleicht in der Meinung, daß die dort aufgestellten Forderungen den Absichten der Einheitsschulmänner ebenfalls nicht günstig seien. Ich muß gestehen: wenn die Zeitung, welche ich gesehen, richtig referiert hat, so glaube ich nicht an den ungeteilten Beifall, den die Rede gefunden haben soll, sondern bin überzeugt, daß viele der Anwesenden über die dort gethanen Dikta sehr anders gestimmt waren. Wenigstens weiß ich aus dem Munde von zahlreichen Ärzten und Koryphäen der medizinischen und der Naturwissenschaft, daß ihre Meinung eine durchaus verschiedene ist, und Sie haben wahrscheinlich ähnliche Erfahrungen gemacht. Zu bedauern ist bloß, daß meist nur die mit den bestehenden Schuleinrichtungen Unzufriedenen öffentlich das Wort ergreifen und die Andersdenkenden es selten der Mühe wert erachten, auch ihre Ansicht zu äußern. — Man hat nun beantragt, daß über die Aussichten einer Einheitsschule nach der Idee des zu Hannover gegründeten Vereins abgestimmt werden möchte. Ich bin, meine Herren überhaupt kein Freund von Abstimmungen, wo nicht etwas entschieden werden muß; speziell in dieser Frage aber möchte ich sehr bitten, von einer Abstimmung abzusehen. Ich habe mir erlaubt, nach einem Bericht über den

bisherigen Gang der Bestrebungen des Einheitsschulvereins meine Erwartung auszusprechen, daß dieselben sich wenigstens teilweise verwirklichen werden und habe auch Gründe für meine Erwartung angeführt. Dieselbe Hoffnung hegen natürlich die, welche in Halle versammelt waren. Aber über Erwartungen, meine Herren, sollte man, glaube ich, nicht abstimmen lassen.

Dr. Guttentag-Aarau: Was den Beruf des Arztes betrifft — da von den medizinischen Studien ganz besonders die Rede war — so haben die Alten auch hier den Nagel auf den Kopf getroffen, wie unser verehrter Böckh sich auszudrücken liebte. Während die Ägypter Spezialärzte hatten, läßt Plato den Charmides sagen, daß die griechischen Ärzte, wenn sie die Augen heilen sollen, die Pflege auf den Kopf und auch auf den ganzen Körper ausdehnen und den Teil mit dem ganzen Körper zugleich zu heilen suchen. Die thracischen Ärzte aber, des Zamolxis Schüler, sagten, dieser lehre, daß wie man die Augen nicht ohne den Kopf und den Kopf nicht ohne den ganzen Körper heilen könne, so auch den Körper nicht ohne Pflege der Seele. In diesem Sinne glaube ich, werden wir immer verlangen müssen, daß der Arzt nicht bloß gute technische Kenntnisse, sondern auch eine allgemeine, eine ideale Bildung des Geistes und Herzens besitze, und diese fördert nicht am wenigsten das Studium der griechischen Klassiker.

Rektor Dr. Welti-Winterthur: Was ich von Köchly und Hermann gesagt habe, ist Thatsache, nicht meine Meinung. Ich stimme mit dem überein, was Herr Direktor Frick in seiner Schrift über die Überbürdung gesagt hat. Was diese Überbürdung betrifft, so hat der Herr Vorredner schon für mich gesprochen, indem er sagt, daß die Überbürdung nicht von der Gattung der Schule abhänge, daß es in jeder Schulgattung Überbürdung gebe, auch in der deutschen Realschule. Es hängt dies von der Tendenz ab, vom richtigen Zusammenwirken, von der pädagogischen Einsicht, hauptsächlich aber davon, daß man mehr den Menschen ins Auge faßt, den man zu bilden hat, als die Mittel, durch die man ihn zu bilden hat. Was die Naturforscher vom Gymnasium verlangen, ist nicht viel und überbürdet das Gymnasium nicht; aber es wird sehr oft von den Lehrern darüber hinausgegangen; das erklären die Lehrer der Universitäten selbst. Ich wünsche der Einheitsschule vollen Erfolg und bin überzeugt, daß sie die Zukunftsschule sein wird. Warum wir zuerst in ein solches Chaos einzutreten brauchen, sehe ich nicht ein. Ich glaube, das dürfen wir auch hier sagen: die Einsicht hat sich durchgebrochen, daß man sich entgegenkommen muß. Eine Abstimmung halte ich nicht für passend. Es ist vielleicht unbescheiden von mir, wenn ich mich darüber äußere. Im übrigen bin ich mit Herrn Direktor Uhlig einverstanden. Die Sache, die wir hier besprechen, betrifft deutsche Verhältnisse; wir aber sind in der Mehrheit Schweizer und steht es uns wohl nicht an, durch Abstimmung nach Deutschland hin einen Einfluß üben zu wollen.

Direktor Dr. Haage-Lüneburg: Es scheint die Meinung der Versammlung zu sein, keinen Beschluß zu fassen. Ich ziehe meinen Antrag wieder zurück.

---

### Vierte Sitzung.

Samstag den 1. Oktober 1887, 8½ Uhr.

Vorsitzender: Oberschulrat Dr. Wendt-Karlsruhe.

Vortrag des Dr. Keller-Winterthur:

#### Die Stellung der Schule zur Descendenztheorie.

Die vielfachen Anfeindungen, welche sich unser verstorbene Kollege Dr. Hermann Müller in Lippstadt durch seine überzeugungstreue Hingabe an die darwinistische Lehre, durch seine bewunderungswürdige, erfolgreiche Thätigkeit der Beweisführung darwinistischer Anschauungen zuzog, führten bekanntlich in letzter Linie zu einem Erlasse des preussischen Unterrichtsministeriums folgenden Inhaltes: 'Die Vermittlung der Bekanntschaft mit den neuen Hypothesen Darwins u. s. f. gehört nicht zu den Aufgaben der Schule und ist darum vom Unterricht fern zu halten.'

Diese staatliche Stellungnahme gegen die Descendenztheorie müßte, so glaubten wir damals, geradezu die Disputation, die Gegenstand unserer heutigen Sitzung sein soll, herausfordern. Um so überraschender ist es, daß Jahre vergehen konnten, bevor unseres Wissens eine Versammlung von Schulmännern bemüht war gegenseitig die in der Frage waltenden Anschauungen kennen zu lernen. Und doch ist diese Verzögerung für die Sache selbst vielleicht nicht von Schaden gewesen. Die Zeit dürfte das eine und andere abgeklärt haben, wodurch der Erörterung der Stempel größerer Ruhe, größerer Objektivität aufgedrückt werden muß.

Die Bedenken, welchen die Einführung der darwinschen Lehre in den Unterrichtsplan der Mittelschule begegnet, sind mancherlei Art, und nicht nur die ausgesprochenen Gegner dieser neuern naturwissenschaftlichen Richtung sind ihre Träger; auch entschiedene Freunde derselben stehen nicht an ernststen Befürchtungen ob der Zweckmäßigkeit einer solchen Maßnahme Ausdruck zu verleihen. Sie sagen — und finden damit natürlich unter den Gegnern der darwinschen Lehre eine große scheinbar sehr objektive Heerfolge —: Die Hypothesen gehören nicht in die Schule. So selbstverständlich es für uns ist, 'daß wir für das, was wir als gesicherte wissenschaftliche Wahrheit betrachten, auch die vollkommene Aufnahme in den Wissensschatz der Nation verlangen müssen, gerade so selbstredend ist es für uns, daß wir alles das, was nicht das Prädikat 'gesicherte wissenschaftliche Wahrheit' beanspruchen kann, aus der Schule verbannt wissen wollen. Auf diesem Boden steht Virchow.

Hält sich denn die Schule wirklich auf allen Gebieten von der Hypothese fern? Sobald man eine gewisse Summe von Einzelercheinungen einem allgemeinem Gesichtspunkt unterzuordnen sucht, wird man in den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen nur zu oft einen mehr oder weniger hypothetischen Boden betreten müssen. Man wird ihn auch in der Schule nicht völlig vermeiden können, vielleicht nicht einmal allzuängstlich zu meiden suchen. Denn es liegt ja in der Natur des menschlichen Geistes, des jugendlichen nicht minder als des gereiften hervorragender Forscher, sich nicht mit der Kenntnis einer mehr oder weniger großen Summe von Einzelercheinungen, von untrüglichen Thatsachen zufrieden zu geben, sondern nach der Erkenntnis zu streben. Weil er

damit den Boden der Spekulation betritt, kann er Bahnen wandeln, welche das gegenwärtige Wissen zwar der Wahrheit gleich erachtet, welche aber vermehrte Kenntnisse späterer Zeiten als mehr oder weniger bedeutende Ablenkungen vom richtigen Pfade erklären und durch neue ersetzen. Sollte deshalb, weil wir nicht das Vollkommene bieten, sondern nur erstreben können, der Schule verboten sein, solche Wege zu betreten? — Doch es geschieht ja thatsächlich auch nicht. Führt dieses Streben nach Erkenntnis der die einzelnen Erscheinungen bestimmenden Gesetze z. B. zu der Ansicht, daß alles, was da kreucht und fleucht, was die Wasser und das feste Land belebt, was Wald und Feld, Wiese und Haide ziert, durch einen übernatürlichen Schöpfungsakt ins Leben gerufen worden sei, daß eine außer oder über den Naturgesetzen stehende Macht das 'Werde' sprach, das Chaos ordnete, Himmel und Erde schied, Wasser und Land trennte und belebte, dann ist die Hypothese nicht nur geduldet, sondern der Widerspruch gegen sie wird unter Umständen als schimpfliches Vergehen schwer geahndet, als Vergiftung des kindlichen Gemütes erklärt.

In Wirklichkeit ist also nicht jede Hypothese aus der Schule verbannt, ihre Einführung aber soll zu Gunsten gewisser Hypothesen beschränkt werden.

Doch selbst wenn jeder Hypothese der Eintritt in das Feld der Jugenderziehung verschlossen wäre, wenn wir alle mit Virchow nur der 'gesicherten wissenschaftlichen Wahrheit' volle Lehrfreiheit zusprechen wollten, läge die Stellung der Schule zur Descendenztheorie nicht völlig klar vor uns. Wie jede Gröfse, so ist auch diese 'gesicherte wissenschaftliche Wahrheit' eine relative; mit andern Worten: Die Geschichte einer jeden Wissenschaft lehrt uns, daß zwischen Hypothese und wissenschaftlicher Wahrheit keine scharfe Grenze besteht. Ist die Lehre der natürlichen Entstehung der Arten Hypothese oder wissenschaftliche Theorie? — Sobald für eine wissenschaftliche Anschauung eine gewisse Summe von Beweisen erbracht ist, sobald keine Thatsachen bekannt sind, welche im direkten Widerspruch zu ihr stehen, dann ist es Sache unseres individuellen Gefühles die Anschauung weiterhin als Hypothese, d. h. als noch zu beweisende Meinung zu erklären oder ihr das Prädikat 'wissenschaftliche Theorie' zu erteilen. Wie nicht jeder Richter einer gleichen Summe von Beweisen bedarf um für seine Person das Urtheil über einen Angeklagten abgeschlossen zu haben, so wird auch in einer wissenschaftlichen Frage auf Grund gewisser Beweise der eine bereits der überzeugte Anhänger der Anschauung sein, während der andere noch entschiedener Skeptiker ist. Wer also will den Moment entscheiden, da die Hypothese zur Theorie, zur gesicherten wissenschaftlichen Wahrheit geworden ist? Soll es jener Augenblick sein, wo keiner mehr zweifelt? Dann wird er wohl nie eintreten, dann aber wird es stets gewisse Wissensgebiete geben, die in ihren 'Gesetzen' sich nie auf die hohe Warte der gesicherten wissenschaftlichen Wahrheit zu erheben vermögen. Wohl steht auch die darwinsche Theorie noch vor manchen ungelösten Rätseln. Sie ist aber, um in einem Bilde zu reden, der einzige Pfad, der uns nach vielem Irregehen auf eines Berges Spitze führte, die uns die Möglichkeit bietet mit einem Blicke den Zusammenhang chaotischer Gebirgsmassen zu übersehen, zahllose Thalschaften oft bis in ihre unzugänglichsten Schluchten zu verfolgen, mit einem Worte den gesamten weiten Umkreis zu beherrschen. Und nun wir die Spitze erreicht haben, da sehen wir in ein wallendes Nebelmeer, das

einzelne Gipfel überragen, das der Wind vorübergehend lichtet um uns den Einblick in ein neues Gebiet eben so rasch wieder zu verschließen. Unsere Stellung klärt uns aber dennoch über die einen und anderen Lagenverhältnisse auf, läßt uns in Beziehungen einen Blick thun, die uns vorher völlig verschlossen waren, wenn wir auch weit entfernt von einer klaren Einsicht in die ganze Größe des Bildes sind, das wir zu ersehen hofften. Wir ahnen sie nur ohne alle seine Details zur Stunde erschöpfen zu können. Das mag bildlich gesprochen der Stand der Descendenztheorie sein. Sie hat uns über viele wissenschaftliche Fragen, die keine andere Theorie zu erklären vermochte, Auskunft gegeben, sie hat auch den Schleier manches verborgenen Bildes uns sehen lassen, dessen Dasein wir vor dem nicht ahnten. Da sie deshalb meinem Gefühle nach unendlich hoch über allen Theorien steht, die die gleichen Probleme zu lösen suchten und suchen, ist sie für mich die wahre. Huxley der wohl von dem Vorwurfe eines übereilenden Enthusiasten völlig frei ist, stellt sie auf Grund der paläontologischen Entwicklung des Pferdes 'der kopernikanischen Theorie von der Bewegung der Himmelskörper zur Zeit ihrer Aufstellung' an die Seite. Und diese zu lehren ist doch wohl auch an Preussens Gymnasien gestattet?

Und wenn wir dennoch der Descendenztheorie als Unterrichtsfach an Mittelschulen nicht das Wort unbedingt reden, so kann also für uns die Stellung der Schule zu ihr nicht durch ihren wissenschaftlichen Charakter bestimmt sein.

Häckel äußerte sich in seiner bekannten Rede an der Münchner Naturforscherversammlung dahin, daß es Sache der Pädagogen ist, zu entscheiden ob die Descendenztheorie in die Schule einzuführen sei oder nicht. Es spricht sich darin die vernünftige Ansicht aus, daß nicht alles Wahre, also auch nicht jede wahre naturwissenschaftliche Erkenntnis notwendig in die Schule eingeführt werden müsse. Es giebt bestimmte Wissensgebiete, welche so viele Elementarkenntnisse voraussetzen, daß sie sich aus nächstliegenden Gründen von der Schule ausschließen. So wird die Frage: Ist diese oder jene Disziplin in die Schule einzuführen oder von ihr auszuschließen? durch jene andere: Was setzt sie voraus? entschieden.

Das Fundament, auf welchem die Descendenztheorie aufbaut, wird vorab durch die Ontogenie und Phylogenie gebildet. Die Kenntnis einer gewissen Summe von That-sachen dieser Disziplinen ist unbedingt erforderlich um sich ein Urteil über die Descendenztheorie zu erwerben, das sich von der Macht der Autoritäten mehr oder weniger vollständig frei hält; um dasjenige Verständnis zu gewinnen, das die Gewähr bietet, daß nicht der alte Glaube durch einen neuen vertauscht werde, daß vielmehr die gewonnene Überzeugung für die Stellungnahme ausschlaggebend wird. Es ist aber doch gewiß die hehre Aufgabe der Schule Überzeugungstreue zu pflanzen und nicht nur die Meinung des Lehrers zum Glauben der Schüler werden zu lassen. Ist nun die Organisation unserer heutigen Mittelschulen — auch jener die mit dem einseitigen Philologismus gebrochen haben — der Art, daß die notwendigsten Fundamente der Descendenztheorie hinreichend gut sich fundieren ließen, um auf ihnen den stolzen Bau der Entwicklungstheorie aufzuführen? —

In neuester Zeit ist die Frage aufgeworfen worden, ob nicht mit Erfolg die Sprachvergleichung in den Gymnasialunterricht einzuführen wäre. Da die jetzige Organisation der Gymnasien in so eminentem Grade den Charakter der Sprachschulen an



sich hat, liefse sich wohl denken, daß dieses lehrreichste Gebiet der Sprachwissenschaft die nötigen Vorkenntnisse der Schüler voll und ganz finden würde. Und doch sehen wir viele und tüchtige Pädagogen dieses Ansinnen des entschiedensten von der Hand weisen. Warum? Sie sagen uns, daß trotz der zahlreichen Sprachstunden, die fast  $\frac{3}{4}$  sämtlicher Stunden absorbieren, die für die Vergleichung nötigen Elemente den Schülern nicht der Art zur Verfügung stünden, wie es ein erfolgreicher Unterricht in der Sprachvergleichung verlangte. Wie viel weniger wird der naturkundliche Unterricht in der ihm karg zugemessenen Zeit, welche selbst im günstigen Falle nur etwa 2—3 Prozent sämtlicher Stunden ausmacht, gleichsam das Resultat der biologischen Wissenschaft, die Descendenztheorie, methodisch aufzubauen vermögen. —

Etwas anderes ist es nun freilich, ob nicht die Vermittlung der Bekanntschaft mit der darwinischen Entwicklungstheorie zu den Aufgaben der Mittelschulen gehöre. Wir vertreten allerdings die Ansicht, es liefse sich auch bei der beschränkten Zeit unbeschadet der vernünftigen Methode, ja geradezu konform dem wirklichen Ziele des naturkundlichen Unterrichtes vieles bieten, was die Bekanntschaft mit der Descendenztheorie vorbereiten würde.

Das Ziel des naturkundlichen Unterrichtes scheint uns wesentlich doppelter Art zu sein. Er soll das Beobachtungsvermögen schärfen und jene Geistesrichtung zu fördern streben, die aus den Einzelheiten das sie umfassende Allgemeine zu erkennen sucht. Vom Schüler muß man eine gewisse Summe detaillierter Kenntnisse fordern. Aber man soll ihren Wert nicht zu hoch anschlagen. Sie sind nicht das Bleibende. Die Erfahrung lehrt uns alle ja nur zu deutlich, auf welch bescheidenes Maß das positive Wissen in einem Gebiete, dem wir nicht unsere besondere Thätigkeit widmen, im Laufe der Jahre reduziert wird. Die geistige Schulung aber wird, wenn sie zielbewußt betrieben wurde, zum unveräußerlichen Eigentum werden. Hat der Schüler beobachten gelernt, so wird er längst der Schule entwachsen noch zu beobachten vermögen. Er ist dann auch in den Stand gesetzt, durch eigene Beobachtung das entschwundene Wissen rasch wieder aufzufrischen. Ist er zur Vergleichung der beobachteten Objekte angehalten worden, dann ist ihm die induktive Methode, ohne daß er selbst dessen sich bewußt ist, in Fleisch und Blut übergegangen. Stets wird er das Einzelne als Glied einer höhern Einheit erfassen, in der Einzelercheinung den Ausfluß einer Allgemeinheit sehen. Ist diese Geistesthätigkeit, Beobachten und Vergleichen, dem Schüler zu eigen geworden, dann haben wir ihn unvermerkt auf jenen Boden geführt, welcher die Vermittlung der Kenntnis von der darwinschen Theorie gestattet. Denn sie führt ihn zu einer Reihe von Grundsätzen, die mehr oder weniger wichtige Bausteine des Fundamentes der Entwicklungslehre sind, und die der gereifte Mann als solche erkennen wird.

So stelle ich mir vor, daß folgende Prinzipien auf der Mittelschulstufe nicht nur gelehrt, sondern verstanden werden können:

- 1) Die Thatsache der Vererbung.
- 2) Die Thatsache der individuellen Variabilität.
- 3) Die Thatsache des Kampfes ums Dasein.
- 4) Die auslesende Wirkung des Kampfes ums Dasein.
- 5) Der Einfluß äußerer Verhältnisse auf die Organisation.

6) Die Wirkung des Gebrauches und Nichtgebrauches der Organe.

7) Die gesetzmäßige Veränderung innert langer geologischer Zeiträume.

Gestatten Sie mir, geehrte Anwesende, den Versuch Ihnen durch einige Beispiele nachzuweisen, daß diese allgemeinen Sätze weder außer dem Fassungsvermögen der Schüler, noch außer dem Unterrichtsziele liegen.

1) Aus der Beobachtung, daß z. B. aus einer Bohne immer wieder eine Bohnenpflanze wird, daß stets aus dem Froschlaich Kaulquappen entstehen, die zu Fröschen werden, abstrahiert auch der Schüler den allgemeinen Satz, daß die Nachkommenschaft einer Pflanze oder eines Tieres dem Erzeuger gleicht, daß also die Eigenschaften eines lebenden Wesens auf seine Nachkommen übertragen werden.

2) Aus der Vergleichung einer größern Individuenzahl z. B. einer Pflanzenart lernt der Schüler die Thatsache der individuellen Verschiedenheiten erkennen. Er korrigiert also seine frühere Erkenntnis der Thatsache der Vererbung dahin, daß die Nachkommen den Eltern nicht völlig gleich, sondern nur sehr ähnlich sind. Aus der individuellen Verschiedenheit leitet er die Veränderlichkeit der Arten ab.

Vielleicht wird ein aufgeweckter Schüler, indem er das Gesetz der Vererbung und der individuellen Schwankungen kombiniert, etwa zu folgendem Gedankengang kommen. A erzeugt nicht genau A, sondern z. B.  $A + a$  und  $A + \alpha$ ; jenes wieder  $A + a + I$ , dieses  $A + \alpha + 1$  etc. Sind die beiden divergentesten Glieder, die doch Abkömmlinge des gleichen Individuums sind, unter sich und dem gemeinsamen Stammvater noch so ähnlich, daß sie alle noch als Angehörige einer Art gelten dürfen? Muß nicht einmal der Moment eintreten, wo wir sie — so fern uns die verbindenden Glieder nicht gegenwärtig sind — als verschiedene Arten, selbst als verschiedene Gattungen erklären. Drängt sich dieser Gedankengang keinem Schüler auf, so wird ihn der gereifere Verstand des Jünglings oder Mannes denken, wenn ihm ein Zufall das Prinzip der Vererbung mit dem Prinzip der individuellen Verschiedenheiten in Erinnerung ruft. So hat ihm also die Schule, ohne daß sie tendenziös ihn in eine bestimmte Geistesrichtung hineinzudrängen suchte, die Erkenntnis der natürlichen Entstehung der Arten vermittelt.

Der gleiche Schüler wird aus der Überlegung, daß die divergentesten Glieder durch viele Zwischenglieder mit einander verbunden sind, schließen, daß Art und Form ohne Grenzen in einander übergehen, daß die Art in beständigem Flusse ist. Führt ihn sein Gedankengang so weit, so sieht er sich im Widerspruch mit den Thatsachen.

Bei der Betrachtung der mannichfaltigen Blüteneinrichtungen, welche die Kreuzung durch Insekten bedingen, z. B. bei der Darlegung des Blütenmechanismus von *Cypripedium Calceolus*, *Salvia pratensis* etc. bietet sich dem Lehrer Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß trotz der so gewöhnlichen Variabilität innert des Kreises der Art die Verwischung der Artgrenze, der Fluß der Art gewöhnlich wegen der Kreuzung verschiedener Individuen nicht eintritt. So kann z. B. das  $a$  eine Veränderung in entgegengesetzter Richtung sein wie  $\alpha$ . Bei der Kreuzung heben sich also beide auf und aus den sich kreuzenden Individuen  $A + a$  und  $A + \alpha$  kann A hervorgehen. Das Individuum der III. Generation kann dem der I. gleich sein. So lernt er die Ursache erkennen, warum trotz der so gewöhnlichen individuellen Verschiedenheit innert einer Art, deren Grenzen so wenig veränderlich sind, die Neubildung der Art ein so seltener Prozess ist.

3) Die Thatsache des Kampfes ums Dasein leitet jeder aus der Beobachtung ab, daß die ihn umgebenden Lebewesen bezüglich des Verhältnisses der Individuenzahl der einzelnen Arten gewöhnlich keine auffälligen Veränderungen erfahren, trotzdem sozusagen jedes Individuum zehntausendfältig die Samen ausstreut, die sein Fortleben in kommenden Geschlechtern sichern sollen.

4) Mannigfache Gelegenheiten bieten sich dem Lehrer die auslesende Wirkung des Kampfes ums Dasein erkennen zu lassen. Er redet z. B. von der Farbe der Bedeckung der Säugetiere. Löwe, Hase, Alpenhase, Polarfuchs etc. geben ihm treffliche Beispiele der Übereinstimmung des Farbenkleides dieser Tiere mit der Färbung ihres gewöhnlichen Aufenthaltsortes. Der Schüler wird ihm diese Thatsache mit den Worten begründen: Denn wo diese Übereinstimmung fehlt, wird das Tier leichter den Feinden, die ihm nachstellen, zum Opfer fallen, oder aber es wird des Farbenschutzes entbehrend sich schwerer zu erhalten vermögen, da es seine Beute weniger leicht beschleichen kann. Es bleiben also als Stammhalter der Art die geschützten, d. h. die passend gefärbten Individuen eher erhalten als die anderen. Die passende Färbung wird also durch Vererbung ungleich häufiger übertragen als die nichtpassende. Sie muß also schließlich vorherrschen, oder nur allein noch vorhanden sein.

Nicht weniger passende Anknüpfungspunkte bietet die Botanik. Der Schüler hat an einer Reihe von Beispielen die Anordnung der Festigungselemente der Pflanzen beobachten können. Die mechanischen Prinzipien über Zug-, Biegungs- und Druckfestigkeit, die er in dem Physikunterricht kennen lernte, sieht er zu seiner nicht geringen Überraschung im pflanzlichen Bau verwirklicht. Hat er eine Erklärung hierfür? Je vollkommener, wird er sagen, der Schutz gegen die mechanischen Eingriffe, gegen starken Zug, starke Biegung und starken Druck ist, in je höherem Grade also die Anordnung der Festigungselemente den Anforderungen an zug-, biegungs- und druckfeste Konstruktion entspricht, um so weniger wird die Pflanze durch diese mechanischen Eingriffe gefährdet werden. Sie erhalten durch Vererbung ihrer vorteilhaften Organisation die Art. Die weniger gut konstruierten Individuen leben, da sie den Eingriffen leicht zum Opfer fallen, nur in geringerer Zahl und in weniger Generationen fort; bis sie schließlich im Kampfe ums Dasein völlig verschwinden. Der Kampf ums Dasein sucht also das Unzweckmäßige in der Natur zu vernichten. Dadurch aber wird er der Schöpfer der in der Pflanzen- und Tierwelt im allgemeinen herrschenden Zweckmäßigkeit.

5) Die direkte Beeinflussung der Organisation durch äußere Verhältnisse, das also, was im Begriffe Adaption liegt, dürfte wiederum durch Beispiele vorab aus der Botanik zu belegen sein, da der Pflanzenkörper ungleich plastischer ist als der tierische. Die unmittelbare Einwirkung neuer Lebensbedingungen entzieht sich hier der weniger geschulten Beobachtung in höherem Grade als dort, trotzdem es auch hier an Beispielen direkter Beeinflussung — wir erinnern an den Einfluß der Lebensweise der Raupen auf die Farbe der Schmetterlinge, den Saisondimorphismus etc. — durchaus nicht fehlt.

In überraschender Weise zeigt uns die Organisation einer submersen Pflanze, die normal eine terrestrische ist, die umgestaltende Wirkung veränderter Lebensweise. Wir beobachten in erster Linie eine mehr oder weniger bedeutende Reduktion der Zahl der Spaltöffnungen. Sie geht bisweilen bis zum völligen Schwinden dieser. Die Größenverhältnisse zwischen einzelnen Gewebepartien sind zu anderen geworden. Die Ausbildung

der Gefäße, ihrer Zahl sowohl als auch ihrer Größe, erscheint in ganz erheblichem Grade vermindert, die der Interellular- oder Lufträume vermehrt.

Eine solche Beobachtung ist in der That sehr geeignet, den Schüler das Wesen der Anpassung verstehen zu lassen. Die Beeinflussungen sind ja nicht willkürliche. Hat der Schüler z. B. die Leistungen der Gefäße kennen gelernt, weiß er, daß sie die Bahnen sind, welche das von den Wurzeln aufgenommene Wasser benutzt, um den Transpirationsverlust zu decken, dann wird er, ohne vom Bau solcher zufällig oder künstlich submerser Pflanzen etwas zu wissen, sagen: Wenn die Pflanze anpassungsfähig ist, und wenn die umgestaltende Beeinflussung der neuen Lebensverhältnisse eine dienliche ist, dann muß der Materialersparnis wegen die submerse Pflanze ein weniger starkes Gefäßsystem besitzen, da dieses infolge der verminderten Transpiration doch allen Anforderungen völlig zu genügen vermag. Sind die Beispiele glücklich gewählt, so wird er in der That in höchstem Grade überrascht sein, zu sehen, wie sein Gedankengang in der Natur verkörpert ist. Ziehen wir nun eine Reihe von Wasserpflanzen zur Vergleichung mit dieser zufällig oder künstlich mehr oder weniger vorübergehend submersen Pflanze heran, so sieht er in extremster Ausbildung das, was er an der submersen Pflanze zu beobachten Gelegenheit hatte. Vor allem werden ihm die gewaltigen Lufträume der Stengel und die so minim entwickelten Gefäße auffallen. So wird er seine Beobachtungen zusammenfassend sagen: Das Wasserleben bestimmt den Bau der Wasserpflanzen; der Bau wird durch die äußeren Lebensverhältnisse bedingt.

6) Handelt es sich darum, das Prinzip der Wirkung des Gebrauches und Nichtgebrauches der Organe aus Thatsachen abzuleiten, so wird man so viel wie möglich auf Erscheinungen abzustellen haben, welche im Erfahrungskreise der Schüler liegen. Man wird sich also vor allem auf solche Fälle stützen, welche deutlich die Wirkung des Prinzips an dem Individuum und nicht erst durch das Mittel vieler Generationen von Individuen an der Art zeigen. Der Einfluß des Gebrauchs und Nichtgebrauches der Muskeln scheint mir die nächstliegende Thatsache zu sein, um den Schüler mit diesem Prinzip bekannt zu machen. Wenn wir die Schüler auf die ungleiche Entwicklung, z. B. der Armmuskulatur bei Menschen, verschiedener Berufsarten aufmerksam machen, so wird er von der Beziehung zwischen Gebrauch und Ausbildung der Muskeln ohne weiteres überzeugt sein. Er wird selbst geneigt sein, dem vermehrten Gebrauch die starke Entwicklung zuzuschreiben. Lassen wir ihn erfahren, daß eine gewisse Handschuhnummer, die gerade der Größe der linken Hand entspricht, sich als nicht passend für die rechte erweist, so wird er in diesem Größenunterschiede beider Hände wieder den Einfluß des häufigern Gebrauches der rechten erkennen. Machen wir ihn darauf aufmerksam, daß der vermehrte Gebrauch, also die größere Anstrengung, eine reichlichere Blutzufuhr bedingt, und daß also die stärkere Entwicklung die Folge reichlicherer Ernährung ist, dann wird er nicht nur von der Wirkung des Gebrauchs und Nichtgebrauches auf die Muskulatur, sondern überhaupt auf die Organe des tierischen Körpers überzeugt sein.

Auf dieser Grundlage nun kann er andere wichtige Erkenntnisse gewinnen. Zu wiederholten Malen bietet sich dem Lehrer Gelegenheit, z. B. von verkümmerten Augen gewisser Arten oder von völlig blinden Tieren zu sprechen. Der Schüler, gewohnt die Wechselbeziehung zwischen Bau und Lebensweise zu beobachten, wird solche Vorkomm-

nisse zu verstehen vermögen, indem man ihm mit dem Prinzip der Wirkung des Nichtgebrauches eines Organes gleichzeitig die Thatsache der Vererbung in Erinnerung ruft. Eine solche Gelegenheit läßt aber den Schüler auch mit der Ursache der rudimentären, also auch der zwecklosen Organe, die er vielleicht schon mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte, bekannt werden. Er lernt auch die auffällige Thatsache verstehen, daß entwickelte parasite Organismen häufig auf einer viel tiefern Organisationsstufe stehen als ihre freilebenden Larven.

7) Als besondere Disziplin kann natürlich die Paläontologie an den Mittelschulen keinen Platz finden. Immerhin liegt die Zeit vielleicht nicht allzufern, wo sie als Teil der Geologie im Lehrplane figurieren wird. Denn das ist nun allerdings unsere unerschütterliche Meinung, daß die Kenntnis der Fundamentalsätze der Geologie Gemeingut aller Gebildeten sein sollen. Wie wir von jedem Gebildeten verlangen, daß er wenigstens mit den Grundzügen seines eigenen Körperbaues bekannt sei, daß er ein Verständnis für die gewöhnlicheren physikalischen und chemischen Vorgänge habe, daß die ihn umgebende Pflanzen- und Tierwelt ihm nicht eine völlig unbekannte GröÙe sei, so darf man doch wohl auch verlangen, daß er den Boden, auf welchem er steht, der Hauptsache nach kenne, daß er ihm wenigstens die wichtigsten Naturvorgänge in Erinnerung rufe, welche bei der Genesis der Erdkruste thätig sind.

Hat nun auch im Momente nur der kleinste Teil der Lehrer an Mittelschulen Gelegenheit, in der Geologie in groÙen Umrissen der vorweltlichen Pflanzen- und Tierwelt zu erwähnen und der Art die Schüler die Gesetzmäßigkeit in der Veränderung vieler Organismen im Laufe geologischer Zeiträume bewußt werden zu lassen, so sollte doch der Lehrer im Zoologieunterrichte nicht versäumen, auf diese gesetzmäßigen Veränderungen an einigen Beispielen hinzuweisen, den Schüler mit gewissen Thatsachen paläontologischer Entwicklungsreihen bekannt zu machen. Die Konsequenzen dieser Thatsachen zu ziehen, stellte ich allerdings dem gereiften Verstande anheim.

Passende Anknüpfungspunkte zu solchen paläontologischen Exkursen bietet uns der seltenen Vollständigkeit wegen vor allem die Entwicklung des heutigen Pferdetypos auf Grund der Vergleichung des Gliedmaßenbaues.

Aus den Belegen für die Prinzipien, welche nach meinem Dafürhalten der Fassungskraft der Schüler der Mittelschulstufe adäquat sind, können Sie, geehrte Anwesende, einige Forderungen, die ich an die Methodik und die Organisation des naturkundlichen Unterrichtes (Zoologie und Botanik) stelle, entnehmen. Ich spreche die zwei wichtigsten dahin aus:

- 1) Es soll von Anfang an der innere Bau der tierischen Organismen, die als Typen oder Klasse einer Ordnung beschrieben werden, möglichst weitgehende Berücksichtigung finden, so daß der zoologische Unterricht aus dem Rahmen einer nur die äußere Gestalt beschreibenden Morphologie in den Rahmen der Zootomie rückt.
- 2) Auf höherer Stufe ist die beschreibend-systematische Pflanzenkunde durch physiologisch-anatomische Botanik zu ergänzen.

Eine solche Organisation gestattet die von uns postulierte Vermittlung der Bekanntschaft mit den neueren naturwissenschaftlichen Anschauungen, welche den Inhalt der Descendenztheorie bilden.

Dr. Witten-Helmstädt: Meine Herren! Trotz des so anregenden Vortrages des Herrn Redners, dem wir von Herzen dankbar sind, möchte ich doch aus voller Überzeugung der Verfügung des preussischen Unterrichtsministeriums das Wort reden. Ich bin ja natürlich nur Laie in der Sache; aber ich kann sagen, soweit ich mich damit beschäftigt habe, kann ich diese Theorie nur als eine ganz unerwiesene Hypothese ansehen. Ich habe versucht, mir aus dem Buche des verstorbenen Prof. Oskar Schmid in Straßburg: Descendenzlehre und Darwinismus ein eigenes Urteil darüber zu bilden, und kann nicht umhin, zu bemerken, daß ich davon durchaus nicht überzeugt worden bin. Ich will nur darauf aufmerksam machen, daß ich die Folgerungen, welche von Häckel und Virchow gezogen werden, durchaus nicht teile. Eine Hypothese nun aber in der Schule zu lehren, ist deswegen sehr bedenklich, weil nach unserer Erfahrung — und wir werden in Norddeutschland ziemlich dieselben Erfahrungen machen können — die Schüler auch auf der obersten Stufe schwerlich imstande sind, irgend wie ein Urteil über diese Sache zu fällen, weil sie mehr als wünschenswert geneigt sind, den Worten des Lehrers zu glauben, und ich bin der Meinung, daß diese Theorie eher den Abschluß des naturwissenschaftlichen Unterrichts bilden soll. Also, wie gesagt, ich halte es für sehr bedenklich, den Schüler in solche Hypothesen einzuführen, zumal sie geneigt sind, dieselben für erwiesene Wahrheit zu halten und ihm das Beste rauben, was man den Schüler lehren kann, den Glauben an einen persönlichen allmächtigen Gott.

Direktor Dr. Haage-Lüneburg: Es scheint mir bei dieser Frage darauf anzukommen, daß ganz scharf ausgesprochen wird der Unterschied zwischen erwiesenen That-sachen und Hypothesen. Dann darf in der Schule die Rede sein von der Descendenz-theorie, wenn sie dem Schüler vom Lehrer als das vorgetragen wird, was sie ist, als Hypothese. Ich wüßte keinen Grund, warum nicht einem Primaner oder Sekundaner einiges von diesen Gesetzen mitgeteilt werden könnte; aber es muß mitgeteilt werden als eine Hypothese; das ist vielfach nicht der Fall. Die Vertreter der Naturwissenschaften in den Schulen machen es nicht selten so, wie die Verfasser von populären Lehrbüchern über Naturwissenschaft. Da wird, was Naturphilosophie, was Spekulation ist, hingestellt als Thatsache, als etwas, was durch Beobachtung und Experiment gefunden wurde. Wo ist nun durch Beobachtung und Experiment gefunden, daß die Arten nicht konstant sind? In keinem Buche, das ich gelesen, ist festgestellt, daß diese konstant sind. Wenn nun aber der Lehrer in der Schule eine solche Hypothese vorträgt mit seiner Autorität als Lehrer, und sie gar nicht so vorträgt, daß er den Unterschied zwischen dem, was wirklich erwiesen ist und nicht ist, darstellt, dann kann die Gefahr eintreten, daß die Schüler dadurch in einen Widerspruch geraten mit anderen Wahrheiten auf anderen Gebieten; wenn sie dagegen als Hypothese vorgetragen wird, möchte ich keine Bedenken haben.

Dr. Keller-Winterthur: Verehrte Anwesende! Ich denke, Sie werden aus dem, was ich gesagt, entnommen haben, daß ich selbst, trotzdem ich überzeugter Anhänger der darwinistischen Theorie bin und mit voller Überzeugung meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Häckel, in vielen Dingen nachgehe, aus Zweckmäßigkeitsgründen ganz dagegen wäre, wenn die Descendenztheorie als Fach in methodischem Zusammenhange den Schülern vorgeführt werden sollte. Für die Naturwissenschaften möchte ich das Recht des philologischen Unterrichtes beanspruchen. Ich zweifle keinen Moment, daß jeder

Lehrer es für selbstverständlich erachtet, sogar die Lektüre eines römischen oder griechischen Klassikers zu benutzen, um den Schüler mit gewissen philosophischen Ansichten bekannt zu machen. Haben aber jene Philosophien einen bessern Boden als die Entwicklungstheorie? — Ich bin der Ansicht, daß das, was im zoologischen und botanischen Unterrichte gelehrt wird, auch Gelegenheit bietet, auf gewisse allgemeine Erscheinungen aufmerksam zu machen, und es ist nicht bloß Berechtigung, sondern sogar Pflicht des Lehrers, nicht bei der Einzelheit zu verharren, sondern die Einzelheiten mit zu benutzen, um etwas Allgemeines erkennen zu lassen. Sobald das geschieht, wird der Lehrer von selbst darauf kommen, scharf zu unterscheiden zwischen dem, was er thatsächlich beweisen kann, und zwischen dem, was er nur meinen und glauben kann, zwischen Thatsache und Hypothese. Wie einer der Herren Vorredner gesagt hat, halte ich dafür, daß, wenn dies geschieht, die Schule im naturkundlichen Unterrichte diesen Boden betreten darf, betreten soll, wie es thatsächlich in anderen Unterrichtsgebieten auch geschieht.

Dr. Bäbler-Aarau: Was Herr Dr. Keller soeben gesagt hat, hat mich sehr beruhigt. Ich glaube aus meiner Praxis etwas zur Erläuterung hier beifügen zu können. Ich lehre an einer Realabteilung das Deutsche und gestatte den Schülern der obersten Klassen, daß sie zum Zwecke des mündlichen Vortrages Gegenstände wählen aus ihren exakten Studien, also z. B. über Meeresströmungen, Wellenlinien und dergleichen. Vor einigen Wochen nun hatte einer die Descendenztheorie gewählt. Ich war erschrocken, ich habe mich entsetzt, daß ein Schüler dieses Thema wählte, mit welchem er über seine Sphäre hinausgeworfen wird; ich erkläre noch einmal, ich entsetzte mich, indem ich nicht glauben konnte, daß ein Schüler imstande sei, die an die Theorie sich knüpfenden Folgerungen mit Sicherheit zu ziehen. Er bewegt sich so in einem gewissen angenehmen Schwanken und gerät in allerlei hohe Ideen, die ihn von seiner ruhigen Erwägung ablenken. Wir sollten uns, meine ich, begnügen mit den bloßen Beobachtungen und sollten die Schlüsse, besonders wenn sie nur hypothetisch sind, so viel wie möglich zurückhalten. Ich sage, was Herr Dr. Keller zuletzt gesagt hat, das beruhigt mich. Er will es bei gelegentlichen Einblicken bewenden lassen; und das mit Recht. In der Sprache, wo man Vergleichen auch überall hereinziehen könnte, ist man hiervon abgekommen und hat bedacht, man wolle dem Schüler zuerst nur Bestimmtes bieten und es ihm überlassen, darüber hinaus zu gehen. Man darf nicht vergessen, daß das, was die besten Gelehrten bei sich erwägen, nicht auch des Schülers Sache ist.

Oberschulrat Dr. Wendt-Karlsruhe: Es sei mir gestattet, noch einige Worte über die Theorie Darwins zu sprechen. Die Grundsätze, die er aufgestellt hat, sind erwiesen; mit den Folgerungen, die sich daraus ziehen lassen, ist es allerdings etwas anderes; diese gehören einem ganz anderen Gebiete an. Es ist ganz richtig gesagt worden, daß man damit hinübertritt in das Gebiet philosophischer Konstruktion, und diese unreifen Geistern vorzutragen, wird allerdings sehr bedenklich sein und kann unter Umständen zu einer Frivolität führen, die um jeden Preis fern gehalten werden muß. Nun wird auch der andere Gesichtspunkt nicht ganz übersehen werden dürfen. Wenn die Schule es absolut vermeidet, von diesen Dingen zu reden, so fallen unsere Schüler jenen bedenklichen populären Darstellungen anheim, welche sogleich die allerletzten Konsequenzen ziehen, welche von Darwins Theorie ableiten, daß von irgend einem göttlichen Wesen

gar keine Rede mehr sein könne, Sätze, die bis jetzt kein Darwinianer auch nur versucht hat nachzuweisen, und am allerwenigsten ein so ernster und innerlich bescheidener Geist, wie Darwin selbst. Diese Gefahr liegt sehr nahe, und darum meine ich, es ist viel besser, wenn das, was erwiesen ist, in einer durchaus sich selbst bescheidenden und die Schranken menschlichen Wissens und Wissensmöglichkeiten nicht übersteigenden Weise dargestellt wird. Es wird dies den Schüler davor schützen, einer, ich kann nicht anders sagen, absolut materialistischen Weltanschauung zu verfallen, die in der That wohl geeignet ist, unsere ganze geistige Kultur zu bedrohen, und ich meine, daß der Weg, den der Herr Vortragende in so klarer Weise gezeigt hat, durchaus richtig ist. Ich füge übrigens bei, daß viele ausgezeichnete mir persönlich bekannte Lehrer der Naturwissenschaften auf den höheren Schulstufen auch die Folgerungen, welche aus der Theorie gezogen werden können, behandeln. Ich denke, der Erlaß des preussischen Kultusministers geht uns hier nichts an. Man kann ihn verschieden interpretieren. Der Herr Vorredner hat selbst gesagt, daß einer maßvollen Mitteilung der Theorie selbst auf allen preussischen Anstalten kein Hindernis in den Weg gelegt wird; nur soll die Mitteilung dieser Dinge nicht in leichtfertiger Weise stattfinden.

Dir. Haage-Lüneburg: Ich darf vielleicht noch als preussischer Schulmann hervorheben, daß es in Preußen völlig unverwehrt ist, in der Weise, wie Herr Wendt es ausgesprochen hat, die Darwinsche Theorie im Unterrichte mitzuteilen. Die Verfügung bezieht sich nur auf den Mißbrauch, der getrieben wurde, indem die Lehrer der Naturwissenschaften diese Theorie als etwas Erwiesenes vortrugen und anfangen, auf Grund dieser philosophischen Spekulation gegen andere Anschauungen zu polemisieren.

Vorsitzender, Oberschulrat Dr. Wendt: Es ist gewiß sehr erfreulich, wenn ein so hochbedeutender aber so heikler Gegenstand in einer Weise zu Ende geführt wird, daß wir sagen können, daß sie uns allen vielfach Neues geboten und das Gefühl kollegialischer Zusammengehörigkeit in uns gekräftigt hat, daß sie sehr wohl geeignet war, auch entgegenstehende Parteiansichten zu vermitteln und dadurch der Sache, der wir mit ganzem Herzen und unserem Berufe nach angehören, gute Dienste zu thun. Und so können wir denn von hier hinweggehen mit der Überzeugung, daß auch durch die Verhandlungen der pädagogischen Sektion das deutsche Schulwesen, dem ja auch die Schweizer-schulmänner angehören, gefördert worden ist.

---



## II. Orientalische Sektion.

### Verzeichnis der Mitglieder.

- |  |   |
|--|---|
| 1. Brünnow, Dr. Vevey.   | 13. v. Planta, cand. phil. Fürstenau.*                    |
| 2. Furrer, Dr., Pfarrer. Zürich.*  | 14. Roth, Dr., Universitätsprofessor. Tübingen.           |
| 3. Gildemeister, Dr., Universitätsprofessor. Bonn.                               | 15. Schermann, Dr., Gymnasialprofessor. Ravensburg.*      |
| 4. Heidenheim, Dr., Rev. Priv.-Doc. und englischer Geistlicher. Zürich.          | 16. Schiess, cand. phil. Zürich.*                         |
| 5. Im-Hof, Dr., Gymnasialprofessor. Bern.*                                       | 17. Schweizer-Sidler, Dr., Universitätsprofessor. Zürich. |
| 6. Kaegi, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.                                    | 18. Smend, Dr., Universitätsprofessor. Basel.             |
| 7. Kautzsch, Dr., Universitätsprofessor. Tübingen.                               | 19. Socin, Dr., Universitätsprofessor. Tübingen.          |
| 8. Kuhn, Dr., Universitätsprofessor. München.                                    | 20. Steck, Universitätsprofessor. Bern.                   |
| 9. Leumann, Dr., Universitätsprofessor. Stralsburg.                              | 21. Steiner, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.          |
| 10. Lindner, Dr., Universitätsprofessor. Leipzig.                                | 22. Thorbecke, Dr., Universitätsprofessor. Halle.         |
| 11. Marti, Lic. theol. Pfarrer und Priv.-Doc. an der Universität Basel. MuttENZ. | 23. Wackernagel, Dr., Universitätsprofessor. Basel.       |
| 12. Müller, E., Dr. Priv.-Doc. Bern.   | 24. Wellhausen, Dr., Universitätsprofessor. Marburg.      |

\* nicht Mitglieder der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

---

### Erste (konstituierende) Sitzung

Mittwoch den 28. September 1887, 12 Uhr.

Zu Vorsitzenden werden gewählt: Prof. Dr Steiner und Prof. Dr. Kaegi-Zürich, zu Schriftführern: Priv.-Doc. Dr. E. Müller-Bern, Lic. theol. Marti, Pfarrer in MuttENZ bei Basel.

---

### Zweite Sitzung

Donnerstag den 29. September 1887, Vormittag 8 Uhr.

Vortrag von Prof. Dr. Steiner-Zürich über:

**Johann Heinrich Hottinger und seine Bedeutung als Orientalist.**

Dafs in einer hier tagenden Versammlung von Orientalisten auch ein Wort über Joh. Heinrich Hottinger, den Zürich im 17. Jahrhundert mit Stolz den Seinigen nannte, gesprochen werde, ist wie ich glaube von selbst geboten, ebenso aber auch, dafs ein solches Wort die für unsere übrigen Verhandlungen und Geschäfte eingeräumte Zeit

nicht zu sehr beschränken darf. Über Hottingers Leben und Bildungsgang will ich mich ganz kurz fassen, da verschiedene Monographien hierüber bereits vorliegen.<sup>1)</sup> Das von ihnen gebotene Material zu vermehren, wäre freilich ein Leichtes, da Hottinger selbst überaus reichhaltige, oft freilich schwer lesbare Aufzeichnungen (meist in Tagebuchform) hinterlassen und zugleich mit peinlicher Sorgfalt Tausende von Briefen und Aktenstücken, die durch seine Hände gingen, gesammelt hat. Die interessanteste Periode seines Lebens, seine Wirksamkeit in Heidelberg, habe ich an Hand dieser Aktenstücke in einer der Ruperto-Carola zu ihrem Jubiläum gewidmeten Festschrift ('der Zürcher Professor J. H. Hottinger in Heidelberg' Zürich 1886) zu beleuchten versucht. Hier will ich mich begnügen, einige wenige Daten aus seinem Lebensgang hervorzuheben.

Geboren am 10. März 1620 und in ganz einfachen Verhältnissen aufgewachsen (sein Vater gehörte zu der Zunft der Schiffeleute), besuchte er zunächst unsere heimatlichen Schulen, schon in früher Jugend sich auszeichnend durch schnelle Fassungskraft, eisernen Fleiß und durch ein riesiges Gedächtnis. Das Collegium humanitatis und das daran anschließende Collegium Carolinum und im besondern der Unterricht J. J. Wolfs gaben ihm Gelegenheit, sich eine gründliche philologische Bildung sowohl in den klassischen Sprachen wie auch im Hebräischen anzueignen und zugleich in allen Fächern der damaligen Theologie heimisch zu werden. Schon mit 18 Jahren hatte er, was er in der Vaterstadt lernen konnte, in sich aufgenommen und sein Examen bestanden; ein Reisestipendium verschaffte ihm die Möglichkeit, nun auch das Ausland zu besuchen und drei Jahre lang sich speziell den hebräischen und orientalischen Studien zu widmen. Nur kurze Zeit verweilte er in Genf, dann zog es ihn nach Holland, dessen Hochschulen im 17. Jahrhundert für die protestantische Welt die ersten und noch fast einzigen Pflegestätten des Studiums orientalischer Sprachen waren. In Gröningen, wo er sich etwa 7 Monate lang aufhielt, wiesen ihm besonders Heinrich Alting und Matthias Pasor den Weg für seine Studien; dann wandte er sich nach Leiden und wurde der vertrauteste und eifrigste Schüler des großen Arabisten Jakob Golius, der ihn in sein Haus aufnahm und ihm die Benutzung seiner Bibliothek und namentlich auch seiner aus dem Orient mitgebrachten Manuskripte uneingeschränkt gestattete, von welcher Erlaubnis Hottinger sehr ausgiebigen Gebrauch machte. Den Aufenthalt in Leiden konnte er bis zum Frühjahr 1641 ausdehnen, dann folgte noch eine Reise durch England und Frankreich, die dem jungen Gelehrten Gelegenheit gab, mit den bedeutendsten und gefeiertsten Vertretern protestantischer Wissenschaft, mit einem Usher, Selden, Pocock, Grotius, Mestrezat, Amyraldus, Cappellus u. A. in nähere persönliche Beziehungen zu treten.

Seine öffentliche Wirksamkeit in Zürich begann Hottinger im Herbst 1642 und zwar wurde ihm zunächst die Professur der Kirchengeschichte, nachher auch die der orientalischen Sprachen und nebenbei noch die der Katechese übertragen. Dreizehn Jahre lang blieb er in dieser, später (1653) noch etwas erweiterten und auch ökonomisch (durch ein Kanonikat) verbesserten Stellung, dann folgte er einem Rufe an die nach langer Verödung neu erstandene Universität Heidelberg. Der damalige Kurfürst Karl Ludwig hatte

---

1) J. H. Heidegger, *historia vitae et obitus J. H. Hottingeri* Zürich 1667 und 1697. L. Hirzel im Neuen kritischen Journal der theologischen Litteratur, herausg. von Winer und Engelhart II, 3 f. O. F. Fritzsche in Hilgenfelds Zeitschrift für wissenschaftl. Theologie XI, 237 f.

das volle Vertrauen, daß Hottinger der geeignete Mann sei, um die gänzlich darnieder liegende theologische Fakultät wieder zu heben und Heidelberg aufs neue zu einem Bollwerke des reinen reformierten Bekenntnisses zu machen; aber der Mann war nicht so leicht zu bekommen. Er fühlte sich vor allem seiner heimatlichen Obrigkeit verpflichtet und nach der damals hier zu Lande geltenden Anschauung durfte er nicht eigenmächtig entscheiden, wem er seine Dienste widmen wolle. Die Verfügung darüber lag vielmehr in den Händen seiner 'Gnädigen Herren' d. h. des Bürgermeisters und des Rates der Stadt Zürich, und diese wußten wohl zu schätzen, was sie an ihrem berühmten Mitbürger besaßen. Um aber dem Kurfürsten ihre freundnachbarlich wohlmeinende Gesinnung zu beweisen, ließen sie sich herbei, ihren Hottinger für 'etwas Zeit' an Heidelberg zu überlassen. Später wurde nach längeren Verhandlungen diese zunächst unbestimmt gelassene Zeit auf drei Jahre fixiert und nach Ablauf derselben nochmals um drei Jahre verlängert. Zu weiteren Zugeständnissen liefs sich der Rat von Zürich nicht herbei; im Herbste 1661 mußte Hottinger wieder zurückkehren. Sechs Jahre später sollte er dann noch einmal unter ähnlichen Bedingungen an Leiden abgetreten werden, aber statt seiner gelangte dorthin nur die Nachricht von seinem Tode, nämlich daß er, mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, am 5. Juni 1667 samt dreien seiner Kinder in der Limmat ertrunken sei. Nicht nur seine Mitbürger in Zürich und seine Freunde und Gönner in Heidelberg und Leiden, sondern die reformierten Glaubensgenossen aller Länder empfanden seinen jähen Tod als schweren Schlag, als unersetzlichen Verlust.<sup>1)</sup>

Daß Hottinger nur 47 Jahre alt geworden ist, will uns kaum glaublich erscheinen, wenn wir die lange, mit den *Exercitationes Anti-Morinianae* (1644) anhebende Reihe seiner Werke überschauen und bedenken, daß der Mann, der fast Jahr um Jahr ein gelehrtes Buch kleineren oder größeren Umfanges in die Welt hinaus sandte, daneben mit liebevoller und treuer Sorgfalt seinem Lehrberuf oblag (Zeuge dessen sind namentlich die zahlreichen von ihm geleiteten Disputationen und die dadurch veranlaßten Dissertationen, deren Zahl gegen hundert beträgt) und außerdem mit Amtsgeschäften aller Art überladen war. Ich erinnere nur an seine Thätigkeit als pfälzischer Kirchenrat und als Ephorus des Collegium Sapientiae in Heidelberg, an seine Bemühungen um das Zustandekommen einer Union der verschiedenen protestantischen Kirchen und um die Herstellung einer verbesserten deutschen Bibelübersetzung, sowie daran, daß er mehrfach von der Obrigkeit seiner Vaterstadt auch zu wichtigen politischen Missionen verwendet wurde; und neben alldem unterhielt er noch regelmäßigen Briefwechsel mit Verwandten, Kollegen, Freunden und mit zahlreichen Gelehrten des Auslandes. Wie viel Zeit und Kraft mußte allein diesem brieflichen Verkehre gewidmet werden! Wir sind heute gewohnt, unsere Korrespondenz auf das geschäftlich Notwendige oder rein Persönliche zu beschränken; ein Oktavbogen reicht meistens aus oder gar nur eine Postkarte. Zu jener Zeit aber, wo die täglichen Zeitungen noch fehlten, pflegte man sich über alles, was in der Welt vorging, über religiöse, politische, wissenschaftliche Fragen, die da oder dort auftauchten, eingehend zu unterhalten und schreckte nicht zurück, wenn ein einzelner Brief mehrere Folioseiten in Anspruch nahm. Wohl klagte auch Hottinger gelegentlich, daß er ganze

---

1) Vgl. *Oratio funebris* von J. H. Heidegger mit beigedruckten 76 (lateinischen, griechischen hebräischen und deutschen) Epicedien von gelehrten Zeitgenossen und Freunden (Zürich 1671).

Tage nur dem Briefschreiben habe opfern müssen, dennoch wurde er nie müde, die an ihn gerichteten ausführlichen Mitteilungen und Anfragen ebenso ausführlich zu beantworten. Die bei ihm eingegangenen Briefe hat er sorgfältig aufbewahrt und teils chronologisch, teils alphabetisch geordnet. Sie füllen im ganzen 16 starke Folio-bände und bilden etwa den dritten Teil des handschriftlichen Nachlasses, der als *Thesaurus Hottingerianus* ehemals der Stiftsbibliothek des Carolinums angehört hat und 1836 in den Besitz unserer Stadtbibliothek übergegangen ist. Fast alle bedeutenderen Orientalisten und reformierten Theologen des 17. Jahrhunderts sind in dieser Briefsammlung vertreten, am stärksten Joh. Buxtorf der Sohn, dessen Briefe fast in keinem Bande fehlen und an ihren kleinen, zierlichen Schriftzügen sofort kenntlich sind.<sup>1)</sup> Durch schöne Handschrift und noch mehr durch ihren Inhalt zeichnen sich ferner aus die Briefe Hiob Ludolfs, die unter anderm auch ein *Compendium lexicum aethiopicum* nebst einem kurz zusammen gezogenen Wurzellexikon, sowie das nachher (1661) von Ludolf veröffentlichte Glaubensbekenntnis des Königs Claudius, ein Verzeichnis äthiopischer Könige und eine Karte des abessinischen Reiches enthalten.<sup>2)</sup> Beiläufig will ich noch erwähnen, daß die persönliche Bekanntschaft Hottingers mit Hiob Ludolf vom Jahre 1658 an, wo beide in Frankfurt zusammentrafen, datiert. Der intime Verkehr, der seit jener Begegnung sich anbahnte, war für Hottinger von großem Werte; die genauere Kenntnis der äthiopischen Sprache und Litteratur wurde erst dadurch ihm erschlossen, und so konnte er noch vor dem Erscheinen des Ludolfischen Lexikons für sein *Lexicon harmonicum heptaglotton* auch das Äthiopische mit herbeiziehen.

Die litterarische Produktion Hottingers, zu der ich nunmehr übergehe, umspannte ebensowohl das Gebiet der orientalischen Sprachen, wie das der Kirchengeschichte und Dogmatik, und endlich auch noch das der speziellen Schweizergeschichte. Dem Umfange nach ist sie eine wahrhaft großartige, in ihrer Art einzige, und von den Zeitgenossen, denen Hottinger als ein *abyssus eruditionis et litterarum facile princeps* galt, wurde sie wie ein Wunder angestaunt. Sie allseitig zu würdigen, ist hier nicht meine Aufgabe; ich beschränke mich darauf, seine Leistungen als Orientalist in möglichster Kürze zu schildern und zu beurteilen.

Den Maßstab für ihre Beurteilung haben wir natürlich zunächst der Zeit, in der dieselben entstanden sind, zu entnehmen. Es war die Zeit des eben erst aufblühenden orientalischen Studiums, das vorerst nur in Holland, Frankreich und England günstigen Boden für ferneres Gedeihen gefunden hatte. Ihm auch anderswo solchen zu bereiten, die Notwendigkeit und Wichtigkeit desselben den protestantischen Theologen eindringlich ans Herz zu legen und vor allem die studierende Jugend zu diesen neuen Quellen des Wissens zu führen, das war die Aufgabe, die Hottinger in erster Linie sich gestellt hatte und die er besonders in seinem *Smegma Orientale* I (Heidelberg 1658) zu lösen suchte. Mit einer *Rede de contemptu scripturae sacrae et linguarum orientalium in Academia superioris seculi* hatte er am 19. August 1655 seine Professur in Heidelberg angetreten;

1) Der Vortragende legt einen Band dieser Briefsammlung (aus den Jahren 1645—1655) vor (Stadtbibliothek Mscr. F. 51) und macht besonders auf die darin enthaltenen Briefe von Alting, Buxtorf, Cappellus, Duraeus, Golius, Mestrezat u. a. aufmerksam.

2) *Thes. Hotting. XLIV, 265 f.*

dieselbe schickte er auch seinem Smegma als Einleitung voraus, dann wies er zunächst an einzelnen Bibelstellen nach, wie viele hebräische Wörter nur mit Hülfe der verwandten Sprachen richtig verstanden und etymologisch erklärt werden können, wie viel wichtiger es daher sei, die durch diese Sprachen, ganz besonders durch die arabische und äthiopische gebotenen Hilfsmittel zu benutzen, als blos der Autorität der jüdischen Tradition oder irgend einer alten Übersetzung zu folgen, und wie das Verständnis des alttestamentlichen Textes durch ein gründliches Studium des von der Pariser Polyglotte gebotenen Materials gefördert werden könne. Hervorzuheben ist unter den Kapiteln des ersten Buches besonders das siebente, das darauf ausgeht, der hebräischen Lexikographie eine feste Unterlage zu geben, nämlich mit Hülfe des Arabischen teils die Grundbedeutung hebräischer Wortstämme genauer zu bestimmen, teils schwierige und seltene Wörter sicherer als bisher geschehen zu erklären (S. 107—201). Nicht in gleichem Mafse ist der im 8. Kapitel versuchte Nachweis des Nutzens der arabischen Sprache für die historische Theologie gelungen; die aus christlich arabischen Schriftstellern, aus Said ibn Batrik (Eutychius Patriarch von Alexandrien) und aus Elmakin beigebrachten Parallelen zur biblischen Geschichte haben in unseren Augen keine Bedeutung für das, was bewiesen werden wollte.

In dem Gesagten liegt schon angedeutet, auf welchem Gebiete Hottinger sich am stärksten fühlte, und er war in der That nicht nur ein Lobredner, sondern auch ein gründlicher Kenner der arabischen Sprache und, und soweit es in jener Zeit möglich war, der arabischen Litteratur. Letztere war damals für jeden, der nicht aus handschriftlichen Quellen schöpfen konnte, terra incognita, und es darf wohl behauptet werden, dafs neben Golius und Pocock Hottinger damals der einzige war, der eine Übersicht über die arabische Litteratur zu bieten unternehmen durfte. Er hat es, hauptsächlich auf Grund der in Leiden gemachten handschriftlichen Studien — einiges, wie z. B. der Koran-Kommentar Baidhawis stand ihm auch in Zürich zu Gebote — versucht in seinem Promptuarium, s. Bibliotheca orientalis (Heidelberg 1658). Beginnend mit den christlichen und jüdischen-arabischen Schriftstellern giebt er dann S. 104—151 ein vollständiges Verzeichnis vom Inhalt des Korans, d. h. von Titel und Inhalt der einzelnen Suren, ferner eine Übersicht über die in den Koranhandschriften vorkommenden Randbemerkungen und über die Koran-Kommentare, an deren Spitze Baidhawi und Zamachschari genannt werden. Hieran schliessen sich die Traditionssammlungen, im besondern eine Inhaltsangabe von Bucharis Sahih, dann die Werke über Theologie, Scholastik, Philosophie und Naturwissenschaften, zum Schlusse die über Sprachkunde, Poesie und Geschichte. Die Bibliotheca arabica nimmt mit 223 Seiten etwa zwei drittheile des Ganzen ein. Die jüdisch-rabbinische und die syrische Litteratur<sup>1)</sup> füllen zusammen etwa 80 Seiten, die samaritanische 8, die koptische 6. Für die äthiopische diente ein Brief Hiob Ludolfs. Dafs zum Schlusse mit einigen Worten noch auf die persische, indische, chinesische, türkische und armenische Litteratur hingewiesen wird, läfst ahnen, welche weiten Ziele für die künftige Entwicklung der orientalischen Wissenschaften schon unserem Hottinger dunkel vor Augen schwebten. Er hoffte bestimmt, dafs über diese noch verschlossenen Gebiete sich mit der Zeit ebenfalls Licht verbreiten werde.

---

1) Weitere Ergänzungen zur Übersicht über die syrischen und arabischen Schriftsteller enthalten Cap. II und III des zweiten Buches des Bibliothecarius quadripartitus (Zürich 1664). S. 222—294.

Was er mit dem damals zu Gebote stehenden Rüstzeuge zu leisten sich getraute, und als eine der wichtigsten Aufgaben der neu erwachten Wissenschaft betrachtete, war, das Studium des Hebräischen sowohl auf dem Gebiete der Grammatik wie der Lexikographie durch Vergleichung der verwandten Sprachen zu erleichtern, zu vertiefen und zu bereichern. Mit einer vergleichenden Zusammenstellung der hebräischen, chaldäischen und syrischen Grammatik war schon (1628) Ludwig de Dieu vorangegangen; Hottinger brachte in seiner *Grammatica quatuor linguarum harmonica* (Heidelberg 1659) noch das Arabische hinzu und bemühte sich, die große Übereinstimmung der 4 Sprachen untereinander in allen Partien der Grammatik nachzuweisen, wobei den Zeitanschauungen gemäß das Hebräische den andern als Mutter übergeordnet wurde. Eine richtige vergleichende Zusammenstellung der nominalen und verbalen Stammformen ist nun freilich hier noch nicht gelungen. Über die nominale Stammbildung geht er kurz hinweg (S. 33 u. 34) und stellt unter andern die seltsame Behauptung auf, das Hebräische habe keine denominativen Bildungen (S. 34). Weit ausführlicher ist der Abschnitt über die Verbalbildungen (S. 42 f.), deren Gliederung und Zusammenhang leichter zu erkennen war. Im Hebräischen unterscheidet Hottinger 4, im Aramäischen 3, im Arabischen 13 'Konjugationen'; die II. und IV. arabische werden als gleichbedeutend neben einander gestellt, ebenso die III. und VI. Die nachfolgende harmonistische Behandlung bringt das hebräische Niphal nicht mit arabischer VII, sondern mit dem Passivum von I zusammen, nimmt die aramäischen  $\text{נִפְּל}$  Stämme ohne weiteres als reine Passivbildungen und behauptet daher, daß eine dem Hitpael und arabischer VIII entsprechende Stammform im Syrischen und Chaldäischen fehle. Tempora werden drei unterschieden (als Präsens gilt dabei das Partizipium), Modi ebenfalls drei, nämlich Indikativ, Imperativ und Infinitiv. Dieser erste Versuch einer vergleichenden Behandlung der semitischen Sprachen ist also noch ziemlich unvollkommen und dürftig ausgefallen, aber wie lange hat es gedauert, bis Besseres nachfolgte! Wertvoller als die *Grammatica harmonica* ist das *Lexicon harmonicum heptaglotton* (Frankfurt 1661), das freilich in gedrängtester Kürze gehalten ist und nur ein allgemeiner Wegweiser für derartige Studien sein will, nicht ein bei der Lektüre zu benutzendes Handbuch. Klein und bescheiden erscheint es neben dem Riesenwerke, das zwei Jahre nach Hottingers Tode erschienen ist, dem *Lexicon heptaglotton* des Edmund Castellus, dennoch darf es auch neben letzterm seinen Platz behaupten. Was Plan und Anlage des Ganzen betrifft, hat es dem englischen Werke gegenüber sogar seine entschiedenen Vorzüge, sofern es nicht einfach die dem Laute nach völlig gleichen Wörter, sondern mit Rücksicht auf die zwischen den einzelnen semitischen Sprachen stattfindenden Lautverschiebungen die wirklich zusammengehörenden nebeneinander reiht, und sofern es durch Teilung in 5 Kolumnen genau zu unterscheiden sucht, welche Wörter dem Hebräischen und seinen 'Töchtern' gemeinsam oder nur einer oder einigen der letzteren angehören, und welche Wurzeln aus den verwandten Sprachen für hebräische Nominalstämme, zu denen das Verbum fehlt, restituiert werden können.

Am fruchtbarsten war die Thätigkeit Hottingers auf dem Gebiete der orientalischen Geschichte und Archäologie, doch will ich mich nicht zu lange dabei aufhalten. Von den den Muhammedanismus behandelnden Abschnitten seiner Kirchengeschichte und von seiner *Historia orientalis* (Zürich 1651 und 1660) ist heute wenig mehr zu benutzen, da die Quellen, die ihm zu Gebote standen, sehr dürftige, vielfach unlautere waren,

und er ihnen zu blindlings vertraute. In vielen Partieen seiner *Historia orientalis* hat er sich damit begnügt, kürzere und längere Abschnitte der von ihm benutzten Quellen, unter denen Elmakin, Patricides, Baidhavi und Maimonides die Hauptstelle einnehmen, einfach abzudrucken und zu übersetzen, ohne sich mit Kritik und tieferer Begründung des Stoffes weiter abzumühen. Einer unbefangenen geschichtlichen Auffassung und Würdigung des Muhammedanismus stand natürlich das polemische Interesse, welches die Zeit beherrschte, von vornherein im Wege, andererseits gab letzteres auch wieder Veranlassung zu einer nicht uninteressanten Parallele zwischen Muhammedanern und Socinianern (S. 361 f. der 2. Ausgabe und dazu die Dissertation von 1657). Immerhin wufste Hottinger auch den guten Seiten des arabischen Volkscharakters, den namentlich in Sprüchwörtern ausgeprägten gesunden Lebensanschauungen der Muhammedaner und den auch im Koran nicht fehlenden vernünftigen Sittengeboten gerecht zu werden. Der betreffende Abschnitt (S. 507 f.) im Kapitel *De causis Muhammedanismi conservantibus* gehört zu den besten des Buches, wenn auch seine Tendenz zunächst dahin geht, den Katholiken, speziell Bellarmin, zu beweisen, daß der Muhammedanismus in vielem ihnen gleich und in manchem noch besser sei als ihre Lehre und Praxis. Von den hierher gehörenden Werken Hottingers ist am lesbarsten auch heute noch die in knapper Kürze gehaltene *Archaeologia orientalis* (Heidelberg 1662); ich verweise besonders auf die im 2. Kapitel (Abschn. 2 u. 3) gegebene Darstellung der Lehre des Korans und der scholastischen Theologie des Islams und auf die hauptsächlich aus dem Gulistan geschöpfte Schilderung der Lebensanschauungen der Perser (S. 92 f.). Der Vollständigkeit wegen erwähne ich noch die *Topographia ecclesiastica orientalis* (2. Teil der Archäologie), eine Übersicht über die verschiedenen Kirchen- und Religionsparteien des christlichen Orients, sowie eine Reihe von Schriften, die sich auf Gegenstände der hebräischen Archäologie beziehen. Alle die kleineren in dieses Gebiet einschlagenden Dissertationen namhaft zu machen und auf ihren meist unbedeutenden Inhalt näher einzugehen, will ich mir und Ihnen ersparen. Von der Darstellung des mosaischen Rechtes (*Juris Hebraeorum leges CCLXI* (1655) und *Epitome juris hebraici* 1661) ist ebenfalls wenig zu sagen; sie enthält weiter nichts als die jüdisch traditionelle Anordnung des Stoffes und die hauptsächlich aus Levi v. Barcelona und aus Maimonides geschöpften rabbinischen Erläuterungen zu demselben. Noch leichter wiegen die *Cippi hebraici* (Heidelberg 1662), ein mit Übersetzung und Anmerkungen versehener Abdruck eines hebräischen Manuskriptes sehr jungen Datums und geringen Wertes. Dagegen darf noch hervorgehoben werden, daß in der Dissertation *De Nummis Orientalium* die Aufschriften vieler arabischer Münzen (aus der Sammlung des Kurfürsten Karl Ludwig) und einiger hebräischer richtig gelesen und erklärt worden sind. So namentlich hat Hottinger auf den Makkabüermünzen den Namen שמעון deutlich erkannt und die Worte לחרות ירושלם richtig verstanden (S. 144 f.); daß er daneben die Echtheit einer Münze mit der Aufschrift המלך שלמה (in Quadratschrift) als möglich annahm (S. 122), wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen.

Zum Schlusse bleibt mir noch ein Wort zu sagen über Hottinger als Kritiker. In dieser Eigenschaft hat er sich gleich im Anfang seiner Laufbahn hervorgethan durch seine *Exercitationes Anti-Morinianae* (Zürich 1644), die ihm schon darum Ehre und Anerkennung von allen Seiten eintrugen, weil sie gegen einen gefürchteten, durch seine Gelehrsamkeit imponierenden katholischen Gegner gerichtet waren, gegen Joh. Morinus,

der in seinen *Exercitationes ecclesiasticae in utrumque Samaritanorum Pentateuchum* (Paris 1631) bewiesen zu haben sich rühmte, daß die samaritanische Recension des Pentateuchs echter und ursprünglicher sei als die hebräische. 'Wer gegen ihn auftreten wollte, mußte vor allem an Kenntnis des Samaritanischen ihm gewachsen sein. Ludwig de Dieu in Leiden hatte sich zum Kampf gerüstet, war aber gestorben, ehe er die Waffen führen konnte. Wie Hottinger, durch Golius veranlaßt, sich an das Studium des samaritanischen Pentateuchs machte, in welcher Weise und mit welchen Hilfsmitteln er darin fortschritt, wie dann allmählich der Plan in ihm reifte, die Beweisführung Morins zu widerlegen, und wie er, nach Zürich zurückgekehrt, hauptsächlich auf Veranlassung Buxtorfs diesen Plan ausführte, erzählt er selbst ausführlich in der Vorrede. Hottingers Gegenschrift ist eine mit Geschick und gründlicher Sachkenntnis durchgeführte Verteidigung der orthodox protestantischen Auffassung, für die der Glaubenssatz von der Echtheit und Unverfälschtheit des Schriftwortes, d. h. in diesem Falle des hebräischen Textes nicht erschüttert werden durfte. Hottinger sucht Morin gegenüber zu zeigen, daß der samaritanische Text teils durch Zufall, teils absichtlich verderbt worden sei und in *probandis fidei articulis versionibusque examinandis* ouchenticum potius esse quam authenticum (S. 43). Im Einzelnen weist er nach, daß zahlreiche Varianten durch Verwechslung ähnlich aussehender Buchstaben entstanden sind, andere sich als willkürliche tendenziöse Textänderungen oder als unnötige Zusätze oder unbefugte Auslassungen und Nachlässigkeiten zu erkennen geben, wieder andere aus grammatischen und stilistischen Gründen zu verwerfen sind. Am Schlusse betont er noch das Argument, daß die zwei von ihm verglichenen Handschriften an vielen Stellen nicht übereinstimmen, daß also die samaritanischen Pentateuch-exemplare nicht mit gleicher Sorgfalt geschrieben worden seien wie die hebräischen. In seinem *Thesaurus philologicus s. clavis scripturae* (Zürich 1649, edit. II 1659) hat Hottinger diese Untersuchungen dann noch weiter geführt durch Vergleichung des Samaritanischen mit dem LXX. Texte (S. 294 f.) und aus den zahlreichen Übereinstimmungen beider den Schluss gezogen, daß die alexandrinischen Juden neben ungenauen und schlecht erhaltenen hebräischen Codices auch samaritanische benutzt haben. Wenn die vom Standpunkte freier Kritik aus geführten Untersuchungen unserer Tage in der Hauptsache ebenfalls zu Ungunsten des samaritanischen Textes entschieden haben, so mag es unserem Hottinger zur Ehre angerechnet werden, daß er in diesem Streite als einer der ersten vorangestanden hat, aber vergessen wollen wir dabei nicht, daß seine Auffassung eine einseitige, und in dieser Einseitigkeit gänzlich unrichtige war, die Auffassung nämlich, daß der hebräische Text uns unversehrt und unverfälscht erhalten sei. Hottinger stand in diesem Punkte ganz unter dem Banne der strengen Orthodoxie seines Zeitalters und in den Augen der meisten seiner Zeitgenossen lag sein größtes Verdienst darin, daß er die orthodoxe Lehre mit klarem, logisch geschultem Geiste und mit dem Rüstzeuge immenser Gelehrsamkeit zu verteidigen wufste; ja man traute ihm sogar zu, er werde noch berufen sein, 'Juden und Türken zum christlichen Glauben zu bringen'.<sup>1)</sup>

---

1) Vgl. die in der oben erwähnten Festschrift (S. 56) mitgeteilte Stelle aus einem Briefe der Pfalzgräfin Elisabeth. Solche Gedanken scheinen auch Hottinger nicht ganz ferne gelegen zu haben. Seine arabische Übersetzung der helvetischen Konfession hat er zwar nicht mehr drucken lassen können; sie liegt aber im Manuskript fertig vor.



In dem genannten Thesaurus philologicus und in einigen kurz vorher (1646—1649) in Zürich erschienenen Dissertationen hat Hottinger viele auch jetzt noch beachtenswerte Untersuchungen über die alten Bibelübersetzungen, über die alexandrinische sowohl wie über die orientalischen niedergelegt und aus dem Schatze seiner rabbinischen Gelehrsamkeit alles zusammengetragen, was zur Illustration des alttestamentlichen Textes und seiner Geschichte dienen konnte; seine Überzeugung von der Integrität und Infallibilität des Bibeltextes ist aber bei all' diesen Untersuchungen unerschüttert geblieben. Wenn wir von den Verfassern der alttestamentlichen Schriften zwar nicht mehr die Autographa, sondern nur Apographa besitzen, so sind doch diese *pari auctoritate et reverentia cum istis digna* (S. 121) und die Codices, welche die christliche Kirche benutzt, sind noch genau dieselben, wie sie schon zur Zeit Christi vorhanden waren (S. 122). Jeder Versuch, den Text mit Hülfe der Übersetzungen oder eigener Konjektur zu verbessern, ist gefährlich und, weil er der Willkür die Thore öffnet, verwerflich (S. 206). So ist auch das hohe Alter der hebräischen Vokalbezeichnung für Hottinger nach dem, was J. Buxtorf darüber geschrieben, eine ausgemachte Sache. Alle orientalischen Sprachen haben, so glaubt er, von Anfang an ihre Vokalbezeichnung gehabt, nur vielleicht nicht immer dieselben Zeichen, und so habe es auch keine Zeit gegeben, in der der hebräischen Sprache Vokalzeichen fehlten, wenn man sie auch nicht in allen Büchern angewandt habe (S. 400).

Wir sehen, wie sehr auch Hottinger an Gelehrsamkeit fast alle seine Zeitgenossen überragte, so wagte er doch der hergebrachten Kirchenlehre gegenüber sein Haupt nicht höher zu heben als die anderen. Zu den kühn vorstrebenden, Schranken durchbrechenden, neue Bahnen öffnenden Geistern gehörte er nicht. Seine Natur war mehr zu ruhigem Forschen, Sammeln und Ordnen angelegt, als zum Niederreißen und Neuaufbauen. Er blieb bei aller Gelehrsamkeit ein treuer Anhänger und Verteidiger der damaligen Orthodoxie. Dafs er aber in einer Zeit, in welcher das dogmatische Schulgezänke mehr und mehr zu überwuchern und das geistige Leben zu ersticken drohte, Wichtigkeit und Nutzen der exegetischen und historischen Forschung in den Vordergrund stellte, die Mittel zu gründlichem philologischem Studium herbeischaffte, das theologische Denken mit einer Fülle realistischer Kenntnisse bereicherte, aus den Schachten des Orients immer neue Schätze ausgrub und Quellen öffnete, aus denen in einer fernerer Zukunft frisches Wasser auf die vertrockneten Gefilde theologischer Wissenschaft fließen konnte, ist sein wahres und bleibendes Verdienst, das ihm für alle Zeit einen ehrenvollen Namen in der Geschichte der Wissenschaften sichern wird.

Prof. Dr. Roth-Tübingen: Resumé des Vortrages über

#### **Atharva Veda.**

Veranlassung dazu giebt ihm die Auffindung des ersten Kommentars zu dieser Sammlung. Verfasser desselben ist Sâyaṇa. Er hat ihn in den letzten Jahren seines langen Lebens, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, geschrieben und vermutlich nicht Zeit gehabt, demselben eine weitere Verbreitung zu geben. Kommentar mit Text und Worttext wird von Shankar P. Pandit in Poona mit musterhafter Sorgfalt herausgegeben. Für den Kommentar stehen ihm allerdings nur zwei Manuskripte zu Gebote, wovon das eine Bruchstück ist. Beide stammen vermutlich aus dem reichen Kloster Shringeri in

Maisur, dessen infallibeler Abt Sâyana selbst einst gewesen ist. Das Buch wird umfangreich werden und ist äußerlich angelegt wie M. Müllers Kommentarausgabe. Der Vortragende spricht über die Qualität des gangbaren Textes dieses Veda, über dessen kritische Behandlung, die Hilfsbücher zu denselben und über das Verhältnis der in Kaschmir aufgefundenen Recension der sogenannten Paippalâda zu der Vulgata oder Çannakiya. Er führt Beispiele an, welche zeigen, daß der landläufige, an so vielen Fehlern leidende Text an zahlreichen Stellen aus der anderen Recension mit vollster Sicherheit verbessert werden kann, obgleich die einzige erhaltene Handschrift, die ihm zu Gebote steht, so gründlich verderbt ist, daß sie einen sehr niedrigen Stand des Vedenstudiums in Kaschmir verrät. Alle bisherigen Versuche, weitere Spuren jener Recension und vielleicht besser erhaltene Texte zu finden, sind vergeblich gewesen.

---

### Dritte Sitzung.

Freitag den 30. September 1887, Vormittag 8 Uhr.

Vortrag des Rev. Dr. M. Heidenheim<sup>1)</sup>-Zürich:

**Über die Wichtigkeit der samaritanischen Litteratur für die semitische Sprachwissenschaft, Exegese und Dogmengeschichte, mit besonderer Rücksicht auf die Schriften Markahs (Handschr. Nr. 522 der königl. Bibliothek zu Berlin).**

Hochgeehrte Herren!

„Slander lives upon succession;  
For ever housed, where it once gets possession.“  
Shakespeare Comedy of Errors Act. 3, Scene 1.  
„Verläumdung lebt als Erbschaft fort;  
Sie ist für immer daheim, wo sie einmal Besitz ergreift.“

Im wörtlichsten Sinne erfüllte sich dieser Spruch Shakespeares an den Samaritanern! Ihre nächsten Nachbarn reichten ihnen nicht die Bruderhand dar, und überhäuften sie mit Spott! 'Zwei Völker', sagt Jesus Sirach (50, 25, 26), 'verabscheuet meine Seele, und das dritte ist kein Volk. Die da sitzen im Gebirge Seir (die Edomiten), die Philister und das thörichte Volk, das in Sichem wohnt.' Auch einzelne Rabbiner suchten zuweilen durch allerlei verfängliche Fragen sie zu bespötteln.

In dem Evangelium nehmen der Samaritaner, welcher sich gegen Jesus dankbar erweist (Lukas 17, 16) und der barmherzige Samaritaner, die vielen unserer wohlthätigen Anstalten ihren Namen gegeben, eine hervorragende Stellung ein. Die Samaritanerin, die nach dem Wasser verlangt, welches den geistigen Durst stillt, ist Zeugin, daß es auch unter diesem verachteten Volke Leute gab, die nach dem Edlern strebten!

Freilich hat es auch unter den Samaritanern eine Partei gegeben, welcher keine Mittel zu schlecht waren, um den Juden zu schaden. Dieser gegenseitige Haß erlosch auch dann nicht, als Israel aufgehört hatte, einen eigenen Staat

---

1) Derselbe legte zugleich den Mitgliedern der orientalischen Sektion ein gedrucktes Specimen seiner Varianten zu der Versio Samaritana zur Genesis (Supplementheft zur Bibl. Sam. I) vor.

zu bilden. Was man im Altertume von den Samaritanern wufste, reichte nicht hin, uns eine klare Einsicht in das eigentliche Wesen des Samaritanismus zu gewähren. Was man von ihnen hörte, fiel zu ihrem Nachtheile aus. Der berühmte Reisende Benjamin von Tudela, der im 12. Jahrhunderte seine Rundreise machte, benützte die Thatsache, daß sie die Buchstaben 'He', 'Cheth' und 'Ain' nicht aussprechen, zu ironischen Bemerkungen.<sup>1)</sup> Er sagt: Ihnen mangelt das 'H' von 'Abraham' (sie lesen Abram), weil sie keine Herrlichkeit 'Hod'<sup>2)</sup> haben; ihnen mangelt das 'Chet' von den Namen 'Izchak' (sie lesen 'Isak'), weil sie keine 'Chesed'<sup>3)</sup> Gnade haben und auch das 'Ain' von 'Jaakob' (sie lesen Jakob) fehlt ihnen, weil ihnen die 'Demut' 'Anawah'<sup>4)</sup> abgeht. Dem humanen Kritiker J. S. Rapoport schienen diese Ausfälle zu hart, und er glaubte, es sei dieses eine Interpolation eines späteren kabbalistischen Abschreibers, was aber schon darum unrichtig ist, da ja schon Makrizi (S. De Sacy Chrestom. Ar. II p. 179) diese Stelle hat.

Aber auch den samaritanischen Pentateuch suchte man in das ungünstigste Licht zu stellen. Die Kirchenväter, welche seiner erwähnen, hatten nur einen sehr unvollkommenen Bericht von demselben gegeben, ohne jedoch denselben absichtlich zu entstellen. Hieronymus, Cyrill und Eusebius kannten wahrscheinlich nur das Samaritikon.<sup>5)</sup> Wenn Ibn Esra zu Gen. I, 11 die Samaritaner beschuldigte, in ihrem Pentateuche stünde Gen. I, 1 statt 'schuf Gott' 'schuf Aschima', so habe ich schon in meinen Scholien zu l. c. gezeigt, wie dieser gefeierte Bibelerklärer zu seinem Irrtume gekommen sein mag. Nunmehr bietet uns Markah (Buch IV, p. 159<sup>b)</sup>) einen besseren Einblick in die Sache. Markah läßt Moses l. c. sagen: ברא את העולם 'du hast mir deinen Namen, womit du die Welt schufest, angezogen'. Da die samaritanischen Ausleger משה = השם nahmen, so mag man daraus schließen, daß es samaritanische Pentateuchhandschriften gab, woselbst statt ברא אלהים, ברא השם, vielleicht auch ein אשם<sup>6)</sup> stand, wofür ein den Samaritanern nicht gewogener Autor den 'Aschima' zu entdecken glauben konnte. Jehudah b. Eliah Hadassi (12. Jahrhundert) teilt in seinem Sammelwerke 'Eschkol Hakofer') nur das von dem samaritanischen Pentateuche mit, was ihm David b. Meruan erzählte. Auch diese Mitteilungen sind dem samaritanischen Pentateuche ungünstig, wie ich dieses in meiner Einleitung zur samaritanischen Genesis p. XIII nachgewiesen habe. Diese unbestimmten Nachrichten mußten jedoch, nachdem man den samaritanischen Pentateuch vergleichen konnte, alle mehr oder weniger, als ungenau erscheinen. Erst 1518 kam Peter de la Valle mit den Samaritanern in Berührung. Er vermeinte zwar auf der Kapsel, worin sie ihre alte Stelle bewahren, das Bild einer Taube gesehen zu haben. Daß derartige Nachrichten nicht viel Ungläubige gefunden haben mag, ist nicht unwahrscheinlich, da ja die Rabbiner sie des Taubenkultus beschuldigten.<sup>8)</sup> Noch im 17. Jahrhunderte

1) Wie die Rabbiner ihrer spotteten, beweisen die in den Midraschim aufbewahrten Dialogen.

2) Beginnt mit ה.

3) Beginnt mit ח.

4) Beginnt mit ע.

5) Siehe hierüber meine Einleitung zur samaritanischen Genesis (Bibl. Samarit.) I, pp. XII, XXVIII u. f.

6) Aber ganz gewifs nicht שמה, denn dieses würde zu משה nicht passen.

7) Siehe Eschkol Hakofer Ed. Goslov p. 41 c.

8) Vgl. meine Einleitung zur samaritanischen Genesis p. VII u. VIII.

mußte ein berühmter Rabbiner ein Gutachten abgeben, ob man einen Umhang, der vor der Lade einer samaritanischen Synagoge gehangen, in einer jüdischen Synagoge gebrauchen dürfe? Nach einer ziemlich ausgedehnten Argumentation entschied Tam b. Jechijah, es sei dieses nur zuzulassen, wenn der gedachte Umhang schon im Gebrauche sei, da ja in dem Thorahschreine der Samaritaner in Ägypten kein Götzenbild, sondern nur die Thorah aufbewahrt wurde.<sup>1)</sup> Also noch im 17. Jahrhunderte beschuldigte sie ein angesehener Rabbiner der Taubenverehrung!

Die Photographieen, welche die englische Gesellschaft für Erforschung Palästinas von der gedachten Kapsel nehmen ließen und die ich in meiner Einleitung zu meiner samaritanischen Genesisausgabe p. XIV ff. beschrieben habe, strafen alle diese Schmähberichte Lügen.

Es ist notwendig, bevor wir zu unserm eigentlichen Thema übergehen, eine Skizze über die vom 16. Jahrhunderte datierende nähere Bekanntschaft mit den Samaritanern vorzuschicken. Es ist dieses um so gebotener, weil wir darüber klar sein müssen, aus welchen Schriften man den Samaritanismus zu beurteilen habe.

Nur mit Mühe gelang es endlich Peter de la Valle, samaritanische Pentateuch-exemplare zu erwerben, die teilweise von J. Morinus in seiner Ausgabe des samaritanischen Textes in der Pariser Polyglotte und später von Walton in der Londoner Polyglotte benützt wurden.

J. Scaliger, dem schon einzelne samaritanische Handschriften zugänglich waren, wie dieses aus dem nach seinem Tode veröffentlichten Werke 'De Emendatione Temporum' hervorgeht, hatte schon 1589 an die Samaritaner in Nablus und Kairo geschrieben, war jedoch schon tot, als die Antworten anlangten. De Sacy veröffentlichte den Text dieser Briefe mit Übersetzung.<sup>2)</sup> Diese Briefe, sowie die übrigen, welche an Rob. Huntington, Marshall, J. Ludolf,<sup>3)</sup> das Schreiben Ab Sechuahs<sup>4)</sup> und ein in dem Jahre 1790 durch Paulus Maaschock<sup>5)</sup> an ihre vermeintlichen Brüder in Frankreich gerichtetes Schreiben, sowie die interessante Korrespondenz mit De Sacy<sup>6)</sup> ermöglichte es den Samaritanern, einige Aufschlüsse über ihre religiösen Gebräuche zu geben und sich gegen manche der Beschuldigungen zu verteidigen. Die bis jetzt von ihnen vorliegenden Schriften, wie z. B. das Buch Josuah, welches schon Abraham Zacut<sup>7)</sup> erwähnt, wurden, nachdem schon J. H. Hottinger<sup>8)</sup> einen Auszug bekannt machte, von H. J. Juynboll 1848 herausgegeben, sowie die Chronik Abul Faths, die, nachdem zuerst von Ch. F. Schnurrer in H. E. G. Paulus' Neues Repertorium I p. 117 ff. und in dessen Memorabilien I p. 55—101 und Payne Smith in meiner Vierteljahrsschrift (Bd. II p. 304—335 und p. 432—459) Bruchstücke veröffentlichten, von E. Vilmar 1865 vollständig erschien. Auch die Chron. vom Hohen-

1) Siehe dessen R. G. A. 'Tamath Jescharim' I Resp. 208 p. 109 ff.

2) Siehe Eichhorns Repertorium für bibl. und morgenl. Litteratur Th. XIII, p. 257—277.

3) Wiedergegeben von Cellarius: Epistolae Samaritanae Sichemitarum ad Jobum Ludolfum. Cizae 1688. 4°.

4) S. Heidenheim, Vierteljahrsschrift Bd. I, p. 78—128.

5) Dr. A. Hamaker veröffentlichte dasselbe im 'Archief voor Kerkelijke Geschiedenis' T. V, p. 4—56.

6) Siehe De Sacy Notices et Extr. T. XII, p. 1 ff.

7) Siehe dessen Juchasin Ed. Krakau p. 153, wo er es unter dem Titel ספר זכרונות הכוזריים anführt.

8) Epitome Liber Josuae Exercitat. Anti-Mor. p. 109—116.

priester Elaza<sup>1)</sup> (11. Jahrhundert) ist noch diesen Schriften beizuzählen. Alle diese Schriften stammen aus einer Zeit, in der die Samaritaner nicht mehr in der Lage waren, Auskunft über den alten Samaritanismus zu geben, wie ich dieses in meiner Einleitung zur samaritanischen Liturgie nachzuweisen versuchte. Die Hauptquellen zum Verständnis des Samaritanismus sind der samaritan. Pentateuch und dessen Version, die Liturgie und vorzüglich die Schriften Markahs. Um aber den gedachten Pentateuch zur Textkritik verwerten zu können, muß derselbe vorerst von seinen ihm so sehr entstellenden Fehlern gereinigt werden. Es ist dieses leicht möglich, wenn die von Kennicott, Petermann u. a. gesammelten, und die in den Petersburger Fragmenten, in der samaritanischen Liturgie und in den Schriften Markahs enthaltenen guten Lesarten dazu verwendet werden. Freilich wurde dem samaritanischen Texte nie die Sorgfalt zugewendet, wie dem Masorethicus. Man glaube aber ja nicht, daß die Samaritaner ihre als authentisch geltenden Pentateuchhandschriften so sehr vernachlässigten, wie es der in den Polyglotten abgedruckte Text vermuten läßt.<sup>2)</sup> Wäre es möglich, die sogenannte Abischarolle zu vergleichen, so würden wir bald im klaren sein. Sehr wahrscheinlich ist es, daß die nach Europa gekommenen Exemplare nur Privaten angehörten und ohne pacherige Revision abgedruckt wurden.<sup>3)</sup> Dieses Alter muß man in Erwägung ziehen, wenn wir die samaritanische Version zu kritischen Zwecken benutzen wollen. J. H. Hottinger u. A., welche den samaritanischen Text so tief unter den Masorethicus stellten, kannten nur den Polyglottentext.

Die Vorurteile, welche man dem samaritanischen Text entgegenbringt, sind heute noch nicht beseitigt und werden nur verschwinden, sobald man die Überzeugung gewinnt, daß zur Herstellung des Urtextes der Samaritaner die LXX und die Targumin und Peschito zu verwerten sind. Wie wenig Anklang einzelne Versuche in dieser Richtung finden, ist bekannt. Wir verkennen keineswegs die Vorzüge des Masorethicus, ohne dem-

1) Veröffentlicht von Ad. Neubaur, Journal Asiatique Tome XIV p. 385 u. in meiner Vierteljahrschrift Bd. IV, p. 125.

2) Dieses mußte selbst J. Buxtorf fil., der kein Freund des samaritanischen Textes war, bekennen, wenn er sagt: 'Quia exemplaria Samaritica, hodie extantia, valde sunt neoterica et recentia, ac propterea non magnae vel fidei vel authoritatis. Antiquissima, quorum Morinus mentionem facit, scripta sunt 400 ab hinc annis. Seldenus meminit duorum quae 270 ab hinc annis circiter sunt scripta. Alia vix ante annos centum. Ut ergo vetustas rebus authoritatem et gratiam conciliat, ita novitas ut plurimum est suspecta etc.' Anticritica p. 530.

3) Merkwürdig ist die von Markah p. 876 ff. besprochene Frage, ob ein Proselyt, der durch die Beschneidung sich von der Schmach des Götzendienstes trennt und das Passah ißt und den Weg der Wahrheit wandelt und des Morgens früh aufsteht (und betet), kann ein solcher den Berg Garizim besteigen? Markah verneint es, weil ja auch in der Laubhütte nur der Eingeborene (כל יציר בישראל ירח) sitzen dürfe! Daran anschließend, beantwortet er die Frage, ob ein Proselyt gegenwärtig sein dürfe, wenn der Priester das Gesetz vorliest?

ואך אמר הן בזבנת דרקרי כחנה ארתחתה קרישחת בתר גרוהם אורמן גיורה חמן חך דאמר גיירה אשר בשעריך? עמי ממלכה מן שרואת חך חי ואנרי עניך מה אמר במעיל כל ישראל למחוי יח פני יחיה אלהיך אסקל לון רוח ושבה למרח דאמלי יחך במימרה במעיל כל ישראל אלילי בני עיין ישראל לא אמר: etc.

Als Grund der Nichtgestattung, daß ein Proselyt beim Verlesen des Gesetzes gegenwärtig sein dürfe, verweist Markah auf die That-sache, daß nur die Israeliten vor dem Angesichte Gottes erscheinen sollten. Wenn nun die Samaritaner sogar Proselyten gegenüber so engherzig sind, darf es nicht auffallen, daß sie an Nichtsamaritaner weniger korrekte Pentateuchabschriften verabfolgen lassen, da wohl bei ihnen, wie bei den Juden fehlerhafte Texte als apokryphisch gelten.

selben die Unfehlbarkeit zuzuerkennen. Wenn ein Ibn Esrah schon in seiner Einleitung zu seinem Pentateuchkommentar der Masorah kein günstiges Zeugnis ausstellt, und an einem anderen Orte sogar von denen spricht, welche aus der Masorah einen Götzen machen, und ein anerkannter Grammatiker seinem Urteile beistimmt, so dürften diese Zeugnisse wohl genügen, um den masorethischen Texte in seinem rechten Lichte erscheinen zu lassen. Wir besitzen zwar von J. Buxtorf fl. in dessen 'Anticritica' einen 1026 Seiten füllenden Quartanten, wo dieser wackere Gelehrte für den masorethischen Text gegen L. Cappellus auftritt; allein eine nicht geringe Anzahl seiner oft weithergeholten Argumente reichen nicht aus, um die Unfehlbarkeit des masorethischen Textes zu beweisen.

Diese unkritische Ansicht, welche wir als Erbteil von den Reformatoren übernommen haben, ist unhaltbar. Den Reformatoren, denen ein Einblick in die jüdische Litteratur mangelte, war es verzeihlich, wenn sie den masorethischen Text überschätzten. Wie ganz anders beurteilte Ibn Esra u. A. diesen Text, und auch unter den jetzigen jüdischen Gelehrten finden sich nicht wenige, welche Ibn Esra beistimmen. Auffallend genug ist es, daß in den von Franz Delitzsch und S. Bär herausgegebenen Büchern des alten Testaments auch nicht einmal der Versuch gemacht wurde, bessere Lesearten zu verwerten. Es kann ja nachgewiesen werden, wie ich dieses in meiner Einleitung in die samaritanische Liturgie § 9 zu zeigen versuchte, daß der masorethische Text zu Gunsten der Halacha Veränderungen erlitten hat! Wir glauben darum im Rechte zu sein, wenn wir den masorethischen Text die Vulgata der Synagoge nennen! Unserer ganzen alttestamentlichen Kritik dient der masorethische Text zur Grundlage. Kann aber von einer endgültigen Pentateuchkritik die Rede sein, bevor der Urtext hergestellt ist? An Material dazu dürfte es jetzt nicht mangeln. Mit dem Erscheinen des Schlussheftes meiner samaritanischen Texte liegt eine reiche Sammlung dieser Schriftstücke aus verschiedenen Zeiten vor. Diese Schriftstücke enthalten eine ergiebige Quelle zur Erforschung des Pentateuchs. Ganz besonders ist dieses bei den wertvollen Schriften Markahs der Fall; und in dem Specimen meiner neuen Ausgabe der Varianten zur Versio Samaritana, das ich den geehrten Fachmännern mitteile, sind diese Varianten verwertet.

Das Gesagte mußte vorausgeschickt werden, ehe ich auf mein eigentliches Thema eingehe.

Von der eigentlichen Persönlichkeit Markahs wissen wir nur, was wir aus Legenden schöpfen können. Nach den Notizen in der obenangeführten Chronik Elazars ist es uns möglich, die Zeit, in welcher Markah lebte, annähernd zu bestimmen. Petermann (Reisen im Orient I, S. 236 vergl. meine Vierteljahrssch. II, p. 472) erzählt: 'Die Gebete, beginnend mit dem Preise des einigen Gottes, bestehen zuerst aus einzelnen Stellen der 5 Bücher Mosis und dann aus einigen geistlichen Liedern von ihren gefeiertesten Dichtern, Abu 'l Hasan es Sûri, welcher vor 700 Jahren gelebt haben soll, und besonders von ihrem berühmtesten und ältesten Schriftsteller Markah. Von ihm sagen sie, daß seinem Vater bei der Geburt des Sohnes ein Engel im Traum erschienen sei, welcher ihm geboten habe, denselben משיח 'Muschi' zu nennen. Da aber dieser Name den Samaritanern zu heilig ist,<sup>1)</sup> als daß ein anderer ihn annehmen dürfte, so wurde es ihm nicht gestattet,

---

1) Auch bei den Juden dürfte sich kaum vor dem Abschlusse des Talmuds eine Spur finden, daß der Name 'Moses' Personen beigelegt wurde.

und er nannte ihn nun מִרְקָה <sup>1)</sup> 'Markah', dessen Buchstaben den Zahlenwert 345 ergeben.' Aus dieser Legende ist zu ersehen, wie hoch die Samaritaner Markah hielten. Nach der obengedachten samaritanischen Chronik muß Markah im fünften oder vierten Jahrhunderte gelebt haben. Nachdem der Chronist die Verteilung des Landes erwähnt, das von Baba dem Großen, welcher A. D. 378 lebte, <sup>2)</sup> in elf Priesterprovinzen eingeteilt wurde, bemerkt er bei dem Teile, welchem Amram Sohn Sareds als Priester vorstand, Folgendes: Dieser Amram ist Vater Totahs, Vater Markahs, Verfasser der Chachmah. <sup>3)</sup>

Jedenfalls kann man sich auf die Zahlangaben dieser Chroniken nicht verlassen, und es ist darum nötig, das Alter der Schriften Markahs aus deren Inhalte festzustellen. Die liturgischen Texte der Samaritaner sind, wie in der Einleitung in die samaritanischen Texte der Beweis zu führen versucht wurde, in drei verschiedenen Perioden entstanden. Alle Schriftstücke, deren Abfassung in die mohammedanische Zeit fällt, sind im neuhebräischen Stile geschrieben, wie dieses ganz besonders bei den Schiroth der Fall ist. Die Texte aus dieser Periode kennzeichnen sich auch schon dadurch, daß sie Legenden aufgenommen haben und viele Arabismen enthalten. Die ältesten samaritanischen Schriften sind in der aramäischen Sprache abgefaßt, enthalten jedoch eine Anzahl neuhebräischer Worte, wie wir ihnen in der Mischnah begegnen. Auf die dialektischen und sonstigen grammatikalischen Eigentümlichkeiten werde ich in der Einleitung in die Schriften Markahs (Bibl. Sam. V) eingehen. Hier sei nur Einzelnes erwähnt. So z. B. werden oft die weicheren Buchstaben geradezu verschlungen, <sup>4)</sup> z. B. in Markahs Schriften p. 105\* מבר statt מאבר, p. 100<sup>b</sup> ונשחבר statt ונשחבר, p. 111<sup>b</sup> חלפנה statt חלפנה ib. יחפך statt יחפך. Sehr oft

1) Markah scheint gleich Markus, wie auch E. Kautzsch meint. Mir schienen immer beide Namen eine Verkürzung aus מִרְכִּי, wie das ja aus Wolfs Bibl. Heb. I, p. 37 bestätigt wird, da auch die Juden in Rußland für מִרְכִּי, מִרְקָה gebrauchen. Jedoch dürfte das von L. Zunz (Namen der Juden, gesammelte Schriften II, p. 3 ff.) über das Alter der aramäischen Namen gesagte, hier Berücksichtigung verdienen. Auch haben die Samaritaner bis zur mohammedanischen Periode immer die hebräischen Namen beibehalten, und lassen sich eine Reihe von Namen anführen, die mit den rabb. Namen stimmen. Man vgl. Akba und Akiba. Baba = rabb. 'Babah' u. A.

2) Der Chronist erzählt, Jesus sei in den Tagen des samaritanischen Hohenpriesters gekreuzigt worden; von Jehonathan-Baba Rabba folgten noch 12 Hohenpriester und die Gesamtzahl deren Amtsverwaltung ergibt die Zahl 378. Somit lebte Markah nach dieser Chronik im 4. Jahrhundert.

3) Nach Abul Faths Chronik 358, siehe meine Ausgabe der samaritanischen Chronik, Vierteljahresschrift Bd. IV, p. 387, woselbst die Priesterlisten Elazars und Abul Faths nebeneinander gestellt sind, heißt es: יחושע בן ברק בן ערן יחב לה ... וכחנה עמה עמרם בן סרר. זה עמרם הוא אביו מִרְקָה, heißt es: בעל דחכמה נחת רוחה אמן.

4) Die folgenden Beispiele, die sich so häufig in den ältesten samaritanischen Schriften finden, können von Solchen, die nur eine oberflächliche Kenntnis dieser Litteratur haben, leicht als Fehler angesehen werden. Sogar A. Geiger irrte sich, wie ich das an vielen Beispielen in seiner Wiederausgabe der von mir veröffentlichten Litanei Markahs, von der er zwar selbst mehr als einmal eingesteht, es sei ihm vieles unverständlich, zeigen werde. Indessen werde ich in den Noten zu den samaritanischen Texten sehr speziell auf seine Äußerungen eingehen und was er besser erkannte, gerne anerkennen. Aber gerade in der Litanei Markahs (Z. D. M. G. Bd. 21, p. 109 ff.) hat er die Grenzen einer besonnenen Kritik weit überschritten. Mögen dieses vorläufig folgende Beispiele klar machen. P. 173 habe ich גִּיִּיד G. merkt an נשחבר und bemerkt dazu wohl שחבר, גִּיִּיד G. Aus diesen und anderen Worten dürfte es ersichtbar sein, daß Geiger nicht beachtete, daß im Samaritanischen die weichen Buchstaben verschlungen werden. Auch verzeichnete er zuweilen Druckfehler, wo keine sind, und auch seine Übersetzungen sind nicht selten ganz verfehlt.





wovon auch Franz Delitzsch ein Fragment besitzt, welches aber nicht, wie behauptet wird, einer 'Haggadah' entnommen;<sup>1)</sup> es sind Bruchstücke aus Markahs Buch der Wunder, das demnächst in der Bibl. Sam. veröffentlicht werden soll. In der Abschrift der gedachten Schriften besitzt die königl. Bibliothek zu Berlin eine wertvolle Handschrift! Freilich ist es eine sehr fehlerhafte und schlecht geschriebene Abschrift, die im Jahre 1868 genommen wurde.<sup>2)</sup> Wahrscheinlich auf Petermanns Veranlassung, den ich mündlich darum ersuchte, nachdem er zu mir von dem Vorhandensein dieses Werkes sprach. Am Schlusse des fünften Buches heisst es, der Schreiber habe die Handschrift von den Handschriften Markahs abgeschrieben: רון חראה דשקחה קמי כתוב ב[כ] חיבת מרקה רצון יהוה עליו אמן. Diese Worte hat wohl ein Abschreiber dem andern nachgeschrieben. Der Codex der königl. Bibl. zu Berlin Nr. 522 enthält auf 262 kleinen Quartseiten 5 Bücher, jedoch sind einzelne derselben, wie z. B. die Gesetzerklärungen, nur Bruchstücke.

Buch I, p. 1—42 Markahs Buch der Wunder (ספר פליאחה דמרקה) erzählt nach kurzer Einleitung die Erscheinung am Horeb und giebt eine ins Einzelne ausgemalte Unterredung Gottes mit Moses. Sehr ausführlich ist der Verkehr Moses' mit Ahron dargestellt. Er beschreibt die Plagen und schliesst mit der Anordnung des Passahlammes und mit dem Auszuge aus Ägypten ab. Das Buch enthält einzelne Bemerkungen über die ägyptische Anschauungsweise und exegetische Bemerkungen.

Buch II, p. 42<sup>b</sup>—77<sup>b</sup>. Es behandelt Israels Auszug aus Ägypten, schildert den Zug durch das Schilfmeer und enthält einen ausführlichen Kommentar zu Exod. XV, 1—18. Die Erklärungen sind teilweise einfach und verbreiten über manche dunkle Stelle in der Vers. Sam. Licht. Nicht selten behauptet sich die allegorische Auslegung, und auch die Gematrijah wird hie und da angewendet.

Buch III, p. 78<sup>a</sup>—129<sup>a</sup> schliesst mit den Worten: זה החלק מן המימר במפרש וידבר: משה באזני העם מן מימר מרקה עליו רצון מרה: 'Dieses ist der Teil von dem 'Memar' mit Erklärung, und es sprach Moses etc. Ex. 11, 2 von dem Memar Markahs, mit dem seines Herrn Wohlgefallen sei.'

In diesem Buche werden die Pflichten der Priester, Ältesten, Richter und Laien behandelt. Ferner werden sehr eingehend die Rechte der Fremden erörtert; es handelt von den Flüchen und Segnungen und erklärt Lev. XVIII.

Buch IV, p. 129<sup>b</sup>—199<sup>b</sup> enthält exegetische Bemerkungen und einen ausführlichen Kommentar zu Deut. XXXII.

Buch V, p. 129<sup>b</sup>—199<sup>b</sup>. Dieser Memar beschreibt Moses' Abschiedsnahme von den Priestern, dem Volke und seinen Tod. Es unterscheidet sich sehr merklich von dem rabb. 'Petirath Moscheh' und den midraschischen Schilderungen des Abscheidens Moses'. Moses zeigt hier keine Angst vor dem Tode, während der Midrasch den Sterbenden Gott bitten lässt, ihn, um dem Tode zu entrinnen, in einen Vogel zu verwandeln. Nur die Elemente und Engel bitten Gott, Moses leben zu lassen. Am Schlusse wird noch bemerkt, Moses sei mit Adams Ebenbild bekleidet gewesen und bis zu seinem Tode hätte sein Antlitz geleuchtet.

1) Siehe S. Kohn, Aus einer Pesach-Haggadah der Samaritaner, Abh. für die Kunde des Morgenlandes Bd. V, p. 8 ff.

2) Die arab. Schrift ist so unleserlich, dass ich meinem alten Freunde, Herrn Prof. de Goeje, ein Faksimile schickte, mit der Bitte, sie zu entziffern.

Buch V, p. 223<sup>b</sup>—262<sup>b</sup>. Markah bespricht hier die Buchstaben des Alphabets, auch enthält es einen Dialog, welchen die Buchstaben 'Teth', 'Nun', 'Samech', 'Zade', 'Kof' und 'Taw' mit Moses führen. Diese Buchstaben beklagen sich bei Moses, daß man sie nicht an den Anfang der 'Kazim' (Abteilungen) gestellt habe. Moses beruhigt sie, indem er ihnen nachweist, daß auch sie hervorragende Stellen an einzelnen Teilen des Pentateuchs einnehmen. — Wir erfahren noch, daß wie die Juden die Abteilung der Verse Moses zuschreiben,<sup>1)</sup> so auch die Samaritaner ihre 'Kazim' von Moses abteilen lassen. Auch die hier angegebene Zahl der 'Kazim' 789 stimmt nicht zu den gewöhnlich angegebenen, wie überhaupt hier einzelne Handschriften Differenzen zeigen.

Gehen wir nun auf Einzelnes dieser Schriften über, so finden wir, wie man auch bei den Samaritanern es nicht an grammatischen Künsteleien fehlen liefs. Um zu beweisen, wie schon die Patriarchen auf dem Garizim ihre Opfer darbrachten, übersetzt er Gen. 22, 2 — **אשר אמר אליך** den ich dir gezeigt habe, also nicht erst zeigen werde. Er meinte, wie Exod. 15, 1 **אז** das **ישיר** in das Praeteritum verwandle, so auch verwandele **אשר** das Futurum in ein Praeteritum. Ich will dir aber, fährt er fort, noch ein anderes Beispiel anführen. Exod. 20, 2 heisst es **אשר ארצהיך** (d. i. nach seiner Aussprache, wonach He = Aleph gesprochen wird) der ich dich herausführen werde; allein das **אשר** verwandele das Futurum in ein Praeteritum, und man habe darum zu übersetzen: 'Der ich dich herausgeführt habe' (p. 69<sup>b</sup>). Zahlreich und wertvoll sind die in diesen Schriften enthaltenen Varianten zur Vers. Sam.

Als Joseph Gen. 37, 15 seine Brüder sucht, heisst es: Und er fand einen Mann **אישא**. Wahrscheinlich ist das Fragment von **האלהים** i. e. **איש האלהים** 'ein Mann Gottes', was auch folgerichtig Cod. A **מלאכה** 'einen Engel' übersetzt. Ebenso Gen. 32, 25 'und Jakob blieb allein, und es rang ein Mann mit ihm'. Hier hat der Samaritaner wiederum **אישא** statt **איש**, wofür Markah es einmal wörtlich wieder giebt und das anderemal = Cod. A **מלאכה** übersetzt. In demselben Abschnitte V. 25, heisst es: 'Und er berührte ihn an der Schale seiner Hüfte.' Alle Übersetzungen, mit Ausnahme von A, geben **ירכה** wieder, nur Markah übersetzt **מיתובה** **בכה** Cod. A **מיתב יעקב** (p. 73<sup>b</sup>). Gen. 22, 2 'gehe in das Land, das ich dir zeigen werde' übersetzt Markah p. 69<sup>a</sup> **לאחרה דאחזיך** 'an den Ort, den ich dir zeigen werde', die Übrigen übersetzen **חזירה** und **חזיבה**.

Die Stelle Gen. 49, 13 'Sebulun wohne am Gestade des Meeres', macht den Exegeten viele Schwierigkeiten. Man hat mit Recht (vgl. Dillm. — Knobel) zur Stelle geltend gemacht, daß nach Jos. 19, 10—16 Sebulun weder an das mittelländische, noch an das galiläische Meer grenzte, sondern von diesem durch 'Asien', von jenem durch 'Aser' getrennt war. Aber an eine bloße Verwechslung der Namen 'Ascher' und 'Sebulun' ist wegen der Anspielung von **ישכן** auf Sebulun nicht zu denken. Man nahm also an, daß Sebulun zur Zeit des Verfassers mit einem Striche Landes in das Meer ragte. Franz Delitzsch in seinem neuen Kommentar zur Genesis sucht die Schwierigkeit zu lösen, indem er sagt: 'Die Erfüllung ist hinter Wunsch und Weissagung zurückgeblieben'. 'Markah' (p. 89<sup>a</sup>) löst die Schwierigkeit auf eine andere Weise und übersetzt: **זבולן גור גורילי ימה ישרי הי גורלי ספינואן** 'Sebulun hält sich auf in den Schiffen des Meeres diese **גורילי** sind Schiffe'. Diese Übersetzung, wonach Sebulun stets in Schiffen gewohnt

1) Megila C. 3. כל פסוק דלא פסקיה משה און לא פסקין ליה

habe, sucht Markah durch Verweisung auf Deut. 32, 18 zu rechtfertigen, wo es ja heiße: 'Freue dich, Sebulun, bei deiner Ausfahrt (במסוקירך), und Isachar, in deinen Zelten'. Sebulun hatte also in Schiffen und Isachar in Zelten seine Wohnung.

An mehr als einer Stelle dieser Schriften zeigt deren Verfasser, daß er gerne Stellen aus dem Neuen Testament verwertet. So z. B. p. 49<sup>b</sup> in dem Gespräche des Meeres mit Moses heißt es: ימה הך אמר הוי אנה קבר לטמא (ים) בגוני טמאותן מה חנאה: 'Das Meer spricht so (zu Moses): O wehe, ich bin ein Grab für die Unreinen, wegen ihrer Unreinigkeiten, welcher Nutzen ist im Durchzuge für die Frommen [zu erlangen]. Moses spricht zu ihm: Ihr Durchzug gleicht dem Sprengwasser, es heiligt und reinigt von aller Unreinheit.

Man wird hier an 1 Cor. X, 2 erinnert, woselbst der Apostel von der Taufe in der Wolkensäule und in dem Meere redet. Das Meer sollte den Israeliten also ein Reinigungswasser sein.

Wir übergehen andere ähnliche Stellen und beschränken uns darauf, noch eine Stelle anzuführen, woraus man schliessen mag, daß er von dem Geiste des Neuen Testaments nicht unberührt blieb. So z. B. erklärt er Deut. 27, 18 wie folgt (p. 109<sup>a</sup>).<sup>2)</sup> An diesem Gebete, sagt er, hängen 12 Gebote, betrachte und verstehe sie recht. Dieser Ausspruch bezieht sich nicht auf einen Blinden, sondern auf einen Menschen, der hört und sieht.

- 1) Und wenn Jemand nach der Wahrheit fragt, so gieb ihm seine Antwort nicht verworren zurück.
- 2) Jemand, der nach Erkenntnis sucht, den lasse nicht ohne Belehrung.
- 3) Jemand, der auf bösem Wege herumirrt, den verlasse nicht, nimm den Schuldigen auf.
- 4) Und wenn er Lästereien ausspricht, erzürne dich nicht darüber, nimm den Schuldigen auf.
- 5) Jemand, der sich auflehnt und üble Reden ausstößt um die Sehenden zu verblenden, den nimm nicht auf und kümmere dich nicht wegen seiner Vernichtung.
- 6) Jemand, der sich gegen den Schuldigen erhebt, ohne daß er die Geheimnisse (d. h. den Thatbestand der Sache) kennt, wende dich weg von seinem Wege.
- 7) Jemand, der ganz leer an Weisheit ist, freue dich dessen nicht.
- 8) Jemand, der sich rüstet, um eine Schandthat auszuüben, wende dich von seinem Wege ab und verhänge über ihn das Gericht!
- 9) Jemand, der Worte redet, die nicht weise machen und ihm zur Schande reichen, bringe ihn zur Wahrheit zurück.
- 10) Jemand, der an einem Irrwege steht und nicht weiß, wo er ist, kehre ihn von diesem Wege ab.
- 11) Jemand, der dich mit dem belehren will, was nicht weise ist, dem thue die Wahrheit kund und verlasse ihn nicht irrend.

---

1) Über die Bewahrung von der Unreinheit beim Zuge durchs Meer reden auch die Midraschim. S. Pirke, R. Elieser Kap. XLIV, und an dieser Stelle ist Numeri 19, 9 zu vergleichen 'das verunreinigte Meerwasser gleicht der Asche der roten Kuh'.

2) Vgl. d. Text p. 158 unter 1).

- 12) Jemand, der nicht einsieht, was er thun soll, den richte zur Wahrheit auf und empfange Lohn dafür. Und wenn er aber nicht auf eine (Warnung) von denen, die erwähnt sind, gehorcht und nicht umkehrt (ich bin ein gerechter Richter), so wendet er sich weg vom Segen und verharret in Trübsal und Verstockung; ich werde ihn bestrafen.

Wir wollen noch hier in gedrängtester Kürze Markahs Kosmogenie<sup>2)</sup> skizzieren. Nachdem er einleitend bemerkt, daß Gott allein alles geschaffen hat, sagt er Gott habe dafür zehn Zeugen: die Lichtzeit und die Zeit der Finsternis sind Zeugen, die in alle Ewigkeit nicht verrückt werden; vier Zeugen sind die Jahreszeiten und vier andere die vier Grundelemente. Siehe und erkenne, daß diese bezeugen, daß er (Gott) nur ein für sich bestehender Einer ist, wie es die Thorah offenbart. Und er erneuerte im Anfange (die Welt) **חדר בראשית** und gründete sie mit seinem Geiste. Er entlehnte von sich (**חלץ**) das Licht der Sonne und auch den Mond und alle Sterne. Weiter zeigt er, daß auch die Grundelemente von ihm entlehnt seien. Von Adam berichtet er (S. 58<sup>b</sup>), er sei aus Erde und Feuer geschaffen worden. Von der Erde wird bemerkt, man glaube ja

- 1) p. 109<sup>a</sup> \*) ארור משנה עור בדרך ואמרו כל עמה אמן בקל חלץ:  
 4 חדה מלחה אומנת חרין עסר מצואן עמו יחון ובוך אחבונן:  
 לית חדה מלה לסמרי עיני ליחון אלא לאנש עמה ושמע:  
 1 וגבר ישאל על קשט לא חעור שיאלח מטרף:  
 2 וגבר יבלש יבקר על דעה לא חשבקנה בלא חלפן:  
 3 גבר טצי בשביל בישו לא חשבקנה: חקבל חייבה:  
 4 וכד ימלל ממלל גרף לא חחריי בח חקבל חובבה:  
 5 גבר יטען ממלל גנו למשמע בישח לא חקבלנה: וליני מענך על אבדנה:  
 6 גבר יקום לקדם חובבה לא חכם רוי חפכה מן שבילה:  
 7 גבר ישבק קנומה ריק מן החכמה לא חחריי לה בכך:  
 8 גבר מזרו למקעם בישחה עזרה מן שבילה וחעור עליו דינה:  
 9 וגבר ימלל בלין לא יחכבון ויחרי גנו עליו עזרה אל קשכח:  
 10 גבר יקום במקום צדו לא ידע חך חוא חפכה מן יחה אחתה:  
 11 גבר יחכבנך מד לא חכמה: חודעה קשטה: ולא חשבקנה טערי:  
 12 וגבר לא יחכם (\*\* ח מה יעברו אקיימנה על קשטה וסב אגרה:  
 ואן לית אחד מן אלין דאחדכרו ישמע ולא עור אנה דיאן קשט  
 p. 110<sup>a</sup> יחפני מן ברכחה ויקום לגו לבטחה ולגו עלמה אנה גבר לח: etc.

- 2) p. 223<sup>b</sup> מודאח לאלח אלהיה קניי אלהותה מסתן אורכותה ממן שלטנותה מר יחידאותה  
 אחד פרי גדול נורא נאמן צעור  
 חקן כלח במימרה בלא עור ולא שוטף ולא חניאן ולא בעל ולא חבר:  
 עבו רבוחה ושבתו יכלותה על גוני עבירחתה  
 עבד עשרה סחדים בחילה מודעים דו גדול גבור  
 זבן אורח חבן חשכה חרין סחדין לא מטלטלים לעלם וארבעתי זבניה דיתבון בחילה  
 אקיימון ארבעה סחדין וכן ארבעתי ארשית דברו צורתן:  
 עמי אלין ודע דאנון סחדין מסידין עליו דו אחד לקנומה  
 כד גלה חורה וחחריי לכל עלמה || ויחבה בגדלה  
 p. 224<sup>a</sup> חלץ מנה אורח דשמשת ואף חורה וגם כל כוכביה כמה אחריי  
 לאורח זבן ולחשכה זבן חדה על יחוב ארבעתי זבניה לית לאחד עם אחד נמי עם חברה  
 שריי זבניה חך אמה טבה מילדה בנים ואחסת עליון דאנון רכיבים צריכים  
 ען חחסה עליון (\*\*\*) לחלא חיתי עקה יאבדו כחלון כעטף: etc.

\*) Deut. 27, 18. \*\*) 1. יח. \*\*\*) 1. לא. לית לא.

nicht, die Erde sei auf Wasser gegründet<sup>1)</sup> (Thales); in einem solchen Falle würde sie leicht zerstört werden. Die Erde sei vielmehr auf Wasser und auf Feuer gegründet. Ausser diesen gnostisch-pantheistischen Ansichten enthalten die Schriften Markahs zahlreiche Gnosticisimen. So z. B. S. 6<sup>b</sup> das Epitheton des Simon Magus Gott beigelegt: Ich bin, der ich bin, der **קרימה דבראשיה**, 'der Stehende des Anfangs'.<sup>2)</sup> Zum Schlusse müssen wir noch die Christologie Markahs berühren. Seine Christologie unterscheidet sich sehr bezeichnend von den übrigen samaritanischen Christologien, die ich in der Einleitung zur samaritanischen Liturgie berührte und von denen einige geradezu Moses 'Messias' nennen. Markah nennt den Messias nicht **תהב**, sondern immer **תהבה**. Mit seinem Messias verbindet Markah das Opfer und die Versöhnung, darum redet er auch von ihm im Buche der Wunder p. 32<sup>b</sup>, woselbst er vom Passahlamme handelt.

ייתי בשלם תהבה ויגלי קבלה דאתחיל בעלמה: ייתי בשלם תהבה ויאבד דבבי בכסו  
לאלה: ייתי בשלם תהבה ויזבח זבח הצדק לקבל בית אל: ייתי בשלם תהבה וינחם יתור  
ויגלי רחומה ויזבח ישראל בין רמשיה: ייתי בשלם תהבה ויפד בין בחוריה ובין פסוליה  
etc.

'Es komme der Tahabah in Frieden und lege die Finsternis, die in der Welt begonnen hat, blofs. Es komme der Tahabah in Frieden und vernichte die Feinde, welche Gott erzürnt haben. Es komme der Tahabah in Frieden und opfere das Opfer der Gerechtigkeit vor Beth. El. Es komme der Tahabah in Frieden und versöhne<sup>3)</sup> Ihvh und offenbare die Gnade und Israel opfere zwischen den Abenden. Es komme der Tahabah in Frieden und scheide zwischen den Auserwählten und den Verworfenen.'<sup>4)</sup> Dieses ist nur ein Teil der christologischen Ansichten Markahs, und wir werden in der Einleitung zu seinen Schriften dieselbe vollständig darzustellen versuchen. Diese Ansichten stammen alle aus der Zeit, da ein grofser Teil der Samaritaner Christen waren, wie dieses in meiner Einleitung in die Liturgie gezeigt wurde. Alle diese Ideen, die dem späteren Samaritanismus fremd sind, liefern schlagende Beweise für das Alter dieser Schriften!

Wir schliessen mit einem gedrängten Auszuge aus Markahs Eschatologie; p. 190 ff. heifst es: Gott erscheint und spricht: Ich, ich bin es. Es spaltet sich die Erde aus Furcht und alle (Toten) stehen auf einmal auf. Diesem geht jedoch eine Erneuerung der Erde voran: (also neuer Himmel und neue Erde). Aus dem Grabe der Frommen steigt Myrtengeruch auf und aus den Gräbern der Frevler Pech und Feuer. Die Gewänder der Frommen erneuern sich. Und Adam, Noah u. s. w. und die Reinen der Welt stehen da und die Engel umringen sie und ein Glanz umstrahlt sie und das Licht beleuchtet sie. Sehr ausführlich wird der Zustand der Frevler geschildert, die vor Gericht erscheinen mit schwarzem Angesichte und zuletzt zu Staub und Asche verbrannt werden.

Mit dieser kurzen Darstellung der Markahschen Schriften glauben wir es anschaulich gemacht zu haben, dafs die Wichtigkeit derselben für sprachliche Zwecke, für die Exegese und Dogmengeschichte nicht zu verkennen ist. Es sind diese Schriften die einzigen samaritanischen Schriften, die wir ausser der Vers. Samaritana und

1) Vgl. Talm. Jer. Chagigah II 77<sup>c</sup>.

2) Siehe meine Einleitung in die samaritanischen Liturgie p. XX.

3) Dafs die Samaritaner **נחם** in der Bedeutung 'versöhnen' nehmen, ist aus den Scholien Abu Saïds zu Gen. VI, 3 ersichtlich. Vgl. De Sacy in den Memoires de l'Academie Royale. Bd. XLIX p. 132.

4) Matt. 25, 33.

der Liturgie besitzen, und dürfte es kaum von Sachkennern in Frage gestellt werden, daß dieselbe aus der ältesten Zeit stammen; da aber der für die Bibl. Samaritana in Aussicht genommene Umfang es nur möglich macht, die zwei ersten Bücher Markahs aufzunehmen, so wäre es höchst erwünscht, wenn der Vorstand der deutschen morgenländischen Gesellschaft sich entschließen könnte, ein Heft der Abhandlungen zur Verfügung für die Veröffentlichung der vier letzten Bücher Markahs zu stellen! Mögen diese Schriften dazu beitragen, die alten Vorurteile zu beseitigen und den Samaritanismus in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen.

Außerdem erledigte die deutsche morgenländische Gesellschaft ihre Jahresgeschäfte, worüber das in der Zeitschrift der genannten Gesellschaft veröffentlichte Protokoll näheren Bericht giebt.

---

#### Vierte Sitzung.

Samstag den 1. Oktober 1887, Vormittag 9 Uhr.

Herr Prof. Dr. Leumann-Straßburg richtet

#### **Eine Bitte an die künftigen Herausgeber von Dramen und nichtvedischen Prosa-Texten der indischen Litteratur.**

Der Vortragende macht erst auf die Mängel aufmerksam, die eine Citierung von Prosa-Texten und Dramen nach Seite und Zeile irgend einer Edition zur Folge hätte. Er schlägt vor, für die mit Strophen durchzogenen Texte (alle Dramen, ferner Pañcatantra, Hitopadesa etc.) eine Citierung nach diesen Strophen (unter Festhaltung an der Akte- oder Kapitel-Einteilung) zu adoptieren, wobei dann die prosaischen Zwischenstücke durch Bruchzahlen zu bezeichnen wären: VI,  $\frac{2}{3}$  z. B. würde auf die zwischen Strophe 23 und 24 des VI. Aktes befindliche Prosa verweisen. Für reine Prosa-Texte (der klassischen, buddhistischen und jinistischen Litteratur, wie Harsha-carita, Lalita-vistara, Jñātādharmakathā) empfiehlt der Sprechende in Anlehnung an die in Indien allgemein übliche Bestimmung der Granthen-Summe eine Abzählung nach Granthen zu 32 Silben unter Beibehaltung der durch die Texte in der Regel gegebenen Einteilung in Bücher oder Kapitel (Ucchvāsa, Adhyāya etc.) und unter Einführung einer solchen Einteilung bei dem für eine durchgängige Granthen-Zählung zu umfangreichen Romane 'Kādambari'. Als Lexikograph will der Vortragende selbst die beiden empfohlenen Citierungsmethoden durchführen, hofft aber auch, daß künftige Editoren bei Dramen in der Abzählung der Strophen Vorgänger wie Trithen (im Mahāvira-caritra) und Govinda-deva (im Bāla-rāmāyana) nachahmen und bei Prosa-Texten die Granthen (etwa von fünf zu fünf) entweder im Texte oder am Kopfe oder Rande der Editionsseiten markieren.

In der nachfolgenden Diskussion spricht die Sektion unter der Wortführung der Professoren von Roth, Gildemeister und Kuhn ihr reges Interesse an den angeregten Neuerungen aus. Im übrigen wird für die Einzelheiten auf den Abdruck des Vortrags mit Zusätzen in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft verwiesen.

Der von Priv.-Doc. Dr. Müller-Bern angekündigte Vortrag: Über die syntaktischen Unterschiede zwischen Sanskrit und Pali konnte wegen Mangels an Zeit nicht mehr gehalten werden.

---

### III. Germanistisch-romanistische Sektion.

#### Verzeichnis der Mitglieder.

In das Album der Sektion zeichnen sich unter Entrichtung des üblichen Mitgliedsbeitrages ein:

- |   |  |
|---|--|
| 1. Bachmann, Dr., Gymnasiallehrer. Zürich.        | 18. Martin, Dr., Universitätsprofessor. Straßburg.         |
| 2. Bächtold, Dr. Universitätsprofessor. Zürich.   | 19. Meyer von Knonau, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.  |
| 3. Bodmer, stud. phil. Zürich.                    | 20. Morf, Dr., Universitätsprofessor. Bern.                |
| 4. P. Brändli, O. S. B. Engelberg.                | 21. Motz, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.                 |
| 5. Bruppacher, Dr. Zürich.                        | 22. Reifferscheid, Dr., Universitätsprofessor. Greifswald. |
| 6. Crüger, Dr., Priv.-Doc. Straßburg.             | 23. Schoch R., Dr., Gymnasiallehrer. Zürich.               |
| 7. Ehemann, Gymnasialrektor. Ravensburg.          | 24. Soldan, Dr., Universitätsprofessor. Basel.             |
| 8. P. Fischer, O. S. B. Sarnen.                   | 25. Staub, Dr. Zürich.                                     |
| 9. Goetzing, Dr., Gymnasialprofessor. St. Gallen. | 26. Stickelberger, Dr., Gymnasiallehrer. Burgdorf.         |
| 10. Hartmann, Dr., Priv.-Doc. Zürich.             | 27. Stiefel, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.           |
| 11. Herzog, Dr., Staatsarchivar. Aarau.           | 28. Stutz, stud. jur. Zürich.                              |
| 12. Hewett, Dr., Professor. New-York.             | 29. Tobler, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.            |
| 13. Hirzel, Dr., Professor. Bern.                 | 30. Ulrich, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.            |
| 14. v. Jecklin, Dr., Gymnasialprofessor. Chur.    | 31. Vetter, Dr., Gymnasialprofessor. Frauenfeld.           |
| 15. Kluge, Dr., Universitätsprofessor. Jena.      | 32. P. Wagner, O. S. B. Engelberg.                         |
| 16. Koch, Dr. Universitätsprofessor. Marburg.     | 33. Weissenfels, Dr., Priv.-Doc. Freiburg i. B.            |
| 17. Levy, Dr., Priv.-Doc. Freiburg i. B.          | 34. Wetz, Dr., Priv.-Doc. Straßburg.                       |

---

#### Erste (konstituierende) Sitzung

Mittwoch den 28. September, 12 Uhr.

Dieselbe wird durch Prof. Dr. Tobler-Zürich mit einigen Worten der Begrüßung eröffnet.

Auf den Vorschlag von Prof. Dr. Martin-Straßburg werden entsprechend der von der Giefsener Versammlung getroffenen Wahl Prof. Dr. Tobler-Zürich zum ersten, Prof. Dr. Ulrich-Zürich zum zweiten Vorsitzenden gewählt; zu Schriftführern werden ernannt Privatdocent Dr. Wetz-Straßburg und Dr. Bachmann-Zürich.

## Zweite Sitzung

Donnerstag den 29. September, Vormittag 8 Uhr.

Vortrag des Prof. Dr. Kluge-Jena über:

### Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch in ihren geschichtlichen Beziehungen.

Derselbe liegt bereits gedruckt vor in 'Von Luther bis Lessing', Sprachgeschichtliche Aufsätze von F. Kluge, Straßburg, Trübner 1888, S. 60 f., weshalb an dieser Stelle auf einen Abdruck verzichtet wird. An den Vortrag schließt sich eine kurze Diskussion. Prof. Dr. Martin-Straßburg glaubt, daß der Vortragende über Luther nicht ganz gerecht geurteilt habe, und nimmt den Reformator dagegen in Schutz. Prof. Dr. Goetzing-St. Gallen fühlt sich dem Vortragenden besonders deshalb zu Dank verpflichtet, weil er das Unrecht wieder gut gemacht habe, das Rückert an der Schweiz begangen; er bringt noch einiges Nähere bei über die Art und Weise der Rückertschen Angriffe. Prof. Dr. Morf-Bern verweist auf das Rätoromanische als auf eine reiche Quelle für die Erkenntnis syntaktischer Eigentümlichkeiten des Schweizerdeutschen; die rätoromanische Syntax ist ganz 'verschweizerdeutsch'. Der Vorsitzende giebt dem Wunsche Ausdruck, es möchten die vielfachen Anregungen, die der Vortrag gemacht, namentlich auch von Seiten schweizerischer Forscher nicht unberücksichtigt gelassen werden.

Vortrag des Privatdocent Dr. Wetz-Straßburg:

### Zur Psychologie Heinrichs von Kleist.

Die Beurteilung schwieriger psychologischer Probleme, die ein Dichtwerk uns darbiete, komme oft dadurch auf Abwege, daß der Kritiker die Darstellung an seinen eigenen psychologischen Anschauungen messe. Dadurch müsse das Urteil je nach dem Standpunkte des Betrachters verschieden ausfallen, es sei völlig subjektiv und den größten Zufälligkeiten ausgesetzt. Um so bedenklicher sei ein solches Verfahren, wenn ein Künstler sich durch die Absichtlichkeit seines Schaffens und die Größe seines Talentes auszeichne, sodaß von Nachlässigkeit oder Unfähigkeit nicht die Rede sein könne. Hier gelte es, wo etwas Anstoß erzeuge, zunächst zu ermitteln, wie der Dichter selber sich die Sache gedacht, und wie er hierzu gekommen. Man müßte zu dem Behufe die Psychologie des Dichters festzustellen suchen und werde dann beinahe immer den Schlüssel haben, weshalb er seine Personen so handeln lasse. Die Psychologie des Dichters zu finden, seine Ansichten über die Leidenschaften und deren Wirken, über Freiheit oder Bestimmbarkeit, über den Einfluß der Vernunft auf die Handlungen zu erkennen, gebe es zwei Wege. Zunächst die Durchforschung der Dichtwerke, aus denen man entnehme, welche Gesetze deren Verfasser stillschweigend als bestimmend für das Handeln seiner Personen ansehe, ferner, wo dies Verfahren aus dem einen oder andern Grunde nicht ausreiche, die Zusammenstellung aller Äußerungen über psychologische Fragen, die wir in Briefen, Aufsätzen oder sonstwo in den Werken des Dichters verstreut fänden. Mit Hilfe dieses Verfahrens solle es versucht werden, ein schwieriges Problem aus Heinrichs von Kleists Dichtungen seiner Lösung einen Schritt näher zu führen.



Für H. v. Kleist ist sehr bemerkenswert der Einfluß, den er dem Verstand oder der Reflexion zuschreibt. In dem 'Marionettentheater' führt er einen Satz aus Herders 'Ideen' 3. Buch, 4. Kap. weiter aus, wo Herder entwickelt, daß die Vernunft dem Instinkt gegenüber doch einen Nachteil habe, den, daß sie irren könne, und daß, 'je höher die Geschöpfe steigen, der unaufhaltbare Trieb, die irrtumfreie Fertigkeit abnehme'. Kleist behauptet in ähnlicher Weise, daß Grazie nur möglich sei, wo das Bewußtsein völlig schweige, und daß jede Reflexion die Grazie völlig vernichte. Ein gut konstruierter Gliedermann müsse daher durch die Anmut seiner Bewegungen den besten Tänzer beschämen. In einem Briefe findet sich die ähnliche Äußerung: 'Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche ist schön, und schief und verschroben alles, sobald es sich selbst begreift. O der Verstand, der unglückliche Verstand!' Die Beispiele, mit denen Kleist seine Theorie stützt, haben eine große Ähnlichkeit mit einzelnen, durch die Vischer in seinem Aufsatz über 'Hamlet' ('Krit. Gänge' 2. Heft) zu erläutern sucht, wie das Bewußtsein oft nicht nur störend auf eine Bewegung wirkt, sondern sogar das Zustandekommen einer solchen geradezu zu vereiteln vermag.

Nicht minder verhängnisvoll als für körperliche Bewegungen sollen nach Kleist die Einflüsse sein, welche die Reflexion auf moralische Handlungen ausübt. Kleist erklärt ('Von der Überlegung', eine Paradoxe) daß im Moment der Entscheidung die Überlegung nur verwirren und schaden könne, daß man sich hier vielmehr völlig seinen augenblicklichen Gefühlen und Eingebungen überlassen müsse. Wenn er in einem Briefe vom 31. Januar 1801 sein Mannesideal in einer Schilderung seines Freundes Brockes entwickelt, so heißt es sehr bezeichnend: 'Immer nannte er den Verstand kalt und nur das Herz wirkend und schaffend. Daher hatte er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen jenen und ein ebenso unerschütterliches Zutrauen zu diesem gefaßt. Immer seiner ersten Regung gab er sich hin, das nannte er seinen Gefühlsblick, und ich habe nie gefunden, daß dieser ihn getäuscht hätte'. Ähnliche Äußerungen finden sich sonst noch oft bei unserm Dichter, so in dem 'Katechismus der Deutschen' 8. Kap., wo er beklagt, daß die Deutschen 'reflektierten, wo sie empfinden oder handeln sollten, Alles meinten durch ihren Witz bewerkstelligen zu können, und nichts mehr gäben auf die alte geheimnisvolle Kraft der Herzen'. Dem entspricht es denn auch, daß Kleist seine Personen mit Vorliebe von jäh wechselnden Impulsen bestimmt sein läßt, daß sie immer dem Augenblick gehorchen und nie die Unmittelbarkeit ihres Handelns durch die Reflexion trüben. Die herrliche Gestalt Käthchens gewinnt gerade dadurch ihren holden Liebreiz, daß sie nie über sich selber nachdenkt, daß sie immer ihrem Herzen blindlings folgt, das sich, ohne Bewußtsein der Heldin, uns in jedem Augenblicke in seiner ganzen Liebe- und Opferfähigkeit, in seiner rührenden wunschlosen Reinheit offenbart.

Demnächst hat eine andere Erscheinung Kleist sehr lebhaft beschäftigt. Es ist das Gesetz des Gegensatzes, über das er sich vor allem in dem 'Allerneusten Erziehungsplan' ausläßt und auf das er auch in dem Aufsatz 'Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden' anspielt. Darnach gäbe es auf moralischem Gebiete Parallelen zu dem bekannten physikalischen Gesetz, daß ein elektrischer Körper, wenn er einem vorher unelektrischen genähert werde, diesen auch elektrisch mache, und zwar sei die hier geweckte Elektrizität entgegengesetzt zu der des Körpers, der sie erst hervorgerufen. Auch im Reiche moralischer Erscheinungen höre bei entsprechender Einwirkung von

aussen sofort der Zustand der Indifferenz auf und springe in einen andern über, der in einem ähnlichen gegensätzlichen Verhältnis zu der empfangenen Einwirkung stehe. Kleist führt zur Bekräftigung seiner Sätze das Beispiel eines portugiesischen Schiffskapitänes an, der nach langer heldenmütiger Gegenwehr gegen feindliche Übermacht entschlossen ist, weil seine Offiziere ihm die Übergabe anraten wollen, sein Schiff in die Luft zu sprengen. Er dreht sich um, um einem Feuerwerker, dem er geboten hatte, sich für diesen Augenblick bereit zu halten, den nötigen Befehl zu erteilen, als er jenen auch schon mit brennender Lunte an dem Pulverfaß hantieren sieht. Bleich vor Angst stürzt er jedoch auf ihn zu, reißt ihm die Lunte aus der Hand, tritt sie unter Schelten und Toben aus und verhandelt wegen der Übergabe. In dieser Anekdote zeigt sich das Gesetz des Kontrastes in zwiefacher Weise. Als die Offiziere den Kapitän veranlassen wollen, das Schiff zu übergeben, hat dies die entgegengesetzte Wirkung auf ihn. Als er dann sieht, wie der Feuerwerker seinem Willen nahezu zuvorkommt, so wird nicht etwa nur ein indifferenter Zustand gegensätzlich beeinflusst, sondern ein auf eben dies Ziel gerichteter Wille wendet sich unter dieser Einwirkung jäh in die entgegengesetzte Richtung.

Dieses Gesetz des Gegensatzes nun hat Kleist, von andern weniger bedeutsamen Fällen abgesehen, besonders im 'Erdbeben von Chili' und im 'Prinzen von Homburg' als wirkend angenommen. Jeronimo ist dort im Begriffe, sich in seinem Gefängnisse zu erhängen aus Verzweiflung darüber, daß in eben diesem Augenblicke ein geliebtes Weib durch seine Schuld hingerichtet werden soll. Der Ausbruch des schrecklichen Erdbebens öffnete ihm unerwartet seine Kerkerthür und in wahnsinniger Hast eilt er unter den stürzenden Trümmern aus der Stadt dem Freien zu. Erst jetzt kommt er zur Besinnung und muß sich schmerzlich sagen, daß Josepha wohl ihr Geschick erfüllt habe. Der Dichter bemerkt hier: 'Er begriff nicht, warum er dem Tod, den seine jammervolle Seele suchte, in jenen Augenblicken, da er ihm freiwillig von allen Seiten rettend erschien, entflohen sei.' Hier ist ein analoger Fall wie bei dem portugiesischen Schiffskapitän. Es genügt, daß etwas, was der Mensch erstrebt, ihm als äußerer Zwang entgegentrete oder nur drohe, damit er sofort sich davon abzuwenden, ja es zu verabscheuen beginne. Hierher ist auch der Prinz von Homburg zu rechnen, dessen Situation die größte Verwandtschaft mit den beiden ebenbesprochenen aufweist. Der heldenkühne Jüngling, der so oft dem Tod in der Schlacht getrotzt, krümmt sich in der niedrigsten, kläglichsten Angst um sein Leben, welche nur daher entspringt und nur so lange währt, als ihm der Tod von aussen aufgenötigt wird. Sobald der Prinz sich darüber klar wird, daß man ernstlich seinen Tod wollen kann, ist es mit seiner Fassung vorbei und jäh, unvermittelt ist der Übergang.

'Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben  
Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei,'

so deutet er in den Worten an die Kurfürstin den Vorgang, der sich in seiner Brust abgespielt, an. Diese düstere Stimmung, in die kaum ein schwacher Hoffungsstrahl fällt, hält an, wenn auch die leidenschaftliche Angst sich zu dumpfer Resignation gemildert hat, bis Natalie das Gnadenangebot überbringt. Nun beginnt wieder das Gesetz des Gegensatzes zu wirken, die Gnade wird verschmäht und gern und freiwillig etwas übernommen, das als aufgenötigt mit größtem Abscheu geflohen wurde. Nichts ist bezeichnender

für die völlige Umstimmung die sich vollzogen, als der ganz verschiedene Eindruck, den die Vorstellung des Grabes jetzt auf ihn macht. Natalie sagt:

‘Saht Ihr die Gruft nicht schon im Münster

Mit offenem Rachen Euch entgegengähnen? —

Der Augenblick ist dringend. Sitzt und schreibt!

Prinz von Homburg (lächelnd). Wahrhaftig thut Ihr doch, als würde sie

Mir wie ein Panther übern Nacken kommen.’

Und als dann später der Prinz zu dem Kurfürsten vorgefordert wird, läßt er sich durch einen Pförtner im Vorübergehen den Kirchhof öffnen. ‘Es schien, das Grabgewölbe wünscht er zu sehen, das dein Gebot ihm dort eröffnen liefs’, wie ein Offizier dem Kurfürsten meldet. Als übrigens in der Kerkerscene mit Natalien der Prinz sich der Überredungsversuche derselben erwehren muß, sehen wir eine andere Form des Gesetzes erscheinen. Leidenschaftlich sich vom Stuhle erhebend ruft er aus:

‘Daß er (der Kurfürst) mir Unrecht that, wie’s mir bedingt wird,

Das kann ich ihm nicht schreiben; zwingst Du mich

Antwort in dieser Stimmung ihm zu geben,

Bei Gott! so setz’ ich hin: Du thust mir Recht!’

Und diesen Inhalt muß auch der Brief gehabt haben, den er an den Kurfürsten schreibt. — Im Übrigen steht dieser selber unter der Herrschaft des gleichen Gesetzes. Alle Versuche der Offiziere, die Begnadigung des Verurteilten zu erbitten, fallen nur als ein schwaches Gewicht in die Wagschale und es verschlimmert nur die Sache, als Dörflings Rede den Schein erweckt, man wolle die Gnade ertrotzen oder erzwingen. Ausschlaggebend ist für den Kurfürsten der Brief des Prinzen, wo er die Gerechtigkeit der Strafe anerkennt. Bei dem Kurfürsten tritt auf diesen Schritt sofort die entsprechende Reaktion ein und er läßt sich das Todesurteil und den Pafs des schwedischen Gesandten bringen. Es ist für seinen Entschluß daher auch von größter Wichtigkeit zu erfahren, ob der Prinz von dem Inhalt der Bittschrift und dem Schritt, den die Offiziere zu seinen Gunsten thun wollen, unterrichtet ist, und diesem Punkt gilt daher sogleich seine Frage.

Der Vortrag schloß damit, daß, wenn man auf diese Weise durch die psychologischen Theorien der Verfasser das Handeln der Personen eines Dichtwerkes erläutern könne, damit doch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt seien. Es bleibe dann noch immer die Frage übrig: Sind die Vorgänge so, wie der Dichter sie sich denkt, auch den Forderungen der psychologischen Wahrheit gemäß, und wenn dies, ist deren Darstellung vom ästhetischen Standpunkte aus zu empfehlen oder auch nur zu rechtfertigen? Die Entscheidung darüber gehöre jedoch vor ein anderes Forum, denn nicht der Litterarhistoriker, sondern der Psycholog und Ästhetiker hätten dieselbe zu treffen.

Der Vortrag giebt zu keiner Diskussion Anlaß.

Der Vorsitzende teilt mit, daß, nachdem einige Mitglieder den Wunsch geäußert hätten die Sammlungen für das schweizerdeutsche Idiotikon zu besichtigen, die Redaktoren gerne bereit seien diese Herfen in das Redaktionsbureau einzuführen. Dr. Staub, an die Worte des Vorsitzenden anknüpfend, bedauert, daß es der Leitung des Idiotikon nicht möglich gewesen sei die Versammlung mit einer besonderen Festschrift auf Züricher Boden zu begrüßen; als etwelchen Ersatz dafür habe er einige seiner früheren, mit dem

Idiotikon mehr oder weniger direkt zusammenhängenden Schriften aufgelegt, die zur Verteilung unter die Mitglieder bestimmt seien. Es sind dies: 'Die Vokalisierung des N bei den schweizerischen Alemannen; die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern; Proben aus dem für das schweizerdeutsche Idiotikon gesammelten Materiale; das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte' (letzteres liegt nicht auf, wird aber auf Wunsch jedem Teilnehmer zugesandt).

---

### Dritte Sitzung.

Freitag den 30. September 1887, Vormittags 8 Uhr.

Der Vorsitzende eröffnet dieselbe mit der Mitteilung, daß Görlitz zum nächsten Versammlungsorte auserlesen sei und schlägt vor die Herren Professoren Dr. Weinhold und Dr. Gaspary, beide in Breslau, zu Vorsitzenden der deutsch-romanischen Sektion zu ernennen. Die Versammlung billigt diesen Vorschlag durch Akklamation.

Hierauf erhält das Wort Herr Prof. Dr. Reifferscheid-Greifswald zu seinem Vortrage über:

#### Über die Windeckhandschriften in Zürich.

Seit dem Jahre 1823, also seit 64 Jahren ist es bekannt, daß sich auf der Züricher Stadtbibliothek zwei Handschriften des Windeckschen Buches vom Kaiser Sigismund finden, aber außer Mone und Dümge, welche in dem genannten Jahre im 3. Bande des Pertzschen Archivs für ältere Geschichtsforschung kurze, nicht einmal richtige Notizen über diese Handschriften gegeben, hat sich, soviel bekannt geworden, Niemand um sie bekümmert. Und doch hätte schon eine von ihnen ausgereicht für den Nachweis, daß die bisher allgemein angenommene, aber trotzdem ganz unbegründete Hypothese von J. G. Droysen über die Entstehung des Windeckwerkes entschieden zurückzuweisen ist. Mich lockte eine Notiz, welche auf meine Anfrage der hochverehrte Herr Stadtbibliothekar Staub über diese Handschriften mir zugehen ließ, nicht allein zum Besuche von Zürich, sondern auch zur Anmeldung dieses Vortrages.

Über das Kaiser Sigismund-Buch Eberhard Windecks mögen wenige Worte genügen. Das Werk fesselt durch seinen echt volkstümlichen Stil, durch seine freie, unbefangene Auffassung und durch seine rührende Pietät gegen den Kaiser. Es fand bei den Zeitgenossen und noch bei den Gelehrten des 17. Jahrhunderts die günstigste Aufnahme, wie die Handschriften des 15. und 17. Jahrhunderts bezeugen. Noch heute verdient und rechtfertigt es im höchsten Grade die sorgfältigste Beachtung wegen seines historischen und litterarischen Gehaltes: um die Intentionen der Machthaber klarzulegen, hat Windeck eine Reihe authentischer offizieller Aktenstücke aufgenommen, die ihm durch seine Beziehungen zum Kaiser leicht zugänglich waren, damit begnügte er sich aber nicht, er wollte auch die Stimmung des Volkes zeigen und weiß das in der besten Weise durch Mitteilung historischer Lieder zu erreichen, die er in den Kreisen des Volkes gesammelt, und deren Kenntnis wir allein ihm verdanken. Eine kritische Ausgabe der wertvollen interessanten Geschichtsquelle giebt es noch nicht, obgleich der Verwaltungsrat der Wedekindschen Preisstiftung schon im Jahre 1877 einen hohen Preis für eine solche aus-

gesetzt hatte. Niemand hat sich um den Preis beworben. Dafs er nicht schwer zu gewinnen war, werden meine Untersuchungen der handschriftlichen Überlieferung des Windecktextes zeigen, welche demnächst veröffentlicht werden,<sup>1)</sup> auf die ich hier aber nicht näher einzugehen habe. Dagegen mufs ich der Besprechung der Züricher Windeckhandschriften einige Bemerkungen über die deutschen Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts überhaupt vorausschicken, welche ihre eigenartige Bedeutung in einem neuen Lichte zeigen; sie sind hier um so mehr am Platze, als sie sich zum Teil wenigstens auf Windeckhandschriften stützen. Die Geschichte der Litteratur, des gesamten geistigen Lebens in Deutschland während des 14. und 15. Jahrhunderts läfst sich ungemein vertiefen mit Hülfe der Handschriften aus dieser Zeit, wenn man sie nicht ausschliesslich auf ihren textkritischen Wert hin untersucht. Die wirklich wissenschaftliche Geschichte der Litteratur dieser Zeit darf sich nicht begnügen mit dem Nachweise dessen, was in den einzelnen Gegenden Deutschlands gedichtet, selbständig hervorgetreten ist, sondern mufs auch untersuchen, was in den einzelnen Gegenden, beziehungsweise für dieselben abgeschrieben worden, mögen es nun Werke älterer oder zeitgenössischer Litteratur sein. Nur auf Grund einer solchen Kenntnis lassen sich die litterarischen Studien der einzelnen Schriftsteller, ihre Abhängigkeit von ihren Vorgängern mit Sicherheit nachweisen. Die landschaftliche Zugehörigkeit der deutschen Handschriften gerade dieser Jahrhunderte läfst sich verhältnismäfsig leicht feststellen: die Abschreiber nahmen damals, mit gröfserem oder geringerem Erfolge, darauf Bedacht, das Werk, welches sie abschrieben, dem Auftraggeber oder dem Kreise, für welchen es bestimmt war, so lesbar und verständlich als möglich zu machen, sie änderten nicht blofs den lautlichen Typus je nach Bedürfnis, sondern wählten auch die Ausdrücke der Gegend, in der oder für die sie schrieben, an Stelle der vom Schriftsteller ursprünglich gesetzten. Wie wichtig es ist, auf diese selbständigen Veränderungen der Abschreiber zu achten, sieht man, wenn man bedenkt, dafs sehr viele Werke der früheren deutschen Litteratur nur in Handschriften des 14. oder des 15. Jahrhunderts erhalten sind. Die Thatsache selbst der behaupteten Umarbeitung erkennt man am deutlichsten, wenn man die Abschriften oberdeutscher Werke für niederdeutsche oder niederländische Leser untersucht, beispielsweise die Handschriften der Nonnen des Klosters Nazareth, Handschriften, die aus dem Nachlasse Aug. von Arnswaldts die königliche Bibliothek in Berlin erworben hat.<sup>2)</sup> Aber auch bei geringerem Abstände der Mundarten läfst sie sich erkennen. Der von mir verlangte Nachweis landschaftlicher Zugehörigkeit der Handschriften scheint leicht erbringbar, wenn man sich an die Subskriptionen erinnert, die oft am Schlusse der Handschriften stehen und in denen Zeit, Name und Heimat des Schreibers angegeben. Aber gerade diese Subskriptionen erschweren leicht die Untersuchung, da sie oft auf falsche Fährte leiten: sie sind oft der Vorlage entnommen, zeugen also für diese, nicht für die erhaltene, vorliegende Abschrift. Das läfst sich bei mehreren Windeckhandschriften z. B. zweifellos nachweisen<sup>3)</sup>:

---

1) Vgl. jetzt meinen Aufsatz in den Nachrichten von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Nr. 18 vom 23. November 1887, 522 ff.: 'Des Kaiser Sigismund Buch von Eberhard Windeck und seine Überlieferung'.

2) Vgl. meine Beschreibung dieser Handschriften, Jahrbuch des niederdeutschen Sprachvereins im IX., X., XI. Bande.

3) Vgl. Göttinger Nachrichten a. a. O. 524, 526 f., 530, 534.

von einer Kopie wurden mehrere Abschriften genommen, die alle mit der Subskription der Vorlage schlossen. Das deutet auf entwickelten geschäftsmäßigen Vertrieb. Für denselben zeugen auch die Illustrationen, die vielleicht aus derselben Werkstatt hervorgegangen: die mit Bildern geschmückten Prachthandschriften des Kaiser Sigismund-Buches, neben denen auch billige, man möchte sagen, Volksausgaben ohne Bilderschmuck verbreitet wurden, sind nahe verwandt. Wir werden so direkt auf die Vorgeschichte des deutschen Buchhandels geführt. Sie wird sich erst schreiben lassen auf Grund einer eingehenden Beschreibung und Untersuchung sämtlicher deutschen Handschriften ohne Rücksicht auf ihren textkritischen Wert. Weil diese Arbeit nur bei einem Zusammenwirken vieler ausführbar ist, habe ich diese Abschweifung nicht gescheut, um auf die Notwendigkeit derselben hinzuweisen.

Die Stadtbibliothek zu Zürich besitzt zwei Windeckhandschriften, die eine ist nach der Subscriptio 1479 geschrieben (Mone und Dümge rücken sie ohne jede Veranlassung ins 16. Jahrhundert), die andere trägt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1704, sie kann aber noch mit Mone und Dümge dem 17. Jahrhundert zugewiesen werden. Eine Untersuchung über diese beiden Handschriften, die sich auf sie beschränken muß, führt zu keinem Resultat, eine genaue Vergleichung ihrer Anfänge und ihrer Schlussteile, ohne Kenntnisnahme von der übrigen Überlieferung, würde direkt auf falsche Bahnen lenken. So giebt es sehr gut die Ratlosigkeit diesen beiden Handschriften gegenüber wieder, wenn nach dem 1. Tageblatte dieser Versammlung mein Vortrag nur von der Züricher Windeckhandschrift handeln soll. Selbstverständlich von der des 15. Jahrhunderts, da die jüngere keinen Anspruch auf Beachtung erheben zu können schien. Und doch war es gerade die kurze Notiz des Herrn Bibliothekars über die jüngere Windeckhandschrift, welche mich nach Zürich lockte.

Droysen sprach 1857 in den Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 221 ff. die Ansicht aus, man könne fünf Texte des Windeckschen Werkes unterscheiden. Die ältere Gestalt zeige eine Wiener Handschrift des 17. Jahrhunderts. Windeck habe später immer neue Zusätze und Einschreibungen gemacht, so daß das ganze die wüste zusammenhanglose Form erhalten habe, welche in der Gothaer Handschrift vorliege. Selten ist eine so haltlose Hypothese mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen worden auf Grund eines durch eigene Schuld so unzureichenden Materials, wie diese Droysens. Er benutzte außer den Notizen Mones über die Wiener Handschrift im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, VII, 1838, 434 f. nur die Gothaer Handschrift und die späte für diese Frage ganz wertlose Weimarer, die er freilich ebensowenig als die Gothaer richtig zu beurteilen wußte. Nichtsdestoweniger wurde die Droysensche Hypothese unbesehen angenommen als das Resultat eindringender Studien. Aus Anlaß der Neubearbeitung des Gedichtes von der gewaltsamen Unterdrückung der Zunft Herrschaft zu Achen im Jahre 1429, des 'Buches von einer Acher vart', prüfte ich die Überlieferung des Windecktextes, wobei ich 15 Handschriften, 7 aus den 15. Jahrhunderte und 8 aus dem 17., zu berücksichtigen hatte. Es ergab sich dabei, daß das Kaiser Sigismund-Buch, dessen Abschluß wir ins Jahr 1437 setzen müssen, uns in zwei Fassungen erhalten ist, die eine mit einem Anhang, der die Geschichte bis zum Jahre 1440 führt, und eine andere, deren Anhang bis zum Jahre 1442 geht. Das Verhältnis dieser beiden Redaktionen zu einander läßt sich genau bestimmen,

dagegen sind wir nicht in der Lage, anzugeben, wie sich das Buch vom Jahre 1437 zur Fassung vom Jahre 1440 verhalten hat. Die Fassung vom Jahre 1440 liegt vor in der Hannoverschen Windeckhandschrift, soweit sie dem 15. Jahrhunderte angehört, die Fassung vom Jahre 1442 ist durch die übrigen Handschriften des 15. Jahrhunderts vertreten. Die Wiener Handschrift, welche nach Droysen die ältere Gestalt des Windecktextes erhalten haben soll, ist ein Auszug aus der bis zum Jahre 1440 fortgeführten Recension, wie sie in der Hannoverschen Handschrift vorliegt.<sup>1)</sup>

Wie ordnen sich nun die Züricher Windeckhandschriften ein? Die Handschrift vom Jahre 1479 geht deutlich auf dieselbe Vorlage zurück, aus der die Gothaer geflossen. Sie begann wie diese mit dem Register, welches jetzt fehlt, da der 1. Sexterio ausgeschnitten ist. Ihr Text berührt sich überall aufs allernächste mit dem der Gothaer Handschrift, weist sogar manchmal die bessere Lesart auf, die in der Gothaer durch die Sorglosigkeit des Abschreibers entstellt ist. Für die Konstituierung des Windecktextes ist diese Handschrift trotzdem ohne Wert: der Schreiber hat seine Vorlage, wenn er sie nicht lesen oder nicht verstehen konnte, aufs willkürlichste verändert. Das ergibt sich unzweifelhaft, wenn man die Abweichungen dieser Handschrift in dem genannten Achener Gedichte prüft. Aus der 'gueden stat' der Vorlage macht der Schreiber eine 'gnädige stat', da er im ersten Worte eine Abkürzung witterte. Ein andermal übersieht er das Kompendium und macht aus 'ir ei der' 'ir aider'. Sogar das lange 'l' der Vorlage macht ihm Schwierigkeiten, so schreibt er z. B. 'tieffer' statt 'diefer', 'uff' statt 'uf', und aus 'funtesen', welches der Bedeutung nach mittellateinischem 'fontana' entspricht, macht er sogar eine 'fmitesse'. Von derselben Güte sind seine übrigen Verbesserungen, von denen ich nur einige anführen will. Da er 'Kon' = 'Kuono' als Vornamen nicht kennt, setzt er statt 'her Kon van dem Eichorn' 'der Ain v. d. E.', sogar 'verken' verwandelt er in 'werker', weil in der Vorlage wie oft so auch hier 'v' und 'w' verwechselt und 'werken' geschrieben war. Die 'bose wacht' verbessert er in 'böfsewicht', den 'bosen rat' in 'besten rat', die 'mortkule' in 'morttune', 'nit komen' in 'nitkemer' u. dergl. Es ist also keine Frage, daß diese Züricher Handschrift bei der kritischen Bearbeitung des Windecktextes gar nicht in Betracht kommt. In grammatischer und lexikalischer Hinsicht kann sie freilich auch durch ihre Mißverständnisse gute Dienste leisten, wenn eine kritische Ausgabe vorliegt.

Von ungleich höherem Interesse ist die Züricher Windeckhandschrift aus dem 17. Jahrhundert. Wie die übrigen Windeckhandschriften des 17. Jahrhunderts legt sie Zeugnis ab von dem regen Eifer, den die Geschichtsfreunde jener Zeit den älteren deutschen Geschichtsquellen zuwandten. Den wissenschaftlichen Höhepunkt fanden diese Bestrebungen in Leibniz, der auch zuerst eine wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen, besonders der niederdeutschen, Mundarten forderte und anregte.

Gleich der Anfang dieser Handschrift zeigt, daß die Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts ihre Hypothesen sogar mit größerer Vorsicht aussprachen. Sie führt den Titel: 'Vita Sigismundi Rom. Imperatoris, qui fuit filius Caroli Quarti Imp. et Regis Boiemia (sic), Socer aut fuit Alberti Rom. Imp. Scripsisse aut videtur eam Latine Eberhardus a Windeck Moguntinensis, quo Sigismundus usus est familiariter.' Aus

1) Vgl. Göttinger Nachrichten a. a. O. 536 ff., 530 f.  
Verhandlungen der 39. Philologenversammlung.

dem fehlerhaften 'Boiemia' ersieht man, daß der Schreiber ängstlich seiner Vorlage folgt. Am Rande verzeichnet er sorgfältig die Seitenzahlen derselben. Auffallend ist, daß auf 14<sup>a</sup> gleich 15<sup>a</sup> folgt, umsomehr, als nur in diesem 1. Teile 1<sup>a</sup>—14<sup>a</sup> Kapitelüberschriften stehen, die sich im folgenden nie mehr finden. Man darf daraus schließen, daß dieser 1. Teil aus einer anderen Vorlage als das übrige stammt. Gegen Schluß der Handschrift, aber, so daß noch mehrere Abschnitte folgen, steht die Subscriptio, welche den Reinhart Brunwart von Miltenberg als Schreiber und das Jahr 1438 als Zeit des Abschlusses nennt. Durch diese Subscriptio werden wir auf die Hannoversche Handschrift gewiesen: sie ist in ihrem jetzigen Bestande die Vorlage dieser Züricher Handschrift gewesen. Da die Hannoversche schon im 17. Jahrhundert ihren Anfang, den 1. Sexternio und von dem 2. das 1. Blatt verloren hatte, suchte ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts das Fehlende zu ergänzen. Es stand ihm aber nur der Auszug zu Gebote, der auch in der Wiener Handschrift des 17. Jahrhunderts erhalten ist und offenbar von einem Gelehrten jener Zeit aus einer älteren Handschrift gemacht worden, welche genau dieselbe Fassung des Buches enthielt, wie sie in der Hannoverschen Handschrift ursprünglich vorlag. Scheinbar geht die Vorlage dieser Ergänzung der Hannoverschen Handschrift auf einen andern zurück als der Auszug, wie er in der Wiener Handschrift erhalten, der Wiener fehlen nämlich Kapitel 5—18 der Hannoverschen. Das läßt sich einfach durch die Annahme erklären, daß der Vorlage der Wiener Handschrift an dieser Stelle Blätter fehlten. Vielleicht ist es nicht zufällig, daß die Karlsruher Blätter einer Windeckhandschrift des 17. Jahrhunderts gerade diese Lücke ausfüllen. Mehr Schwierigkeit macht es, wie es scheint, daß in der Hannoverschen Handschrift im 1. Kapitel Kaspar Schlick bestimmt als Veranlasser des Werkes genannt wird, während in der Wiener Handschrift dieser Name erst durch spätere Korrektur hineingebracht worden, man könnte an Abhängigkeit der Wiener Korrektur von dem Wortlaute der Hannoverschen Handschrift glauben wollen. Das gerade Gegenteil ist der Fall, die Vorlage der Hannoverschen Ergänzung setzt die Korrektur der Wiener Handschrift, welche sich als willkürliche Änderung eines gelehrten Geschichtsfreundes erweist, voraus. Wir werden nur genötigt, was aber auch aus anderen Gründen mehr als wahrscheinlich ist, mehrere Abschriften des 17. Jahrhunderts anzunehmen. Daß der Ergänzung der Hannoverschen Handschrift (*h*) keinerlei Priorität zusteht gegenüber der Wiener (*v*), läßt sich an der Überschrift des 2. Kapitels zeigen, welcher in *h* das 2. Subjekt des abhängigen Satzes fehlt, während es in *v* richtig steht. Da die Züricher Handschrift eine Abschrift der ergänzten Hannoverschen ist, gilt alles, was von dieser gesagt ist, auch von ihr. Die Zahlen am Rande geben genau die Seiten der Hannoverschen an. Da in *h* die Rückseite von Blatt 14 unbeschrieben, fehlt auch in der Züricher 14<sup>b</sup> am Rande.

So hat also auch die 2. Züricher Windeckhandschrift nur einen relativen Wert.

Daß ich die Züricher Windeckhandschriften während meines hiesigen Aufenthaltes eingehend untersuchen konnte, verdanke ich der ausgezeichneten Liberalität des Stadtbibliothekars Herrn Dr. Escher, der mir mit der größten Liebenswürdigkeit die ungehinderte Benutzung der seiner Obhut anvertrauten Schatzkammer gestattete. So schliesse ich, indem ich ihm meinen herzlichen Dank ausspreche.

Prof. Dr. Meyer von Knonau knüpft an den Vortrag eine kurze Bemerkung. Nachher spricht Prof. Dr. Morf-Bern über:



## **Die Untersuchung lebender Mundarten und ihre Bedeutung für den akademischen Unterricht.**

Unserer Einrichtung des akademischen Studiums der neueren, speziell der romanischen Sprachen ist der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß sie auf die untergegangenen Sprach- und Litteraturstufen mehr Nachdruck lege und ihnen mehr Raum gewähre, als mit der vornehmsten Aufgabe dieses Unterrichts verträglich sei, derjenigen nämlich, praktische Schulmänner, Lehrer zu bilden. Dieser Vorwurf ist bald in die Form leidenschaftlicher Angriffe, bald in diejenige maßvoller Erörterungen und Ermahnungen gekleidet gewesen; er ist bald von Leuten erhoben worden, welche aus ihrer Geringschätzung jener historischen Studien kein Hehl machten, bald von solchen, welche selbst mit Vorliebe diesen Studien nachgehen und über den Verdacht erhaben sind, deren wissenschaftliche Bedeutung zu unterschätzen. Wie solchergestalt die Kritik des neusprachlichen Unterrichts auf unseren Hochschulen in Vorträgen, Broschüren, Zeitschriftenartikeln vielstimmig erscholl; wie sie namentlich auch in diesen jährlichen Versammlungen zum Wort gelangte, darauf ausdrücklich zurückzukommen, habe ich weder um meiner Zuhörerschaft noch um meines Themas willen nötig. Und wenngleich die Behandlung dieses Themas ein Beitrag zur Methodologie des akademischen Studiums sein soll, so werden Sie von mir nicht einmal erwarten, daß ich dieselbe mit einer eingehenden Erörterung meines persönlichen Standpunktes in dieser Reformfrage einleite. Bei der großen Zahl von Detailfragen, aus denen diese Reformfrage sich zusammensetzt, müßte die Einleitung selbst zur Abhandlung werden. Wohl aber kann ich Ihnen eine kurze, prinzipielle Darlegung dieses Standpunktes nicht ersparen.

Sie werden mir zugeben, daß im neusprachlichen Unterrichte, auch an unseren Hochschulen, viel gestündigt worden ist. Sie alle wissen, wie das kam; wie die junge neusprachliche Wissenschaft nach dem Beispiele ihrer ältern Schwester, der klassischen Philologie, ausgestattet wurde, und wie sie die lebenden Sprachen zunächst gleich toten zu behandeln lernte und lehrte. Sie alle wissen auch, daß es in dieser Hinsicht viel besser geworden ist, und daß eine Reihe von Vorwürfen der Gegner heute gegenstandslos sind, was sie freilich nicht hindert, immer wieder vorgebracht zu werden. Aber es muß unstreitig auch weiter noch besser werden. Es muß der lebenden Sprache und der neuern Litteratur noch mehr Platz und zwar nicht nur in den Stunden der Lektoren, sondern eben gerade in jenen der akademischen Hauptlehrer eingeräumt werden. Da aber die Zeit des Lehrens und des Lernens nicht entsprechend wird gedehnt werden können, so muß mit dieser Vermehrung des Pensums auf der einen Seite eine Verminderung desselben auf der andern Hand in Hand gehen: es muß die Beschäftigung mit den älteren Sprach- und Litteraturstufen reduziert werden. Und sie kann reduziert werden. Ich glaube, dies vor Ihnen sagen zu dürfen, ohne mir den Vorwurf zuzuziehen, ein Verächter dieser Studien zu sein, denen ich selbst mit so viel Freude obliege und denen ich als Lehrer und in privater Arbeit so viele genussreiche Stunden verdanke. Man braucht sich ja nur darüber klar zu werden, daß die Beschäftigung mit der französischen, provenzalischen, italienischen u. s. w. Sprache und Litteratur des Mittelalters innerhalb des akademischen Unterrichts nicht Selbstzweck sein kann, sondern im Dienst eines andern Zieles steht: der gründlichen Ausbildung tüchtiger, neusprachlicher Lehrer, und man wird zugeben, daß dieser

Gesichtspunkt die Auswahl des Unterrichtsstoffes und die Verteilung desselben bestimmen muß. Was dem künftigen Lehrer hilft, seine humanistisch vorgebildeten Schüler, das französische Idiom — um der Kürze halber die *partem pro toto* zu nehmen — in wissenschaftlich und praktisch unanfechtbarer Weise zu lehren, was ihm klare Vorstellungen über das Wesen und die Entwicklung der Sprache und über Form und Entwicklung der litterarischen Ideen zu geben in erster Linie geeignet oder von nöten ist, das soll aus dem ganzen Leben der französischen Sprache und Litteratur in Vorlesungen und Übungen für ihn ausgewählt werden. Dazu gehören aber nach meiner Ansicht eine Reihe von Dingen nicht, die jetzt noch im Unterrichte getrieben und im Examen verlangt werden, Dinge, die ja an und für sich ein hohes wissenschaftliches Interesse haben, denen aber der nötige verhältnismäßige Lehrwert abgeht. Dazu rechne ich z. B. die Interpretation der ältesten französischen Denkmäler, deren Erklärung im Einzelnen noch so kontrovers ist, daß sie für den Schüler weder ein erfreulicher, noch ein ersprießlicher Unterrichtsgegenstand sein kann, dazu z. B. Übungen über französische Paläographie u. s. w.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich sage nicht, dergleichen zu treiben, ist nutzlos. Es ist überhaupt keine wirkliche Arbeit weder für den Schüler noch für den Lehrer nutzlos, sondern ich meine: eine solche Beschäftigung wird auf Kosten einer andern nützlicheren, notwendigeren getrieben und sollte deshalb durch diese ersetzt werden. Man beschuldige mich nicht des Utilitarismus. Nichts liegt mir ferner, als hier zu Gunsten einer Art akademischer Schnellbleiche zu sprechen und die Meinung zu vertreten, daß der Student nur das zu lernen habe, was er unmittelbar nachher seine Schüler wieder zu lehren hat. Vielmehr soll auch der Philologe, wie jeder andere Lehrer, weit über die unmittelbare Unterrichtsmaterie hinaus eine sichere fachmännische Bildung haben, er soll sozusagen zwanzigmal mehr wissen, als er seinen Schülern direkt mitzuteilen in der Lage ist. Denn sein Wissen soll ein Kapital repräsentieren, von welchem er in der Schule jeweilen nur die Zinsen braucht. Wir haben die Pflicht, bei den beständig sich steigernden Anforderungen und der sich immer gleichbleibenden Kürze der Zeit, unter den möglichen Unterrichtsgegenständen und Unterrichtsformen diejenigen auszuwählen, welche als die lehrreichsten und nutzbringendsten für das angegebene Ziel erscheinen. Unsere Schüler sollen in der kurzen Zeit ihres Studiums in unserem Unterrichte sich möglichst viel von jenem zinstragenden wissenschaftlichen Kapital sammeln können, auf das sie ihre Existenz bauen. In dieser Hinsicht aber steht die Kenntnis der Kontroversen über das Detail der ältesten französischen Denkmäler, die Kenntnis der französischen Paläographie, das dürre Wissen von den sämtlichen Handschriften eines Epos u. s. w. weit, weit hinten in der Reihe. In erster Linie steht, daß der Schüler die Laut- und Formenlehre und, was häufig zu sehr vernachlässigt wird, auch die Syntax eines altfranzösischen Dialekts, dessen Denkmäler zugleich litterarisches Interesse haben, am besten eines zentralen, also etwa der Sprache *Christian's von Troyes*, sich tüchtig einpräge, damit er ein festes Zentrum besitze, um welches herum sich bei weiterer Lektüre die abweichenden Laute und Formen anderer Dialekte leicht gruppieren; damit er in ihnen einen festen Maßstab habe, an welchem sich die Abweichungen der anderen Mundarten von selbst messen. Und dies alles soll in stetem Zusammenhange mit den späteren Phasen der Sprache bis zum Neufranzösischen herunter getrieben werden, so daß ein lebendiges, sprachgeschichtliches Wissen im Schüler entsteht; daß der Schüler gewöhnt wird, lautgesetzliche und analogische Vorgänge zu er-

kennen und damit zu operieren; gewöhnt wird, alles Sprachliche, was ihm vor Augen tritt, auf dieselben hin ohne weiteres anzuschauen und zu beurteilen. Das auf sich selbst beschränkte altfranzösische Wissen, wie es noch in vielen Dissertationen zu Tage tritt, diese beschreibende Grammatik des Altfranzösischen ist ein unfruchtbares Ding, das für unsere Schüler einen unverhältnismäßig geringen Bildungswert besitzt. Wir reichen ihm damit Steine statt Brot. Und wie nach dem Neufranzösischen hin, so sollte dieses altfranzösische Wissen auch besser und lebendiger nach dem Lateinischen hin verbunden werden. Ein Semester vulgärlateinischer Übungen mit stetem Ausblick auf das Romanische scheint mir unerlässlich. Wie viele Vorurteile würden da schwinden!

In Summa: Der Wert des Unterrichts in der altfranzösischen Sprache liegt darin, daß er die wissenschaftliche Brücke schlägt zwischen Latein und Neufranzösisch, und dem Schüler nicht bloß eine Menge grammatischen Materials liefert, sondern mit und an diesem sorgfältig beschränkten Material ihm ein sicheres entwicklungsgeschichtliches Wissen giebt.

Und eben darin liegt auch der Wert des Unterrichts und der altfranzösischen Litteratur. Der Schüler darf, unbeschadet seiner wissenschaftlichen Ausbildung, viel weniger gelehrtes Detail über die einzelnen altfranzösischen Litteraturdenkmäler erfahren, als ihm gemeiniglich mitgeteilt wird. Er soll über das Entstehen, Wachsen und Vergehen litterarischer Formen und Strömungen unterrichtet werden, jedes Litteraturdenkmal als das Glied einer Kette zu betrachten gewöhnt werden und es ist viel wesentlicher, daß er das Theater der romantischen Schule mit dem mittelalterlichen französischen Bühnenspiel in Zusammenhang zu setzen weiß, daß er den Anteil des Mittelalters am Theater Corneilles aufzudecken versteht, als daß er weiß, wo die Handschriften Adam de la Halle's liegen u. s. w. Litteraturhistorische Übungen in diesem Sinne sollten wohl neben den bloß sprachlichen in unseren Seminarien öfters abgehalten werden, als die Vorlesungsverzeichnisse jeweilen vermuten lassen.

So wird der altfranzösische Unterricht zugleich immer eine gewinnbringende und deshalb belebende Unterweisung in neufranzösischer Sprache und Litteratur sein, und das ist seine Aufgabe in der Lehrerbildung.

Mein Standpunkt in der schwebenden Reformfrage ist also kurz der:

Die Behandlung der älteren französischen Sprache und Litteratur in Vorlesungen und Übungen soll ihr Maß finden in dem entwicklungsgeschichtlichen Wert, der den mitzuteilenden Thatsachen innewohnt, und ihr ausschließliches Ziel finden in entwicklungsgeschichtlicher Belehrung.

Wer so den Schwerpunkt des romanischen Unterrichts in der lebenden Sprache sucht, ist offenbar nur konsequent, wenn er sich fragt, ob die Mundarten dieser lebenden Sprache nicht auch in den Kreis des Unterrichts gezogen werden könnten oder sollten. Man wird die Beantwortung dieser Frage billigerweise wieder von der Überlegung abhängig machen, ob eine Beschäftigung mit den Mundarten wirklich jenen relativen Lehrwert besitzt, welcher ihren Anspruch auf die Zeit des Lehrers und der Studierenden rechtfertigte, und diese Frage glaube ich bejahen zu dürfen. Mir scheint, daß ein, wenn auch nur kurzes, nur während eines Semesters betriebenes, aber systematisch geführtes Dialektstudium einen großen Gewinn in sich schliesse und zwar in doppelter Richtung: einmal für die Aussprache und zweitens für die allgemeine sprachliche Bildung des Studierenden.

Gestatten Sie mir diese beiden Punkte zu erörtern.

1) Für die Aussprache. Es giebt wohl darüber heute keine Meinungsverschiedenheit mehr, daß der zukünftige Lehrer einer lebenden Sprache phonetischen Unterricht genießen muß, daß er die Elemente der wissenschaftlichen Phonetik fest besitzen soll. Deshalb ist es nicht nötig, hier ausdrücklich auf die Bedeutung zu sprechen zu kommen, welche phonetische Schulung für denjenigen hat, den man mit einem mehr bequemen als geschmackvollen Namen als Neuphilologen bezeichnet.

Diesen phonetischen Elementarunterricht zu erteilen, fällt bekanntlich dermalen noch ganz der Hochschule zu. Er ist mir immer als eine durchaus angenehme Aufgabe erschienen. Natürlich muß er nicht rein theoretisch, sondern in Übungen betrieben werden. Ist einmal die etwas geringschätzigte Abneigung, welche der Studierende meistens phonetischen Belehrungen entgegenbringt, überwunden, so beginnt eifrige Selbstbethätigung, und der Lehrer ist in der angenehmen Lage desjenigen, der einen andern wissenschaftlich über den Kausalzusammenhang von Vorgängen aufklärt, die diesem andern thatsächlich längst bis zur Virtuosität vertraut, ihrer wahren Natur nach noch völlig unbekannt sind. Diese Freude wäre ungetrübt, wenn der Schüler bloß ein Ignorant in phonetischen Dingen wäre. Er ist aber nicht nur das, sondern er besitzt leider ein ganz ansehnliches falsches Wissen. Der an den Schulen noch herrschende Sprachunterricht und die Gewohnheit der historischen Orthographie haben ihn mit einer Reihe von Vorurteilen über die Natur der Sprachlaute erfüllt, von deren Zähigkeit sich nur der eine Vorstellung macht, dem ihre Bekämpfung obliegt.

In dieser Schwierigkeit ist es mir häufig genug von Nutzen gewesen, unsern Dialekt heranzuziehen. Es gelang oft durch ein Beispiel unserer Muttersprache, des Schweizerdeutschen, ohne weiteres mit einer phonetischen Auffassung durchzudringen, die dem Schüler durchaus nicht evident schien, so lange sie an Beispielen aus der deutschen oder französischen Gemeinsprache gezeigt wurde, Beispiele, die thatsächlich ebenso beweisend waren wie die dem Dialekte entnommenen.

Das hat nun einerseits seinen Grund natürlich darin, daß das Ohr des Menschen am empfindlichsten ist für lautliche Nuancierungen seiner Alltagssprache, in welcher uns die geringsten Verschiebungen der Quantität oder Qualität eines Lautes sofort zum Bewußtsein kommt, während sie dem fremden Ohre unbemerkt bleibt. Vermöge dieser gesteigerten Sensibilität wird der Schüler an einfachen Beispielen dieser seiner Alltagssprache phonetische Differenzen lebendig auffassen, die, bloß an einer fremden Sprache gezeigt, ihm entweder als illusorisch oder dann als rein theoretische Spielerei erscheinen.

Z. B.: die französische Sprache kennt nur den geschlossenen *ü*-Laut (*ü*). Man spricht *büst* (*le buste*) und nicht *büst*, zu welcher Aussprache wir Deutschen eine natürliche Neigung haben. An dem fremden Worte mag dem Schüler diese Lautnuance leicht als unwesentlich und des Lehrers wiederholte Mahnungen als Pedanterie erscheinen. Nichts wird ihn von der Wichtigkeit dieser Unterscheidung leichter überzeugen als ein Beispiel der Vertauschung der beiden Laute in seiner Muttersprache: *tür* = theuer; *tür* = dürr; ein: *türs büx* statt: *türs büx* wird ihn zum Lachen reizen und völlig belehren.

Es giebt aber noch einen andern Grund für die größere Evidenz, welche der phonetischen Demonstration an Dialekten innewohnt, den nämlich, daß der Dialekt nicht schulmäßig unterrichtet wird und keine oder keine erwähnenswerte historische Orthographie

besitzt, d. h., daß der Schüler der phonetischen Analysierung des mundartlichen Wortes viel vorurteilsfreier gegenübersteht. Hierauf kommt es mir an dieser Stelle hauptsächlich an. Der Dialekt ist phonetisch ein freieres, jungfräulicheres Gebiet als die Gemeinsprache und eignet sich deshalb vielfach besser als diese, wenn es gilt, einen Anfänger zur phonetischen Beobachtung anzuleiten.

Wenn man z. B. einen Schüler in der Analyse des französischen Wortes *pied* erklärt, daß dieses Wort aus zwei Konsonanten und einem Vokale besteht: *pxě*, daß also kein Diphthong vorliegt, sondern daß das, was angeblich der erste Teil eines Diphthongs ist (*i*), thatsächlich ein Konsonant und zwar ein stimmloser palataler Reibelaut ist, so wird die Tradition des Schulunterrichts und der historischen Orthographie dieser Erkenntnis sehr hinderlich sein und die Illusion von der Existenz eines Diphthongs schützen. Hört aber derselbe Schüler in einem Patois die Lautverbindung *px'* sprechen, z. B. in dem freiburgischen Worte *pxānta* (= *plante*), so wird er ohne weiteres den stimmlosen Reibelaut erkennen und notieren, weil hier keine Schulung und keine historische Orthographie querliegt.

Namentlich dann, wenn man im Unterrichte soweit ist, daß es sich darum handelt, den Schüler in der praktischen Handhabung seines phonetischen Wissens zu üben, ihn zusammenhängende phonetische Transskriptionen anfertigen zu lassen und ihm dadurch jene Geläufigkeit phonetischer Auffassung zu geben, welche unentbehrlich ist, dann ist der Dialekt das vortrefflichste Übungsgebiet. Der Transskriptor ist vollständig auf sein Ohr angewiesen, da ihn kein konventionelles Schriftbild leitet und er gewöhnt sich so, sich ganz der Führung seines Ohres zu überlassen. Mit anderen Worten: Er lernt etwas, was er als Kind vortrefflich gekonnt hat, was er aber seither gründlich verlernt hat, er lernt hören, naiv, vorurteilsfrei hören und das ist für denjenigen, welcher sich mit lebenden Sprachen abgiebt, etwas Großes.

So erscheint die Beschäftigung mit einer lebenden Mundart als eine treffliche Lektion. Wer sie durchgemacht hat — und ich glaube versichern zu können, daß sie dem Schüler Freude macht — überträgt nun leicht die in ihm gefestigte Gewohnheit des vom Schriftbild unabhängigen Hörens auch auf die Laute der sogenannten Schriftsprache. Er ist im Stande, auch diese unbefangen zu hören. Zwar wird er immer noch der Rückfälle genug an sich selbst beobachten können. Die Hartnäckigkeit, mit der uns das konventionelle Schriftbild verfolgt, ist gerade ein Beweis für die Wünschbarkeit einer von diesem Schriftbild unabhängigen phonetischen Unterweisung, wie sie die Mundart gestattet.

Diese Schule des unbefangenen, naiven Hörens ist deswegen etwas so Wichtiges, weil das richtige Hören die Grundlage des richtigen Sprechens ist. Warum sprechen wir eine fremde Sprache schlecht aus? Weil wir ihre Laute falsch hören, das heißt, weil wir sie durch das Medium der eigenen Sprache hindurch hören und so die fremden Laute jeweilen mit dem zunächst liegenden Laute unserer Muttersprache identifizieren, wozu uns die Schriftbilder, an welchen wir gewöhnlich eine fremde Sprache lernen, ohne dies geradezu verführen. Die Differenz, welche den Laut der fremden Sprache von den nächstliegenden der eigenen trennt, kommt uns nicht zum Bewußtsein und ist nicht im Stande, unser Bewegungsgefühl zu bestimmen, unsere Artikulation zu leiten. Ist das Ohr aber durch phonetische Schulung so geschärft, daß es unabhängig von muttersprachlichen Ge-

wohnheiten und Schriftbildern, den fremden Laut gleichsam an sich hört, daß der Schüler ein richtiges, scharfes Klangbild in sich aufnimmt, dann wird sich vermittelst desselben auch das richtige Bewegungsgefühl, der richtig gesprochene Laut einstellen.

Nun ist damit ja nicht alles gethan, daß man die fremden Sprachlaute einzeln richtig imitiert. Auch ihre richtige Verbindung zum einzelnen Worte ist nicht die letzte Anforderung, welche die vollständige Nachahmung eines fremden Idioms an uns stellt. Es bleibt z. B. an komplizierten Accentverhältnissen des Schwierigen genug zu lernen übrig. Aber auch hier fördert die Beschäftigung mit mundartlicher Rede ein freies, vorurteilsloses Beobachten.

Ich halte sie für die beste Schule in angewandter Phonetik, die in verhältnismäßig kurzer Zeit den Studierenden befähigt, einen späteren Aufenthalt im Auslande für seine Aussprache aufs Gewinnbringendste auszunutzen und von der Wichtigkeit der Aussprache denken wir ja heute nicht mehr so gering wie früher. Wir halten die Aussprache nicht mehr für etwas von der Sprache Abzulösendes, dessen Kenntnis gegenüber derjenigen des Schriftbildes nebensächlich ist, eine *qualité négligeable*. Was man Aussprache nennt, ist ja vielmehr ein sehr wesentlicher Teil der Sprache, ist Sprache selbst, und ihre Verletzung ist ein Sprachfehler wie ein anderer.

Ein Wort ist bekanntlich, wissenschaftlich betrachtet, ein psychisches Gebilde, das aus drei sich deckenden Erinnerungsbildern besteht: dem Begriffsbilde, dem Klangbilde und dem Bewegungsbilde. Ein Wort unrichtig aussprechen heißt, mit dessen Begriffsbild ein unrichtiges Klang- und Bewegungsbild verbinden. Was uns diese Art von Fehler geringer zu taxieren verleitet, ist der Umstand, daß wir schreibenden und lesenden Menschen noch außerdem Schreibbewegungsbilder und optische Erinnerungsbilder für die geschriebene Sprache gelernt haben, die uns vielfach und vorzüglich beim rein litterarischen Studium eines Idioms die Klang- und Bewegungsbilder der gesprochenen Sprache ersetzen. Diese Schreibbewegungsbilder haben einen unschätzbaren Kulturwert; sie erheben die Sprache zum vornehmsten Werkzeuge höherer Gesittung, und, eben weil ihr Vorhandensein ein vorzügliches Kulturmerkmal ist, pflegen wir den Sprachbesitz eines Kulturmenschen vorzüglich nach dem Maße zu beurteilen, in welchem ihm die Schreibbewegungsbilder und optischen Erinnerungsbilder einer Sprache geläufig sind, resp. man faßte es gemeinhin als ein untrügliches Kennzeichen mangelhaften Sprachbesitzes auf, wenn jemand nicht, wie wir sagen, orthographisch schreiben kann. Das mag ja, angesichts unserer heutigen Bildungseinrichtung im Allgemeinen richtig geurteilt sein — rein wissenschaftlich gefällt würde ein solches Urteil eine unerhörte Überschätzung der Schrift enthalten. Jene Schreibbewegungsbilder und optischen Erinnerungsbilder sind gar kein integrierender Bestandteil der Sprache und ihr mangelhafter Besitz involviert durchaus nicht die Verletzung eines vitalen Interesses der Sprache. Wohl aber sind die Klang- und Bewegungsbilder der Laute, das ist die Aussprache, ein integrierender Bestandteil einer jeden Sprache, ein Element, ohne welches eine Sprache sich überhaupt nicht gebildet hätte, und bei dessen Erlöschen auch alles Leben der Sprache ein Ende nimmt. Eine Verletzung dieser Klang- und Bewegungsbilder der Laute zieht die Sprache selbst in Mitleidenschaft. Ein Aussprachefehler lädiert ein vitales Interesse der Sprache. Die Aussprachefehler gehören ohne weiteres zu den eigentlichen Sprachfehlern, und es giebt solche gewöhnliche Aussprachefehler, die der Indigene sicherlich als etwas Schlimmeres,

als einen tiefern Eingriff in das Wesen seiner Muttersprache empfindet, als manchen Fehler in der Formen- und der Satzbildung.

Der Laut ist die physische Erscheinung der Sprache, ihr Fleisch und Blut. Die Schrift ist das Kleid. Wer unorthographisch schreibt, gleicht einem Menschen, der mit zerlöcherter Rocke herumläuft; er gilt als ein armer Teufel und ist wenig angesehen. Wer die Sprache fehlerfrei orthographiert, gleicht einem Menschen, dessen feiner Rock elegant sitzt; alles erscheint an ihm tadellos. Aber wichtiger als ein feiner Anzug ist ein gesunder Leib, und wer von den beiden den gesünderen Leib hat, das sagt der Rock nicht.

Es wird sicherlich eine Zeit kommen, da unsere Schüler von den vorbereitenden Anstalten richtigere Vorstellungen über Bedeutung und Wesen der lautlichen Seite der Sprache und ein besseres Können mitbringen werden als gegenwärtig. Dafür bürgt die Reformbewegung auf dem Gebiete des neuromanischen Mittelschulunterrichts. Unterdessen aber fällt es, wie gesagt, noch auf Jahre hinaus ganz dem akademischen Unterrichte zu, durch Ausrottung alter Vorurteile diese richtigere, wissenschaftlichere Anschauung in den zukünftigen Lehrern zu pflanzen und demgemäß für entsprechende theoretische und praktische Unterweisung in der Phonetik besorgt zu sein. —

Es ist zunächst völlig gleichgültig, welche Mundart für diese praktische Unterweisung gewählt wird, da es ja nur darauf ankommt, daß der Studierende unbefangen phonetisch beobachten lernt. Indessen ist klar, daß es für den Studenten der romanischen Philologie näher liegt, eine Mundart des romanischen Sprachgebietes, speziell des Französischen, zu diesem Zwecke zur Verfügung zu haben. Das ist nun leider nicht überall so leicht möglich wie in Bern, von wo eine einstündige Eisenbahnfahrt in den französischen Jura oder auch in das 'franco-provenzalische' Freiburg führt.

Auf alle Fälle ist die Kontrolle durch den Lehrer eine Bedingung für die Wahl der vorzunehmenden Mundart. Am besten wird mehreren Schülern dieselbe Mundart zuteilt, oder es erhalten die einzelnen nur wenig differierende Varietäten räumlich nicht stark getrennter Sprachgenossenschaften. So habe ich z. B. für das letzte Wintersemester die Patois von Courtepin, Grolley und Dompierre, sämtlich im Kanton Freiburg gelegen, vorgehabt. Die Luftlinien, welche diese Dörfer verbinden, bilden ein ungefähr gleichschenkliges, rechtwinkliges Dreieck, dessen Hypotenuse 10 Kilometer mißt.

Aber auch 2) für die allgemeine sprachliche Bildung des Studierenden ist die Beschäftigung mit einer Mundart von hinreichendem Nutzen, um ihre Aufnahme in den akademischen Unterricht zu rechtfertigen.

Die Erforschung untergegangener Sprachstufen hat es mit sprachlichen Objekten von relativ verschwommenen Umrissen zu thun, verschwommen in lautlicher Beziehung, da die bloß schriftliche Überlieferung dem Laute nicht völlig gerecht wird. Der Lautwert eines bloß geschrieben überlieferten Wortes ist nicht eo ipso evident; das Wort bedarf vielmehr der lautlichen Interpretation. Diese Interpretation hat häufig genug sichere Resultate ergeben; noch häufiger aber hat sie in Folge der Vieldeutigkeit des unzureichenden Materials zu keinem unbestrittenen Ergebnisse geführt. Man ist z. B. über den Wert einer Reihe der gewöhnlichsten altfranzösischen Laute und Lautverbindungen noch durchaus uneinig und ihre Entwicklungsgeschichte ist erst recht kontrovers. Es ist unvermeidlich, daß von dieser lautlichen Konjekturekritik manches im Unterrichte Verwendung finde, und daß der Schüler einen Einblick in das luftige Gebäude

erhält, in welchem so mancher erst nur lose aufgelegte Balken, so manche schlecht schließende Thür seinen Widerspruch rege macht und die Lust in ihm erweckt, Remedur zu schaffen. Diese Lust kommt in seinen Arbeiten, seinen Interpretationen z. B. zum Ausdruck. Eine nur durch geringe Sachkenntnis getrübt Unbefangenheit verhilft ihm leicht zu selbstbefriedigenden Resultaten. Die Kritik des Lehrers wird ja nicht fehlen, aber da sie wesentlich negativ sein wird, da sie sich mehr darauf beschränken muß, die Übereilungen des Schülers nachzuweisen, als daß sie imstande ist, sichere, positive Resultate an die Stelle der seinigen zu setzen, so fehlt ihr jene heilsame Kraft des *fait accompli*. Dazu kommt noch der weitere Umstand, daß ja wirklich die Methode dieser lautlichen Konjekturenkritik noch eine sehr unsichere ist, daß sie noch gar sehr den Charakter des *jeu d'esprit* trägt. Der Schüler fühlt ganz gut, daß der Wert der einzelnen bei diesen Konjekturen in Rechnung zu ziehenden Faktoren noch durchaus nicht fest bestimmt ist, und daß über die Beweiskraft von räumlich und zeitlich auseinanderliegenden Belegen noch keine festen Anschauungen bestehen.

Diese Materie mit ihrem Mangel an festen Größen und sicheren Bahnen schließt also augenscheinlich die Gefahr in sich, daß der Schüler sich daran gewöhnt mit den geduldigen Worten auf dem geduldigen Papiere etwas willkürlich umzuspringen und imaginäre Lautreihen mit dem Anspruche auf Thatsächlichkeit unter großer Selbstzufriedenheit zu konstruieren. Daß ich diese Gefahr nicht erfinde, zeigen ihnen viele unserer Arbeiten über altfranzösische Lautgeschichte.

Da erscheint die Beschäftigung mit einer lebenden Mundart als ein höchst willkommenes Gegengewicht. Sie wirkt erfahrungsgemäß ernüchternd. Die lautliche Darstellung einer Mundart hat es mit ganz bestimmten, meßbaren Größen zu thun. Zunächst gilt es, diese Größen auch wirklich zu messen und durch Transcription zu fixieren. Das ist nicht immer leicht. Oft macht ein einfaches Wort Schwierigkeit, namentlich dem Anfänger. Und nun erkennt er, der eben noch die Lautwerte des 13. Jahrhunderts mit großer Sicherheit bestimmt hatte, zu seinem Verdruss, daß er den Lautwert eines lebenden an sein Ohr schlagenden, beliebig oft wiederholten Wortes nur mühsam feststellen kann. Diese Erinnerung an die Grenzen unseres Erkenntnisvermögens mag ihn verdrießlich stimmen, beschämen, — sie ist, von allem andern zu schweigen, heilsam als bloße Thatsache, indem sie den selbstbewußten Erbauer phonetischer Luftschlösser bescheiden macht, der Phantasie phonetischer Künstler Zügel anlegt; das ist aber auch heilsam in einer Reihe methodischer Details.

Z. B.: eines der gewöhnlichsten Argumente, welches die Lautkasuistik auf dem Gebiete des Altfranzösischen verwendet, um einen von ihr vorausgesetzten Lautwandel zu rechtfertigen, ist das Argument der Unaussprechbarkeit einer Lautgruppe. Ich citiere wörtlich aus einem jüngst erschienenen Buche, das unter anderem auch die Entwicklung von *jocus*, *locus*, *focus* wieder neu erklärt und das auf der betreffenden Seite dieses Argument dreimal verwendet:

'*jüieu* konnte natürlich nicht ausgesprochen werden, weshalb wir *jüiu* erhalten.' Dieser Triphthong 'konnte der Aussprache nicht bequem sein; er mußte daher vereinfacht werden: ... *jju*, *jou* ... *jeu*' — jawohl, *jeu* — *d'esprit*!

Wer einmal durch phonetische Untersuchungen lebender Mundarten von der Mannigfaltigkeit der vorhandenen Lautverbindungen sich überzeugt hat, auch solcher,



welche wir Schriftsprachmenschen ohne weiteres als unaussprechbar zu bezeichnen geneigt sind; wer sich davon überzeugt hat, wie die Begriffe des Unaussprechbaren und schwer Aussprechbaren durchaus relativ sind, der wird sich hüten, das Argument der Unaussprechbarkeit zum billigen Motiv phonetischer Entwicklung zu machen. Er wird Deduktionen, wie die eben angeführten, erkennen als das, was sie sind: graue, beim Schein der Lampe ausgeheckte Theorie, die trotz ihres 'natürlich' das Sonnenlicht nicht verträgt, und die der Hauch der lebenden Sprache über den Haufen wirft. Darum hinaus mit unseren Studierenden an dieses Sonnenlicht und diesen stärkenden Hauch! Hinaus mit ihnen ins Leben der Sprache, wo jederzeit gar viele Dinge sich ereignen, von welchen sich die ausschließlich am geschriebenen, toten Worte großgezogene Schulweisheit nichts träumen läßt, wo der Untersuchung ein komplettes sprachliches Material zur Verfügung steht.

Man unterschätze die methodische Bedeutung gerade dieses letzten Gegenstandes nicht. Die Untersuchung der untergegangenen Sprachstoffe ist begrenzt durch den Zufall der Überlieferung. Da giebt's ἀπὸ λεγόμενα; da kommt ein Wort leider im Reime gar nicht vor; für diesen oder jenen wichtigen Lautwandel ist nur ein einziges sicheres Beispiel überliefert; diese oder jene morphologische oder syntaktische Eigentümlichkeit ist 'nicht weiter zu belegen' u. s. w., Zufälle, durch welche die Unsicherheit der Forschungsergebnisse noch vermehrt wird. Ein einseitiges Studium dieser beschränkten Überlieferung führt nun gar leicht dazu, daß ihre zufälligen Grenzen mit den natürlichen Grenzen der alten Sprache verwechselt werden. Wie oft wird etwas schlechthin der Sprache abgesprochen, 'weil es nicht überliefert ist'; wie oft wird etwas wegkorrigiert, weil es sonst nicht vorkommt! Wie häufig wird vergessen, daß wir nur einen gar kleinen Bruchteil der untergegangenen Sprache kennen, und daß wir also weder die Pflicht noch das Recht haben gleich mit einer Änderung beizuspringen, wo etwas in einem überlieferten Text uns einige Mühe macht. Der akademische Lehrer hat bei der Lektüre oft genug Veranlassung in seinen Schülern die leichte erklärliche Neigung zu raschen Änderungen zu bekämpfen und ihnen eindringlich zu predigen, daß die Textkritik konservativ sein muß, daß sie nicht dazu da ist, um dem Interpreten Gelegenheit zu geben seinen Geistreichum zu zeigen. Diese Lehre wird auf das wirksamste durch eine Beschäftigung mit der lebenden Sprache unterstützt, die keine ἀπὸ λεγόμενα kennt, für jeden Lautwandel die vollständige Beispielserie zur Verfügung hat, und in welcher so viel Unerwartetes und Eigentümliches so deutlich an unser Ohr schlägt, daß auch die kühnste Textkritik es nicht wegzukorrigieren wagen mag. Die Beschäftigung mit der lebenden Sprache wirkt auch hier ernüchternd.

Die gegenwärtige Einrichtung des neusprachlichen Studiums scheint meistens auf die Behandlung sprachwissenschaftlicher Prinzipienfragen wenig Gewicht zu legen. Sowohl die Wahl der Themata für die Dissertationen als die Behandlungsweise derselben lassen dies vermuten. Der Unterricht kämpft offenbar nicht genügend gegen die Vorurteile über Wesen und Entwicklung der Sprache, wie sie durch die überwiegende Beschäftigung mit untergegangenen Sprachstufen erzeugt oder genährt werden, was um so mehr zu bedauern ist, als an der Bildung der neuern sprachwissenschaftlichen Ideen ja gerade die Romanistik regen Anteil genommen hat. Und doch soll unbestreitbar der zukünftige Lehrer einer lebenden Sprache mit sprachwissenschaftlichen Prinzipienfragen

vertraut sein. Er soll instande sein, den Maßstab sprachwissenschaftlicher Kritik auch an die unscheinbaren Details seines zukünftigen Unterrichts zu legen. Sein Unterricht in der Einzelsprache soll sprachwissenschaftlich unanfechtbar sein.

Die beste Unterweisung über die Gesetze des Sprachlebens gewährt aber das Studium der Mundarten, der von keiner künstlichen Zucht berührten natürlichen Rede. Die Mundart gleicht dem Baume des Waldes, von keiner pflegenden Menschenhand überwacht, nichts besitzend, als was ihm die Natur verliehen. Die Schrift- oder Gemeinsprache gleicht dem Baume, der aus dem Walde in den Ziergarten verpflanzt wurde und den die Hand des Kunstgärtners gezogen und gescheitelt, gepfropft und gestutzt hat. Wenn der Botaniker die Lebensbedingungen, das Wachstum, die Natur des Baumes studieren will, wird er in den Wald gehen oder zum Kunstgärtner? So muß auch der Sprachforscher, wenn er das Leben der Sprache studieren will, nicht zum Sprachmeister, sondern zum sprechenden Volke gehen. Der Volksmund giebt dem, der seiner kunstlosen Rede lauscht, die Aufschlüsse über Wesen und Entwicklung der Sprache, welche die Schriftsprache entweder gar nicht mehr zu geben vermag, weil bewußtes menschliches Eingreifen bei ihrer Festsetzung ein entscheidendes Wort mitgesprochen hat und noch mitspricht, oder nur mangelhaft giebt, weil ihr die Fixierung durch die Schrift eine künstliche Stabilität verschafft hat. So steht als Sprache der Dialekt eben so hoch über der Schriftsprache, als diese über dem Dialekte steht als Trägerin der Kultur.

Es ist für den zukünftigen Lehrer ungemein wichtig, daß er eine richtige Ansicht über das Verhältnis von Mundart und Gemeinsprache hat; daß er über die Bildung und den Charakter der Gemeinsprache, den sprachgeschichtlichen Wert oder Unwert ihrer Zeugnisse prinzipiell unterrichtet und dem mächtigen Vorurteile der Sprachmeisterei völlig entwachsen sei.

Ich habe vor nicht langer Zeit in Paris einige junge Männer getroffen, welche daselbst ihre an unseren Hochschulen begonnenen neusprachlichen Studien fortsetzten und eifrig altfranzösische Handschriften kopierten. Dabei erinnere ich mich, daß in einer Unterhaltung einer derselben eine Kritik seines Französisch damit zurückwies, daß er erklärte, er spreche von Jugend auf ein völlig dialektfreies Deutsch, infolge dessen müsse doch wohl auch seine französische Aussprache dialektfrei sein! Welchen Mangel an elementarer sprachwissenschaftlicher Bildung verrät eine solche beglückende Selbstzufriedenheit! Welch' staubbedecktes Vorurteil über den Charakter einer Gemeinsprache spricht aus diesem Worte! Schon die bloße Thatsache der Beschäftigung mit einer Mundart, das bloße zu Ehren Ziehen der nicht geschulmeisterten Sprache muß solchen Irrungen gegenüber aufklärend und befreiend wirken.

Ebenso ist es für den zukünftigen Lehrer von Wichtigkeit, eine bestimmte Vorstellung über das Wesen der Dialektsplaltung zu besitzen. Er soll an das, was er von der Zusammengehörigkeit und der Trennung der altfranzösischen Dialekte hört und liest, nicht nur den Maßstab der altfranzösischen Grammatik, sondern auch denjenigen der sprachwissenschaftlichen Prinzipienlehren legen können. Die überzeugendste Unterweisung über das Wesen der Mundarten, ihre Abgrenzung gegeneinander, ihre Zusammenfassung zu größeren Gruppen gewährt offenbar eine direkte Beschäftigung mit denselben und zwar eben eine Vergleichung von einander sehr benachbarten Splaltungen, wie sie der verlangte Unterricht von selbst mit sich bringt.

Auch andere Sätze der sprachgeschichtlichen Prinzipienlehre lassen sich nirgends besser studieren und erläutern als an einer lebenden Mundart: jener Satz z. B., dessen einfache Wahrheit dem Studierenden nicht deutlich genug eingeprägt werden kann, daß sich das Wort nur im Zusammenhange der gesprochenen Rede entwickelt und die isolierte Betrachtung desselben schon eine Abstraktion ist. Dieser Satz ist die Grundlage der fruchtbarsten Lehren geworden. Die Erklärung der Sandhi-Erscheinungen beruht auf ihm. In der Einleitung zu seiner schönen Abhandlung über Satzduppelformen im Französischen macht Prof. Neumann den Leser wiederholt darauf aufmerksam, daß man, um diese Thatsachen des sprachlichen Lebens zu beobachten, nicht die Rede der Gebildeten als Basis der Beobachtung nehmen dürfe, sondern daß vor allem die dialektische Rede befragt werden müsse. Und welche völlig neuen Ergebnisse förderte gerade auf dem Gebiete der Sandhi-Erscheinungen Winteler's treffliches Buch über die Kerenzer Mundart zu Tage? Die Wichtigkeit dieser Sandhi-Beobachtungen wird je länger je mehr sich geltend machen, und wenn eine sichere methodische Verwertung derselben für die Sprachgeschichte noch nicht gefunden und das Terrain hier noch sehr glatt ist, so ist es doch gewiß höchst empfehlenswert, den Schüler einige sichere, in dieses Gebiet gehörige Thatsachen an der naiven Rede beobachten zu lassen und sie im Unterrichte zur Besprechung zu bringen. Der Lehrwert solcher eigenen Beobachtungen ist bekanntlich ungleich größer als derjenige bloß mitgeteilter Thatsachen. Die Behauptung des Lehrers, daß *mal* neben altfranz. *mel* (*malum*) eine unter dem Einflusse der Accentlosigkeit entwickelte Satzduppelform sei, wird viel weniger Eindruck machen, als wenn der Schüler z. B. in dem freiburgischen Patois von Grolley u. ä. für das Wort *mensem* selbst zwei nebeneinander bestehende Formen hört, nämlich *lu ma* aber *lu mei* [*d ü*] (der Monat August) oder im Waadtländischen *ō panāi* (*panier*) aber *ō panei ryond* (Odin, Phonologie des patois du canton de Vaud p. 32 n.). Wie weit hier die Abweichung eines Wortes unter verschiedenen Nachdrucksverhältnissen und in verschiedener lautlicher Umgebung gehen kann, zeigen die tonlosen Pronominalformen irgend einer Mundart viel einleuchtender als die vom Schriftbilde bei künstlichem Volumen erhaltenen Formen der Gemeinsprache. 'Wenn du mir giebst', lautet alemannisch: *wām ĩ mer gĩst*. Hier ist das 'du' zu einem eigentümlichen stimmlosen Laute reduziert, der zwischen den beiden *m* stehend, viel von der Natur eines *p* hat. Die Artikulation des ersten *m* wird plötzlich dadurch unterbrochen, daß bei unveränderter Lippenstellung das Gaumensegel den Eingang der Nasenhöhle abschließt. So entsteht die Verschlussstellung eines *p*, welche nun aber nicht auf die Weise gelöst wird, daß die Lippen sich öffnen, wie beim *p*, sondern dadurch, daß das Gaumensegel wieder zurückfällt und den Nasenweg zum neuen *m* wieder freigiebt. Es ist also eine tonlose Explosiva mit *p*-Verschlussstellung, deren Explosion aber beim hintern Verschluss erfolgt: eine Art umgekehrtes *p*, eine Uvular-Explosiva, die als selbständiger Laut in der Mundart sonst nicht vorkommt. Das nachdruckslose 'du' hat zunächst seinen Vokal eingebüßt: *wām t ẽm gĩst* (wenn du ihm giebst) und hat sich in dieser vokallosen Form dem folgenden *m* von *mer* in der beschriebenen Weise assimiliert.

Mir scheint, wie gesagt, daß die bloße Thatsache solcher Beobachtungen für den Schüler ungemein lehrreich und geeignet ist, wichtigen lautgeschichtlichen Erörterungen im Unterrichte als überzeugendste Illustration zu dienen, und da auch in der lebenden

französischen Gemeinsprache die Sandhi-Erscheinungen eine große Bedeutung haben — man denke nur an die sogenannte Liaison — so hat der romanische Unterricht um so mehr Veranlassung, diese Seite der sprachgeschichtlichen Prinzipien-Lehre zu pflegen. Hoffentlich erfüllt F. Beyer bald sein Versprechen (Das Lautsystem des Neufranzösischen, Cöthen 1887, p. VI), eine systematische Zusammenfassung der französischen Sandhi-Erscheinungen zu geben.

Aber noch in vielen anderen Punkten fördert die Beschäftigung mit dem Dialekte die Kenntnis dieser Prinzipienlehre. Ich will z. B. darauf hinweisen, daß das Verhältnis der ältern zu der jüngern Generation im Lautwandel und überhaupt in den sprachlichen Veränderungen durch die lebenden Mundarten lehrreich illustriert wird, sobald man die Beobachtungen, die an jungen Leuten gemacht worden sind, an älteren nachkontrolliert. Die Älteren kennen die Reste verschwindender Diphthonge, die den Jüngeren unbekannt sind und umgekehrt zeigen die Jüngeren Anfänge einer Diphthongierung, welche den Älteren noch völlig fehlt u. s. w. So sagt in Grolley der Erwachsene *lu lăęvrũ*, der Knabe *lu lăvru* u. s. w. Es zeigt sich auch in der Sprache der Jüngeren infolge des Schulunterrichts durchgehends ein vermehrter Einfluß der Gemeinsprache, der manches über die Frage der Sprachmischungen lehren kann.

Selbstverständlich eignet sich auch für diese Seite des Unterrichts prinzipiell jede Mundart gleich gut. Doch wird es hier noch mehr als bei Punkt 1) wünschbar sein, daß dem romanischen Studenten eine romanische, womöglich eine französische Mundart zur Verfügung stehe, nicht nur deswegen, weil er damit zugleich sehr nützliche romanische Sprachkenntnis sich sammelt, sondern vorzüglich, weil er eben in der romanischen, speziell der französischen Sprachgeschichte schon einigermaßen bewandert ist. Der in Aussicht gestellte leichte sprachwissenschaftliche Gewinn kann doch von der Behandlung einer lebenden Mundart nur dann erwartet werden, wenn der Studierende über Laute und Formen des betreffenden Sprachgebietes und ihre geschichtlichen Beziehungen bereits unterrichtet ist. Er soll das, was ihm in der Mundart entgegentritt, heimthun können; er soll ein Urteil darüber haben, was gewöhnlich und was auffallend ist. Ich glaube denn, beiläufig gesagt, auch nicht, daß diese dialektischen Untersuchungen für den Anfang passen und habe sie deshalb ins dritte Semester verlegt.

Ob da, wo leicht zugängliche romanische Mundarten fehlen, auch für den Romanisten deutsche Dialekte vorgenommen werden können, darüber fehlt mir ein Urteil. Es wird die Bejahung der Frage in erster Linie davon abhängen, ob der Studierende der romanischen Philologie hinlänglich mit den Elementen der deutschen Sprachgeschichte vertraut ist, um aus der Arbeit den erforderlichen Nutzen zu ziehen. Die Angelegenheit ist auf alle Fälle der Erwägung, ja des Zusammengehens der beiden Lehrer der germanischen und der romanischen Philologie wert, wie es denn überhaupt für Schüler und Lehrer von der höchsten Bedeutung ist, daß die Linguisten einer Hochschule in der allgemeinen sprachwissenschaftlichen Unterweisung der Schüler einig gehen. Hier arbeitet ja immer einer für den andern.

Den wenigen Bemerkungen, welche ich im Laufe dieser Auseinandersetzung über die äußere Einrichtung des besprochenen Unterrichtszweiges gemacht, glaube ich zum Schlusse noch einige weitere anreihen zu sollen. Der Erfolg solcher Patoisarbeiten wird nicht wenig durch die Form bedingt sein, die der Unterricht ihnen giebt.

Dabei ist nie außer acht zu lassen, daß nicht die wissenschaftliche Erforschung einer Mundart hier Zweck ist, sondern die Unterweisung des Schülers.

Da scheint mir eine Hauptforderung die zu sein, daß der Lehrer die Grenzen der Arbeit genau umschreibt, daß er eine bestimmte, *circumscribed* Aufgabe stellt. Das Gebiet einer lebenden Sprache ist zu weit, als daß der Anfänger ohne großen Zeitverlust sich selbst auf demselben orientieren könnte und den Zeitverlust, der mit der eigenen Orientierung verbunden ist, dem Schüler zu ersparen, ist ja überhaupt Aufgabe des Unterrichts. Die dem Schüler zu übertragende *circumscribed* Arbeit würde darnach etwa folgendermaßen aussehen. [Ich erlaube mir hierbei in Kürze ungefähr den Arbeitsplan des Bernischen romanischen Seminars Ihrer Kritik zu unterbreiten]:

Der Lehrer, der sich natürlich erst selbst in den vorzunehmenden Mundarten orientiert hat, stellt eine Liste von einigen hundert Etymen in lateinischer Form — ich habe etwa 300 genommen — zusammen, welche so gewählt sind, daß die wichtigsten und charakteristischsten Erscheinungen des Lautwandels der betreffenden Mundart durch sie illustriert werden. Der Ökonomie dieser Liste ist große Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie soll ebenso sehr eine unnötige Häufung der Belege für eine und dieselbe Erscheinung als eine zu falschen Generalisierungen verleitende Knappheit vermeiden. Von dieser Liste schloß ich prinzipiell alle Verbalformen aus, weil sie zunächst dem Verdachte unterliegen, analogische Ausgleichungen erlitten zu haben. Die *Numeralia*, die Namen der Wochen- und Festtage und der Monate schloß ich an. Im übrigen scheute ich es selbstverständlich nicht, neben Beispielen des strengen Lautwandels auch solche analogischer Ausweichungen zuzulassen; auch mischte ich unter die Erbwörter einige gemeinsprachliche Lehnwörter, um den Schüler auf die Probe zu stellen. Zu dieser Liste lateinischer Formen hatte der Studierende die heutigen Patoisformen in Erfahrung zu bringen. Er reiste an Ort und Stelle, suchte sich mit Hilfe des Lehrers einen älteren Schüler aus, der nach Abstammung und Lebensweise die Gewähr mundartlicher Spracheinheit bot und erfragte mit Hilfe des Französischen die betreffenden Wörter. Dabei war ihm vorgeschrieben, zu jedem Adjektiv mindestens das Femininum, zu jedem Substantiv den Plural gleich mitzufragen; es wird auf diese Weise im Vorbeigehen auch ein brauchbares morphologisches Material zusammengebracht. Auch war er darüber unterrichtet, daß prinzipiell ein isoliertes Wort nicht gefragt werden darf, sondern daß die gewünschten Formen immer in einem Satzzusammenhange verlangt werden müssen. Da aber dieses Abfragen sehr mühsam und zeitraubend ist, gestattete ich, aus Opportunitätsgründen, die Zugrundelegung des einzelnen Wortes unter der Bedingung, daß sofort von der komplizierten Fragestellung Gebrauch gemacht werde, wenn sich beim Hören des isolierten Wortes irgend welche Zweifel ergaben, und daß überhaupt nicht selten kleine Wortverbindungen mit dem vorhandenen Material gebildet würden, wobei namentlich auf das Verhalten der an- und auslautenden Vokale und Konsonanten und auf die Accentverhältnisse, welche in diesem Patois recht schwierige sind, genau zu achten sei. Daran schloß ich einige weitere die Routine der Untersuchung betreffende Bemerkungen, wie z. B.: Es ist zu vermeiden, daß der Abzuhörende den Gegenstand der speziellen Aufmerksamkeit des Fragenden kennt. Nach einem bestimmten Worte gefragt, wird derselbe zwar zunächst völlig unbefangen antworten, sobald man ihn aber dieses Wort wiederholen läßt und er merkt, auf welchen Laut es speziell bei dieser Wiederholung abgesehen ist, wird er seine

Unbefangenheit verlieren, den Laut forcieren, in der Meinung, deutlicher reden zu müssen, und dadurch seine Quantität und Qualität fälschen. In einem solchen Falle ist weiteres Insistieren nutzlos; man geht zu anderen Fragen über, um dann ganz unerwartet auf das noch unerledigte Wort im Satzzusammenhange zurückzukommen, worauf man es in völlig unbefangener Artikulation wieder hören wird.

Am besten thut man, zur Erledigung dieser technischen Seite, mit dem Studierenden eine vorläufige praktische Übung mit irgend einem Gewährsmanne vorzunehmen.

Hätte man es bei dieser Arbeit nur auf den oben besprochenen 1. Punkt, auf phonetische Unterweisung, abgesehen, so könnte man sich auf das Abhören und die genaue Transskription der in einer solchen ersten Liste enthaltenen Wörter beschränken. Wird aber auch sprachliche Belehrung bezweckt, so genügt dies offenbar nicht. In diesem Falle hat sich ein auf das Notwendigste beschränktes morphologisches Fragenschema anzuschließen, welches die unentbehrliche Ergänzung der vorangehenden wesentlich phonologischen Liste ist. Nur derjenige kann Anspruch darauf erheben, die Lautlehre einer Sprache zu kennen, der auch die Formenlehre kennt. Erst in der Formenlehre erscheinen manche lautgesetzliche und analogische Entwicklungen in schärferer Umgrenzung: Die lautgeschichtliche Beweiskraft einer Verbalform z. B. kann ich erst innerhalb des ganzen Habitus der Konjugation beurteilen. Deshalb sind Arbeiten, welche bloß die Lautlehre eines Denkmals oder einer Mundart behandeln, mir immer als unzuverlässig oder wenigstens unvollständig erschienen.

An die Spitze des morphologischen Teils stellt man am besten die beiden Hilfsverba. Wenigstens das Präsens derselben ist mit dem konjunktiven Pronomen und zwar auch in fragender und negativer Form genau durchzunehmen. Nun beginnt hier schon die Schwierigkeit sich bemerkbar zu machen, daß der im französischen Schulunterrichte aufgewachsene Gewährsmann zwar vortrefflich französisch konjugieren kann, daß ihm aber die mundartliche Konjugation, in welcher er nie geübt, nach der er nie gefragt worden ist, theoretisch nicht geläufig ist. Diese Schwierigkeit wird immer fühlbarer, je weiter man in der Konjugation vorrückt und es tritt die Notwendigkeit ein, hier zum Satzganzen zu greifen, in welchem sich die gewünschten Verbalformen von selbst einstellen. Um z. B. den Konjunktiv zu erhalten, mag man Sätze mit *il faut que* bilden u. s. w. Dann folgte eine Reihe von 60—80 Verben, starken und schwachen, welche geeignet sind, die wichtigsten Erscheinungen der Konjugation zu belegen, wie z. B. den stamhaften Wechsel, die Einwirkungen eines 'j' auf ein folgendes á, und der Schüler wird angewiesen, überhaupt nie eine endungsbetonte Verbalformen zu fragen, ohne auch gleich sich nach der stammbetonten oder umgekehrt zu erkundigen.

Daran schließen sich die Pronomina samt Artikel. Sie alle sind im Wortzusammenhange und in mannichfache Kombinationen zu setzen, z. B. art. + adj. + subst. neben art. + subst. + adj.; beide im Singular und im Plural mit vokalisch und mit konsonantisch anlautenden Nominibus. Den Schluß mag eine zusammenhängende Transskription der Parabel vom verlorenen Sohn bilden.

Die beiden Listen abzufragen, ist für den Anfänger eine volle Tagesarbeit. Wenn er nun zu Hause eine Zusammenstellung der Resultate versucht, so wird die Erkenntnis, daß eine Nachprüfung nötig ist, nicht lange auf sich warten lassen. Diese wird am besten an einem andern Gewährsmanne, diesmal einem älteren, vorgenommen. Dabei

werden allerlei Abweichungen zutage treten, von deren Realität man sich durch Beziehung des früheren Gewährsmannes erst zu überzeugen hat.

Ist auf diese Weise ein sicheres Material bereit, so beginnt die Zusammenstellung zunächst der Thatsachen der Lautlehre, wobei die lateinischen Laute wie üblich als Basis genommen werden. Die nähere Gliederung des Stoffes habe ich, der Übung wegen, den Schülern überlassen, welche die Aufgabe hatten, das Material beider Listen der phonologischen wie der morphologischen für diese Lautlehre auszunutzen, also z. B. auch die Verbalformen nun heranzuziehen und nach lautgesetzlicher und analogischer Entwicklung zu klassifizieren. Dabei war Konstatierung der Thatsachen die Hauptsache. Lautgeschichtliche Erklärungsversuche wurden nicht verlangt, boten sich aber häufig genug leicht dar. Gewöhnlich blieb es von Seiten der Schüler bei dieser Darstellung der Lautlehre, die schon ein erkleckliches Stück Arbeit ist und insofern genügen kann, als sie auf einer Verwertung auch der morphologischen Liste beruht.

Dann folgt die Besprechung der Arbeit mit dem Einzelnen und gemeinsam im Seminar und dabei ergeben sich die mannichfachsten und lehrreichsten Diskussions-themata, an deren Erörterungen jeder auf Grund der Untersuchungen des ihm zugewiesenen Patois teilnimmt, wobei eine vergleichende Betrachtung sich von selbst einstellt.

Wenn auch der Unterrichtszweck bei diesen Untersuchungen das Maßgebende ist, so ist damit nicht gesagt, daß nicht auch die Wissenschaft direkt von denselben einigen Nutzen ziehen kann. Eine systematische Veröffentlichung des von den Schülern gesammelten und gesichteten und vom Lehrer kontrollierten Beobachtungsmaterials als *Acta Seminarii cuiusdam* würde gewiß willkommen sein. Doch verbraucht sich so natürlich das Unterrichtsmaterial rascher und es liegt die Gefahr nicht fern, daß durch die Einheitlichkeit, deren solche Publikationen, um recht nützlich zu sein, bedürfen, ein den Unterricht beeinträchtigender Schematismus sich einstellt.

Ich bin mit meinen Ausführungen über die Untersuchung lebender Mundarten im Dienste des akademischen Unterrichts zu Ende. Es ist mir nicht bewußt, daß sonst der Versuch gemacht worden ist, solche Untersuchungen systematisch als Unterrichtsmittel zu verwenden. Was Jules Gilliéron an der *École des Hautes Études* in Paris in seinen *Conférences* über die Patois gallo-romans thut, ist etwas völlig anderes. Für ihn ist die Beschäftigung mit dem Patois Selbstzweck; seine äußerst interessanten und lehrreichen Kollegien sind diejenigen eines Spezialisten und stehen ganz im Dienste der wissenschaftlichen Erforschung der lebenden französischen Mundarten. Bei dem Vorschlage, den ich Ihnen hier zu machen mir erlaubte, stehen andere Interessen im Vordergrunde.

Ob sie dies mit Recht thun und ob sie wirklich bei dem ganzen Plane gewahrt geblieben sind, darüber, bitte ich Sie, mir Ihr Urteil nicht vorenthalten zu wollen.

In der Diskussion anerkennt Prof. Dr. Soldan-Basel die Bedeutsamkeit der vom Vortragenden gemachten Anregungen und den hohen Wert der durch denselben im Berner romanischen Seminar ausgeführten Übungen; diese können aber nur dann in der angegebenen Weise vorgenommen werden, wenn die Lage der Universitätsstadt, wie diejenige Berns, eine günstige ist, im andern Falle scheitert die Durchführung der Methode an allzuweiter Entfernung von einem passenden Forschungsgebiete.

Hierauf spricht Prof. Dr. Bächtold-Zürich über den 'Ring' des Schweizers Heinrich Wittenweiler, ein groteskes Gedicht aus der Verfallzeit der mittelhochdeutschen

Dichtung. Dasselbe ist um 1450 entstanden, inhaltlich höchst merkwürdig, eine Art Nibelungen-Not ins Bäurische übersetzt. Die Quelle dazu ist ein älteres schwäbisches Gedicht des 14. Jahrhunderts. Ähnliche Situationen bieten auch Volkslieder der Zeit. Näheres über das Gedicht findet sich in des Vortragenden 'Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz', 3. Heft, das demnächst zur Ausgabe gelangt.

Der Vorsitzende teilt mit, daß Dr. Crüger-Straßburg sich bereit erklärt habe, seinen ursprünglich für die allgemeine Sitzung bestimmten Vortrag über 'Das Straßburger Theater von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege' in der Sektion zu halten. Diese beschließt, den Vortrag in einer vierten Sitzung, die auf Samstag Morgen festgesetzt wird, anzuhören.

---

#### Vierte Sitzung.

Samstag den 1. Oktober, Vormittags 9 Uhr.

Dr. Crüger trägt vor über das

#### **Straßburger Theater von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege.**

Der Vortragende, welcher an einer Geschichte des deutschen Theaters im Elsaß arbeitet, geht aus von dem Gedanken, daß, wie die Reformationszeit eine bis in die Tiefen gehende Umgestaltung des geistigen Lebens der Deutschen überhaupt bedeute, so nicht minder auch auf dem Gebiete des Bühnendramas. Dadurch, daß das deutsche Drama nacheinander bei Römern und Griechen, Italiern und Engländern in die Schule ging, ist es ein ganz anderes geworden: seine Handlung verlor die epische Breite und wurde energischer und vielgestaltiger, das rein Menschliche kam mehr zur Geltung, die Schilderung des Seelenlebens wurde vertieft. Freilich ist nicht überall das Moderne zum Durchbruch gekommen, uraltes Vätergut lief neben neu erworbenem oder neu geschaffenem unbeanstandet einher.

Dann macht sich der Vortragende sogleich an sein engeres Thema. Er erinnert kurz an den Schwerttanz, der altheidnischen Ursprungs und wenigstens in seiner späteren Gestalt mit manchen Szenen dramatischer Art geschmückt ist. Er findet ihn für Straßburg zwischen 1494 und 1591 nicht selten belegt. Er erinnert ferner an das Schifferstechen, ein gegenseitiges Herabstoßen zweier Männer von erhöhten Stellen zweier einander entgegenfahrender Nachen, welches seinen Ursprung der Blütezeit mittelalterlichen Zunftwesens verdankt und wie in einigen anderen deutschen Städten so auch in Straßburg bis heute noch nicht ausgestorben ist. In Verbindung damit kamen und kommen Szenen von ganz urwüchsiger und drastischer Komik vor, die sich auf einem Floß im Wasser abspielen und gewöhnlich damit endigen, daß die Spielenden sich ins Wasser werfen oder geworfen werden.

Das nennt er Versteinerungen von alter Zeit her und kommt nun zum Straßburger Fastnachtspiel, das wenigstens in der Form, über welche die Urkunden Nachricht geben, schon den Einfluß der neuen Zeit bekundet. Es war ein Privilegium der Schreiner und führte darum den Namen Schreinerspiel, war durch mannigfache Vorkehrungen in seiner Ausgelassenheit eingeschränkt und erforderte mitunter einen sehr großen Aufwand.



Von seiner Handlung ist uns leider nicht mehr berichtet, als daß einmal die drei allegorischen Figuren der Caritas, der Justitia und der Hoffart darin vorkamen. Den Schluss des Schreinerspiels bildete regelmäßig ein Feuerwerk, welches über der Breusch abgebrannt wurde.

Es folgt das biblische Volksdrama, das wie in anderen protestantischen Städten so auch in Straßburg eifrig gespielt wurde. Der Vortragende spricht seine Verwunderung aus darüber, daß, während aller Orten geistliche Dramendichter in Hülle und Fülle auftauchen, Straßburg eines solchen entbehrt. Freilich weist er darauf hin, daß viele Dramatiker der damaligen Zeit nach unseren Begriffen nur Abschreiber sind, und daß bei den vielen in Straßburg gedruckten derartigen Stücken gewöhnlich mit seltner Ehrlichkeit der Name des ursprünglichen Verfassers auf dem Titelblatte genannt werde. Trotzdem ist der Grund einer so seltsamen Erscheinung gewiß noch anders wo zu suchen. Für den Zeitraum von 50 Jahren, etwa von 1539 an gerechnet, kennt Crüger 13 erste Aufführungen geistlicher Stücke, welche Elsässer (Jörg Wikram, Diebold Gart) und mehr noch Schweizer (Jakob Ruof, Jakob Funkelin u. s. w.) zu Verfassern haben. Er nennt die Orte, innerhalb deren eine Anzahl von Stücken gleichmäßig aufgeführt wurde, einen Spielkreis und stellt fest, daß Straßburg dem schweizerisch-oberelsässischen Spielkreise angehörte. An der Judit Sixtus Bircks, die 1564 in Straßburg über die Bretter des Holzgerüstes auf dem Kornmarkte ging, erläutert er für die Herren, die nicht ganz in diesen Studien zu Hause sind, die Art des geistlichen Volksschauspiels. — Solche Stücke führten zumeist Meister und Gesellen einer Zunft, am häufigsten der Kürschner auf, oder eine freie Vereinigung von Bürgern und Bürgerssöhnen. Nachdem die Spielerlaubnis von der Stadtoberkeit eingeholt war, ward auf dem Korn- oder Roßmarkte ein Gerüst aufgeschlagen, und nun spielte vor der herumstehenden oder aus den Fenstern zuschauenden Menge die Gesellschaft ohne Eintrittsgeld auf eigene Kosten, gewöhnlich nachher durch ein Geldgeschenk des Rats unterstützt. Nicht selten aber ließen vornehme Herren sie nachträglich in ihr Haus oder ihren Hof kommen und sich etwas vorspielen, dann wurden sie bezahlt. Ein bestimmtes Eintrittsgeld ist erst am Ende des 16. Jahrhunderts die stehende Gewohnheit geworden.

Das hängt zusammen mit dem Auftreten fahrender Truppen seit 1570. Der Vortragende betont, daß man es hier mit einer deutschen Entwicklung zu thun habe und bestreitet die Annahme, daß erst im Gefolge der Engländer sich deutsche fahrende Truppen gezeigt. Es sei allgemein bekannt, welche Veränderungen in dem Zunftwesen der Handwerker zu damaliger Zeit eingetreten und wie dadurch die sozialen Verhältnisse umgestaltet worden. Die brotlosen Handwerker zogen von Stadt zu Stadt herum und spielten die geistlichen Stücke, die sie in ihrer Heimatstadt zu spielen gewohnt waren. Aus den Straßburgischen Urkunden liegen diese Verhältnisse unbestreitbar klar vor. Nun kommen etwa gleichzeitig italienische Einflüsse hinzu: Die Commedia dell'arte, die damals bei ihrer Wanderung nach Frankreich für das französische Lustspiel so wichtig geworden, drang über Bayern her auch nach Deutschland und ist in ihrer Wirkung so gut wie noch ganz unberücksichtigt geblieben. Nur Trautmann im ersten Bande des Münchner Jahrbuchs hat darüber gehandelt.

Das Erscheinen der herumziehenden italienischen wie deutschen Truppen in Straßburg knüpft sich an die beiden großen Messen, die hier abgehalten wurden, die vierzehn-

tägige Johannis- und die achttägige Weihnachtsmesse, für welche der Vortragende einen außerordentlich starken Fremdenverkehr aufweist. Diesem zulieb nahm es der Rat mit der Sittlichkeitsprüfung der Stücke und mit der Spielerlaubnis nicht so genau, und so sei damals jene laxe Moral des Theaters, ja schon jene unverhüllte Unsittlichkeit eingerissen, die leider Gottes bis heute geblieben sei. Daher schon damals jenes Eifern der Pfarrer gegen das gottlose Treiben der Komödianten, zu dem man nun nachträglich die autoritativen Belegstellen in den Äußerungen der Kirchenväter gesucht und gefunden habe.

Das Emporkommen der fahrenden Truppen bedeutete wie überall so auch in Straßburg den Tod des geistlichen Volksschauspiels. Zwar versuchten seit 1598 die Straßburger Meistersinger das geistliche Spiel zu erhalten, aber auch sie griffen bald zu allerdings anständigeren und meist lehrhaften Lustspielen weltlichen Inhalts, wie sie besonders Wolfhart Spangenberg dichtete. Ein rechtes Leben hat das Meistersingertheater nie gehabt, nur in größeren Zwischenräumen fanden die Vorstellungen statt, und was außer dem genannten Dichter geleistet wurde, war poetisch wertlos.

Inzwischen aber waren in Straßburg die vornehmsten der fahrenden Truppen erschienen, die englischen Komödianten, die einen dreimal höheren Eintrittspreis als die gewöhnlichen Truppen fordern durften und oft schon auf Zunftstuben spielten. 1614 war John Spencer da, der seine Instrumentalmusik zur Verstärkung der Orgeln in den protestantischen Kirchen spielen liefs, eine in der Musikgeschichte Straßburgs gewiß bemerkenswerte Thatsache. Bis mitten in den dreißigjährigen Krieg hinein kamen immer neue englische Gesellschaften.

Dem Vortragenden blieb nur wenig Zeit, über die allerdings zu großem Teil schon bekannte Straßburger Schulkomödie sich auszulassen. Er weicht von den bisherigen Ansichten insofern ab, als er den Anfang dieser Komödie nicht in das Gründungsjahr des Straßburger Gymnasiums 1538 (oder 1539) setzt, sondern erst in das Ende der fünfziger Jahre. Der Lazarus redivivus von 1539 sei eine vereinzelte Aufführung gewesen. Dann schildert er in großen Zügen die Absichten Johannes Sturms, die ihn zur Einführung der Komödien des Plautus und Terenz bestimmten und setzt auseinander, wie bald diese ursprünglich pädagogischen Zwecke anderen Rücksichten haben weichen müssen. Bald waren diese abgeschlossensten aller Vorstellungen die öffentlichsten, da in der Johannismesse den Fremden zulieb in ausländischer unverstandener Sprache und darum mit gesteigertem szenischen Apparate gespielt wurde. Da seien auch andere Dramen mit hereingekommen, griechische, humanistische. Gerade dieses Hinaustreten in die Öffentlichkeit, so tadelnswert es vom Standpunkte der Schule aus beurteilt sei, habe jene eigenartige Blüte des Straßburger akademischen Theaters hervorgebracht, die in ganz Deutschland ihresgleichen suche. Von den Dichtern der Schulkomödie waren nicht wenige Lehrer am Gymnasium und dichteten unter genauer Berechnung des theatralischen Vermögens der ihnen zu Gebote stehenden Schülerkräfte. Crüger nennt nur einen aus ihrer Zahl, allerdings den bedeutendsten, den Pommer Caspar Brüllo, den man mit Recht das größte dramatische Genie der Deutschen vor Lessing genannt habe. Seine Chariclia habe in der Handlung Ähnlichkeit mit Wielands Oberon. Ein Liebespaar muß Fährlichkeit über Fährlichkeit bestehen und geht der endlichen Erfüllung seiner Wünsche erst entgegen, wenn es treu und rein erfunden worden ist. So sehr uns das Drama fesselt, so empfinden wir keinen Augenblick, auf welcher Stufe der auf- oder absteigenden Handlung wir an-

gelangt sind. Ein rings wild aufgeregtes Meer von Handlung umbraust uns und entzieht uns ganz den freien Ausblick. Aber im einzelnen sind außerordentliche Schönheiten da. 'Wie trefflich gelangen die Leidenschaften zum Ausdruck, welch schöne Monologe, welch herrliche Stichomythien. Noch einige Jahrzehnte, das fühlen wir, und wir haben in Deutschland ein Drama ersten Ranges!

Der große Krieg hat es nicht dazu kommen lassen. Aber alles war auf dem besten Wege dazu. Eine nicht geringe Anzahl gelehrter Übersetzer bemühten sich um die Wette, die Brülowschen Stücke auch weiterhin zugänglich zu machen. Diese Stücke, von fahrenden Komödianten aufgeführt, hätten außerordentliche Wirkungen hervorgebracht.

Wer will mit dem Schicksal hadern, daß es anders kam? Eine mächtige Säule in der Mitte gebrochen, so lag in den drangsalvollen dreißig Jahren das deutsche Theater darnieder. Als man den Torso wieder suchte, waren Gras und Ranken so dicht darüber gewachsen, daß er noch für lange den Augen verborgen blieb. So hat man im 18. Jahrhundert leider nicht an altes anknüpfen können, so hat mit doppeltem Kraftaufwande eine vollständig neue Entwicklung angebahnt werden müssen.'

Der Vortrag führt zu keiner Diskussion.

Der Vorsitzende erklärt hierauf, da die Verhandlungsgegenstände nunmehr erschöpft sind, die Sitzung und damit die diesjährige Versammlung der deutsch-romanischen Sektion geschlossen mit dem Ausdrucke lebhaften Dankes an die Mitglieder für ihre ausdauernde Teilnahme an den Verhandlungen. Noch erhebt sich Prof. Dr. Hewett-New-York und dankt dem Vorsitzenden für seine vielfachen Bemühungen um die Leitung der Sitzungen.

---

#### IV. Archäologische Sektion.

##### Verzeichnis der Mitglieder.

- |   |   |
|---|---|
| 1. Arbenz, Gymnasialprofessor. St. Gallen.            | 13. Meisterhans, Dr., Gymnasialprofessor. Solothurn.        |
| 2. Baier, Dr., Gymnasiallehrer. Breslau.              | 14. Meyer v. Knonau, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.    |
| 3. Blümner, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.       | 15. Michaelis, Dr., Universitätsprofessor. Straßburg.       |
| 4. Crusius, Dr., Universitätsprofessor. Tübingen.     | 16. Riese, Dr., Gymnasialprofessor. Frankfurt a. M.         |
| 5. v. Duhn, Dr., Universitätsprofessor. Heidelberg.   | 17. Schmidt, B., Dr., Universitätsprofessor. Freiburg i. B. |
| 6. Dübli, Dr., Gymnasialprofessor. Bern.              | 18. Sittl, Dr. München.                                     |
| 7. Finsler, Dr., Gymnasialrektor. Bern.               | 19. Thomann, Gymnasialprofessor. Zürich.                    |
| 8. Herzog, Dr. Freiburg i. B.                         | 20. Thuli, Gymnasialprofessor. St. Gallen.                  |
| 9. Hitzig, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.        | 21. Weizsäcker, Dr., Gymnasialrektor. Calw.                 |
| 10. Ihne, Dr., Universitätsprofessor. Heidelberg.     | 22. Wissowa, Dr., Universitätsprofessor. Marburg.           |
| 11. v. Jan, Dr., Gymnasialoberlehrer. Straßburg i. E. |   |
| 12. Kurz, Dr., Gymnasialprofessor. Burgdorf.          |   |

---

##### Erste (konstituierende) Sitzung

Mittwoch den 28. September 1887, 12 Uhr.

Als Vorsitzender wird gewählt: Prof. Dr. Blümner-Zürich; als Schriftführer: stud. phil. Ott-Zürich.

---

##### Zweite Sitzung

Donnerstag den 29. September 1887, Vormittag 8 Uhr.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung und macht zunächst die Anregung, da des schlechten Wetters wegen voraussichtlich die geplante Ufenaufahrt, ausfallen würde, am Nachmittag eine Extrasitzung anzusetzen, um gemeinsam mit der philologischen Sektion den Vortrag von Herrn Rektor Dr. Weizsäcker anzuhören. Es wird jedoch beschlossen, diesen Vortrag auf den folgenden Tag zu verschieben und nachmittags 3 Uhr die archäologische Sammlung im eidgenössischen Polytechnikum, eventuell nachher noch die Sammlung der antiquarischen Gesellschaft zu besuchen.

Vortrag des Prof. Dr. F. v. Duhn-Heidelberg:

**Augenblickliche Wege, Ziele und Faktoren der archäologischen  
Durchforschung Italiens.<sup>1)</sup>**

Am 30. Januar dieses Jahres ist mit Wilhelm Henzen ein Mann zu Grabe getragen, den wir junge Deutsche als 'Vater Henzen' verehrten, dem von einem italienischen Freunde am Grabe dankbar nachgerufen wurde, seine eigene Losung sei thatsächlich gewesen, das von ihm auf den Grabstein seiner Gattin gesetzte Wort Augustins: 'In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas'; als Henzens Testament wurden diese Worte in ernst mahnendem Sinne von demselben Freunde bezeichnet. Wolfgang Helbig hat in eben diesem Jahre aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied erbeten und erhalten. Neue Männer treten gerade in diesen Tagen an die Spitze unseres römischen Institutes. Schon allein eine so tiefgreifende gleichzeitige Personalveränderung in der Leitung einer Anstalt legt die Vorstellung nahe, als befände man sich an einem Abschnitt in dem Leben jener Anstalt, als schliesse etwas Altes ab, und beginne etwas Neues, etwas Altes vielfach liebgewordenes, das man kennt und dankbar anerkennt, etwas Neues, dessen Zukunft noch dunkel ist, von dem man nur wünschen möchte, daß es gleich erspriesslichen Fortgang habe. Zum Stillstand und Rückblick ist noch besondere Veranlassung dadurch geboten, daß vor wenig Wochen der letzte Band der *Annali dell' Istituto di corrispondenza archeologica* ausgegeben ist, daß die letzte Lieferung der *Monumenti inediti* mit Tafel XXXV des zwölften Bandes ihren Abschluß gefunden hat. *Annali* und *Monumenti* sind nach Berlin verlegt und erscheinen seit vorigem Jahre, künstlerisch anspruchsvoller ausgestattet, mit deutschem Text also thatsächlich unter Ausschluss der bisherigen italienischen Mitarbeiter, als Publikationen des seit 1874 kaiserlich deutschen archäologischen Institutes; die Mutteranstalt in Rom muß sich in Zukunft begnügen mit einem von verhältnismässig wenig Tafeln begleiteten *Bullettino* nach Art der athenischen Mitteilungen. Bei aller Anerkennung desjenigen, was von den vorgenommenen Änderungen zeitgemäss und richtig sein mag, wird dennoch diesen letzten Annaliband nicht ohne eine ernste Stimmung in die Hand nehmen, wer in den früheren Verhältnissen aufgewachsen ist, wer z. B. aus italienischem Munde im entlegenen Norden der Halbinsel eine förmliche Vorfreude hat aussprechen hören auf den Annaliband und seine Monumententafeln, welche alljährlich einmal dem Lokalforscher einen freieren Ausblick auch in die wissenschaftlichen Fernen vermittelten. Wir haben in unsern Institutsschriften thatsächlich mit Zinsen wiedergezahlt, was die italienische Liebenswürdigkeit uns gestattete, ihrem Boden, ihren Sammlungen, ihren Mitteilungen zu entnehmen; der lebendige Austausch von Lernen und Wissen überbrückte die nationalen Verschiedenheiten und erwies sich beiden gleichermaßen förderlich.

---

1) Dieser Vortrag ist mittlerweile, mit freundlichst erteilter Einwilligung der Verlagshandlung, in italienischer Form unter dem Titel: 'L'archeologia in Italia e l'Istituto archeologico germanico di Roma' im Dezember 1887 in der *Nuova Antologia* erschienen. Im Interesse der Sache hält es der Verfasser für angezeigt auch hier hervorzuheben, daß unter den ausserordentlich zahlreichen Zuschriften sowohl ihm persönlich bekannter wie unbekannter Italiener, die ihm daraufhin zugehingen, keine war, die sich nicht freudig zustimmend geäußert hätte.

Wir Deutsche stehen in diesem Augenblick in unserm Verhältnis zur archäologischen Forschung in Italien an einem Abschnitt, der, so darf man vertrauen, vor der Hand wohl noch kein Schnitt werden wird. Taktvolles Hand in Hand gehen, wo es not ist, und Abgrenzen der beiderseitigen Interessenkreise ist ja schon länger von unserer Seite mit Erfolg geübt worden: es wird wesentlich von uns selbst abhängen, der deutschen Wissenschaft auch fernerhin ihre freie Bewegung auf den Wegen der Forschung in Italien zu sichern. Welche waren diese Wege bisher, welche werden es sein?

Obenan steht die Erforschung des Landes selbst. Das neue Königreich erfasste sofort als nächste Notwendigkeit die genaue kartographische Aufnahme, welche bekanntlich eine Musterleistung des italienischen Generalstabes darstellt. Die schönen Blätter, namentlich die vom Jahre 1883 an zur Herstellung gelangten Heliogravuren 1:100 000 mit Curvenzeichnung und Höhenschraffierung geben ein ungemein klares und genaues Bild des Landes. Man begann mit den südlichen Provinzen, für welche nur alte zwar hübsch gezeichnete aber im Maßstab bei weitem nicht ausreichende neapolitanische Karten vorlagen; zwei Drittel der Halbinsel sind jetzt fertig gestellt; für das letzte Drittel müssen vor der Hand noch die österreichischen Aufnahmen genügen. Und wie die Oberflächengestaltung des Landes durch die Offiziere, so wird seine Struktur seit Jahren durch das R. Corpo delle Miniere eifrig durchforscht, so sorgt ein wohlorganisiertes Netz meteorologischer Stationen für statistische Feststellung der klimatologischen Verhältnisse, während das dringende Bedürfnis der Gegenwart in einzelnen Städten und Gegenden, so insbesondere für Rom und die Campagna, eine ganze Fülle vielfach auch für unsere Zwecke wichtiger Speziallitteratur ins Leben gerufen hat. Auch wer diesen Studien ferner stehen sollte, kann jetzt mühelos aus Nissens italischer Landeskunde einen bis zum Jahre 1883 geführten sorgfältigen Überblick über den Stand unseres damaligen Wissens gewinnen, soweit dasselbe für eine Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung des Landes erforderlich ist.

‘Land und Leute’ betitelt Nissen den ersten Band seines eben genannten Werkes. Naturbeschaffenheit des Landes und die Beschaffenheit seiner Bewohner sind die beiden Grundfaktoren, deren geeignetes oder ungeeignetes Verhältnis zu einander die Gestaltung der Geschichte eines Landes zunächst bedingt. In Italien ist das gegenseitige Verhältnis ein besonders glückliches gewesen, und ist es noch. Wer die Leute sind, wer sie waren, zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Gegenden, ist eine Frage wichtig wie kaum eine andere, aber auch entsprechend schwierig. An der Möglichkeit einer definitiven Lösung zu zweifeln sehe ich keinen Grund. Ob die Anthropologie uns da viel helfen wird, bleibt freilich wohl fraglich; das Hauptwort werden hier neben der z. T. vorzüglichen antiken Tradition die Archäologie, und trotz aller etruskischen, euganeischen und messapischen Rätsel, die Sprachwissenschaft zu führen haben. Die politische Zersplitterung des Landes liefs vor dem Jahre 1860 nach dieser Richtung gehende lokale Forschungen nicht aufkommen, Forschungen, die nur durch ein starkes von nationalem Geiste getragenes Bewußtsein von der Notwendigkeit gemeinsamen Handanlegens gefördert werden können. Je kläglicher die Gegenwart um so größer erschien die antike Vergangenheit: kein Wunder, daß es seit den Zeiten der Renaissance nur die Denkmäler römischer Größe und griechisch-römischen, seit vorigem Jahrhundert auch etruskischen Kunstsinnes waren, denen sich das Interesse der Gebildeten innerhalb und außerhalb des

Landes zugewendet hielt, daß für historische Forschung doch eigentlich nur das auf Pergament oder Papier, auf Stein oder Metall geschriebene Wort Quellenwert zu haben schien. Italische Geschichte konnte man sich nur in der Form römischer Geschichte denken, zu der, was wir sonst von der Halbinsel wissen können, nur einleitenden Wert habe.

Eins der ersten Kapitel einer italischen Geschichte wurde vor nunmehr acht Jahren von Helbig geschrieben in seinem rühmlich bekannten Buche: 'Die Italiker in der Poebene', ein Buch, welches ausgeht von der Voraussetzung, daß die Italiker bei ihrem Einrücken in die Halbinsel in der Poebene einen ersten längeren Halt gemacht und dort in den Pfahlbauniederlassungen, den sogenannten Terremare, die Spuren einer langjährigen Kultur hinterlassen hätten. Helbig's Buch faßte die Arbeiten zusammen, welche gewissenhafte italienische Forscher, Gastaldi, Chierici, Strobel, Pigorini u. a. seit 1861 diesen Niederlassungen gewidmet haben. Jene italienischen Arbeiten brachen den Bann, der bis zum Tage der politischen Neugestaltung Italiens auf allem Nichtklassischen lag; für eine wahrhaft historische Auffassung der Kulturentwicklung der Halbinsel war damit die Bahn geöffnet. Hatte man sich bis in die sechziger Jahre hinein gewöhnt, jedes in Italien befindliche Kunstprodukt aus vorchristlicher Zeit zu beurteilen nach seinem Verhältnis zur Kunst Griechenlands, es für wichtiger oder unwichtiger zu halten, je nach der geringeren oder größeren Entfernung, in welcher es stand zum griechischen Vorbild, es am höchsten zu schätzen, wenn es zweifellos griechisch war, so begann jetzt auch auf dem Gebiet der Archäologie eine langsame Rückwärtsbewegung. Die Philologie war freilich auch von dieser unhistorischen Strömung erfaßt worden, aber niemals so ganz weggerissen; mochte auch bei Beurteilung nationaler Litteraturdenkmäler mitunter die griechische Elle mehr als billig angelegt werden, so sorgten doch die Juristen, die Inschriften- und Sprachforscher dafür, daß wenigstens für Rom die Bedeutung des nationalen Elements nicht verkannt wurde.

Die Forschung, welche bei den Terremare einsetzte, hat im Laufe der letzten 25 Jahre zeitlich weithin vor- und rückwärts gegriffen, örtlich die ganze Halbinsel sowie die zugehörigen Inseln erfaßt und die nördlichen und nordöstlich anstossenden Landschaften mit in ihren Interessenkreis gezogen. Während die Untersuchung wichtigerer Örtlichkeiten der hellen geschichtlichen, der sogenannten klassischen Zeiten meistens in der Nähe jetziger größerer Kulturcentren stattfinden wird und es ein leichtes ist oder doch sein sollte, dieselbe durch wissenschaftlich gebildete Männer rechtzeitig vornehmen zu lassen, kann und konnte die Beobachtung menschlicher Wohnstätten und Gräber aus der Wanderzeit oder doch aus der Periode, welche der Entstehung der späteren Centren voraufliegt, in vielen Fällen nur stattfinden durch Leute, deren Blick erst durch die eigene praktische Erfahrung auf diesem Arbeitsgebiet geschult werden muß; selbst die führenden Männer mußten manches Lehrgeld zahlen und für ihre junge Disziplin sich erst die Methode schaffen. Und meisterhaft haben sie das verstanden! Wer die Arbeiten aus den sechziger Jahren, wo z. B. namhafte Forscher die Terremare noch für Stätten der Totenverbrennung hielten, vergleicht mit den heutigen, wird sich des großen Unterschiedes voll bewußt werden. Es ist namentlich die 1875 durch Chierici, Pigorini und Strobel erfolgte Begründung des *Bullettino di paleontologia Italiana* gewesen, welches segensreich wirkte, indem es die Einzelbestrebungen centralisierte und in musterhaften Verarbeitungen gewonnener Resultate zeigte, worauf es bei deren Gewinnung, d. h. bei der Beobachtung

ankam. Eine feste Terminologie wurde geschaffen, leicht verständlich für denjenigen, der mit diesen Dingen zu thun hat, eine Terminologie, die vielfach schon ihren Zug durch Europa gemacht hat. Sind erst die von Pigorini sehnlichst erstrebten einfachen Atlanten zur Wirklichkeit geworden, welche jeden Terminus in entsprechendem Bilde darstellen, so wird die Gleichförmigkeit und damit die Gleichwertigkeit und Gleichverständlichkeit eines jeden Ausgrabungsberichtes sichergestellt. Neben dem Centralorgan des *Bullettino* her, welches über alles Bericht erstattet, gehen Spezialorgane der einzelnen Landschaften und die betreffenden Artikel in den seit 1876 in den *Atti dell' accademia de' Lincei* in Rom erscheinenden offiziellen Ausgrabungsberichten: auch einzelne dieser Berichte sind ganze Monographien über die betreffenden Örtlichkeiten geworden, von reichem Tafelmaterial begleitet: so Arbeiten von Pigorini, Ghirardini, Guardabassi, Pasqui, Milani, Prodocimi, Soranzo, Mariotti u. a. Je unscheinbarer die Hervorbringungen menschlicher Hand selbst sind, um die es sich handelt bei Gewinnung dieser Zeugnisse alter Wohn- und Lebensweise der Bewohner Italiens, je wichtiger vielfach zu ihrer richtigen Erkenntnis und Verwertung die begleitenden Umstände sind, unter denen die Funde gemacht werden, je sorgsamer dieselben aufgenommen sein müssen, wo es sich bei Schichtengrabung um die Notwendigkeit handelt, höhere Kulturschichten wegzuräumen, um an tiefere zu gelangen, um so schärfer werden natürlich die Beobachter zur Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit erzogen. Hier ging allen als Muster voran der im vorigen Jahre seinem wissenschaftlichen Pflichtgefühl zum Opfer gefallene Gaetano Chierici: hätte Chierici selbst oder einer der von ihm herangebildeten Beobachter in Mykene und Troia die Aufsicht geführt, so würde zweifelsohne die Wissenschaft um manches sichere Beobachtungsergebnis reicher sein! Nichts sieht so leicht aus, als richtig beobachten, was man aus der Erde kommen sieht und nichts ist thatsächlich so schwer und will so sehr nicht bloß durch Übung, sondern auch durch äußere Anleitung gelernt sein. In dem gleichen Sinne, in welchem er beobachtete, war es auch Chierici vergönnt, das nunmehr nach ihm benannte Museum in Reggio-Emilia einzurichten, in Bezug auf wissenschaftliche Planmäßigkeit der Anordnung und Gewissenhaftigkeit im Festhalten der Fundthatsachen eine den Museen von Kopenhagen und Stockholm wohl vergleichbare Musteranstalt, der sich übrigens andere Lokalmuseen, so z. B. diejenigen von Este, Bologna, Florenz und jetzt natürlich auch das von Pigorini geleitete Centralmuseum, das Museo preistorico in Rom, würdig zur Seite stellen. Will man sich die früheren Zustände vor Augen führen, so braucht man nur ins Museo Gregoriano in Rom, oder in das Museo nazionale in Neapel zu gehen, wo vielfach die heterogensten Dinge zusammengestellt sind oder wenigstens bis vor kurzem waren, wo altitalischen Bronzen Pompeii als Provenienzort gegeben ist, Unteritalisches und Etruskisches bunt zusammengemengt erscheint, primitives Thongeschirr der sogenannten prähistorischen Zeit sich mit Lokalvasen des dritten Jahrhunderts friedlich verträgt u. dgl. m. Daß die Museen nicht bloß dem Luxus und der Kunstfreude zu dienen haben, sondern auch historische Archive und Arbeitsanstalten sind oder sein sollten, das haben in Italien klarer und energischer als je andere vor ihnen Chierici und die Seinen erkannt und zur Wirklichkeit gemacht.

Noch lange Zeit wird vergehen, bis die von Helbig in seinen Italikern mutig gegebenen Grundzüge einer frühzeitigen Kulturgeschichte Oberitaliens als feststehender Gewinn der Geschichtsdarstellung werden einverleibt sein, bis zu diesem einen Kapitel



altitalischer Geschichte die übrigen in definitiver Form werden geschrieben sein. Aber großer Gewinn ist unserer geschichtlichen Erkenntnis aus den bisherigen Bestrebungen bereits erwachsen. Wir sehen die Bewohner Italiens vor uns, wie sie, in leicht unterscheidbare Gruppen geteilt, in verschiedenen auf einander folgenden Zeitaltern leben, wie eine Fertigkeit nach der andern bei ihnen auftritt, wie sie von der Höhlenwohnung zum gesonderten Hüttenbau gelangen, später in Unteritalien und Sicilien, als im Norden, gar nicht in Sardinien, wie sie von der Sonderung des Einzelnen zum Zusammenschließen in lose Siedelungen übergehen, und zwar in um so vollkommenerer Gestaltung, je weiter nach Süden, wie die Siedelungen die Form geregelt angelegter Ortschaften annehmen, wie diese Ortschaften allmählich wieder verschwinden oder in Städte sich verwandeln. Wir beobachten ihre merkwürdig verschiedenartigen Bestattungsbräuche, wie in einzelnen Gegenden der mittleren Halbinsel, so z. B. im Äquerland und in Sicilien, während der Steinzeit der Brauch herrscht, die Toten im Freien verfaulen zu lassen, später die Knochen des Skeletts rot zu färben und so zu bestatten, wie in den ligurischen Alpen der Tote mit Speise, Trank und allem Hausgerät umgeben deponiert wird, wie anderswo, in der Emilia, frühzeitig die Verbrennung eintritt, tiefe Brunnen gegraben werden, in deren Grund man die Aschengefäße setzt, worüber aufgehäuft werden die Reste des Scheiterhaufens, diejenigen des Leichenschmauses, und schließlich Opfergaben, wie bei Bologna, in der Etruria maritima, in Latium, bei Chiusi die Asche in Thongefäße von eigentümlicher Form und eigenartiger feststehender Dekoration, auch wohl in Hausurnen, geborgen wird, das Thongefäß wieder in eine Steinkiste gesetzt und mit Bronzegegenständen aller möglichen Art umgeben wird, während vielfach die Bestattung teils auf diese Periode folgt, teils auch daneben hergeht, so auf dem Stadtboden Roms unterm späteren Serviuswall z. B. in Thonwannen, unseren Totenbäumen gleichartig, während im Binnenlande, in Umbrien, Picenum u. s. w. die Bestattung der unverbrannten Leiche überhaupt von Anbeginn an vorherrschend bleibt, ebenso wie sie es war im oskischen Unteritalien, wo ionische Sitte nur eine vorübergehende und örtlich beschränkte Änderung hervorrief u. s. w. Wir entdecken wieder allerlei Spuren der Götterverehrung in z. T. sehr merkwürdigen Späteres erklärenden Formen, wir sehen aus den in Niederlassungen und Gräbern gefundenen Resten, aus welchen Faktoren das materielle Leben, Speise und Trank, die Beschäftigungen u. s. w. sich zusammensetzten; besonders aber interessiert uns, was an Geräten ursprünglich aus Stein, später, aber nur im Norden, aus Bronze allein, dann teils aus Bronze, teils aus Eisen dem Boden entnommen wird. Während die sogenannte reine Bronzezeit nur ermöglicht, Verbindungslinien nach Nordosten zu ziehen, bringt uns das große zeitliche Gebiet der sogenannten ersten Eisenzeit überall in die engste Verbindung mit der Frage, was einheimisch, was aus Griechenland oder dem semitischen Orient importiert ist, woran sich dann die weiteren Fragen schließen, wie die alpinen und zunächst nördlichen Kulturerscheinungen, welche im allgemeinen das Bild dieser ersten Eisenzeit Italiens widerspiegeln, von ihnen abgeleitet sind, wie weit z. B. die eigentümliche euganeische Kultur mit derjenigen Istriens und der österreichischen Alpenländer Tirols, Kärnthens, Krains, Steiermarks und des Salzkammergutes, wie weit etwa letztere auch von der Balkanhalbinsel aus beeinflusst ist, u. dgl. m. Unscheinbare Gerätschaften und Schmuckstücke, z. B. die Gestaltungen der Gewandnadelform — ein Corpus fibularum, längst von Pigorini u. a. ersehnt, wird demnächst von Montelius' berufener Hand erwartet, als weiterer Ausbau

seiner Spännen från bronsåldern —, die Form der Angriffswaffen, die getriebene Ornamentik der Metallgegenstände, Gefäße, Gürtelbleche, Helme, Schilde, die gravierte Dekoration der Thongefäße sind dem vergleichenden Auge sichere Wegweiser, Einheimisches bezw. Mitgebrachtes von Importiertem zu scheiden; sogar Wege und Zeiten des Importes hellen sich jetzt auf, dank den von Jahr zu Jahr, fast kann man im Augenblick sagen von Monat zu Monat sich mehrenden glänzenden Entdeckungen im Bereich der ältesten griechischen Welt. Und wie der Import dann wieder auf die einheimische Industrie wirkt, wie bald eine schöne Blüte, bald ein wuchernder Schöfsling, bald nur ein welkes Reis sich aus dem aufgepfropften Zweig entwickelt, wie diese Wirkung in den verschiedenen Gegenden so verschiedenartig sich offenbart — das alles giebt dem aufmerksamen Forscher Anlaß zu tausendfacher reizvoller Beobachtung. Und aus der Fülle der Einzelbeobachtung hervor wächst die Kombination, die sich bemüht, das Gleiche zum Gleichen zu gesellen und daraus Schlüsse zu ziehen auf ethnische Gleichheit oder Ungleichheit, auf die Beschaffenheit der einzelnen jeweiligen Kulturstadien, auf die Wege und die Intensität der Handelsbeziehungen unter einander und nach auswärts. Mit kühnem, häufig allzukühnem Fluge hat vielfach, namentlich in den ersten beiden Decennien dieser Forschungsreihe, die Kombination Klüfte zu überspringen versucht, die nicht übersprungen werden können; aber vielfach hat sie der Erkenntnis auch leuchtend die Bahn gebrochen, hat in die Entstehungsgeschichte sogar unserer älteren nordischen Kultur unter Beseitigung alter Vorurteile helle Strahlen geworfen, hat namentlich aber in ebenso überraschender wie heilsamer Weise in vielen Fällen mühsam festzustellen versucht, was wir schon aus den Berichten der Alten hätten lernen können. Dafs wir auf dem besten Wege sind, einer krankhaften Hyperkritik Valet zu sagen und ein gesundes Vertrauen zu den geschriebenen Quellen wieder zu erlangen, deren magere Erzählungen und Andeutungen durch die archäologische Forschung nunmehr Fleisch und Blut erhalten, das ist auf griechischem wie auf italischem Boden sicherlich nicht der geringste Segen, den die exakte Arbeit des Spatens uns gebracht hat.

Es ist nur natürlich, dafs wie in Griechenland so in Italien das Interesse zur Zeit besonders stark diesen Forschungskreisen sich zuwendet, welche uns wenigstens zu versprechen scheinen, das Werden des Gewordenen, insbesondere die Aufeinanderfolge der einzelnen italischen Stämme und das Werden der italischen Nation aufzuhellen: es pflegen ja stets reges Interesse für eine bestimmte Periode und reges Finderglück innerhalb derselben Hand in Hand zu gehen. Und so hat denn auch unser Institut, das früher gegen die ganze *scienza degli analfabeti*, wie mißmutiger Spott einmal diese junge Forschung nannte, sich wenigstens nicht immer sehr freundlich stellte, nicht nur in seinen Sitzungen seit Mitte der siebziger Jahre der Erörterung dieser Fragen vielfach einen weiten Raum gönnen, sondern auch seine Publikationen denselben öffnen müssen. Brunns Aufsatz über die älteste italische Kunst (1866), zwei Berichte M. S. de Rossis in den *Annali* 1867 und 1871, Helbig's Veröffentlichung der *Tomba del guerriero* von Corneto 1874, Conzes Tiroler Bronzen im gleichen Jahre, und namentlich der berühmte Aufsatz Helbig's '*Cenni sopra l'arte fenicia*' 1876 haben hier Bresche gelegt: die eigentliche *pièce de résistance* des letzten Annalibandes, eine vorzügliche Bearbeitung der Verbrennungsnekropolis von Tarquinii und der verwandten Nekropolen aus der Feder des Norwegers Undset würde bei geringerem Umfang genau so im *Bullettino di paletnologia Italiana* haben stehen können.

Italien ist das Land der Städte, aber auch das der Gräber, im Vergleich zu Griechenland. Sein natürlicher Reichtum verbunden mit der im allgemeinen geringeren Bildungsstufe seiner Bewohner ist die Veranlassung geworden, daß die reiche Grabesausstattung, welche in Hellas gar bald den Folgen einer höheren Anschauung vom Leben nach dem Tode gewichen ist, sich in Italien dauernder erhalten hat. In einer Zeit, wo nur noch die Peripherie der griechischen Welt ihre Gräber äußerlich und innerlich pomphaft ausstattete, wußten Etrusker und halbgriechisch gewordene Osker am tyrrhener wie am adriatischen Meer sich nicht genug zu thun in reichem Ausbau der Gräber und mannigfacher Ausstattung des Toten; und was, im Gegensatz zu Caere, Veii, Praeneste, die altrömische Einfachheit mehr verschmäht zu haben scheint, holte die Zeit der Welt Herrschaft nach. Was von auswärts kam und teuer bezahlt wurde, galt natürlich als wertvoller, als das heimische Produkt. Je leichter die Seeverbindungen wurden, um so reicher wurde die Ausstattung der Gräber mit phönikischem und griechischem, z. T. für Geschmack und Lebensgewohnheit der Kunden besonders gearbetetem Gerät aus Edelmetall und Bronze, oder wenigstens mit Metallgegenständen, die jenen nachgebildet waren. Und daneben her ging eine große Menge von kleinem Tand, namentlich aber das griechische Thongeschirr ungemessener Zahl, welches vom siebenten Jahrhundert ab zunächst vorzüglich die nichtgriechischen Gegenden Italiens überschwemmte, schon vorher vereinzelt dort auftauchte, und bestimmend wirkte auf Phantasie und Formensinn seiner Käufer. Trotz allen festeren Anhaltspunkten, die in neuerer und neuester Zeit für Alter und Heimat auch der nach Italien exportierten Gefäßklassen und die Funde auf der athenischen Akropolis, bei Eretria, auf Rhodos, auf Cypern, in Naukratis und anderswo gewähren, werden die Fundthatsachen der italischen Gräber immer der wichtigste Haltpunkt für die Vasenchronologie bleiben; und was für Zeit und Herkunft der Thongefäße ermittelt ist, wird auch fernerhin der sicherste Fingerzeig sein für Beurteilung von Terrakotten und Metallgegenständen entsprechender Provenienz: es klammert bei den vielfach doch jetzt schon recht fest geschlungenen Ketten da ein Glied in das andere ein, und schwer möchte es werden, an einigen Grundfesten unserer Vasenchronologie zu rütteln, wo so viel Stützen links und rechts zur Hülfe bereit sind. Es ist wesentlich die Kenntnis der ältesten einheimischen und importierten Keramik, sowie der einheimischen griechischen Muster nachahmenden und schließlich ganz ersetzenden des vierten bis zweiten Jahrhunderts, die in der letzten Zeit Förderung durch italische Lokalforschung im Polande, in Etrurien, Latium, Campanien, Apulien und Sicilien erhalten hat. Denn auch in Etrurien, das früher im Mittelpunkt der auf Wiedererkennung des Griechischen im Italischen gerichteten Forschung stand, sind es jetzt vornehmlich die ältesten im übrigen Italien vielfach ähnlichen Fundschichten, deren Erforschung sich die Wissenschaft zuwendet, nachdem auch auf sprachlichem Gebiete die eigentliche Etruskologie, wohl schwerlich zu ihrem Nachteil, nach dem gewaltigen Wettrennen, das der lemnische Stein veranlaßte, nunmehr zu einem gewissen Ausruhen gelangen zu wollen scheint: Vetulonia steht im Augenblick mehr im Vordergrund des Interesses, als das Vulci des fünften Jahrhunderts, die Brandnekropolen von Tarquinii oder Chiusi mehr als die bemalten Grabkammern, die Alphabetfragen mehr als die Deutung des Perusiner Cippus, die Provenienz der mit bildlichem Schmuck versehenen archaischen Bronzegeräte, die nationale Porträtkunst der Canopen, mehr als Spiegel und Urnen, welche bald in den beiden Sammel-

werken des Instituts vereinigt zu wissen man sich beruhigt schätzen wird. Die Schöpfung des Museo civico in Bologna, des R. Museo archeologico in Florenz, die Entstehung zahlreicher Lokalmuseen, die Förderung bereits früher entstandener — ich nenne besonders Livorno, Volterra, Corneto, Orvieto, Chiusi, Perugia — seitens der hierzu grundsätzlich sehr geneigten Regierung oder der meistens recht liberalen Stadtverwaltungen hat im Etruskerlande vorzüglich gewirkt; selbst Kunstwerke von hervorragendem Wert, die früher in den Gegenden, wo nicht die päpstliche Gewalt herrisch eingreifen konnte, meistens den Weg nach auswärts nahmen, bleiben jetzt dem Lande und vielfach dem Fundorte gewahrt, die gewaltige Triebfeder des Lokalpatriotismus kann frei und erfolgreich wirken, der Ubelstand eines gewissen latenten Antagonismus im südapenninischen Etrurien zwischen der Centralanstalt in Florenz und den Lokalanstalten wird durch beiderseitiges Entgegenkommen und verständnisvolle Organisation zweifellos nie ernsthaft störend werden, wenigstens nicht so lange ein so besonnener, willenskräftiger und taktvoller Mann wie Milani an der Spitze der florentiner Anstalt steht. Ungleiches, aber im ganzen in strebsamem Sinne fungiert auch im Etruskerlande nördlich des Apennin, sowie in den Landen der Euganeer, Kelten und Ligurer das 'servizio archeologico', und nicht bloß das Servizio archeologico: Graf Gozzadini, des jüngstverstorbenen, Verdienste um Entdeckung, Einbringung und Veröffentlichung ganzer Nekropolen sind weit bekannt; würdig reiht sich ihm zur Seite Graf Aria, der uns in Marzabotto eine ganze Etruskerstadt, ein etruskisches Pompeii, wie man es wohl genannt hat, wiedergeschenkt, in seinem im vorigen Jahr eröffneten Museum die Einzelergebnisse schön vor Augen gestellt hat. Zum Teil fehlt freilich den oberitalienischen Museen noch die richtige Organisation und Leitung; und gegenüber Städten, deren Sammlungen völlig auf der Höhe der Wissenschaft stehen, wie Bologna, Modena, Reggio, Parma, Turin, Este, Belluno, Udine oder selbst dem kleinen Viadana steht manche grössere und große Stadt, die keine Veranlassung hat, auf die Bethätigung ihres historischen Interesses nach dieser Richtung stolz zu sein: je stärker einem Lande der Regionarismus aufgeprägt ist, umsomehr hängt natürlich auch in diesen Dingen überall vom Zufall der Personenfrage ab.

In Rom haben die seit 1872 in Angriff genommenen Stadterweiterungsarbeiten uns einen neuen Abschnitt römischer Geschichte kennen gelehrt durch die Aufdeckung der Gräberwelt, zunächst des Esquilin, dann auch des Viminal, Pincius u. s. w. Bis weit vor König Servius kommen wir hinauf; die enge Verwandtschaft des Bestattungsritus mit dem latinischen vom Albanerberg, mit demjenigen der Etruria maritima und von Villanova läßt uns ethnologische Verwandtschaft ahnen. Das Eindringen der ersten phönizischen und griechischen Importgegenstände, bescheiden im Verhältnis zu dem gleichzeitigen Luxus des reichen Praeneste, das allmähliche Hellenisieren auch der einheimischen Formen, der Beginn der Grabschriften u. s. w., das alles liegt jetzt wunderbar lehrreich vor uns, häufig noch in der schönsten chronologischen Folge übereinander, läge noch besser vor uns, wenn die Ausstellung des Materials in den kapitulinischen Sammlungen vollständiger, die Berichte im Bullettino della commissione archeologica comunale oder in den Notizie degli scavi für dies wichtige Urkundenmaterial zur Stadtgeschichte ausgiebiger, planmäßiger, umfassender wären, wenn, wir dürfen das hinzufügen, die archäologische Beaufsichtigung der betreffenden Arbeiten und die Aufzeichnung der Resultate besser gewesen wäre oder besser hätte sein können. Wären nicht treffliche Privatleute,

wie Leone Nardoni, unser Dressel u. a. aus eignem Antriebe mit entsagungsvollem Fleiße vielfach zur Stelle gewesen, wo es not that, so wäre noch manche wissenschaftliche Thatsache mehr für immer zu Grunde gegangen. Bekannt sind die wichtigen Erweiterungen unserer Kenntnis römischer Topographie, insbesondere des Forums und seiner Umgebung, Vestaheiligtum, Palatin, Capitol, der alten Stadtgrenzen, dann auch des Marsfeldes und der Tiberumgebung, welche die jetzigen Umwälzungen des Stadtbodens gebracht haben, Umwälzungen, gegen welche diejenigen Sixtus' V. Kinderspiel waren. Unermüdlich sind Lanciani, Borsari, Gatti u. a., leider immer zu wenige, beschäftigt, durch Festhaltung und Verarbeitung des Gewonnenen das, durch Ostia ergänzte, Bild der Welthauptstadt Rom zu vervollständigen, während sorgsame monumentalstatistische und gelegentliche Nachgrabungsarbeiten, um die besonders Tomassetti und Stevenson, auch der Ingenieur Conte Cozza, sich verdient machen, auch den *ager Romanus* seiner langjährigen Vernachlässigung durch die Forschung zu entreißen beginnen, und de Rossi mit seinen Schülern fortfährt, gewissenhaft die Pflege der Zeit zu wahren, welche die alte Welt in die christliche überleitet.

Eine große Menge von neuen Kunstwerken der antiken Plastik füllt seit 1872 neu angelegte Museen, und bestätigt von neuem die Wahrnehmung, daß es doch wesentlich die lebenswürdige Anmut der früher sogenannten zweiten attischen Schule und Alexandrias ist, welche den wohlhabenden Leuten, die vom *Collis hortorum* bis zum *Caelius* hin und in der *Campagna* wohnten, angemessen schien, in ihren Villen und Gärten vertreten zu sein. Seltener schon ist die uns jetzt von Pergamon her besonders vertraute asianische Art. Von eigenem Interesse ist dagegen die Erscheinung im wesentlichen doch nur eines Mannes, der sich ein wahres Museum attischer und anderer altgriechischer Werke des sechsten und fünften Jahrhunderts in Original und Copie muß angelegt haben, das wir seit Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Höhe des *Esquilin* wiederfinden. In ganz einsamer Größe wird dieser Kunstkenner nicht dagestanden sein, da vereinzelt auch anderswo Altes zu Tage kommt; im großen und ganzen machen wir aber die tröstliche Erfahrung, daß auch im kaiserlichen Rom trotz Kunstkennerschaft und Mode schließlich ein Jeder doch ein Kind seiner Zeit war und blieb. Diese Zeit zu erkennen, das direkt Hellenische oder Hellenistische dabei nicht zu überschätzen, uns klar zu machen, was Rom selbst dazu gethan, was überhaupt römische Kunst ist, das wird uns noch lange zu thun geben: nicht richterlich eine Zeit gegen die andere abzuwägen, sondern alle zu verstehen und einer jeden gerecht zu werden ist ja die Aufgabe des Historikers.

Nur als eine Art Anhang zu Rom pflegt der nordische Reisende Neapel mit *Puteoli-Baiæ* im Norden, mit *Herculaneum* und *Pompeii* im Süden zu betrachten und als solchen abzumachen. Nur wenn der Nordländer noch bis *Paestum* vordringt, leuchten ihm als nördlichste Vorposten altgriechischen Lebens die köstlichen Tempel in ihrer altertümlichen herben Strenge aus melancholischer griechisch anmutender Landschaft entgegen. Hier beginnt ein Landesteil, in dem zu alten Zeiten ein Leben pulsierte kräftig wie nur irgendwo auf der Halbinsel: *Saracenen*, *Anjous* und *Bourbons* und all das Feudal-elend in ihrem Gefolge haben aus dem Lande auch für die Wissenschaft die dunkle Hälfte Italiens gemacht. Nur *Sicilien* hat sich schon zeitig leidlich herausgearbeitet: *Selinus*, *Segesta*, *Akragas*, *Syrakus* sind für die archäologische Forschung Angelpunkte geworden, bevor vom griechischen Unteritalien, *Campanien*, *Paestum* und einige apulische Gräberstätten ausgenommen, etwas Nennenswertes bekannt war. Ja *Syrakus* ist vor wenigen

Jahren Gegenstand einer von Cavallari Vater und Sohn und unserem Landsmann Holm verfaßten *Topografia archeologica* geworden, wie wir sie so noch von keiner italischen Stadt besitzen: in 15 großen Karten ist der ganze Stadtboden dargelegt, alles was der Aufnahme würdig, ist aufgenommen und im stattlichen von historischen Karten begleiteten Textbände die Stadtgeschichte auf das sorgfältigste gegeben: ein Werk, das wie den Verfassern, so auch den italienischen Generalstabsoffizieren, welchen die zu Grunde liegende Aufnahme des Stadtbodens verdankt wird, und dem Unterrichtsministerium, das die Herausgabe des Werkes veranlaßt und unterstützt hat, gleichermaßen zu hoher Ehre gereicht. Planmäßig gegraben ist auf der Insel in größerem\* Umfange bisher nur in Solus, dessen merkwürdige in Phönikerzeit hinaufreichende Stadtanlage man noch vollständiger dem Boden möchte entsteigen sehen, und in Selinus, wo die vielen Fragen, welche die dortigen Tempel uns aufgeben, manche wertvolle Aufhellung erfahren haben. Einen interessanten Blick in das Leben der Stadt zu einer Zeit, wo wir sie zerschmettert und tot wähten, gewährt jene merkwürdige Sammlung von Thonsiegeln, durch Brandhitze zu Terrakotten geworden, die an einem der Haupttempel der Akropolis gefunden wurden. Manche Rätsel der Stadtgeschichte ruhen noch unter den Trümmern, andere zu lösen würde uns vielleicht die Gräberstadt gestatten, wenn ihre beiden Hälften noch vollständiger und planmäßiger untersucht wären. — Viele aber leider vielfach nicht genügend bei ihrer Entdeckung an Ort und Stelle beobachtete Fundstücke von den übrigen antiken Kulturstätten der Insel finden ihre Aufnahme teils in den ziemlich zahlreichen Lokalpuseen, von denen das syrakusaner das bedeutendste ist, teils in dem unter Salina's einsichtiger und weitsichtiger Fürsorge stehenden Centralmuseum in Palermo. Die häufig recht mageren Berichte in den Notizie stellen — natürlich vom Bereich des *Bullettino di paleontologia* abgesehen — nach Eingang des *Bullettino della commissione di antichità e belle arti*, fast die einzige regelmäßige wissenschaftliche Verarbeitung dar; nur ganz ausnahmsweise hat auch einmal unser Institut oder das Archivio storico Siciliano sich mit solcher befaßt.

Nicht so gut steht es mit dem festländischen Teil des alten Königreichs Neapel. Nur in Campanien, Tarent und neuerdings in Rhegion und der benachbarten Calabria ulteriore herrscht regeres Leben. Mit sicherem Schritt können wir namentlich in Campanien den Wandlungen der antiken Kulturgeschichte nachgehen. Merkwürdig spärlich sind dort bis jetzt die Reste aus der von griechischem Einfluß sicher noch unberührten Zeit und meistens mehr im Innern, wo das scheinbare Alter der Fundstücke nicht immer dem thatsächlichen chronologischen Verhältnis zu entsprechen braucht. Kyme wird sich das Interesse für die ersten Jahrhunderte griechischer Kultur in Italien stets am intensivsten zuwenden; und es ist als ein großes Glück zu preisen, daß nach vielen planlosen und teilweise geradezu gemeinschädlichen Gelegenheitsgrabungen früherer Zeit seit neun Jahren in Emilio Stevens ein Mann da ist, der keine Opfer an Zeit und Geld scheut, um in Kyme sorgsam zu graben. Nachdem lange die oskische Nekropole des vierten Jahrhunderts und der Folgezeit durcharbeitet und dabei die nötige Technik ausgebildet wurde, belohnen nunmehr reichhaltige Gräber der altgriechischen Periode und eine Tempelstätte derselben Zeit die Beharrlichkeit des Entdeckers. Vorzügliche Berichte in den Notizie von seiner Hand leider nur bis zum Jahre 1883 fortgeführt, geben über den Fundbestand gewissenhafte Auskunft. Schmerzlich vermissen dürfte jedoch wer nicht selbst Kyme genau kennt, schon als Hilfs-

mittel zum äußerlichen Verständnis der Fundberichte, eine Aufnahme des Stadtbodens: nicht einmal eine so wenig anspruchsvolle Karte, wie diejenigen, welche von Corneto, Vetulonia oder Tarent die Notizie gebracht haben, ist bis jetzt vorhanden. Die Durchforschung des kymaeischen Hinterlandes hat in Capua, Suessula, Nola und im Inneren des Landes bis nach Samnium hinein zu schönen Resultaten geführt und uns die Geschichte des Landes aus seinen Gräbern und Kultusstätten ablesen lehren; Neapel selbst, die Tochter und Erbin Kymes, erhält gerade jetzt durch Gräberfunde innerhalb der Stadt topographisch und historisch wichtige Aufhellung. Puteoli ruht, aber in Herculaneum hofft man wenigstens weiter vorgehen zu können, in Pompeii ermöglicht die durch Fiorelli, Schöne und Nissen eingeführte, durch Mau fortgesetzte baugeschichtliche Untersuchung der Stadt, die durch Mau festgestellte Reihenfolge der Dekorationsweisen, die endlich auch nach anderen Richtungen als nach Herculaneum hin erfolgreich beginnenden Grabungen außerhalb der Mauern den Gedanken biographischer Schilderung einer antiken Stadt wenigstens an einem Beispiele durchzuführen.

Im übrigen Lande haben erst die Terrakottafunde von Tarent auf diese Stadt wieder die Aufmerksamkeit gelenkt und mancherlei Arbeit, auch die ständige Niederlassung eines berufsmäßigen Archäologen, Viola, als Ispettore degli scavi veranlaßt; durch seit einigen Jahren beginnende Funde bei und um Tarent wird hoffentlich die Frage nach dem Verhältnisse der sogenannten apulischen Vasenmalerei zu Tarent gefördert, die notwendige stoffliche Untersuchung der Darstellungen auf jenen Vasenklassen erleichtert werden. Bei Sybaris sind Aufgrabungen von Tumulusgräbern junger Zeit erfolgt, mehr beabsichtigt man dort nächstens zu beginnen; in Rhegion entsteigen dem Boden Anzeichen eines altdorischen Tempels mit Skulpturfriesen und Terrakottaverkleidungen, daneben auch spätere Monumentalbauten griechischer und römischer Zeit, großartige Wasseranlagen und Gräber verschiedenster Zeiten. Eifrige und zuverlässige Lokalforscher durchsuchen mit Erfolg den ager Teuranus und die hier so benachbarten Gestade des tyrrhener und jonischen Meeres. Die übrigen Griechenstädte schlummern noch, und nur gelegentliche Funde von Münzen und selbst sehr alten Inschriften, zuweilen recht im Binnenlande drin, lassen uns die Kraft ihres einstigen Lebens ermessen. Auch der früher so ausgiebige Osten und die Basilicata, das weitere Hinterland Tarents, sind ziemlich ruhig; am meisten wird noch in Ruvo gethan von Händlern und Sammlern; die vereinzelten Berichte aus diesen Gegenden in den Notizie unterscheiden sich zum größeren Teile, soweit sie nicht herrühren von Männern wie Lacava, Jatta, Viola oder de Nino, nicht wesentlich von dem, was die Ausgrabungsinspektoren der bourbonischen Regierung dieser für gut fanden mitzuteilen. Nur auf dem sogenannten prähistorischen Gebiete wird auch hier, sowohl in Apulien wie in Calabrien tüchtig gearbeitet, gesammelt und gut berichtet: es fehlt eben überall in Unteritalien noch mehr an gutgeschulten Kräften, als am guten Willen. Das Museum von Neapel hat längst aufgehört, alleinige Sammelstelle zu sein. Tüchtige Lokalsammlungen, öffentliche oder private, bilden und bildeten sich an vielen Orten, so z. B. in Reggio, Catanzaro, Metapont, Tarent, Ruvo, Bari, Alfedena, Sulmona, Ascoli, in Capua, Suessula, in Neapel selbst, und werden unter dem Einflusse des in Süditalien infolge der früheren traurigen Zustände besonders lebendigen, wenn auch mitunter etwas sonderbaren Lokalpatriotismus dereinst segensreiche Mittelpunkte für ihre Umgebung bilden, sind es z. T. jetzt schon.

Sardinien endlich tritt für die speziell archäologische Forschung wichtig ein, wenn wir von vereinzelt Römischen absehen, nur in der sogenannten prähistorischen Epoche, und zwar dort recht früh, alsdann bekanntlich um uns die Breite und Tiefe der karthagischen Kultur vor Augen zu führen, die z. B. bewirkte, daß noch in Sullanischer Zeit einer bilinguen Weihinschrift zufolge Punisch dort muß gesprochen und verstanden sein. Die trefflich geleiteten Museen von Cagliari und Sassari sorgen für Festhalten der Funde und Fundthatsachen. Das zu kurzem Leben unter Leitung des energischen Ettore Pais wiedererstandene *Bullettino archeologico Sardo* ist freilich wieder entschlummert, aber die Notizie bringen manche sorgfältige Berichte herüber von diesem einsamen, von Griechenlands Sonne nicht beschienenen Stiefkind Italiens.

Ich habe, verehrte Anwesende, mich bemüht, Ihnen einen natürlich nur die Hauptzüge nachzeichnenden Überblick über den augenblicklichen Gang der archäologischen Interessen in Italien zu geben, habe dabei gelegentlich schon angedeutet, welche Richtung dieselben vermutlich in der nächsten Zukunft nehmen werden, bzw. welche man als objektiver Zuschauer für sie wünschen möchte. Eine Zusammenfassung dieser Ziele bzw. Wünsche wird hier am Platze sein.

Zunächst müssen wir als Grundlage mehr kartographische Arbeiten haben, gute Spezialkarten, wie sie für Mykene, Athen, Attika und Olympia, in Italien bis jetzt nur für Syrakus existieren; und zwar brauchen wir solche zunächst für die drei Hauptstätten griechischen, etruskischen und des späteren Kulturlebens, d. h. für Kyme, Tarquinii und Rom; für einige andere Orte, wie Bologna und Este, Vulci und Chiusi, Tarent, Akragas und Selinus mag das Veröffentlichte vorläufig noch genügen. Es versteht sich, daß, sollen diese Karten ihren Zweck erfüllen, sie nicht nur das, was von alten Bauwerken, Straßen u. s. w. noch über der Erde oder sonst bezeugt erhalten ist, eingetragen zeigen, sondern auch durch verschiedenen Farbenüberdruck bzw. durch Parallelblätter ein geschichtliches Bild der Nekropolen geben müssen. Dieser Forderung entsprechen leider auch weder die italienischen Karten von Syrakus, noch die deutschen von Athen und Attika; die Gräber sind überhaupt der wundeste Punkt unserer attischen Unternehmung. Was für die hauptsächlichsten antiken Kulturstätten gefordert werden muß in großem Maßstabe, das müssen wir in weniger anspruchsvoller Weise verlangen für das ganze Land. Kiepert's bekannte archäologische Karte von Mittelitalien bedeutet archäologisch ja nicht mehr, als seine den Zustand der Kaiserzeit darstellenden Karten im *Corpus inscript. Latinarum*. Von irgendwelcher chronologischen Sichtung ist da nicht die Rede, kann bei dem Maßstabe der Karte und ihrem nächsten Zwecke auch gar nicht die Rede sein. Provinz für Provinz, einzelne derselben, wie Etrurien, in Teilblätter zerlegt, muß auf Grundlage der Generalstabskarte archäologisch dargestellt werden, in einem Maßstabe, der es ermöglicht, die Verteilung der Nekropolen bei den Niederlassungen kartographisch zur Darstellung zu bringen und durch bestimmte Farbenzeichen chronologisch klar zu machen. Auch hier ist uns 'klassischen' Archäologen die jugendliche sogenannte prähistorische Archäologie weit voraus: schon 1864 gaben Pigorini und Strobel eine jetzt allerdings ungenügende Karte der *Terremare* in Parma, in Chiericis Nachlaß befinden sich vortreffliche die Zeitfolge der kulturgeschichtlichen Erscheinungen klar machende Karten der Provinz Reggio Emilia, 1884 gab Crespellani eine solche von Modena heraus; die kleine Generalkarte zu Helbig's Italikern, die Reduktion einer bedeutend größeren



noch nicht veröffentlichten Karte Pigorinis, ist die einzige allerdings auch nur mehr dem Principe als dem Maßstabe und der Ausführung nach unseren Forderungen entgegenkommende Karte einer ganzen größern Landschaft. Es ist höchst erfreulich, daß das archäologische Institut nunmehr auch in seine Instruktion für die Stipendiaten die Aufforderung an dieselben aufgenommen hat, sich 'möglichst auch für topographische Untersuchungen durch Übungen im Gebrauche der erforderlichen Instrumente vorzubereiten'; gerade der Hinweis auf die Gelegenheit, von diesen Kenntnissen nicht bloß im Oriente, sondern auch bei Bereisung des 'topographisch noch bei weitem nicht genügend erforschten Unteritalien' Gebrauch zu machen, ist außerordentlich am Platze. Ort, Tiefe, Orientierung und Gestalt einer jeden aufgefundenen Grabstätte festzustellen, ist in dem Gräberlande Italien von gleicher Wichtigkeit, wie der richtige Eintrag noch vorhandener Ruinen. Eine kartographische Darstellung der Gräberchronologie, natürlich verbunden mit einem kurzen, nur statistisch nachweisenden Text und Tafeln der Gräberformen, muß uns viel lehren, für vieles die Augen öffnen, vieles einfach erledigen. Erst eine solche übersichtliche Darstellung dessen, was wir bis jetzt wirklich wissen, wird eine wissenschaftlich genügende Einreihung des täglich zuströmenden neuen Materials ermöglichen und dadurch wie eine befreiende That wirken, ähnlich wie es das lateinische Inschriftencorpus that, das Münzcorpus thun wird. Langjährige Arbeit, viele Hände und eine geschickte ortskundige und mobile Centralleitung sind da freilich nötig. Als thatsächlicher prinzipieller Fortschritt ist jedenfalls zu verzeichnen, daß seit etwa 6—7 Jahren mit besonderer Aufmerksamkeit auch die früher so gut wie unbekannten Gräberverhältnisse der römischen Zeit beachtet werden, nachdem man zur eigenen Überraschung fand, wie die lokalen Stammeseigentümlichkeiten z. B. im Veneter- oder Gallierlande, noch in der Kaiserzeit sich im Gräberritus scharf, mitunter für unser Gefühl archaisch ausprägen.

Andere Fragen liegen von diesem Gebiete nicht fern, wie die Untersuchung antiker Stadtanlagen nach ihren Prinzipien, ihrer allmählichen Vergrößerung, dem Zeitpunkte ihres Zurückgehens u. s. w., Fragen, von denen die erste für die Bestimmung der ethnischen Zugehörigkeit der Stadt zur Zeit ihrer Anlage, die weiteren für ihre Geschichte und diejenige der umgebenden Landschaft von offener Wichtigkeit sind. Manche Städte wie Pompeii, Solus, Marzabotto, Velleia, Concordia liegen ja z. T. offen, andere so gut wie offen vor uns; und wie groß ist nicht allein das im C. I. L. für italische Städtegeschichte auch der Kaiserzeit aufgespeicherte Material!

Von solchen topographisch-historischen Fragen lassen sich die architekturgeschichtlichen nicht trennen. Als eine vortreffliche den Entdeckungen in der griechischen Welt verdankte Neuerung der neuen Institutsordnung darf man es begrüßen, daß die Architekturgeschichte, dies Stiefkind der Archäologie, aber ein Stiefkind von der verborgenen Eigenschaft eines Aschenbrödels, planmäßig mit in den Bereich unserer Archäologie und ihrer Veröffentlichungen gezogen werden soll. Schon in seinen ersten Jugendzeiten widmete das Institut den Resten alter Latiner- und Volskerstädte, namentlich ihren Stadtmauern, erfreuliche Aufmerksamkeit, und hier und da auch noch später; aber je später desto vereinzelter, bis schließlich sogar fertig ihm dargebotene Arbeiten über solche Dinge zurückgewiesen wurden; daß die so verdienstvollen Bestrebungen von Promis u. a. erst durch unsere Landsleute Nissen und Schöne wieder haben ans Licht gezogen werden

müssen, schien schon wieder vergessen zu sein. Gerade hier wird sich, was italisch, was griechisch oder gar phönikisch ist, am schärfsten scheiden lassen; die Metrologie bietet vielfach einen erfreulichen Prüfstein für die auf Material und Konstruktion aufgebaute Untersuchung; und es ist Hoffnung vorhanden, daß alte Funde und neue, z. B. solche im Falisker- und Hernikerlande uns ermöglichen werden, zu scheiden das Wesentliche, was z. B. in der Form des späteren Tempelbaues italisch ist, was von Osten zugebracht, festzustellen, wann diese oder jene Neuerung gekommen, wo sie zuerst eingeführt ist, welchen Weg sie hernach genommen hat u. dgl. Was hier noch alles zu thun ist, zeigt der schöne Versuch Josef Durms, die etruskische Architektur einmal im Zusammenhange anzufassen. Für viele dieser Fragen wird uns Unteritalien und Sicilien genau befragt auch genaue Antwort geben. Wo dort einmal, auch in einem vereinzelt Falle, scharf eingedrungen wird in das Dunkel, belohnt sich die Mühe außerordentlich: die freilich ja noch sehr im Flufs befindliche Frage nach dem architektonischen Terrakottenschmuck, die durch Rohden und Kekulé begonnene Terrakottensammlung sind ja sprechende Belege hierfür.

Auch ganze Denkmälerklassen, gerade alte, welche der Sammlung, Sichtung und stofflichen wie stilistischen Durcharbeitung harren, giebt es noch überall. Ich nenne z. B. die für altionische Kunst wichtigen norditalischen Bronzegefäße, die für die altgriechische Typik schon vor Jahren in ihrer Bedeutung erkannte Gattung der sogenannten red ware Gefäße, denen sich das friesgeschmückte Buccherogerät und das spätere den Metalltreibstil darstellende anzureihen hat und schließlich die Lokalvasen Italiens überhaupt, geprefste wie gemalte, die altetruskischen Steinkisten mit Reliefschmuck und die etruskischen Sarkophage, das alte Bronzegerät und die kleinen Bronzefiguren, wo es besonders gilt, den Blick noch mehr zu schärfen für Sonderung des Griechischen vom Einheimischen. Angesichts z. B. einer so lehrreichen Arbeit, wie Milanis Zusammenstellung der sogenannten Canopi möchte man jede Veröffentlichung eines vereinzelt Monumentes, das seiner Natur nach in eine gröfsere Reihe gehört, heutzutage hinausgeschoben wissen, bis das Material in leidlicher Vollständigkeit vorgelegt werden kann. Den Wunsch nach baldiger Zusammenarbeit des gesamten bis jetzt entdeckten Denkmälerschatzes möchte man auch den Grabgemälden gegenüber nicht länger unterdrücken: die Ungewißheit z. B., die bei jeder neuen Besprechung cornetaner Grabgemälde sich jedesmal wieder neu bemerkbar macht gegenüber der absoluten wie der relativen Datierung der früher entdeckten Gemälde empfindet man allmählich als des heutigen Standes unserer Wissenschaft nicht mehr würdig; die etruskischen Grabgemälde, mit Veii beginnend, mit Vulci und Orvieto endend, würden ebenso ein abgeschlossenes Ganze für sich bilden, als diejenigen von Capua und Nola, aus Lucanien, Apulien, Messapien. Und mit unserer wissenschaftlichen Kenntnis der römischen Wandgemälde sieht es ja auch traurig genug aus. Die neuen Gemälde des Hauses am Tiber sind ja glücklicherweise noch vom Institut für den letzten Monumentiband geborgen, aber z. B. erst jetzt bringt das erste Heft unserer 'Alten Denkmäler' eine Wand aus der 1863 entdeckten Villa der Kaiserin Livia bei Prima porta; auch diese Wand hat z. T. von Sikkard rekonstruiert werden müssen: jetzt ist schon wenig mehr von der reichen Dekoration vorhanden. Die 1868 aufgedeckten Wandmalereien auf dem Palatin haben erst 1880 durch unser Institut eine würdige Veröffentlichung gefunden, die 1847—50 gefun-

denen Odysseelandschaften erst über 25 Jahre später privatim durch Wörmann. Das sind alles noch sehr erfreuliche Verhältnisse. Gehen wir aber rückwärts, so dürfen wir uns noch glücklich schätzen, daß z. B. die durch König Ludwig angeordneten Kopieen der Malereien im Columbarium Panfili es Otto Jahn ermöglichten, nach ihnen bescheidene Umrisszeichnungen zu veröffentlichen. In der älteren Zeit haben wir die bekannten Bartolischen Publikationen, diejenigen, die sich auf Villa Massimi und die Titusthermen beziehen, und damit sind wir am Ende: nicht einmal die aldobrandinische Hochzeit, das schönste aller römischen Wandgemälde, ist bisher in genügender Weise veröffentlicht. Das reiche Material, das in Handzeichnungssammlungen gerade für in früheren Jahren Gefundenes steckt, ist noch nicht ausgebeutet und wird nicht nur zur Kontrolle des mehr oder minder mangelhaft Veröffentlichten, sondern auch als unmittelbare Bereicherung unseres Wissens sich sehr nützlich erweisen. Gerade die römischen Dekorationsweisen der Wände, Decken und Fußböden in Malerei, Stukkatur und Mosaikkunst zu bearbeiten lockt das Material und die Möglichkeit, in den christlichen Dekorationen der Katakomben und frühromanischen Bauten den Anschluß nach unten zu gewinnen. Pompeii stellt doch nur einen kleinen Ausschnitt dar aus dem Ganzen einer nur in Rom zu verfolgenden Entwicklung.

Mit der Wandmalerei sind wir schon in das Gebiet der heutzutage etwas in den Hintergrund gedrängten römischen Kunst eingetreten. Gerade in diesem Zeitpunkte, wo sich in Architektur und Plastik die Zeit des Hellenismus in so hoch erfreulicher Weise aufhellt, wo die Entdeckung unerwartet vieler Originalwerke des sechsten und fünften Jahrhunderts unser kunstgeschichtliches Wissen so außerordentlich erweitert, gewährt es einen eigenen Reiz, die Kunst Roms, in welcher schließlich alles zu einem Strome sich vereinigt, wieder in ihre Elemente zu zerlegen und so erst den wunderbaren Mittelalter und Neuzeit noch beherrschenden Bau zu verstehen, einen Bau errichtet von italischen oder italisch gewordenen Baumeistern auf italischem Boden und Fundamente, ist auch gar mancher Baustein und manch anmutiges Zierwerk der Fremde entlehnt. Es wäre unrecht, Roms Baukunst, deren Realismus und Kühnheit schon die Renaissance staunend anerkannte, nachzusagen, sie sei den ihr gestellten Aufgaben nicht vollauf gewachsen gewesen: im Gegenteil, sehr reizvoll müßte es sein, an der Hand der einzelnen Aufgaben uns klar zu machen, wie dieselben auf die Ausbildung der Baukunst erziehlich wirkten; bis auf derartiges gerichtete umfassende und vergleichende Einzeluntersuchungen allein der in Italien erhaltenen Bauwerke der Republik und Kaiserzeit befriedigend angestellt sind, wird freilich noch viel Zeit vergehen: wissen wir bis jetzt doch noch kaum, wie zu jeder einzelnen Zeit gebaut worden ist, und schwanken nicht bloß zwischen erstem und zweitem Jahrhundert, sondern mitunter sogar zwischen Claudischer und nachkonstantinischer Zeit — ich erinnere nur an den Streit um die Porta nigra; wie viel auch z. B. für die Geschichte und Technologie des antiken Bauhandwerkbetriebes aus dem in italienischen Sammlungen, namentlich in Neapel, angehäuften Materiale noch zu gewinnen sein muß, wird demjenigen klar, der an Jacobys Seite das Saalburgmuseum in Homburg durchwandert. — Wenn einer der Baukunst entsprechenden Entwicklung der römischen Malerei etwas entgegen war, so war es höchstens die Leichtigkeit, mit der, wer es zahlen konnte, wollte oder mußte, die anspruchslose Farbe durch kostbares Material buntfarbigen Marmors oder Glases ersetzen konnte. Auch der Plastik wird man gerechter, wenn man

weniger darauf aus ist, namentlich in der Freiplastik nur das Griechische herauszufinden, sondern wenn man mehr als bisher geschehen, die echt italische Porträtkunst oder die Reliefplastik würdigt, die bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts auf einer Höhe bleibt, die wohl geeignet ist, Achtung zu gebieten. Während für die örtlich ja sehr beschränkte Sarkophagbildnerei in dem Sarkophagcorpus eine hoffentlich auch der kunstgeschichtlichen Seite gerecht werdende Behandlung bevorsteht, und die kleinen Reliefbilder des Privathauses ebenfalls einer Zusammenfassung von kundiger Hand entgegenzusehen, liegt die große Gattung der Monumentalreliefs noch ganz im Argen: und dabei eine Gattung, die doch wohl das Beste darstellen dürfte, was die römische Reliefkunst vermochte, die durch die Wichtigkeit ihres stofflichen Inhalts wohl den Inschriften öffentlichen Charakters und den Münzen und Medaillons zur Seite gestellt werden darf; eine Gattung, welche die Vorzüglichkeit der monumentalen Überlieferung und die Möglichkeit genauer Datierung der meisten Stücke wohl als geeignet erscheinen lassen, das Skelett abzugeben für eine Geschichte der römischen Plastik bis an die Schwelle des Mittelalters, ja bis in dasselbe hinein. Eine Sammlung und Verarbeitung dieser Monumentengattung ist eine dringende Aufgabe. Als andere darf man in diesem Zusammenhange nennen: eine wissenschaftliche Katalogisierung der großen noch nicht genügend aufgenommenen Sammlungen Italiens — Vatikan, Kapitol, die Sammlungen von Villa Albani, Villa Borghese, Museo Torlonia, Museum von Neapel — das alles sind Wünsche, Ziele, Aufgaben, des Schweißes der Edlen wert.

Fragen wir uns nun schließlich, wer diese und so viele andere schöne Dinge ausführen soll, so werden wir mit Beantwortung dieser Frage an den Ausgang unserer Betrachtungen zurückgeführt.

Noch vor einem Menschenalter hätte Jedermann das Istituto di corrispondenza archeologica für den Faktor erklärt, dem derartiges zuzufallen habe: *mutatis mutandis* natürlich, denn daß das Institut in seiner damaligen Verfassung, mit seinen damaligen finanziellen und geistigen Kräften, mit seiner damaligen Verpflichtung, zugleich überall, nicht bloß in Italien, die Entdeckungen zu verfolgen, auch nicht dem kleinsten Teile dieser Dinge hätte gewachsen sein können, liegt auf der Hand. Die politische Einigung Italiens änderte die Verhältnisse, vielleicht zu Ungunsten der Wirksamkeit des Instituts, jedenfalls aber zum großen Nutzen auch der Wissenschaft. Vor 1860 war das internationale archäologische Institut auf dem Kapitol die einzige wissenschaftliche Einrichtung, welcher die politischen Grenzen gleichgültig sein konnten; es war eine nützliche und in gewissem Sinne für die Wissenschaft unentbehrliche Centralinstitution, da die *Annali civili* und das *Bullettino Napoletano* doch im Wesentlichen nur das Königreich Neapel und zwar so gut wie unter Ausschluss Siciliens und Sardiniens umfaßten, außerdem erst seit 1855 das *Bullettino archeologico Sardo* und nur zeitweilig das *Giornale di Pompeii* bestand; während es gar im übrigen Italien nur zahlreiche Serien von Akademieabhandlungen gab, welche wohl die Verarbeitung manch wichtiger Einzeldinge aber keine regelmäßige Berichterstattung und noch weniger regelmäßige bildliche Veröffentlichungen sich angelegen sein ließen. Der Bildungsgrad der Lokalantiquare war ein ungleicher, in manchen Gegenden ein recht geringer, der Horizont auch der wirklichen Gelehrten vielfach ein so enger, daß die Mitwirkung der philologisch geschulten Ausländer entschieden wünschenswert war. Dabei war der Regionarismus natürlich noch viel stärker entwickelt

als heute: was der Neapolitaner z. B. einem Toskaner niemals zur Veröffentlichung mitgeteilt hätte, das gab er mit Freuden dem Institute, das als Entgelt für die gloriola des Gebers sorgte. Wenige Landsleute ersten Ranges, wie z. B. Borghesi, waren allgemein und überall anerkannt; unsere alte deutsche Schwäche, den Ausländer von vornherein lieber anzuerkennen, als den einheimischen Kollegen, war auch der italienischen Kleinwirtschaft eigen. Wer diese Nationaleigenschaften des Italieners kannte und richtig zu benutzen verstand, hatte bei ihnen gewonnenes Spiel; ebenso, das muß man zur Ehre der lebenswürdigen Nation sagen, wer ihnen durch Selbstlosigkeit und Ernst seiner Arbeit imponierte. Neben dem persönlichen nahen Verhältnisse unserer hervorragendsten Forscher zu den besten Männern Italiens sind es auch diese Umstände, welche Männern wie Gerhard, Henzen, Mommsen, Brunn ihre Stellung in Italien erleichtert und damit dem Institute seine Stellung teils begründet, teils befestigt haben.

1860 wurden die Italiener wieder eine Nation; wie wir, so haben auch sie Veranlassung, wieder mit Stolz auf ein mit beispielloser Schnelle und Sicherheit zu einer Machtstellung nach außen und geordneten Verhältnissen im Innern gediehenes Vaterland zu blicken. Ihr nüchterner positiver Sinn, der sie so vorteilhaft vom Franzosen unterscheidet, hat sich Zeit gelassen, zur Erforschung der eigenen nunmehr als ein untrennbares Ganze empfundenen Vergangenheit Stellung zu nehmen. Erst 1875 faßte die Accademia de' Lincei den Beschluß, sich als Centralorgan für die archäologische Durchforschung des Landes hinzustellen; und trotz manchen regionalen Widerstandes ist es Fiorellis organisatorischem Genie gelungen, aus den Notizie degli scavi eine Zeitschrift zu schaffen, welche mit jedem Jahrgange sich qualitativ verbessernd dem Bullettino unseres Instituts und teilweise auch den Annali die alles umfassen sollende Berichterstattung, früher als die wesentlichste Aufgabe unseres Instituts bezeichnet, thatsächlich abgenommen hat. Während wir bei unsern Korrespondenten auf den guten Willen angewiesen waren, der, wenn nicht von Zeit zu Zeit durch persönliche Anregung belebt, leicht erlahmte, fühlen jetzt die R. Ispettori degli scavi, allerdings zum guten Teil dieselben, und wir dürfen das mit Genugthuung sagen, z. T. durch unser Institut in ihre Aufgaben hineingewachsenen Männer, die Verpflichtung eines staatlichen Ehrenamtes auf den Schultern und die Autorität der Regierung hinter sich. Die Regierung ihrerseits ist so verständig, im Gegensatze z. B. zu der alten neapolitanischen oder der jetzigen griechischen, vielfach solche Männer selbst zu Ispettori degli scavi zu ernennen, welche an eigenen Grabungen Freude und die Mittel dazu haben, so daß allmählich die eigentlichen 'anständigen' Leute einer staatlichen Kontrolle enthoben sind und zu einer ehrenvollen Selbstkontrolle erzogen werden. Diese selben Männer, welche naturgemäß meistens solche sein werden, die unter ihren Mitbürgern einer angesehenen Stellung sich erfreuen, pflegen meistens wieder in engem, häufig in führendem Verhältnisse zu wissenschaftlichen Lokalverbänden zu stehen, welche parallel mit der Centralisierung nach Rom für den geeigneten Ausdruck des lokalen, des landschaftlichen Interesses zu sorgen bemüht sind: es sind das jene zahlreichen Commissioni conservatrici di antichità e belle arti, jene Commissioni municipali oder comunali, Società archeologiche, Accademie di archeologia e belle arti, Società oder R. Deputazioni di storia patria, und wie diese mehr oder minder offiziellen Verbände alle heißen, welche meistens wieder ihr eigenes Organ haben, das für umfassendere Verarbeitung und Veröffentlichung des Gefundenen sorgt, als es im

Rahmen der Notizie meistens möglich ist, und dadurch einerseits um die Gesamtwissenschaft sich sehr verdient macht, andererseits das lokale Interesse wach hält und erzieht, und den vom Italiener nun einmal verlangten landschaftlich umgrenzten Horizont seines Interesses inne hält. Die Lokalmuseen, deren Verhältnis zu den Centralmuseen sich wohl etwa mit demjenigen der Gymnasien zu den Universitäten vergleichen liesse, stehen meistens in enger Beziehung zu diesen Korporationen, und sind für dieselben was die Privatbibliothek für den einzelnen Gelehrten: ihre hohe Bedeutung für die Bildung des Publikums und die Heranziehung tüchtiger Beobachter hat die jetzige Regierung vollauf erkannt und in dem letzten der Kammer im vorigen Jahre mit ausführlicher Begründung vorgelegten Altertumsgesetze zu klarem Ausdrucke gebracht. In diesem Festhalten und immer weiter Ausbilden der lokalen Mittelpunkte wird sich vielleicht mit der Zeit auch das natürliche Gegengewicht bilden gegen die Nachteile einer administrativen Centralisation nach Rom, wie sie die vielfach so nützliche Einrichtung der *Direzione generale degli scavi ed antichità* zweifellos im Gefolge gehabt hat. Und sollte trotzdem die freie Entfaltung der wissenschaftlichen Forschung zurückgehalten werden, so hätte die Regierung in Wiederbelebung der *Giunta archeologica* ein vortreffliches Mittel in der Hand, um neben eine der Natur der Sache nach mehr bureaukratische Ministerialbehörde eine wissenschaftliche Instanz zu setzen. Eine solche wird sich indes vermutlich auch ohne derartige außerordentliche Schritte von selbst darbieten in dem lange geplanten italienischen *Istituto archeologico* in Rom, das sich wohl aus der bereits gegründeten *Scuola archeologica* entwickeln wird. Wünschen wir demselben, daß es für den Betrieb der archäologischen Studien in Italien die gleiche Bedeutung gewinnen möge, wie die *École des chartes* sie beanspruchen darf für die Organisation der historischen und kunstgeschichtlichen Forschungen in Frankreich!

Dieser ganzen Organisation müßte unser Institut feindlich und schließlichsch doch gleichzeitig ohnmächtig gegenüberstehen, wenn es fortfahren wollte, noch in der Berichterstattung seine erste Aufgabe zu erblicken, oder gar sich ostensiv zur Kontrolanstalt für die Berichte der italienischen Organe aufwerfen möchte. Das stolze *'Italia fa da sè'* gilt jetzt auch auf unsern Gebieten, und sehr hüten müssen wir uns, keine meisternde Miene mehr annehmen zu wollen, die, wenn auch vielleicht nicht immer ganz unberechtigt, so doch jedenfalls höchst unangebracht sein würde. Wollen wir uns den Anspruch auf Duldung und Achtung wahren, so dürfen wir höchstens mit Hand anlegen, wo es not thut, und das, wie alles in Italien, nicht offiziell, sondern persönlich, und auf Grund jener persönlichen Beziehungen, die allein langer Aufenthalt im Lande, Verständnis des italienischen Nationalcharakters, und vertrauenerweckende Liebe zu dem ja thatsächlich so liebenswerten Volke uns schaffen und festigen können. Mißtrauen dem Unbekannten gegenüber, auch wenn er gut empfohlen ist, ist leider in manchen Gegenden Italiens, namentlich den früher bourbonischen, noch festgewurzelt, und ein Fehltritt, wie namentlich unsere im Lande noch unerfahrene Stipendiaten und Stipendiatengenossen sie mitunter machen, kann viel verderben, hat schon vielfach manches verdorben. Wir haben eben nicht mehr die Neapolitaner, Römer, Toskaner, sondern Italiener vor uns. Je erfreulicher unser Nationalgefühl sich herausbildet, um so schwerer mag uns bisweilen etwas Zurückhaltung und ein derartiges sich Einfügen werden, aber es muß sein, und wird dankbarer Anerkennung und der Wissenschaft zu gute kommenden Erfolges sicher sein.

Am wenigsten werden wir in Zukunft Gelegenheit haben, in Rom selbst, im nördlichen Etrurien, in Oberitalien und in Sicilien an der Beobachtung und unmittelbaren Bergung und Verarbeitung der Fundthatsachen uns selbst zu beteiligen, etwas länger mag unsere Mitwirkung in Südetrurien, der östlichen Romagna, den Bergländern, am längsten im festländischen Königreich Neapel thunlich sein und von den verständigen Italienern ohne Eifersucht gesehen werden: in Campanien, Samnium, Lucanien und Calabrien werden unsere archäologischen Rekruten wohl noch auf ziemlich lange hinaus Gelegenheit haben, sich im Protokollieren von Fundthatsachen zu üben und somit praktisch dessen hohe Wichtigkeit zu erkennen, und gleichzeitig anregend zu wirken auf den lokalen Unternehmungsgeist.

Auf ein anderes Blatt gehört die Verarbeitung des Gefundenen, sowohl des frisch Herausgekommenen als des alten Besitzes, darunter auch jene Arbeiten, von denen ich einige besonders namhaft gemacht habe. Da heisst es natürlich: je mehr brauchbare Hände, desto besser; da wird unser Institut zunächst immer wieder einzusetzen haben, und bei diesen Arbeiten werden unsere jungen über die Alpen ziehenden Archäologen und hoffentlich auch Architekten auch fernerhin reiche Gelegenheit finden, ihre Kräfte zu stählen und möglichst allseitig auszubilden.

Vorausgesetzt, dass den Veröffentlichungen unseres römischen Institutes die nötige Selbständigkeit gewahrt bleibt, und die nötige Freiheit der äusseren Entfaltung wiederverliehen und gefördert wird, werden auf dem angedeuteten Arbeitsgebiete auch von uns Deutschen geleistete Arbeiten ihren Platz würdig behaupten können, vielleicht sogar einen Vorrang behalten vor manchen derjenigen italienischen Arbeiten, die ein enges Zusammengehen der philologischen mit der archäologischen Forschung verlangen, so lange nicht die so vielfach erstrebte und verhandelte Reform des Unterrichtswesens, insbesondere der Facoltà di lettere stattgehabt, und die sozialen Verhältnisse der Gymnasiallehrer und Museumsbeamten in Italien sich gebessert haben: denn bis jetzt fehlen für den höheren und umfassenderen Wissenschaftsdienst auf unseren Gebieten und dem epigraphischen drüben noch vielfach die Kräfte, im Süden der Halbinsel natürlich mehr wie im Norden. Verhältnismässig klein ist daher auch bis jetzt die Zahl derjenigen Forscher, welchen es gelingt, aus den lokalen oder stofflichen Fesseln sich so frei zu machen, dass ihnen das Altertum ein Ganzes ist, und das Einzelmonument nur ein Buchstabe im Buche der Wissenschaft. Suchen wir des Vertrauens, das in stillschweigender Anerkennung dieser Thatsache, und des von uns Geleisteten unserer Mitarbeit bisher entgegengebracht worden ist, uns auch fernerhin würdig zu erweisen, suchen wir auch in Zukunft in ehrlichem Zusammenwirken, da wo es angebracht und wo wir glauben dürfen, dass ein solches uns zukommt, uns einander nahe zu halten, so wird auch das gegenseitige Verständnis nicht fehlen; und ermöglicht wird sein trotz mancher nicht unbedenklichen Neuerung, eine auch fernerhin mit Italien eng verbundene segensreiche Thätigkeit des archäologischen Instituts zu Rom, segensreich hoffentlich nicht bloß im Interesse der jeweiligen Stipendiaten, ihrer Ausbildung und der besonderen Unternehmungen des Instituts, sondern im Interesse der geschichtlichen Erkenntnis überhaupt, und insbesondere des geistigen Verständnisses der italienischen und deutschen Nation, wenn wir, wie es Henzen that, den italienischen Genossen gegenüber in unserer gemeinsamen Arbeit, namentlich in unserm prinzipiellen

Verhältnis zu den Aufgaben der Wissenschaft, zur Richtschnur uns setzen das Wort Augustins: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

An der Diskussion beteiligt sich nur Prof. Dr. Michaelis, indem er nicht gegen das Gesagte, sondern nur als Ergänzung zu den bezüglichen Worten der Einleitung einige erläuternde Bemerkungen macht über die Veränderungen in den Zeitschriften und Publikationsmitteln des archäologischen Instituts; er betont namentlich, daß zwar die 'Monumenti' nach Berlin verlegt worden seien, aber nicht als eine Berliner Zeitschrift, sondern als eine gemeinsame Publikation der sämtlichen Organe des archäologischen Instituts. Die Gründe dieser Verlegung lägen teils in dem Umstande, daß die Publikationsmittel in Deutschland gegenwärtig im Gegensatze zu früher vollkommener wären als in Italien, teils in dem Bedürfnisse, die Publikationen bei der schwierigen und kostspieligen Art zu centralisieren.

Der Vorsitzende spricht für den äußerst anziehenden und instruktiven Vortrag dem Redner den Dank der Sektion aus.

---

### Dritte Sitzung.

Freitag den 30. September 1887, Vormittags 8 Uhr gemeinschaftlich mit der philologischen Sektion.

Vortrag des Rektor Dr. Weizsäcker-Calw:

#### Über die Topographie der athenischen Agora bei Pausanias.<sup>1)</sup>

Meine Herren! Für die Topographie von Athen im Altertum sind wir trotz aller Forschung an Ort und Stelle immer noch auf die Beschreibung des Pausanias angewiesen, 'als die einzige umfassendere auf Quellenstudien und Autopsie beruhende' (Lolling). Wenn nun in dieser manches dunkel, widersprechend, unrichtig, vieles übergangen und vernachlässigt erscheint, so dürfen wir in erster Linie nicht vergessen, daß Pausanias keineswegs eine vollständige und gründliche Beschreibung geben will, sondern nur das nach seiner Meinung Hauptsächlichste in Bezug auf Sagen und Sehenswürdigkeiten (1, 39, 3); wir müssen versuchen, das Dunkle zu erhellen, die Widersprüche aufzulösen, die Unrichtigkeiten zu erklären, die Gründe für das Übergehen so mancher Sehenswürdigkeiten zu erkennen, und dürfen uns nicht damit begnügen, zu sagen: er hat das und das weggelassen, weil er es in seiner Quelle nicht fand. Es ist über die Quellen und Schriftstellerei des Pausanias neuestens ein Buch erschienen, das in der Verkleinerung des Periegeten das Äußerste leistet, und ihn zu einem Schwindler stempelt, der aber eben deswegen, weil er nicht Eigenes biete, sondern bessere Quellen aus früheren Zeiten ausschöpfe, für uns erhöhten Wert gewinnen soll. Wenn aber H. Kalkmann trotz diesem Ergebnisse seiner Untersuchungen an der Thatsache nicht zweifelt, daß Pausanias doch die meisten Stätten, die er beschreibt, selbst gesehen habe, so sind wir, glaube ich, nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet, seine Beschreibung in erster Linie von der Voraus-

---

1) Wegen der Kürze der dem Redner zugemessenen Zeit mußte von den nachfolgenden Ausführungen im Vortrage einiges weggelassen werden.



setzung aus zu verstehen zu suchen, daß er Selbstgesehenes beschreibt, und ich glaube zeigen zu können, daß gerade in der Beschreibung von Athen, insonderheit in der des Kerameikos alle Unklarheiten und Lücken sich am besten aus der Route erklären lassen, welche Pausanias verfolgt hat. Indem ich mich aber auf die Topographie der Agora beschränken will, wird es infolge der Eigenart dieser Route unvermeidlich sein, auch über den Markt da und dort hinauszugreifen. Nur das will ich über diese Route vorausschicken, daß dieselbe, so wie ich sie erkannt zu haben glaube, alle Hauptstraßen und wichtigsten Gebäude und Denkmäler berührt, und daß diejenigen Sehenswürdigkeiten, die nicht an dieser Route lagen, und von Pausanias doch gelegentlich angeführt werden, wie die Hadriansbauten, die Gerichtshöfe, das Monument des Philopappos, eben deswegen für sich im Zusammenhange behandelt wurden, weil außerhalb der Hauptroute nur noch Streifzüge in einzelne Straßen möglich waren, die topographische Anordnung also eine grobe Zersplitterung zur Folge gehabt hätte.

Die Marktniederung in Athen hat auf drei Seiten feste Grenzen: im Westen den Hügel, welcher das sogenannte Theseion trägt und gemeiniglich für den Kolonos Agoraios gehalten wird, im Süden den Areopag, im Osten wieder einen zu gleicher Höhe wie der Theseionhügel sich erhebenden aber breiteren Rücken, an dessen Abhang gegen den Markt sich die Attalosstoa erhob. Merkwürdigerweise erwähnt Pausanias weder diese Stoa, noch den Theseustempel. Was jene betrifft, so zieht man aus ihrer Übergehung den Schluß, Pausanias habe eine Quelle benutzt, die älter sei, als die Gründung der Attalosstoa. Warum will man beim Theseion nicht den gleichen Schluß ziehen? Offenbar, weil man damit auf eine zu alte Quelle geraten würde. Ist es denn aber nicht viel näher liegend, die Übergehung dieser Gebäude daraus zu erklären, daß der Perieget sie eben infolge des von ihm eingeschlagenen Weges nicht berührt und also nicht gesehen hat?

Innerhalb des so begrenzten Raumes finden sich aus dem Altertume die Reste der sogenannten Gigantenhalle, mit welchen also gerechnet werden muß und von welchen Pausanias ebenfalls schweigt. Kaupert (Berl. Phil. Wochenschr. 1887, Nr. 18) zieht auch noch das erhaltene Thor der Athena Archegetis in den Kreis der Betrachtung, welches auf der östlich die Marktniederung begrenzenden Anhöhe 'einen Plateaurand krönt, der einen Meter höher liegt, als der Stylobat des sogenannten Theseustempels', und welches Pausanias ebenfalls nicht erwähnt. Von diesem Thore führte nach Kauperts unzweifelhaft richtiger Ansicht eine Straße an die Südseite der Attalosstoa, und mündete hier in die eigentliche Agora ein.

Diese Straße nach Westen verlängert, soll nun nach den meisten neueren Topographen die vielumstrittene Hermenstraße bez. Hermenhalle sein; denn diese Straße, behauptet Kaupert, war durch eine offene Säulenhalle bedeckt. Wo das steht, ist mir nicht bekannt. Auch die Hermenstraße erwähnt Pausanias nicht; und wo sonst von derselben die Rede ist, wird nie der Ausdruck Straße, sondern immer nur 'die Hermen' gebraucht.

Noch ein wesentliches Stück der Agora wird von Pausanias nicht genannt, die Orchestra und der Altar der Zwölfgötter. Auch diese 'Lücke' wird sich einfacher aus der Autopsie als aus dem Schweigen seiner Quellen erklären.

Wie schon bemerkt, ist von den Hermen nirgends als Straße die Rede. Nur die Schwierigkeit, die Hermen unterzubringen, hat zu der, so viel ich weiß, jetzt allgemein angenommenen, aber durch keine Angaben der Schriftsteller begründeten Zwei-

teilung der Agora in einen nördlichen Kauf- und südlichen Staatsmarkt geführt, ohne daß es doch gelungen wäre, eine den Angaben der Alten gerecht werdende Ansetzung der Hermen zu finden. Diese Zweiteilung muß aufgegeben werden, wenn man zu einer befriedigenden Anordnung der den Markt umgebenden Gebäude gelangen will. Um diese Zweiteilung zu stützen, hat man gesagt, daß der Lärm und die Unruhe des Handelsmarktes die Funktionen in den öffentlichen Gebäuden und Heiligtümern hätte stören können, als ob nicht zu allen Zeiten und überall gerade die öffentlichen Gebäude und Heiligtümer an den belebtesten Plätzen angebracht worden wären, und als ob nicht der Marktlärm meist nur auf gewisse Stunden des Tages (die ἀγορὰ πλήθουσα) sich beschränkt hätte und an Festtagen mit Prozessionen ganz hätte verstummen müssen.

Von den bei Pausanias erwähnten Gebäuden werden nun die Königshalle, die Stoa des Zeus Eleutherios und der Tempel des Apollo Patroos ziemlich einstimmig auf die Westseite, das Metroon und Buleuterion auf die Südseite des Marktes versetzt, die Poikile aber ist schon so ziemlich um den ganzen Markt herumgewandert, ohne bis jetzt zur Ruhe kommen zu können, da sich gegen jede Ansetzung immer wieder gewichtige Bedenken erheben.

Der innere Kerameikos, der eine im wesentlichen nordsüdliche Richtung hat, hing an seiner nordwestlichen Ecke mit der breiten vom Dipylon heraufkommenden Dromosstraße zusammen. Die Einmündung dieser Straße, deren Richtung durch das Dipylon und den Nordostfuß des Theseushügels gegeben ist, erfolgte nicht nur in der ganzen Breite dieser Straße, sondern es war an dieser Ecke ein ganzer Straßensenstern, an welchem zum mindesten sechs Straßen zusammentrafen, von Osten und Süden die Straßen von der Nord- und Westseite des Marktes, von Südwesten die Straße, die nach Melite hinaufführte, von Nordwesten der Dromos, und von Norden bez. Nordosten allermindestens eine, wenn nicht zwei Straßen, die in die nördliche Stadt führten. In der Mitte dieses Sterns stand das von Pausanias (1, 15, 1) erwähnte Triumphthor, das die Athener zu Ehren des Sieges über Pleistarchos, den Bruder des Kassander, errichten ließen. Der Marktplatz selbst, den man, von diesem Thore herkommend, an der Nordwestecke betrat, war auf allen vier Seiten von meist öffentlichen Gebäuden umgeben, an welchen entlang breite Straßen hinzogen; gegen den freien Marktraum waren diese Straßen, und zwar jedenfalls die westliche und nördliche durch eine Reihe von Hermensäulen abgegrenzt, der Marktraum selbst aber größtenteils mit stehenden Buden bedeckt. Wo die Nord- und Weststraße zusammentrafen, stand das ehernen Bild des Markthermes (Paus. 1, 15, 1). Die Westseite des Marktes nehmen die Stoa βασιλειος, die Halle des Zeus Eleutherios und der Tempel des Apollo Patroos ein. Jene beiden Hallen kehrten ihre Langseiten dem Markte zu. Diese Anordnung erfordert nicht nur die Rücksicht auf das gleich hinter diesen Hallen ansteigende Terrain des Kolonos Agoraios, sondern auch die Angabe über die Akroterien der Königshalle, von denen das hintere vom Markte aus bei einer westöstlichen Orientierung der Halle nicht sichtbar gewesen wäre. Der Eingang der Königshalle muß von Süden gewesen sein, wie sich aus Pausanias entnehmen läßt s. u. Dagegen gestattet das Terrain die westöstliche Orientierung für den dritten Bau der Westseite, den Tempel des Apollo Patroos, bei dem dieselbe überdies durch Rücksichten des Kultus gefordert war. Ein Altar des Apollo auf dem Markte, der in der Vita X oratorum 843<sup>b</sup> erwähnt wird, gehört ohne Zweifel vor diesen Tempel.

Dafs die Südseite des Marktes von dem heiligen Bezirke des Metroon eingenommen war, ist heutzutage wohl allgemein angenommen. In diesem Bezirke standen der Tempel der Göttermutter, das Buleuterion und, wenn es ein eigenes Gebäude war, das Thesmothesion, welches vielleicht eine blofse Appendix des Buleuterion war, sowie endlich die Tholos. Dafs im westlichen Teile dieses Bezirks noch nahe dem Markte der Tempel der Artemis Eukleia stand, hat Löschcke (Dorpater Progr. 1883, 14. 1884, 20 ff.) im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht. Und wenn die Angabe Löschckes, dafs die Tempel der Eukleia gewöhnlich Rundtempel waren, auch für den athenischen Tempel zutreffend ist, so wäre die Südseite des Marktes auf der Ost- und Westecke je von einem Rundgebäude, Tholos und Eukleiatempel, flankiert gewesen.

In der Südostecke der Agora, dort, wo die Marktniederung sich zwischen den Fuß des Areopag und der Akropolis einbuchtet und ein Pfad sich zur Burg hinaufzieht, ist die Orchestra zu suchen. Auch sie nennt Pausanias nicht. Die von ihm nach der Tholos erwähnten Gebäude und Denkmäler schlossen sich dem Metroon südöstlich an, und umziehen den Rand der Orchestra, also den südöstlichen Raum der Agora bis zu der Gruppe der Tyrannenmörder. Die Orchestra setzen alle neueren Topographen in die Südhälfte des Marktes, Lange und Löschcke wollen den Namen auf diesen ganzen Raum, den angeblichen Staatsmarkt, ausgedehnt wissen, während Milchhöfer (Baumeisters Denkm. S. 165) sie mehr in der von mir angenommenen Ecke zu suchen scheint. Auch Th. Bergk (Gr. Litteraturgesch.) spricht sich in ähnlichem Sinne aus und U. v. Wilamowitz, der im Hermes XXI S. 597 ff. über die Bühne des Äschylos handelt und schon diese an die Stelle des späteren Theaters verlegt, kann doch wenigstens die Benennung Orchestra für einen Teil des Marktes nicht leugnen; ja die von ihm angeführte Platostelle (Apologie 26, Ε οἱ νέοι ταῦτα παρ' ἐμοῦ μανθάνουσιν, ἃ ἔστιν ἐνίστε, εἰ πάνυ πολλοῦ, δραχμῆς ἐκ τῆς ὀρχήστρας πριαμένους σωκράτους καταγελᾶν, ἂν προσποιῆται ἑαυτοῦ εἶναι etc.) ist ein deutlicher Beweis gegen die Unterscheidung von Staats- und Kaufmarkt, denn es geht daraus hervor, dafs auf der Orchestra, die doch nur im südlichen Teile des Marktes sein kann, die Buchhändler ihre Ware absetzten, also auch dieser Teil dem Handelsverkehre diente.

Die Hauptstellen über die Marktorchestra sind:

Timäus, Lexikon Platon.: ὀρχήστρα τὸ τοῦ θεάτρου μέσον χωρίον καὶ τόπος ἐπιφανὴς εἰς πανήγυριν, ἐνθα Ἀρμόδιου καὶ Ἀριστογείτωνος εἰκόνες.

Photius, lex. II, p. 30, 15 N: ὀρχήστρα πρῶτον ἐκλήθη ἐν τῇ ἀγορᾷ etc.

(Andok. de mysteriis I, 38: ὄραν (ὁ Διοκλείδης) ἀνθρώπους πολλοὺς ἀπὸ τοῦ ψδείου καταβαίνοντας εἰς τὴν ὀρχήστραν· δείξας δὲ αὐτοῦς, εἰσελθὼν ὑπὸ τὴν σκιὰν καθέζεσθαι μετὰ τοῦ κίονος καὶ τῆς στήλης, ἐφ' ἣ ὁ στρατηγός ἐστιν ὁ χαλκοῦς.)

Letztere Stelle vorerst nur bedingt zu gebrauchen.

Milchhöfer bezeichnet die Orchestra als eine halbkreisförmige Erdterrasse (nicht natürliches Felsplateau), wir werden uns aber vorstellen müssen, dafs dieselbe in ihrer nördlichen Hälfte gleiches Niveau mit der Marktebene hatte und gegen Süden dem Terrain entsprechend mälsig anstieg. Die Gruppe der Tyrannenmörder giebt hier einen festen Markstein. Diese ist bei Paus. 1, 8, 5 nach einer längeren Aufzählung von Denkmälern das letzte, das er vor dem vielberufenen Odeion nennt. Halten wir hier zunächst an der natürlichsten Annahme fest, dafs an dieser Stelle Pausanias seine städtische Route

nicht abgebrochen habe, um uns plötzlich vor das Thor bei der Kallirrhoë hinaus zu versetzen, sondern daß er seine Wanderung fortsetzt, indem er hier in den Fußweg einbiegt, der zum Areopag und zur Burg hinaufführt, so ergibt sich hieraus für die Markttopographie zunächst nur das negative Resultat, daß Pausanias auf die südliche Marktseite nicht die östliche beschreibt, sondern den Marktrand hier verläßt. Seine Ansetzung der Tyrannenmörder aber stimmt mit den übrigen Angaben der Alten vollständig überein. Denn wenn Arrian (anab. 3, 16, 8) von denselben sagt: καὶ νῦν κεῖνται Ἀθήνησιν ἐν Κεραμειῷ αἱ εἰκόνες, ἥ ἄνιμεν εἰς τὴν πόλιν καταντικρὺ μάλιστα τοῦ Μητροῦ, so ergibt sich hieraus klar, daß die Gruppe noch am Markte stand, daß also auch bei Pausanias, was er vor ihr nennt, alles noch am Südrande des Marktes zu suchen ist, nicht schon in ziemlicher Höhe über demselben. Damit stimmt auch der Ausdruck ἥ ἄνιμεν εἰς τὴν πόλιν, denn er weist darauf hin, daß hier der Burgsteig anfängt (Futurbedeutung), sowie endlich die Bestimmung 'ungefähr gegenüber dem Metroon'; denn dieses kennen wir als Bezeichnung für den ganzen Bezirk auf der Südseite des Marktes, der also bis an die westliche Peripherie der Orchestra heranreichte, so daß die Tyrannenmördergruppe hiernach an die östliche Peripherie zu versetzen ist. An der Stelle der größten Öffnung der Orchestra gegen den Markt beträgt der Durchmesser immerhin 70—80 Meter, was einen Platz ergibt fast so groß als der Zuschauerraum des Dionysostheaters. Die Bezeichnung Orchestra aber läßt auf einen, nicht bloß durch natürliche Grenzen abgeschlossenen Raum schließen, den wir uns also etwa umzäunt, oder mit Schranken oder Ketten umzogen denken müssen, und dessen Zugang im Süden, ἥ ἄνιμεν εἰς τὴν πόλιν, vielleicht durch eine Thoranlage ausgezeichnet war. Jedenfalls überschaute man hier, von der Burg herabkommend, über die Orchestra hinweg den ganzen Markt in der Diagonale bis zum Hermes Agoraios und der Stoa Basileios.

Die von Pausanias (1, 8, 5) erwähnte Statue des Redners Demosthenes von Polyektos stand nach der Vita X orat. 847a nahe bei dem περικυοίνισμα und dem Altare der Zwölfgötter, nach derselben Quelle auf oder an dem Markte. Auch der Altar der Zwölfgötter stand 'auf dem Markte' und war errichtet von dem jüngeren Peisistratos, dem Sohne des Hippias (Thuk. 6, 54, 7); daß von ihm aus die Entfernungen nach den Hauptgriechenstädten gezählt wurden, ergibt sich aus Herodot II, 7, und aus einer öfter citierten Inschrift<sup>1)</sup> (C. I. A. II 1078). Mitten auf dem Markte kann er nicht gestanden haben, wenn er dem Perischoinisma und der Demosthenesstatue benachbart gewesen sein soll. Setzen wir ihn aber in den Mittelpunkt der Orchestra, so vereinigen sich alle Angaben trefflich miteinander. Ἀκτεὸς ὀμφαλὸν θυόεντα nennt ein Pindarfragment (45 Boeckh) diesen Altar, um den an den Dionysien sich ein großer Teil des Festes mit Chören und Rhapsodenvorträgen abspielte. (Xenoph. Hipparchikos 3, 2. Klearch. apud Athen. VII, 275 B. Otf. Müller, Kunstarch. Werke V, 143.) Auch die Platane, unter der die Demosthenesstatue stand (Plut. Dem. 31) findet so ihre Statt; aus Plutarch (Kim. 13) erfahren wir nämlich, daß Kimon den Markt mit Platanen geschmückt habe; ohne Zweifel erfüllten diese nicht den Marktraum, sondern umgaben denselben stellen-

1) Ἡ πόλις ἔστησέν με βροτοῖς μνημεῖον ἀληθές,  
Πάσιν σημαίνειν μέτρον ὁδοπορίας.  
ἔστιν γὰρ τὸ μεταξὺ θεῶν πρὸς δώδεκα βωμὸν  
... καὶ τεσσαράκοντ' ἐκ λιμένος στάδιοι.

weise am Rande, so auch die Orchestra im Halbkreise, und unter diesen Platanen müssen wohl die von Pausanias (1, 8, 2—5) erwähnten Statuen grösstenteils gestanden haben, von denen dann mit Recht gesagt werden konnte, sie stehen am Markte; denn das Perischoinisma oder die Orchestra war ja noch ein wesentlicher Teil des Marktes. Ob auch der von Plutarch (Arist. 7) genannte τόπος τῆς ἀγορᾶς περιπεπραγμένος ἐν κύκλῳ δρυπάκτοις auf die Orchestra zu beziehen ist, wage ich nicht zu bestimmen, doch ist es mir sehr wahrscheinlich.

Sind die bisherigen Kombinationen richtig, so hätten wir, an den Metroonbezirk östlich anschliessend, einen grossen kreisförmigen, abgegrenzten Raum, in dessen Mitte der Altar der Zwölfgötter, um dessen südliches Halbrund eine Platanenreihe und darunter eine Reihe von Statuen berühmter und verdienter Männer sich befand, und zwar am weitesten östlich die Gruppe der Tyrannenmörder. Nach der Tholos nennt Pausanias ἀνωτέρω, also etwas höher gelegen, die Bildsäulen der Eponymen-Heroen der attischen Phylen, ohne jedoch der dazugehörigen Halle, des Amtlokals des Archon Eponymos Erwähnung zu thun. Dafs dieselben an einem hervorragenden Platze, und neben dem Prytaneion (= Buleuterion), also auch noch am Markte standen, ergeben mehrfache Erwähnungen der Alten, z. B. Schol. Arist. Pax 1183, Demosth. 20, 94 und Schol. Aesch. c. Ctesiphon p. 430, aus denen auch hervorgeht, dafs daselbst öffentliche Bekanntmachungen, namentlich solche der Thesmotheten über Widersprüche in der Gesetzgebung, sowie die Listen der Militärpflichtigen angeschlagen wurden (s. Milchhöfer 164). In diesem Falle müssen wir auch die Eponymen bis an den Rand der Orchestra vorrücken, und wir werden sehen, dafs auf diese Weise sich auch Beziehungen zwischen den Amtlokalen der Südseite des Marktes und dem an der Ostseite anzusetzenden öffentlichen Gebäude ergeben.

An die Eponymenstatuen anschliessend, folgten die Statuen des Amphiaraios und der Eirene mit dem Plutoskinde von Kephisodot, dann der Redner Lykurg, Lykophrons Sohn, und Kallias, 'der den Griechen den Frieden mit Artaxerxes, des Xerxes' Sohn, vermittelte', sodann Demosthenes. 'Nahe diesem Bilde' erwähnt Pausanias den Arestempel. Dieser darf also nicht so weit oben am Areopag angesetzt werden, wie heutzutage allgemein geschieht, nämlich auf die Terrasse des Hag. Dionysios Areopagita, sondern mufs mit der Nordostecke seines Peribolos bis nahe an die Orchestra herangereicht haben, wo auch der ebene Raum für ein Gebäude von seiner Grösse noch nicht schwer herzustellen war. Hier ergeben sich eine Menge wichtiger Beziehungen: Infolge des sogenannten Kimonischen Friedens errichteten die Athener einen Altar der Eirene und ehrten den Kallias, der als Gesandter fungiert hatte, ganz besonders (Plut. Kim. 13). Die Eirenestatue des Kephisodot gehört in dieselbe Zeit, und da die Statue des Kallias unter den übrigen von Pausanias genannten weitaus die älteste ist, so wird die auferordentliche Ehre, die die Athener dem Kallias erwiesen, wohl in der Errichtung seiner Statue in der Nähe der Eirene bestanden haben. Auch der στρατηγὸς χαλκοῦς bei Andokides paßt prächtig zu der von mir vorgeschlagenen Anordnung. Diokleides kommt bei Vollmond den Markt herauf, sieht beim Thor, das aus dem Markte hinausführt, angekommen, viele Leute vom Odeion her, d. h. von dem Sattel zwischen Burg und Areopag in die Marktchestra herabkommen. Da er sie fürchtet, tritt er aus dem Wege unter den Schatten, natürlich der Platanen, zwischen dem Pfeiler (des Marktthores) und der

Stele des ehernen Feldherrn (Kallias). Anders konnte er den Schatten damals nicht bestimmen, da dies die beiden Endpunkte der Strecke vom Eirenealtar bis zum Burgwege waren. Von diesem Standort aus allein konnte er ihre Gruppierung beobachten, ihre Zahl schätzen und ihre Gesichter im Vollmondschein erkennen. Die Orchestra des Dionysos-theaters aber wird um diese Tageszeit wohl schwerlich allgemein zugänglich gewesen sein.

Aber die Errichtung der Eirenestatue und ihres Altars gerade an der Grenze der Orchestra hat noch einen tieferen Sinn. Nicht nur stand auch neben oder in dem alten Prytaneion eine Statue der Eirene (Paus. 1, 18, 3), sondern Eirene als Hore ist die heiterste der drei Schwestern, die Mutter des Reichtums und der Lust des Frühlings und des Dionysos, die auch auf Vasenbildern als Freundin des Dionysos erscheint (Preller I 393 f.). Wenn nun dem Dionysos in der Frühlings- und Nachtgleiche die großen Dionysien gefeiert und dabei Chöre und Rhapsodengesänge auf der Orchestra um den Zwölfgötteraltar her aufgeführt wurden, so hatte an der Festlust dieses Frühlingsfestes auch die Frühlingshore durch ihren Standort ihren Anteil und schaute hernieder auf das festliche Treiben zu Ehren ihres Freundes und der Zwölfgötter.

Auch zum Arestempel steht dieser Kult der Eirene in naher Beziehung. Ihr opferten die Strategen. Das Amt der Strategen steht aber in engster Beziehung zum Kriegsgott. Das Amtslokal derselben, das Strategion, wird demnach in nicht allzugroßer Ferne vom Arestempel zu suchen sein, wenn es nicht geradezu im Opisthodom dieses Tempels anzunehmen ist. Dadurch kommt dasselbe auch in erwünschte Nähe zu den Amtslokalen der Thesmotheten und besonders des Archon Eponymos, der die Stammrolle der Kriegsdienstpflichtigen zusammenzustellen und bei den Eponymoi auszustellen hatte. Von den Statuen, die Pausanias bei Gelegenheit des Arestempels nennt, gehören die der Aphrodite, des Ares, der Athena und der Enyo offenbar ins Innere des Tempels, denn er fährt dann fort: *περὶ δὲ τὸν ναὸν ἐστῆσαν Ἡρακλῆς καὶ Θησεύς καὶ Ἀπόλλων*. Nehmen wir dieses *περὶ* ganz wörtlich, so standen diese Bildsäulen auf drei Seiten um den Tempel her. Pausanias umgeht also den Tempel und kommt dann wieder an den Rand der Orchestra, wo er denn nun, in einiger Entfernung von Demosthenes den Kalades (oder Lasos nach U. Köhler) und Pindar und 'nicht ferne davon' die Tyrannenmörder findet. Ohne auf die Erklärung des rätselhaften Kalades hier näher einzugehen, ist anzuerkennen, daß hier am Rande der Orchestra in der Nähe des ἄστεος ὁμῶς, den er so schön besungen, die Ehrenstatue Pindars einen trefflichen Platz hatte. Die Angabe des pseudo-äschineischen Briefes 4, 3, daß die Statue *πρὸ τῆς βασιλείου τριῶν* gestanden, kann hingegen nicht in Betracht kommen. Doch ist zu beachten, daß man von dem Sattel herabkommend schräg über den Marktplatz weg die Königshalle sah, so daß am Ende von der Statue allenfalls gesagt werden konnte, sie stehe vor der Königshalle. Doch möchte ich hierauf kein Gewicht legen.

Mit der Erwähnung der Tyrannenmörder verläßt Pausanias die Südseite des Marktes. Wir folgen ihm zunächst nicht weiter, sondern wenden uns der Ostseite zu. Diese war eingenommen von dem Temenos des Theseus und der Attalosstoa. Kauptert sagt, die Rückwand der Attalosstoa steckte in der sog. valerianischen Mauer, welche bis zur Klepsydra sich fortsetzend die Lage der östlichen Gebäudefront der Agora ergibt. Ich weiß nicht, ob hiermit der valerianischen Mauer, die doch jedenfalls sehr spät erst entstanden ist (Valerian 253—260 p. Chr.), nicht eine zu grosse Wichtigkeit beigelegt wird. Die

Poikile, die Kaupert südlich von der Attalosstoa in die Flucht der val. Mauer versetzt, kann nach allen alten Autoren unmöglich hier gestanden haben. Pausanias wird bei dieser Ansetzung vollständig unverständlich, und wie könnte man bei ihr sagen, daß die Hermensäulen von der Königshalle und der Poikile ausgehen? Nein! Die valerianische Mauer berührte südlich von der Attalosstoa zunächst gar keine Gebäude, sondern lief quer durch den heiligen Raum des Theseion. Daß dieses nicht bloß ein Tempel, sondern ein sehr geräumiger Bezirk war, bezeugen verschiedene Stellen; ein τέμενος ἄκυλον nennt es Diodor 4, 62, ἐν μέσῃ τῇ πόλει Plut. Thes. 36 (Et. M. Θησεῖον, C. I. Att. II, 446, B.) einen σηκός, d. h. einen Bezirk, der einem Heroen geweiht ist, Pausanias (1, 17, 6). Es konnten in demselben sogar Truppen untergebracht werden, Thuk. 6, 61; es fanden darin Ratssitzungen statt (C. I. Att. II, 481) und nach Äschines (c. Ktesiph. 4) erteilten in dem Theseustempel die Thesmotheten gewisse obrigkeitliche Würden durchs Los. Alle diese Umstände deuten darauf hin, daß das Theseion in der Nähe des Marktes und der übrigen Regierungsgebäude lag. Und als zum Markt gehörig läßt sich das Theseion auch daran erkennen, daß es als Heroon seine Front gegen Westen, also dem Markte zu haben mußte. Wie Pausanias dazu kam, es erst nach dem Ptolemaion zu nennen, werden wir nachher sehen. Auch Milchhöfer (S. 170) setzt das Theseion östlich vom Kerameikos, ohne es jedoch ausdrücklich bis an die Ostseite desselben heranzurücken, er sucht es vielmehr nördlich von der sog. Hadriansstoa, denn 1) sei nach Demosth. 18, 129 zusammen mit 19, 249 und Apollonios vita Aeschinis das Theseion dem Heiligtum des Heros Iatros benachbart gewesen, 2) zwei sehr große, also nicht leicht zu verschleppende Inschriftplatten, die sich auf die Verwendung von Weihgeschenken in diesem Heiligtum des Heilheros beziehen, seien in der Nähe des Boreasbrunnen gefunden worden, 3) in derselben Gegend nach einer freilich unzuverlässigen Nachricht eine Inschrift ἱεροποιοὶ ἀνέθεσαν τῷ Θησεῖ, 4) einige meist bei Dimitrios Katiphori gefundene Siegerverzeichnisse aus den Theseen (C. I. A. II, 444—446) müssen ursprünglich auch im Theseion aufgestellt gewesen sein, wie dies auf einer dieser Inschriften ausdrücklich ausgesprochen ist. Allein die Fundorte einzelner Inschriftplatten können doch um so weniger ins Gewicht fallen, als dieselben unter sich ziemlich weit auseinander liegen, so daß also jedenfalls eine Verschleppung stattgefunden hat. Das Heiligtum des Heilheros wird allerdings mit Milchhöfer in die Nähe des Theseion zu versetzen sein, damit ist aber keine Nötigung gegeben, die beiden Heiligtümer soweit nördlich anzusetzen, da das gewiß kleine Heroon des Heilheros auch neben dem Theseion etwa in dessen nordwestlicher Ecke recht wohl Platz findet. Ja als Heroon hat auch dieses seine Front nach Westen und darf also wohl bis an den Ostrand der Agora vorgerückt werden. Daß Tromes, der Vater des Äschines, in jenen Demosthenesstellen in diesem Fall seine elementare Lehrthätigkeit am Markt betrieben hätte, hat nach den Sitten der Alten nichts Auffälliges, da wir auch sonst alle Arten von Unterricht am Markt betrieben finden, von den Philosophenschulen bis zum Reitunterricht. Dass aber Pausanias des Heilheros nicht gedenkt, ist nur natürlich, da er ihn auf seiner Route, wie überhaupt die ganze Ostseite des Marktes, nicht berührte. Einen Beweis für die Richtigkeit meiner Ansetzung des Theseion möchte ich endlich in der Zeit seiner Anlage durch Kimon finden.

Von der Attalosstoa war das Theseustemenos und das Heroon des Iatros durch jene Straße getrennt, welche den sog. Ölmarkt östlich vom Thor der Athena Archegetis

mit dem Kerameikos verband. Vor diesem Thor, d. h. westlich davon, wurde diese StraÙe von der vom Acharnerthor kommenden und an den Nordfuß der Akropolis führenden StraÙe gekreuzt, deren Richtung durch die Verbindungslinie des Acharnerthors mit der Flucht der sog. Hadriansstoa gegeben ist, vom Marktthor an aber ohne Zweifel direkt südlich, ungefähr parallel der Ostseite der Agora und dann dem ansteigenden Terrain Rechnung tragend in einem Bogen dem alten Prytaneion zulief. An diese StraÙe reichte mit seiner Ostgrenze das Theseion heran, an ihr lagen weiterhin die von Pausanias nach dem Theseion genannten Heiligtümer der Dioskuren und der Agraulos, an ihr lag, nach Pausanias noch vor dem Theseion, also nördlich davon das Gymnasion des Ptolemäos, etwa gegenüber der sog. Hadriansstoa. Damit stimmt die Angabe des Pausanias, 1, 17, 2, es sei τῆς ἀγορᾶς οὐ πολὺ ἀπέχον, worin zugleich implicite gesagt ist, daÙ zwischen Ptolemaion und Agora noch etwas gelegen haben muÙ, ebenso die des Plutarch (Thes. 36), daÙ es ἐν μέτῃ τῇ πόλει neben dem Theseion lag. Ferner kamen bei den Ausgrabungen an der Attalosstoa zahlreiche Ephebeninschriften zutage, die öfters das Ptolemaion erwähnen und offenbar aus demselben herkommen. Die GröÙe dieses Gymnasions mit seinen Hallen dürfen wir nach Analogie anderer Gymnasien immerhin einerseits der Länge der Attalosstoa, andererseits der jener StraÙe vom Athenathor zur Agora gleichsetzen. Dieses Gymnasion mit der Hadriansstoa zu identifizieren, wie Milchhöfer, geht nicht wohl an, da die letztere entschieden römischen Ursprungs ist und wohl richtiger für das Gymnasion dieses Kaisers gehalten wird und da nur unsere Ansetzung sich mit Pausanias vereinigen läÙt. Der Stifter des Ptolemaion, Ptolemaios Philadelphos, regierte 285—247 v. Chr., das Gymnasion ist also älter, als die Attalosstoa, die c. 150 v. Chr. von Attalos II. v. Pergamon (159—138) errichtet wurde. Wenn man lange Zeit ihre Ruinen für die des Ptolemaion gehalten hat (Milchhöfer), so ist das nur ein weiterer Beweis dafür, daÙ man auch schon lange das Bedürfnis empfand, das Ptolemaion in diese Gegend zu rücken, und daÙ durch die Erkenntnis der wahren Bedeutung der Attalosstoa die der wahren Lage des Ptolemaions eine Zeitlang verdunkelt wurde. Um das Terrain des Marktes, das gegen das Ptolemaion zu mäÙig anstieg und wahrscheinlich vorher mit unscheinbareren Verkaufshallen oder -Buden bedeckt war, für die Errichtung der Attalosstoa zu ebenen, muÙte am Süden der Boden 3—4 m tief abgetragen werden. Die schmalen, schlitzartigen Fenster der Rückwand deuten darauf hin, daÙ zwischen der Stoa und dem Gymnasion keine StraÙe, sondern höchstens eine enge, nicht fahrbare Gasse anzunehmen ist, wie denn die ganze Anlage der Stoa zeigt, daÙ dieselbe an dieser Stelle zwischen den Markt und das Gymnasion hereingezwängt wurde und daÙ das dahinter liegende Gymnasion infolge der für die Stoa nötig gewordenen Abgrabungen an seiner Südwestseite einer Stützmauer bedurft haben wird. An der Nordseite der Stoa und des Gymnasions muÙ eine StraÙe von der Agora zur acharnischen StraÙe herübergeführt haben. Diese StraÙe war, soweit sie die Nordseite des Marktes entlang lief, an ihrer Südseite gegen den Marktraum von einer Hermenreihe begrenzt.

An ihrer Nordseite lag auÙer einigen Privathäusern, Wirtschaften u. dergl. gegen ihr westliches Ende die Stoa Poikile, die so mit ihrer Südwestecke der Nordostecke der Königshalle gegenüberlag. Mit dieser Anordnung vereinigen sich alle Angaben der Alten aufs beste, namentlich die Angaben über die vielumstrittenen Hermen. Eine Hauptstelle über die Hermen bei Harpokration lautet: ἀπὸ τῆς ποικίλης καὶ τῆς τοῦ



βασιλέως τοῦ εἰς οἱ ἔρμαι καλούμενοι. Daraus geht offenbar soviel mit unumstösslicher Sicherheit hervor, daß diese beiden Hallen nicht auf zwei gegenüberliegenden Seiten des Marktes gestanden haben können, sondern daß beide zusammen den Ausgangspunkt der Hermen bilden müssen. Dies ist nun entweder so zu denken, daß beide Hallen neben einander standen und von ihnen ausgehend die Hermen zu beiden Seiten einer über den Markt hinlaufenden Straße standen, oder aber, daß beide Hallen im Winkel zu einander standen und so von ihnen die Hermen nach zwei verschiedenen Seiten ausgingen. Ersteres ist nach unserer Anordnung der Westseite nicht möglich und auch mit Pausanias unvereinbar; letzteres in jeder Hinsicht das Wahrscheinlichere, man wollte denn den Periegeten solche Kreuz- und Querzüge machen lassen wie K. Lange. Da nun aber ferner von einer von Hermen beiderseits eingefassten Straße nirgends die Rede ist, also die in diesem Fall notwendige Annahme einer den Markt diagonal durchschneidenden Hermenstraße ebenfalls in Wegfall kommt, da wir endlich schon zu Anfang von der Zweiteilung der Agora in Staats- und Kaufmarkt abgesehen haben, so bleibt nur noch eine Möglichkeit. Unter allen Umständen mußte der in seiner Mitte dem Handelsverkehr, sowie teilweise größeren Versammlungen gewidmete Raum an seinen vier Seiten mit einer vom Markt unabhängigen, für den Stadtverkehr freibleibenden Straße umzogen sein. Der Platz mußte von den Straßen abgegrenzt sein und diese Abgrenzung geschah auf den zwei Seiten, wo dies am notwendigsten war, auf der Nord- und Westseite in markanter Weise je durch eine Reihe von Hermen. War dies ihre Aufstellung, so ist die Angabe, daß sie von der Königshalle und Poikile ausgegangen seien, vollständig zutreffend, da man sich bei dieser Angabe natürlich an die Nordwestecke des Marktes versetzt. An dieser Ecke beim Zusammentreffen der Hermenreihen muß, wie schon angedeutet, der Hermes Agoraios gestanden haben, den auch Pausanias an der durchaus richtigen Stelle erwähnt. Wenn es sonst von ihm heißt, er sei κατὰ τὴν ἀγορὰν, ἐν τῇ ἀγορᾷ, παρὰ τὴν Ποικίλην gestanden, so paßt das alles zu unserer Ansetzung; ja selbst die Angabe eines Schol. zu Lucian Iupp. trag. 33 ἐν μέσῃ τῇ ἀγορᾷ hat noch ihre Berechtigung, da sich der Markt bis in die Dromosstraße hinauserstreckte. Ob auch die Ostseite des Marktes entlang Hermen standen, ist wohl kaum auszumachen, doch ist es nicht unwahrscheinlich, da auch vor Erbauung der Attalosstoa dort eine Straße gegangen sein muß. Auch der Ausdruck οἱ περὶ τὴν ἀγορὰν ἔρμαι bei Plutarch vita Andocidis weist darauf hin. Wenn ferner Xenophon im Hipparchikos 3, 2 den Vorschlag macht, es wäre schön, bei den Festzügen rings um den Markt herum an den Heiligtümern der Götter vorbeizureiten, anfangend bei den Hermen und bis wieder zu diesen zurück, so versteht sich, daß er sich den Anfang und das Ende dieser Kavalkade an der Nordwestecke des Marktes denkt, wo ja auch die Hermen anfangen und, wenn man von Osten herkommt, aufhören, und wo die Festzüge nach ihrer Aufstellung und Ordnung in dem äußeren Kerameikos die Agora betraten. Daß bei solchen Prozessionen die Marktstraße entlang zur Bequemlichkeit der Zuschauer Tribünen errichtet waren, ergibt sich wenigstens für die Westseite aus der Nachricht des Athenäus IV, 167 F, wonach Demetrios als Hipparch seiner Hetäre Aristagora an den Panathenäen ein Gerüst errichten ließ, höher als die Hermen. Wenn endlich Sokrates gern bei den Hermen verkehrte, so ist damit eben gesagt, daß er sich gern auf den Straßen umhertrieb, die den Markt umzogen, weil er hier immer regen Menschenverkehr fand.

Die Stoa Poikile, eigentlich Stoa des Peisianax, wurde von diesem in der kimonischen Zeit errichtet (Plut. Cim. 4), also zu einer Zeit, wo überhaupt der Markt nach

der persischen Zerstörung mehr und mehr verschönert wurde, wie denn auch die Befreiungshalle die Perserkriege zur Voraussetzung hat. Doch muß die Anlage des Neumarktes in der von uns geschilderten Ausdehnung schon zu Peisistratos' Zeiten geplant gewesen sein. Wenigstens hat es K. Lange sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Königshalle schon unter Peisistratos erbaut wurde. Und daß auch das Leokorion, ein abgegrenzter, wahrscheinlich zur Lustration des Volkes bestimmter Raum, schon damals auf dem Markte lag, ergibt sich aus der Geschichte von der Ermordung des Hipparch. Denn das Thor, von dem dort die Rede ist und durch das die Mörder hereinstürmten, ist keineswegs das Dipylon, sondern das alte Stadthor, das in der Nähe, wo nicht an der Stelle des späteren Siegesthores am Übergang vom äußeren in den inneren Kerameikos lag. Das lehrt unumstößlich die Erzählung des Hergangs bei Thukydides (VI, 57). Auch die Mißhandlung des Ariston durch Konon und Genossen bei Demosthenes (c. c. Kon.) spricht für die Ansetzung des Leokorion in der Nähe der Nordwestecke des Marktes. Es legt sich daher die Vermutung nahe, daß die rätselhafte Gigantenhalle, die nach meiner Anordnung der Marktgebäude noch in den freien Marktraum und zwar gegen dessen nordwestliche Ecke hin zu liegen kommt, eben nichts anderes ist, als ein römischer Neubau an Stelle dieses alten Bezirks.

Doch ich kehre zur Nordseite des Marktes zurück. Offenbar war diese in der Blütezeit Athens der belebteste Teil des Kerameikos. An der Übergangsstelle von dem gleichfalls mit Bazars umgebenen Dromos zur Agora, wo, wie ich angedeutet, eine größere Anzahl von Straßen zusammenmündeten, mußte sich ein besonders reger Verkehr entwickeln; hier hatten am Fusse des Kolonos Agoraios die Dienstmänner ihren geeigneten Aufstellungsort, hier werden auch die τράπεζαι der Geldwechsler gewesen sein (Theodoret, Therap. XII), hier mehr nach Osten zu das koupeîon, die Barbierstube, wo die Dekeleer zu verkehren pflegten (Lysias 23, 2), hier neben der Poikile auch das Haus des Meton und wohl auch das des Andokides. Ich kann mich hier, wenn ich fertig werden soll, auf die Streitfragen über Meton und über den Kolonos Agoraios nicht näher einlassen. Nach meiner Überzeugung aber kann unter dieser Bezeichnung nur der sogenannte Theseionhügel verstanden werden.

Es erübrigt mir nun noch, die Periegeese des Pausanias mit meiner Anordnung der Agora in Einklang zu bringen. Dazu wäre nun freilich noch nötig, den Beweis zu führen, daß das von Pausanias nach den Tyrannenmördern erwähnte Odeion das alte städtische, vorperikleische Odeion war, an dessen Stelle Herodes Attikos dann ein neues errichtete, daß ferner das Eleusinion südlich vom Areopag lag und daß die ganze sogenannte Enneakrunosepisode überhaupt keine Episode ist, sondern daß Pausanias von der Südostecke des Marktes über den Sattel zwischen Areopag und Akropolis um die Südseite des Areopags, das Eleusinion, herumging, daß er dort oben auf die Panathenäische Feststraße einbog und auf derselben bis zum Eukleiatempel, dessen Lage an der Südwestseite der Agora wir aus anderen Nachrichten erschließen konnten, herabkam, dann aber hier nicht wieder den Markt betrat, sondern auf den Kolonos Agoraios hinaufging. Ich muß Sie bitten, meine Herren, mir diesen Beweis, den ich anderswo zu erbringen versucht habe (Fleckeisen, Jahrb. 1887 S. 577 ff.), zu erlassen und einmal mit mir sich der naturgemäßen Annahme anzuschließen, daß Pausanias an der Südostecke des Marktes die Stadtperiegeese nicht unterbrochen habe. Die Hauptschwierigkeit hierbei bildet nicht

Odeion und nicht Eleusinion, sondern die famose Enneakrunos. Hier ist offenbar dem Pausanias eine Verwechslung passiert, welche um so entschuldbarer ist, wenn wir annehmen, daß seine Beschreibung auf Autopsie beruht. Nach den Forschungen über die Wasserleitungen des alten Athens zog ein Strang derselben vom Lykeion durch Ostathen am Südfuß der Akropolis vorbei nach Melite. An der Stelle, wo Pausanias von der κρήνη spricht, ἣν καλοῦσιν Ἐννέακρουον, wo ohnedies mehrere Straßen zusammentreffen, mag von jener Wasserleitung ein laufender Brunnen gespeist worden sein, der bei der Seltenheit eines solchen in Athen die Aufmerksamkeit des Reisenden so sehr erregte, daß er hier die Enneakrunos des Peisistratos zu sehen glaubte, von der er schon gelesen hatte.

Pausanias betritt die Stadt durchs Dipylon und beschreibt zunächst die Gebäude und Denkmäler zu beiden Seiten des Dromos, der breiten, geraden, vom Dipylon zum eigentlichen inneren Kerameikos führenden Straße. Diesen betritt er mit dem dritten Kapitel und von diesem Augenblicke an ist die Beobachtung zu machen, daß er sich durchgängig immer an eine Seite hält und zwar diesmal, wie gewöhnlich, an die rechte, sowie daß alles auf der anderen Seite liegende für ihn nicht existiert. So ist denn auch das erste, was ihn am Kerameikos interessiert, nicht das Siegesthor, nicht der Hermes Agoraios, nicht das Leokorion, die alle links der Straße liegen, sondern die Stoa Basilaios, mit thönernen Akroterien, von denen das nördliche dem Eintretenden zuerst ins Auge fallende, eine Heldenthat des Theseus, die Bestrafung des Skeiron darstellt, das südliche Eos, den Kephalos raubend. Der Beschreibung nach hat Pausanias das Innere dieser Halle nicht gesehen, wohl aber läßt sich aus der Art, wie die zweite Halle, die des Zeus Eleutherios angereicht wird, der Schluß ziehen, daß dieselbe etwas hinter die Flucht der Königshalle zurücktrat, was schon dadurch notwendig geworden war, daß die Königshalle ihren Eingang bei nordsüdlicher Anordnung unbedingt von Süden haben mußte. Dann war hier ein freier Raum gewonnen, auf welchem die Bildsäule des Zeus Eleutherios und des Kaisers Hadrian, sowie die zuvor genannten des Konon, Timotheos und Euagoras, die offenbar auch nicht mit der Königshalle, sondern mit der Befreiungshalle in Zusammenhang standen, ihre Aufstellung finden konnten; dann konnte Pausanias mit Recht sagen: hinter diesen Statuen sei die Halle des Zeus Eleutherios gestanden.

Nach der Befreiungshalle nennt Pausanias den Tempel des Apollo Patroos. Auch dieser muß ein wenig von der Straße zurückgestanden haben, wenn die vor demselben aufgestellten Statuen des Apollon noch Raum haben sollten.

Den Übergang zur Südseite des Marktes deutet der Perieget durch nichts an; er erwähnt nur nach einander das Metroon, das Buleuterion des Rates der Fünfhundert und ein Gemälde der Thesmotheten, das dem Zusammenhange nach in diesem Buleuterion zu suchen ist. In dem Bezirke des Metroon habe ich nach Löschcke auch den Tempel der Eukleia versetzt. Wenn Pausanias denselben hier nicht vor dem Tempel der Göttermutter erwähnt, sondern erst später, so erklärt sich das einfach daraus, daß jener schon etwas vom Markte zurück an der Straße nach der sogenannten Pnyx hinauf stand, also von Pausanias zunächst wohl übersehen werden konnte. Schlimmer steht es mit den übrigen zum Metroon gehörigen Gebäuden; ob es freilich ein Thesmothesion als eigenes Gebäude gab, ist mir mehr als zweifelhaft. Pausanias erwähnt in der Nähe des Buleu-

terion die sogenannte Tholos, das Speiselokal der Prytanen des großen Rates; das Thesmothesion nennt er so wenig als die Eponymenhalle; er kennt nur die etwas höher (wenn nicht ἀπωτέρω, etwas entfernter, als die Tholos vom Buleuterion, zu lesen ist) gelegenen Statuen der Eponymenheroen. Diese standen aber offenbar vor dem Amtsgebäude des Archon Eponymos und in diesem hatten vielleicht die Thesmotheten, deren Thätigkeit, wie wir sahen, überdies an verschiedene Lokale geknüpft war, auch ihr Speiselokal. Vom Strategion, das Pausanias so wenig als das Thesmothesion erwähnt, habe ich bereits die Vermutung ausgesprochen, daß es in dem benachbarten Arestempel zu suchen sei. Nach den Eponymenstatuen, die Pausanias nach der Tholos, also noch am Südrande der Agora nennt, umwandelt er nur die südöstlich den Markt abschließende Orchestra, in der Weise, daß er auch hier immer sich rechts hält und so zuerst die Statuen des Amphiaraios und der Eirene, dann des später eingefügten Redners Lykurg und des Friedensvermittlers Kallias und hierauf die des Demosthenes antrifft. Bei dieser muß der Arestempel bis in die unmittelbare Nähe der Orchestra vorgerückt gewesen sein. Denn Pausanias sagt: 'Nahe bei dem Bilde des Demosthenes ist der Tempel des Ares' ... 'Um denselben her Herakles, Theseus und Apollon, der sich die Binde ums Haar legt'. Daraus ersehen wir, daß der Weg des Periegeten eine Schleife um den Tempel bildet, und daß er nach Umgehung desselben wieder an dessen Nordostecke angelangt ist und den Rand der Orchestra wieder erreicht hat, wo er nun noch die Statuen des Kalades und Pindar, und etwas jenseits des Burgweges die Gruppe der Tyrannenmörder anführt. Bei diesem Rundgang hatte nun der Perieget die Orchestra immer zur Linken, den Altar der Zwölfgötter inmitten derselben hat er demnach, da ihm die rechte Seite seines Weges vollauf zu sehen gab, gar nicht berücksichtigt. Auffallend ist allerdings, daß er die Statuen der κυτῆρες Demetrios und Antigonos, sowie des Brutus und Cassius nicht erwähnt (Diod. 20, 46. Cass. Dio 47, 20). Allein aus diesem Schweigen den Schluß zu ziehen, daß Pausanias eine Quelle benutzt habe, die älter ist als die Errichtung jener Statuen, dazu sind wir doch nicht berechtigt. Denn die fraglichen Statuen konnten ja recht wohl noch weiter östlich bez. nordöstlich stehen, als die Tyrannenmörder, an welchen Pausanias kehrt macht, um nun den naturgemäßeesten Weg einzuschlagen, denjenigen, ἢ ἄντιμεν εἰς τὴν πόλιν. Aber selbst wenn Pausanias bei Abfassung seines Werkes eine Quelle benutzt hätte, in der von jenen anderen Statuen noch nicht die Rede war, so würde dies noch lange keinen Beweis gegen seine persönliche Anwesenheit abgeben; denn bekanntlich verwischt sich angesichts so vieler Sehenswürdigkeiten die Erinnerung an die Einzelheiten oft sehr, und daß die Tyrannenmörder weniger leicht vergessen wurden als die späteren Wohltäter und Retter der Stadt, liegt auf der Hand.

Anscheinend, aber nur anscheinend, bricht nun nach den Tyrannenmördern die Beschreibung des Pausanias ab. Denn er fährt im nächsten Paragraphen, ohne den Zusammenhang anzudeuten, fort mit dem Theater, das man Odeion nenne; ebenso zusammenhangslos ist aber der Übergang von der West- zur Südseite des Marktes. Da er selber an einer andern Stelle sagt, zur Zeit seines Besuches sei das Odeion des Herodes Attikos noch nicht gestanden, so hat man geglaubt, das hier erwähnte Odeion an einer andern Stelle außerhalb der Stadt suchen zu müssen. Daß aber hier am Südwestabhange der Akropolis das älteste städtische Odeion lag, habe ich anderwärts (s. o. S. 220) nachzuweisen versucht, und daß dieses, damals beiläufig 600 Jahre alte Gebäude eine Erneuerung, wie sie Herodes

vornahm, recht wohl ertragen konnte, liegt ohnedies nahe genug. Dies festgehalten und jene Verwechslung betreffend der Enneakrunos zugegeben, erleidet die Stadtperiegese des Pausanias keinerlei Unterbrechung. Nach Umgehung des Eleusinion kommt er wieder in die Nähe des Marktes, sieht hier den Eukleiatempel und geht nun, um nicht eine schon begangene Partie zu wiederholen, auf den Kolonos Agoraios hinauf, der schon zu dem Demos Melite gehört (Wachsmut). Über den Kerameikos und die Königshalle hinaus, sagt er, von dem Markte wieder heraufkommend, ganz richtig, ist der Tempel des Hephästos. Außerdem nennt er auch noch den Tempel der Aphrodite Urania. Das bei dem Hephästostempel anzusetzende Eurysakeion dagegen übergeht er; ebenso, wie es scheint, den sogenannten Theseustempel. Dafs diese Benennung unmöglich ist, darüber besteht heutzutage kein Zweifel mehr. Wachsmut hat nachzuweisen versucht, dafs wir in diesem Tempel das Herakleion in Melite zu erkennen haben, und da hat nun Pausanias wieder eine Unterlassungssünde auf dem Gewissen, indem er von diesem nichts sagt. Dies wird sich wohl am einfachsten so erklären, dafs der Reisende nach Besichtigung des Hephästostempels, den er von Osten betrat und verlief, einmal das westlich dahinter liegende Eurysakeion und den daran grenzenden Eisenmarkt nicht besuchte, sondern gleich zu dem gleichfalls nach Osten sich öffnenden Aphrodision weiterging, und dafs er sodann, da gerade hier die Strasse vom Dromos herauf einmünden mufste, nicht auf dem Kolonos bis zum nördlichen Abhange vorging, sondern den Weg zum Dromos hinab, den wir aus Demosthenes gegen Konon kennen (πρὸς Μελίτην ἄνω), einschlug. Sollte sich jedoch der Nachweis erbringen lassen, dafs wir in dem sogenannten Theseion den Hephästostempel zu erkennen haben, so würde sich die Erklärung des Pausanias noch einfacher gestalten.

Mag dies der richtige Gang der Periegese sein oder nicht, jedenfalls stehen wir bei Beginn des fünfzehnten Kapitels, nach vorhergegangener Erwähnung des Aphrodision, wieder an derselben Nordwestecke des Kerameikos, wie am Anfange des dritten Kapitels. Denn jetzt erwähnt Pausanias auf dem Wege zur Poikile (τοῦτοι πρὸς τὴν τοῶν ἦν Ποικίλην ὀνομάζουσι) den Hermes Agoraios, dessen Standort am Zusammentreffen der Hermenreihen in der Nordwestecke des Marktes wir vorhin aus anderen Nachrichten erwiesen haben, und zwar rechts von seinem Wege. Da er nun aber von diesem Punkte aus die rechte Seite des Marktes schon abgemacht hat, so mufs er sich jetzt links wenden, um die Nordseite zu begehen. Bei dieser Wendung wird er denn auch auf jenes den Übergang vom Dromos zum Kerameikos schmückende, nahe stehende Thor gewahr, das ihm das erstemal, weil links stehend, entgangen war, jenes Thor, auf welchem das Siegesdenkmal für den Reitersieg über Pleistarchos stand. Und dann erreicht er in naturgemäfsen Reihenfolge, aber nunmehr sich durchweg links haltend und darum die nördliche Hermenreihe übergehend, die Stoa Poikile mit dem davorstehenden Standbilde des Solon, weiterhin die Statue des Seleukos.

Damit ist die Topographie des Marktes bei Pausanias beendet. Denn die Ostseite desselben hat er nicht begangen, sonst hätte er hier die Attalostoa und nach ihr das Theseion erwähnen müssen. Statt dessen nennt er 1, 17, 2 als οὐ πολὺ ἀπέχον τῆς ἀγορᾶς das Gymnasion des Ptolemaios. Da wir von diesem an bis zum Hadriansthore wieder eine zusammenhängende Route nachweisen können, so wird auch zwischen der Seleukosstatue und dem Ptolemaion keine Lücke anzunehmen sein, sondern Pausanias

hat dasselbe in weiterer Verfolgung der nördlichen Marktstrasse erreicht und sich dann in der acharnischen Strasse südwärts gewendet, wo er dann auf seiner Rechten nach einander Ptolemaion, Theseion, und weiter hinauf am Burgabhange das geräumige Ana-keion und das Aglaurion findet, dessen Stelle ziemlich genau bestimmt werden kann. Weiterhin folgt immer rechts vom Wege am Nordabhange der Burg das alte Prytaneion, an welchem sich die Wege teilen, indem der eine, von Pausanias zuerst begangene, in die untere Stadt führt, der andere um die ganze Burg herum bis zum Aufgange auf der Westseite und nach einem Rundgange auf der Burg zum Areopag, nach dessen Begehung die Beschreibung der inneren Stadt abschliesst. Auf dem erstgenannten dieser Wege hat Pausanias einmal das grosse römische Gebäude, das gewöhnlich Hadriansstoa genannt wird, ferner das Marktthor mit dem sogenannten Ölmarkte und dem Thurme des Andronikos links behalten und in grossem Bogen umgangen, so dass sein Schweigen über diese Bauten sich aufs natürlichste erklärt. Nebenrouten hat er keine in seine Beschreibung aufgenommen, sondern was sich seiner für eine Beschreibung der Hauptsachen in der inneren Stadt gutgewählten Hauptroute nicht einreichte und doch gelegentlich von ihm bemerkenswert gefunden wurde, das hat er exkursweise an die Hauptroute angehängt, so das Hadriansgymnasion an die übrigen Hadriansbauten, so die Aufzählung der Gerichtshöfe an den Areopag, so die Erwähnung einiger ungewöhnlicher Kulte an den Schluss der Marktbeschreibung.

Nachdem er nämlich über Seleukos, dessen Statue an der Nordseite des Marktes stand, sich 16, 1—3 ausführlicher verbreitet, fährt er 17, 1 fort: Ἀθηναίοις δὲ ἐν τῇ ἀγορᾷ καὶ ἄλλα ἔστιν οὐκ ἐς ἅπαντας ἐπίγραμμα, καὶ Ἑλέου βωμός . . . und nachher καὶ Αἰδοῦς κοίτη βωμός ἐστὶ καὶ Φήμης καὶ Ὀρμῆς. Es ist natürlich kaum anzunehmen, dass diese vier Altäre in einer Reihe an der Nordseite des Marktes standen, obwohl auch dies nicht unmöglich ist; vielmehr ist dem Pausanias diese Verehrung sittlicher Begriffe bei den Athenern aufgefallen, und da er keinen anderen schicklichen Platz für ihre Unterbringung wufste, so hat er sie an die Beschreibung des Marktes angeschlossen, auf welchem sie, wahrscheinlich in der Gegend des Zwölfgötteraltares standen. Milchhöfer ist sogar geneigt, den Altar des Erbarmens für identisch mit diesem zu halten, da dieser die berühmteste Asylstätte des Marktes gewesen sei.

Wie dem auch sein mag, so hoffe ich doch, meine Herren, gezeigt zu haben, dass Pausanias eine planvolle Hauptroute ohne unmotivirte Unterbrechungen durch die Stadt an ihren wichtigsten Denkmälern und in ihren bedeutendsten Strassen herum verfolgt hat, deren Nachweisung einerseits der richtigen Anordnung der vier Seiten des Marktes ebenso zu Hülfe kommt, wie andererseits diese Anordnung sich mit Pausanias ungezwungen in Einklang bringen lässt. Es scheinen sich auf diese Weise am einfachsten die zahlreichen Lücken, d. h. die Auslassungen von Denkmälern und Bauten, deren Anführung wir erwarten, zu erklären, ohne dass wir gezwungen würden, diese Erscheinung auf die Benützung älterer Quellen zurückzuführen. Eine solche Benützung ist ja nicht zu leugnen, aber die Beschreibung des Pausanias ist nicht eine blosse Kompilation aus solchen, sondern eine Aufzeichnung von Selbstgesehenem und Selbstgehörtem mit Zuhülfenahme historischer und geographischer, kunstgeschichtlicher und mythologischer Quellen. Dass aber eine Stadtbeschreibung, wie die Athens bei Pausanias, blos aus Benützung solcher Quellen nimmermehr zu erklären wäre, das, glaube ich, zeigt unum-







stößlich die eigentümlich geteilte Beschreibung des Kerameikos, die Pausanias gewiss in keiner Quelle so angeordnet gefunden hat.

Es folgt nun eine sehr lebhafte Diskussion, die Prof. Dr. v. Duhn-Heidelberg beginnt: Das Thema sei ein Gemeinplatz der Archäologen, die definitive Lösung der äusserst schwierigen Frage betreffend die Markttopographie in Athen könne wohl erst ermöglicht werden bei weiteren Ausgrabungen. Bei der grossen Masse der Rekonstruktionen und Hypothesen sei es dankenswert, die Frage wieder einmal zu prüfen. Prinzipiell wendet er sich erstens gegen die Verwerfung der Trennung in einen öffentlichen und einen Kauf- und Handelsmarkt, weil beide ziemlich zu gleicher Zeit stattfanden. Zweitens betont er, dass Pausanias nur diejenigen Dinge erwähne, die heutzutage mit einem Stern versehen würden, also nur die bemerkenswertesten (vgl. die *croá* des Attalus und die *βασιλειοι*). Drittens macht er darauf aufmerksam, dass Pausanias den Zustand des 2. Jahrhunderts gesehen, zu welcher Zeit sich manches geändert habe gegen früher (vgl. z. B. das Dipylon). Bei diesem prinzipiellen Standpunkte würden sich gewiss manche Schwierigkeiten lösen. Im Speziellen bemerkt Prof. Dr. v. Duhn noch, dass die Lage des Thesmothesion, die der Vortragende als zweifelhaft hingestellt habe, durch Inschriften ziemlich sicher gestellt sei; ferner glaube er nicht daran, dass das Theseion am Markte gelegen habe, wie der Vortragende angenommen habe.

Dr. Weizsäcker bestreitet die Bedeutung der betreffenden Inschriften für eine Sicherstellung der Lage des Thesmothesion und hält an der Verwerfung der Trennung des Marktes fest, weil diese auf bloßer Vermutung beruhe und mit den Angaben der Alten im Widerspruche stehe, weil ferner die *croái* genügend vor dem Marktlärme geschützt gewesen seien durch die breiten Strassen rings herum, die sie vom Marktverkehr trennten.

Prof. Dr. Michaelis-Strafsburg wendet sich zunächst gegen die Behauptung, dass alle Strassen an der angegebenen Ecke zusammenliefen, indem gerade z. B. von Melite her eine in der Mitte einmünde. Im übrigen hat er ähnliche Bedenken wie Prof. v. Duhn, nur möchte er noch zwei Punkte besonders hervorheben: Erstens die Orchestra könne nicht an der angenommenen Stelle gelegen haben, denn einmal heisse sie irgendwo *τόπος ἐπιφώνης*, womit dieser Platz nicht stimme; dann sei die Orchestra ein Tanzplatz, könne also nicht abschüssig sein, wie Dr. Weizsäcker angenommen. Zweitens das Odeion könne nicht an der Stelle des alten gestanden haben, weil man noch den alten Weg verfolgen könne, der von dem neuen Odeion unterbrochen werde.

Prof. Dr. Schmidt-Freiburg hätte gewünscht, namentlich im Interesse der Philologen, dass Dr. Weizsäcker weniger vorausgesetzt hätte. Er hebt dann hervor, dass sich gewiss manche Schwierigkeiten lösen durch strenge philologische Interpretation. Z. B. könne man nicht begreifen, wie Wachsmut die *croá éλευθέριος* habe auf die Ostseite verlegen können, da es doch heisse, wenn man eintrete: *πρώτη ἐντὶ croá*. Ferner müsse man beachten, dass Pausanias für Übergänge immer gewisse Formeln anwende; er gehe bei der Beschreibung immer von bestimmten festen Punkten aus, in Athen also z. B. von der *croá βασιλειοι*, dann von der Akropolis, vom Prytaneion, in Olympia vom olympischen Zeus, in Theben von einem der Thore u. s. w., dann gehe er wieder zum gleichen Punkte zurück; dabei müssten denn nun die Übergänge berücksichtigt werden.

Dr. Weizsäcker bemerkt, dass es seine Absicht gewesen, den Philologen Rechnung zu tragen; im übrigen sei der Zweck des Vortrags gewesen, den Pausanias zu prüfen

und eine Darstellung des Marktes zu gewinnen, die in Übereinstimmung mit seiner Beschreibung stehe; wenn diese Übereinstimmung durch die vorgetragene Anordnung nicht ganz erzielt werde, so möge man diese eben als einen Versuch betrachten, der gerade der litterarischen Überlieferung aus dem Altertume möglichst Rechnung trage.

Zum Schlusse macht Prof. Dr. Michaelis-Strafsburg noch einige Vorweisungen, und zwar zunächst mehrerer Photographien alexandrinischer Reliefs, unter Bezugnahme auf das in seinem Vortrage über alexandrinische Kunst in der allgemeinen Sitzung Gesagte, und dann von einer neuen photographischen Aufnahme der knidischen Aphrodite des Vatikans ohne das derselben für gewöhnlich angelegte Blechgewand, indem er auf die interessanten Folgerungen hinweist, die sich aus dieser Aufnahme für den Typus der praxitelischen Aphrodite ergeben.

---

#### Vierte Sitzung.

Samstag den 1. Oktober 1887, 9 Uhr.

Vortrag des Dr. Herzog-Freiburg i. Br.:

##### Zur Vasenexegese.

Gestatten Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit für einige Vasendarstellungen in Anspruch nehme, welche neuerdings Gegenstand mehrfacher Besprechung waren, ohne daß man jedoch zu sicher begründeten Resultaten gelangt wäre. Man zog nämlich ein paar Vasenbilder nicht in den Kreis dieser Darstellungen, welche für die Deutung von Wichtigkeit sind und für die Verwertung gewisser typischer Vorbilder in der Vasenmalerei einen interessanten Beitrag liefern.

Wir wenden uns zunächst zu fünf unteritalischen Vasenbildern, welche uns einen Mann im Kampfe mit einem gewaltigen Stier zeigen. Der Mann kniet nieder und hat das gegen ihn anstürmende Tier am Kopfe gefaßt, es zu Boden zu beugen.<sup>1)</sup> *B* weicht insofern ab, als hier der Stier in der Richtung von links nach rechts dargestellt ist und der Mann bärtig und auch am Körper behaart erscheint. Größere Unterschiede zeigen die den Kampf umgebenden Figuren. Auf *A* erblicken wir links Athena in voller Rüstung dastehend und über der Szene Nike sitzend mit einer Taenie. Auf *B*, wo der Vorgang in einer Landschaft vor zwei Bäumen sich abspielt, sitzt Athena links, auf der rechten Seite steht zunächst ein Jüngling nackt bis auf die Chlamys, die auf der linken Schulter aufliegt und um den linken Arm gewickelt ist, in der niedergehenden Linken eine Keule, in der Rechten einen Köcher haltend; er folgt dem Streite mit gespannter Aufmerksamkeit. Hinter ihm sitzt über einer Quelle, die aus zwei Röhren fließt, eine Frau in voller Gewandung und vollem Schmucke nach rechts, während sie den Oberkörper nach links wendet. Die sich öffnende Hand des rechten Armes verrät die innere Bewegung, die

---

1) *A*: Berlin 3145 — Millingen, peint. ant. pl. XI.

*B*: Jatta 1097, noch nicht publiziert; mir liegt durch die Güte Heydemanns eine Durchzeichnung vor.

*C*: Neapel 3252 — Arch. Ztg. 1883, Taf. 11.

*D*: Jatta, Vasi Caputi 877, 1 — ib. Taf. 7.

*E*: Neapel 2413 — Heydemann: Iason in Kolchis (XI. Hall. Winkelmannsprog. Nr. 1 der Tafel).

Linke faßt einen Zipfel des Obergewandes. Vor ihr steht (etwas höher) Eros, der seine Rechte nach ihr ausstreckt.

Auf *C* geht der Kampf wieder im Freien zwischen zwei Bäumen vor sich, von zuschauenden Personen erscheint nur hinter einer Art Tribüne eine verschleierte Frau, ihr zur Seite steht wieder Eros und streckt die Rechte nach ihr aus.

*D* erweitert die Darstellung durch verschiedene Figuren. Über dem Stierkampfe zunächst wieder eine Frau mit Schleier, welcher eine vor ihr stehende Dienerin ein Schmuckkästchen darreicht, rechts hinten wieder Eros, der diesmal mit erhobener Rechten einen Kranz hält.

Links schliessen sich oben noch ein Jüngling mit Reisehut und Speeren an, der auf seiner Chlamys sitzt und eine stehende Frau in Halbfigur.

Zu beiden Seiten der Kampfszene stehen unten links Nike mit Palmzweig und Kranz, rechts ein alter bärtiger Mann mit einem Szepter.

Auf der viel einfacheren Darstellung endlich von *E* steht über dem Stierkampfe Nike mit einer Schale in der Linken und einem Zweige in der Rechten; hinter dem Stiere eine Frau, die in beiden gesenkten Händen je einen Zweig hält.

Wir kommen zur Deutung.

Auf *A* werden wir ohne Zögern auf den ersten Blick Herakles im Kampfe mit dem kretischen Stiere unter dem Schutze von Athene und Nike erkennen.

*B* läßt uns ebenfalls keinen Zweifel daran, daß es sich um ein Heraklesabenteuer handelt (das macht die ganze Gestalt des Kämpfers und Köcher und Keule, welche ihm der Genosse hält, vollkommen deutlich); aber was sollen die Frau und der Eros bedeuten, falls hier die Bändigung des kretischen Stieres dargestellt ist?

Und diese beiden kehren wieder auf *C* und *D*, und zwar ist es auf *D* unstreitig eine Sterbliche, eine Braut, wie sie in ganz ähnlicher Auffassung in der Hebe der Berliner Vase erscheint.<sup>1)</sup> Schon Robert hatte das mit Recht für die Frau auf *C* vermutet.<sup>2)</sup> Die Anwesenheit dieser nämlichen Figuren bei dem Stierkampfe erfordert, daß wir in diesem auch dasselbe mythologische Ereignis erkennen. Schon deshalb ist die Deutung auf Iason und Medea, wie sie Heydemann (Iason in Kolchis 9 f.) für *C* und *D* annimmt, zu verwerfen. Denn *B* stellt unstreitig eine Heraklestat dar. Aber auch sonst paßt das bräutliche Warten der Medea bei dieser Gelegenheit, wie überhaupt schlecht zu ihrem Charakter. Wo sie dagegen mit in die Handlung einzugreifen scheint, wie auf *E*, trage ich kein Bedenken mit Heydemann (l. c. 7 f.) das Abenteuer in Kolchis zu erkennen. Für *B*, *C*, *D* aber bleibt uns demnach nur der Kampf des Herakles mit Acheloos übrig, wie ihn Robert (l. c.) schon für *C* angenommen hat. Und doch hat Lehnerdt (Arch. Ztg. 1885, 112 f.) mit Recht betont, daß Acheloos nur in der Mischgestalt von Stier und Mensch dargestellt sei. Gewiß, aber hier liegt der Fall vor, daß das Schema vom Herakles im Stierkampfe auf seinen Kampf mit Acheloos übertragen und diese Übertragung durch die umgebenden Figuren deutlich gemacht wurde.

Nahm man in den vorigen Beispielen einen bestimmten Typus herüber und änderte seine Bedeutung, indem man verschiedene Personen hinzufügte, so gestaltete man in einem andern Falle die älteren Typen derselben Darstellung stilistisch vollkommen um.

1) S. Gerhard, Apul. Vasen 15.

2) Arch. Ztg. 1883, 261 f.

Das lehrt uns der Vergleich zweier grofsen Argonautendarstellungen,<sup>1)</sup> den wir mit den einzelnen Figuren beginnen wollen.

Der in der Mitte von *A* (unten) bequem gelagerte Jüngling, der seine Speere umfafst, um sich aufzurichten, kehrt in umgekehrter Wendung und auch sonst etwas modifiziert wieder in den an derselben Stelle auf *B* befindlichen Argonauten (1. 1\*).

Der über ihm sitzende Mann zeigt die meiste Ähnlichkeit mit dem, der in der Nähe des Schiffes (auf *B*) auf seiner Chlamys ausruht (2. 2\*).

Auch der rechts von 1 am Boden stehende Schild erscheint an gleicher Stelle auf *B*, nur anders gestellt.

Die Gestalt des stehenden Herakles auf *A* dagegen fehlt auf der andern Darstellung. Auch der Krieger (weiter rechts oben), welcher den Helm mit der Rechten ausstreckt, findet keine Entsprechung auf *B*. Nur steht dort an derselben Stelle mit ähnlicher Armhaltung Athena.

Wir bleiben auf der rechten Seite. Fast das gleiche Bewegungsmotiv hat der bärtige hochauftretende Mann vor dem Rosse auf *A* und der jugendliche Argonaut mit der Strigilis (zweite Figur von rechts oben) (3. 3\*).

Eine entferntere Ähnlichkeit bieten sodann die beiden letzten Figuren rechts miteinander (der Mann zur Seite des Pferdes und der Argonaut mit zwei Speeren und einer Strigilis (4. 4\*)). Man beachte die Haltung des linken Arms mit Chlamys und Speeren.

Auf der linken Seite von *A* läfst sich der Krieger, der Herakles zunächst steht, mit dem mit seinem Hunde spielenden Argonauten auf *B* nur insofern vergleichen, daß beide sich auf den Schild stützen; die in ähnlicher Weise um den linken Arm geschlagene Chlamys aber legt auch hier den Gedanken an ein gemeinsames Original nahe (5. 5\*).

Ohne Zweifel in ihrer Haltung ähnlich sind sich die beiden Athenen (6. 6\*); sowie es unmöglich zufällig sein kann, daß weiter unten an gleicher Stelle in analoger Haltung hier der Argonaut, dort der Genosse des Phineus sich befindet (7. 7\*).

Für den hinter den Bergen nur halb sichtbaren Argofahrer bietet in der ganzen Bewegung die nächste Entsprechung die allerdings in ganzer Gestalt erscheinende letzte Figur auf *B* (8. 8\*).

Dagegen kehrt der letzte Argonaut (links) auf *A* fast identisch, sofern es eben die stilistischen Unterschiede zulassen, in dem Jünglinge mit dem Petasos wieder (rechts von Athene auf *B*) (9. 9\*).

Die Vergleichung also ergibt folgendes:

Von 11 Figuren auf *A* und *B* (denn auf *B* erscheinen aufser Phineus und den Harpyien, den Boreaden und Hermes, ebenfalls 11 Zuschauer), also von diesen je 11 Figuren sind 9 einander mehr oder weniger verwandt, so daß man für beide Darstellungen die Quelle in einer ähnlichen Vorlage suchen muß.

Der Stil von *A* ist von einer peinlichen schematischen Genauigkeit und entbehrt der individuellen Feinheit, er wird hart und trocken ohne eigentlich archaisch zu sein (s. z. B. die Zeichnung des Pferdes); der Stil von *B* ist der flotte, leichte, stellenweise flauere Stil der Verfallszeit.

---

1) Mon. d. J. XI, 38. 39 (*A*); ib. III, 49 (*B*). Die Vermutung Roberts (*Annali* 1882, 278 ff.), daß wir hier einen Vorgang der Argonautensage zu erkennen haben, wird durch das folgende bestätigt.

In den Bewegungen dagegen spricht auf *A* auch aus dem Schematismus der Ausführung überall Energie und Klarheit bei einer dem Auge wohlthuenden malerischen Abwechslung, was alles weit weniger auf *B* wahrzunehmen ist.<sup>1)</sup>

Und dieselbe Abwechslung zeigt sich zum großen Vorteile von *A*, wenn wir die Charakterisierung von Tracht und Gesicht miteinander vergleichen.

Auch die Komposition im Ganzen verdient auf *A* entschieden den Vorzug. Zu beiden Seiten der aus drei Figuren prächtig aufgebauten Mittelgruppe entsprechen sich symmetrisch richtig, wenn auch nicht ängstlich genau die anderen Gestalten.

Es kann keine Frage sein, wer die Typen der Vorlage treuer wiedergegeben, und daß in dieser Vorlage ein Stück polygotischer Kunst steckt, das möchte auch ich mit Robert und Winter annehmen und an einem einzelnen Punkte noch in anderem Zusammenhange zu begründen suchen.

Und noch eins! Das Bild des orvietaner Krater, welches man seiner malerischen Komposition nach mit Recht nicht vor das Ende des 5. Jahrhunderts gesetzt hat, zeigt, wie man damals schon die älteren Formen nicht mehr recht lebendig nachzuempfinden vermochte, während im 3. Jahrhundert das Verständnis hierfür völlig geschwunden war.

Es erhebt sich eine Diskussion in der Art eines lebhaften Wechselgesprächs zwischen Dr. Herzog einerseits und Prof. Dr. Blümner, Prof. Dr. Michaelis und Prof. Dr. v. Duhn anderseits. Sie dreht sich namentlich um folgende Punkte:

1) Wenn 9 Figuren zweier umfangreicher Bilder im Einzelnen auch so ziemlich übereinstimmen, so ist der Schluß auf die gegenseitige Abhängigkeit doch zu gewagt.

2) Die vom Vortragenden angenommene gemeinsame Quelle muß entweder als Gesamtbild oder in einzelnen Typen Quelle sein. Das erstere ist nicht möglich, weil die Figuren ganz anders stehen, das letztere ist zwar sehr gewöhnlich; aber zu bedenken ist, daß die verschiedensten Mythen oft die gleichen Typen aufweisen. In Anbetracht der total verschiedenen Situationen ist eine gemeinschaftliche Quelle nicht anzunehmen.

3) Daß in beiden Gruppen in der Mitte sitzende Figuren sind, kann nicht in Anschlag gebracht werden, da eine Menge von Gruppen so gestaltet sind.

4) Die Ähnlichkeit von den 9 Figuren ist nicht zu hoch anzuschlagen, denn Athene und andere ebenso gewöhnliche Figuren sind nicht zu rechnen.

5) In der Gruppe der einen Vase ist eine ganz bestimmte Szene, in der der andern nur eine charakteristische Situation dargestellt, weshalb eine gemeinsame Grundlage als zweifelhaft erscheint.

Dr. Herzog will durch seinen Vortrag betont haben, daß die Vasenmalerei des 3. Jahrhunderts auch hier alte individuelle Züge verallgemeinernd umbildete.

Prof. Dr. Blümner schließt mit der Bemerkung, daß zu einer richtigen Erkenntnis in diesen Dingen bestimmte Typen durch alle Phasen der Entwicklung verfolgt werden müßten, die Diskussion.

---

1) S. über diese Bewegungsmotive Winter, Jüngere att. V. 45 f.

## V. Philologische (kritisch-exegetische) Sektion.

### Verzeichnis der Mitglieder.

- |   |   |
|---|---|
| 1. Ascherson, F., Dr. Berlin.                         | 23. Müller, Iwan, Dr., Universitätsprofessor. Erlangen.   |
| 2. Baier, Dr., Gymnasiallehrer. Breslau.              | 24. Oeri, J., Dr., Gymnasialprofessor. Basel.             |
| 3. Blase, Dr., Gymnasialprofessor. Darmstadt.         | 25. Pfeiffer, A., Gymnasialprofessor. Winterthur.         |
| 4. Crusius, Dr., Universitätsprofessor. Tübingen.     | 26. Probst, Dr., Gymnasialprofessor. Basel.               |
| 5. Dula, Dr. Baden.                                   | 27. Richter, Dr., Gymnasialprofessor. Schaffhausen.       |
| 6. Escher, stud. phil. Zürich.                        | 28. Riese, Dr., Gymnasialprofessor. Frankfurt a. M.       |
| 7. Friedrich, Gymnasialprofessor. Darmstadt.          | 29. Schermann, Dr., Gymnasialprofessor. Ravensburg.       |
| 8. Gessner, stud. phil. Zürich.                       | 30. Schmid, Dr., Priv.-Doc. Tübingen.                     |
| 9. Guggenheim, Dr., Priv.-Doc. Zürich.                | 31. Schwarz, Gymnasialprofessor. Schaffhausen.            |
| 10. Guttentag, Dr., Gymnasialprofessor. Aarau.        | 32. Schweizer-Sidler, Dr., Universitätsprofessor. Zürich. |
| 11. Hafter, Dr., Gymnasiallehrer. Zürich.             | 33. Sittel, Dr., Priv.-Doc.. München.                     |
| 12. Hagen, Dr. Universitätsprofessor. Bern.           | 34. Studemund, Dr., Universitätsprofessor. Breslau.       |
| 13. Hilberg, Dr., Universitätsprofessor. Czernowitz.  | 35. Surber, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.              |
| 14. Hitzig, Dr., Universitätsprofessor. Zürich.       | 36. Thomann, Gymnasialprofessor. Zürich.                  |
| 15. Hug, Th., Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.        | 37. Walder, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.              |
| 16. v. Jan, Dr., Gymnasialoberlehrer. Straßburg i. E. | 38. Weber, H., Dr. Zürich.                                |
| 17. John, Dr., Seminarprofessor. Urach.               | 39. Wissowa, Dr., Universitätsprofessor. Marburg.         |
| 18. Josephy, Dr. Zürich.                              | 40. Witten, Dr., Gymnasialoberlehrer. Helmstadt.          |
| 19. Luterbacher, Dr., Gymnasialprofessor. Burgdorf.   | 41. Wölflin, Dr., Universitätsprofessor. München.         |
| 20. May, Dr., Gymnasialprofessor. Offenburg.          | 42. Wotke, Dr. Wien.                                      |
| 21. Meisterhans, Dr., Gymnasialprofessor. Solothurn.  | 43. v. Wyss, stud. phil. Zürich.                          |
| 22. Meyer, Dr., Gymnasialprofessor. Bern.             |   |

---

### Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch den 28. September 1887, 12 Uhr.

Zum Vorsitzenden wird gewählt: Prof. Dr. Studemund-Breslau; zu Schriftführern Priv.-Doc. Dr. Guggenheim und Prof. Dr. Surber-Zürich.

---

## Zweite und dritte Sitzung.

Donnerstag den 29. September 1887, Vormittag 8 Uhr und Nachmittag 4 Uhr.

Der Vorsitzende spricht Prof. Dr. Hitzig zu Zürich den Dank der Sektion für die von ihm geleiteten Vorbereitungen für die Sektionssitzungen aus.

Vortrag des Prof. Dr. Hilberg-Czernowitz:

### **Vorläufige Mitteilungen über die Tektonik des lateinischen Hexameters.**

Während die Metrik und die Sprache der lateinischen Dichter eifrig und erfolgreich untersucht werden, hat man das Grenzgebiet zwischen Metrik und Sprache kaum einer oberflächlichen Beachtung gewürdigt. Dieses Grenzgebiet, welches ich die Tektonik nenne, umfaßt die mannigfachen Wechselbeziehungen zwischen der metrischen Form und dem sprachlichen Material der poetischen Erzeugnisse, lehrt die besonderen Arten der Schichtung und Gruppierung kennen, welche die Dichter bei der Einordnung der Sätze und der einzelnen Worte in das Schema des Verses befolgt haben. Aus dieser Bestimmung des Begriffes der Tektonik ergibt sich sofort ihre Einteilung in zwei umfassende Gebiete der Forschung: 1) die Lehre von den Satzfügen; 2) die Lehre von der Wortstellung. Selbstverständlich ist es, daß die Poesie eines jeden Volkes zum Gegenstand tektonischer Untersuchungen gemacht werden kann, und daß die Gesichtspunkte, nach welchen ich die lateinische Poesie durchforsche, z. B. bei der griechischen Poesie mit der gleichen Berechtigung zur Anwendung gelangen können. Ebenso giebt es auch eine Tektonik der Prosa. Denn, wenn auch die Prosa auf die metrische Form verzichtet, so verzichtet sie doch nicht auf die Schönheit der Darstellung und deren künstlerische Wirkung, welche wesentlich bedingt ist durch eine zweckmäßige Gruppierung der Sätze und Stellung der Worte.

Ich habe die gesamte lateinische Poesie von ihren Anfängen bis zum Ende des 9. Jahrhunderts n. Chr. zum Gegenstand meiner Untersuchungen gemacht. Daß ich auch noch die ganze karolingische Periode mit einbezogen habe, hat seinen guten Grund. Es ist bekannt, daß in den modernen Poesieen das Streben hervortritt, Satzende und Versende zusammenfallen zu lassen, während die Poesieen der klassischen Völker die Zerreißung des Verses durch Satzende im weitesten Umfang zulassen. Mir war es nun darum zu thun, sämtliche Entwicklungsstadien nachzuweisen, welche innerhalb der lateinischen Poesie von dem antiken Prinzip der Satz- und Versdiscrepanz zu dem modernen Prinzip der Satz- und Verskongruenz hinüberführen. Hätte ich die karolingische Periode beiseite gelassen, so hätte ich mir damit selbst die Brücke abgebrochen, welche die antike Tektonik mit der modernen verbindet. Begreiflicherweise kann ich aus der reichen Fülle von Resultaten und Beobachtungen, die mir auf meiner Wanderung durch zwölf Jahrhunderte zugeströmt sind, diesmal nur einiges Wenige Ihnen mitteilen. Aber auch dieses Wenige, hoffe ich, wird hinreichen, von dem Ziel und der Methode meiner Forschung eine hinreichend klare Vorstellung zu verschaffen. Ich beschränke mich zunächst auf jenen Teil der Tektonik, welcher die Lehre von den Satzfügen enthält, und innerhalb dieses Teiles berücksichtige ich vorläufig nur den Hexameter.

Betrachten wir einen Vers, wie den des Vergil Aen. 1, 17: *hic currus fuit; hoc regnum dea gentibus esse*. Hier tritt Satzasyndeton nach dem daktylischen zweiten Fulse ein. Solche Verse sind bei Vergil, Horaz, Silius, Statius, Valerius Flaccus u. a. häufig. Aber es giebt mehrere Dichter, bei welchen sie gänzlich fehlen. Zu diesen gehört Ovid. Denn Met. 3, 465 *quid faciam? roger anne rogem? quid deinde rogabo?* setzen sämtliche Herausgeber, wenigstens die neueren, mit Recht keine Interpunktion hinter *roger*, somit: *roger anne rogem?*, nicht: *roger? anne rogem?* Wenn überhaupt jemand glauben würde, daß die dem Ovid zugeschriebenen metrischen Argumenta zur Äneis (in Riese's Anthologia Latina no. 1) von Ovid herrühren, so würden folgende zwei Verse zur Widerlegung genügen: 7, 2 *Laurentum venit. hanc verbis cognoscit Iuli* und 8, 6 *accipit auxilium: huic natum et socia agmina iungit*. Dasselbe Gesetz befolgt Lucanus. Phars. 2, 54 wird allerdings so gedruckt: *hinc Dacus premat, inde Getes: occurrat Hiberis*. Selbstverständlich wird der nächste Herausgeber so interpungieren: *hinc Dacus, premat inde Getes*. Daß das Bellum civile des Petronius in Beziehung zu Lucanus' Pharsalia steht, ist nicht zu leugnen. Aber geleugnet muß werden, daß Petronius auch in den Details der Technik den Lucanus kopierte. Petronius Bellum civile 30 *quae sensum trahat. hoc sterile ac male nobile lignum verstößt gegen das soeben nachgewiesene elementare Gesetz des Lucanus*. Auch Claudianus hat dieses Gesetz mit der grössten Strenge befolgt. In Eutropium 2, 559 lautet nach Jeeps Text so: *hinc Hosius stetit, inde Leo, fiducia crevit*. Hoffentlich wird Birt so interpungieren: *hinc Hosius, stetit inde Leo*. Und, wenn es in dem Epithalamium dictum Palladio et Celerinae 143 noch bei Jeep heisst: *hic nuptam petit, ille virum. sonuere reducta*, so darf ich wohl gleichfalls hoffen, daß Birt so interpungieren wird: *hic nuptam, petit ille virum*. Noch erübrigt ein Vers des Claudianus: Laus Serenae 57. Die ganze Stelle (50—57) lautet in Jeeps Text so:

*quid dignum memorare tuis, Hispania, terris  
vox humana valet? primo lavat aequore Solem  
India: tu fessos exacta luce iugales  
proluis, inque tuo respirant sidera fluctu;  
dives equis, frugum facilis, pretiosa metallis,  
principibus fecunda piis. tibi saecula debent  
Traianum: series his fontibus Aelia fluxit.  
hinc senior pater, hinc iuvenum diademata fratrum.*

Der letzte Vers verstößt gegen das in Rede stehende Gesetz. Mit dem *senior pater* ist Kaiser Theodosius gemeint, mit den *iuvenes fratres* seine beiden Söhne Honorius und Arcadius. Einem aufmerksamen Leser muß es auffallen, daß hier jener Mann nicht genannt ist, welchem Kaiser Theodosius den Thron zu verdanken hatte, nämlich der große Feldherr Theodosius, der Vater des Kaisers Theodosius und Großvater des Honorius und Arcadius. Es muß dies um so mehr auffallen, als Claudianus sonst, wo sich ihm Gelegenheit bietet, nicht versäumt, dieses bedeutenden Mannes zu gedenken. Kaiser Theodosius selbst unterliefs es nicht, seinen Sohn Honorius durch den Hinweis auf die ruhmvollen Thaten des Ahnherrn zur Nacheiferung anzuspornen, vgl. *De tertio consulatu Honorii* 52 *facta tui numerabat avi*. Wiederholt erwähnt Claudianus den ungekrönten Großvater neben dem gekrönten Vater, vgl. *De quarto consulatu Honorii* 18 ff.:



haud indigna coli nec nuper cognita Marti  
Ulpia progenies et, quæ diademata mundo  
sparsit, Hibera domus. — — — — —  
hinc processit avus — — — — —  
sed laudes genitor longe transgressus avitas  
subdidit Oceanum sceptris.

De consulatu Stilichonis 2, 421 f.:

exultat uterque

Theodosius.

Für meinen Zweck besonders wichtig ist die Stelle De bello Gildonico 215—226:

iam duo divorum proceres, maiorque minorque  
Theodosii, pacem laturi gentibus ibant,  
qui Iovis arcanos monitus mandataque ferrent  
fratribus et geminis sancirent foedera regnis.

— — — — —

— — —. Italas senior tendebat in oras.

at pater, intrantem Pontum qua Bosphorus artat,  
Arcadii thalamis urbique illapsus Eoæ.

Hier wird also der Feldherr Theodosius senior, der Kaiser Theodosius pater genannt. Wir kehren nunmehr zu jenem Vers zurück, von welchem wir ausgegangen sind, nämlich Laus Serenæ 57:

hinc senior pater, hinc iuvenum diademata fratrum.

Hoffentlich wird dieser Vers in Birts Ausgabe so lauten:

hinc senior, pater hinc, iuvenum diademata fratrum.

Ausonius hat sich an dieser Stelle des Verses einmal Wortasyndeton gestattet, nämlich Mosella 133: praepinguis, teres, ovipara congestior alvo. Aber Satzasyndeton findet sich bei ihm an dieser Stelle ebensowenig, wie bei den bereits genannten Dichtern. Allerdings bieten auch die beiden neuesten Ausgaben von Schenkl und Peiper zwei Verse, welche gegen dieses Gesetz verstossen: Cupido cruciatus (oder, wie das Gedicht bei Peiper heisst, Cupido cruciatur) 33: haec laqueum gerit, haec vanæ simulacra coronæ. Es muß selbstverständlich heissen: haec laqueum, gerit. haec vanæ simulacra coronæ. Ferner in demselben Gedicht 68: haec laqueum tenet, haec speciem mucronis inanem. Ebenso selbstverständlich: haec laqueum, tenet haec speciem mucronis inanem.

Sidonius Apollinaris bietet an dieser Stelle einmal Wortasyndeton, nämlich im Panegyricus Anthemio dictus 396: Martigenæ, lupa, Thybris, Amor, Mars, Ilia complent. Aber kein Satzasyndeton. Denn, wenn es im Panegyricus Avito dictus 287 heisst: hic ira tremit, ille metu. iam cetera turba, so bedarf es kaum der Erinnerung, daß so zu interpungieren ist: hic ira, tremit ille metu.

Obgleich Sedulius sich nicht streng an dieses Gesetz gehalten hat, trage ich dennoch kein Bedenken, im Carmen paschale 1, 260 hic laticem colit, ille larem, sed iungere sacris nach demselben Rezept zu interpungieren: hic laticem, colit ille larem.

Bei Avienus finden wir nur einen Vers, welcher gegen dieses Gesetz verstößt, nämlich Aratea 958: *maerens Andromeda. hoc celeris vestigia summa*. Daß mit dem *hoc* nichts anzufangen sei, sah schon Aldus Manutius. Seine Konjekturen hier, welche die neuesten Herausgeber Breysig und Holder in den Text gesetzt haben, ist ein bloßer Notbehelf. Die Überlieferung weist uns auf einen anderen Weg. Der Vindobonensis bietet: *Andromede*, der Ambrosianus: *Andromede* (= *Andromedae*). Es hieß also ursprünglich: *maerens Andromede. celeris vestigia summa*. Nachdem einmal die griechische Form *Andromede* durch die lateinische *Andromeda* verdrängt war, wurde jenes *hoc* eingeschoben, um dem zerstörten Verse aufzuhelfen. Daß Avienus Arat. 460 den Nominativ dieses Namens in der Form *Andromeda* gebraucht, darf um so weniger Bedenken erregen, als auch Germanicus in seinen Aratea die Formen *Andromeda* und *Andromede* nebeneinander gebraucht.

Prudentius hat sich einmal an dieser Stelle Wortasyndeton erlaubt, nämlich Psychomachia 464: *cura, fames, metus, anxietas, periuria, pallor*. Ob er sich aber auch Satzasyndeton gestattet hat, ist mindestens zweifelhaft. Die einzige Stelle, welche man hierfür anführen könnte, ist Apotheosis 426—428:

*laxavit Scythicas verbo penetrante pruinas  
vox euangelica, Hyrcanas quoque fervida brumas  
solvit.*

Die Worte *vox euangelica* sind das gemeinsame Subjekt zu beiden Sätzen. Es ist daher möglich, das Komma vor *vox euangelica* zu setzen. Allerdings entsteht dadurch eine gewisse Härte.

Daß so umfangreiche Dichter wie Iuvenius, Arator und Alcimius Avitus nicht einen einzigen Vers aufweisen, welcher gegen dieses Gesetz verstößt, kann kein Zufall sein. Calpurnius und Nemesianus, sowie Avianus, bei welchen ebenfalls kein derartiger Vers sich findet, sind allerdings von geringerem Umfang. Daß der Italicus, welcher die Ilias Latina verfaßt hat, mit Silius Italicus identisch sei, ist eine nach meiner Überzeugung unhaltbare Annahme. Der Umstand, daß Silius Italicus das Satzasyndeton nach dem daktylischen zweiten Fulse geradezu mit Vorliebe eintreten läßt, während unter den 1070 Versen der Ilias Latina sich kein einziges Beispiel dafür findet, ist gewiß nicht geeignet, mich von meinem Unglauben zu bekehren. Daß Catull kein Beispiel bietet, will nicht viel sagen; bemerkenswerter ist es, daß auch Propertius nicht einen einzigen derartigen Vers aufweist. Und was nun Tibull betrifft, so muß man zunächst von dem Panegyricus auf Messalla absehen, dessen dritter Vers so lautet: *incipiam tamen. a meritis si carmina laudes*. Dann bleibt nur noch ein Beispiel, nämlich 4, 4 (3, 10 Hiller), 13: *interdum vovet, interdum, quod langueat illa*. Der tibullische Ursprung dieses Gedichtes ist angefochten. Wer es für tibullisch hält, wird zunächst die auffallende Thatsache erklären müssen, daß gerade dieses Gedicht einen Vers enthält, welcher gegen ein nicht bloß von Tibull, sondern auch von den ihm zunächst stehenden Dichtern Catull, Propertius und Ovid befolgtes Gesetz verstößt.

Bezüglich des Satzasyndeton nach dem daktylischen zweiten Fulse möge das Gesagte vorläufig genügen. Wie steht es nun mit dem Satzasyndeton nach dem dritten Trochäus? Als Beispiel diene Vergil Aen. 1, 290: *accipies securam; vocabitur hic quoque votis*. Solche Verse finden sich zahlreich bei Vergil, Horaz, Ovid, Silius,

Statius, Valerius Flaccus u. a. Dagegen hat Lucanus an dieser Stelle nur Wortasyndeton, und auch dieses nur ein einziges Mal, zugelassen, nämlich 8, 599: *immanis, violentus, atrox nullaue ferarum | mitior in caedes*. Wir haben schon früher gesehen, daß Petronius in seinem *Bellum civile* keineswegs bemüht ist, die Technik des Lucanus zu kopieren. Diese Beobachtung bestätigt sich auch hier. In dem genannten Gedicht finden sich zwei Verse, welche Lucanus niemals geschrieben hätte, nämlich 16 *ad mortes pretiosa; fames premit advena classes* und 57 *vulneribus reparantur. inops audacia tuta est*.

Was von Lucanus gilt, gilt auch von Claudianus. Auch bei ihm findet sich nur Wortasyndeton an einer einzigen Stelle, nämlich *De bello Gildonico* 512: *immitis, scopulosa, procax subitisque sonora | flatibus*. Aber Satzasyndeton hat er nach dem dritten Trochäus niemals zugelassen. Allerdings bietet Jeeps Text einen Vers, welcher gegen dieses Gesetz verstößt, nämlich *De raptu Proserpinae* 2, 216. Die Stelle lautet im Zusammenhang so (214—217):

‘ignavi domitor vulgi, deterrime fratrum,’  
Pallas ait, ‘quae te stimulis facibusque profanis  
Eumenides movere? tua cur sede relicta  
audes Tartareis caelum infestare quadrigis?’

Der Laurentianus, welcher als die beste Textquelle für dieses Gedicht längst erkannt ist, bietet nicht *tua*, sondern *tue*, d. i. *tuae*. Hoffentlich wird also die Stelle in Birts Text so lauten:

quae te stimulis facibusque profanis  
Eumenides movere tuae? cur sede relicta  
audes Tartareis caelum infestare quadrigis?

Ausonius läßt Wortasyndeton an dieser Stelle des Verses mehrfach zu. Satzasyndeton findet sich in dem Epigramm auf die *dodra* (no. 20 Peiper): *dodra vocor. quae causa? novem species gero. quae sunt? | ius, aqua, mel, vinum, panis, piper, herba, oleum, sal*. Hier bietet die knappe Fassung hinreichende Entschuldigung. Anders steht die Sache in dem einzigen Beispiel, welches sich außer diesem bei Ausonius findet, nämlich *De Bisula, ad lectorem huius libelli* 7 f.:

ieiunis nil scribo; meum post pocula si quis  
legerit, hic sapiet.

Ich hatte diese Stelle längst so interpungiert:

ieiunis nil scribo meum; post pocula si quis  
legerit, hic sapiet.

Da erschien Peipers Ausgabe, welcher zwar die traditionelle Interpunktion vor *meum* beibehält, daneben jedoch anmerkt, daß in der von Bartholomäus Girardinus in Venedig 1472 veranstalteten *editio princeps* des Ausonius hinter *meum* interpungiert wird. Sollte Girardinus ohne Anleitung einer Handschrift auf diese Interpunktion gekommen sein, dann liegt hier einer jener lehrreichen Fälle vor, welche beweisen, daß ein richtiges Gefühl der wissenschaftlichen Erkenntnis oft um Jahrhunderte voraneilt.

Auch Sedulius hat an dieser Stelle nur Wortasyndeton zugelassen, und zwar nur einmal, nämlich *Carmen paschale* 3, 200: *non senio, tremebunda, gemens, incurva,*

caducis | vultibus. Aber Satzasyndeton hat er streng vermieden. Huemers Text bietet allerdings einen Vers, welcher gegen dieses Gesetz verstößt, nämlich Carmen paschale 1, 153:

qua nimium loca sicca, diu qua terra negatis  
aegra iacebat aquis

Es ist so zu interpungieren:

qua nimium loca sicca dīu, qua terra negatis  
aegra iacebat aquis.

Die Worte nimium und diu sind zu verbinden. Alcimus Avitus hat weder Wort- noch Satzasyndeton an dieser Versstelle zugelassen. In Peipers Text findet sich allerdings ein Vers, welcher gegen dieses Gesetz verstößt, nämlich De originali peccato 356. Es wird daselbst Loth seine wunderbare Rettung angekündigt. Die Stelle lautet im Zusammenhang so (355 — 357):

nec tete impendens letum coniunxerit illis,  
non iunxit quos vita. tibi solacia coniunx  
praebeat, hac tantum socia contentus abito.

Was schon aus Rücksicht auf die Koncinnität rätlich erscheint, wird durch das tektonische Gesetz über jeden Zweifel erhoben, nämlich, daß die Stelle so zu interpungieren ist:

nec tete impendens letum coniunxerit illis,  
non iunxit quos vita tibi. solacia coniunx  
praebeat, hac tantum socia contentus abito.

Venantius Fortunatus hat an dieser Stelle mehrfach Wortasyndeton zugelassen, aber kein Satzasyndeton. Leos Text bietet einen Vers, der gegen dieses Gesetz verstößt, nämlich in der Vita S. Martini 2, 2:

dum pelagus componit, iter dum nauta resumit.

Im Index wird für componere dieser Interpunktion zuliebe eine neutrale Bedeutung (sich legen, sich beruhigen) angenommen. Es ist vielmehr so zu interpungieren:

dum pelagus componit iter, dum nauta resumit.

Das Wort iter ist Objekt sowohl zu componit als zu resumit.

Avienus bietet kein Satzasyndeton an dieser Stelle, und nur einmal ein Wortasyndeton, nämlich Aratea 580: Electra Alcyoneque, Celaeno Taygeteque. Dies ist nur eine Variation der entsprechenden Stelle in Ciceros Aratea (Vers 35 des längeren Fragmentes): Alcyone Meropeque, Celaeno Taygeteque.

Prudentius bietet an dieser Stelle nur Wortasyndeton, Iuvenius und Arator nicht einmal dieses. Schliesslich sei noch bemerkt, daß in der Ilias Latina des Italicus weder Wort- noch Satzasyndeton hinter dem dritten Trochäus sich finden, während Silius Italicus nach dem Muster Vergils das Asyndeton an dieser Stelle des Verses unbedenklich eintreten läßt. Dies ist also ein zweiter Umstand, welcher nicht geeignet ist, mich von meinem Unglauben bezüglich der Identität des Verfassers der Punica und des Verfassers der Ilias Latina zu bekehren.

Wie es sich mit dem Satzasyndeton nach dem dritten Trochäus verhält, haben wir gesehen. Wie steht es nun mit dem Satzasyndeton nach dem vierten Trochäus? Ich will zunächst von den Dichtern der republikanischen Periode absehen und die Frage

so formulieren: Welche Dichter der Kaiserzeit haben Satzasyndeton nach dem vierten Trochäus zugelassen? Die Antwort lautet sehr einfach: Horaz und Martial, Ovid und Statius, sonst keiner! Zwei Verse des Avienus und einer des Corippus, welche gegen diesen Satz angeführt werden könnten, beruhen auf verfehlten Konjekturen.

Betrachten wir zunächst Avienus Aratea 1005. In den beiden neuesten Ausgaben von Breysig und Holder lautet die Stelle im Zusammenhang (1004—1006) so:

et rutilat stellis hic balteus Orionis,  
spira anguis levis hic craterque, tenacia corvi  
ora inhiant.

Angenommen, die Stelle wäre so überliefert, so müßte ein aufmerksamer Leser ohne irgend welche Kenntnis des tektonischen Gesetzes, welches hier verletzt ist, schon durch die bloße Vergleichung dieser Stelle mit dem griechischen Original bei Aratos Phaen. 518—520 die Überzeugung gewinnen, daß diese Fassung der Stelle nicht von Avienus herrühren kann. Die Worte des Aratos lauten so:

ἐν δὲ τέ οἱ ζώνη εὐπεργέος Ὀρίωνος  
καμπὴ τ' αἰθομένης Ὑδρὸς ἐνὶ οἱ καὶ ἐλαφρός  
Κρητῆρ, ἐν δὲ Κόραξ.

Da hier Κρητῆρ das Epitheton ἐλαφρός hat, so muß man erwarten, daß auch bei Avienus die Worte crater und levis zusammengehören. Aber bei Breysig und Holder steht, wie wir gesehen haben: spira anguis levis hic craterque, wobei also levis entweder mit spira oder mit anguis, keineswegs jedoch mit crater zu verbinden ist. Fragen wir nun, wie der kritische Vers überliefert ist, so ergibt sich aus einer Vergleichung der Angaben von Breysig und Holder, welche hier nicht völlig übereinstimmen, folgendes:

Die Handschriften bieten den Vers so:

spira anguis, levis hic crater, et tenacia corvi.

In dieser Fassung leidet der Vers an einem prosodischen Gebrechen, indem das et vor tenacia kurz bleibt. Dagegen sind levis und crater verbunden, wie die entsprechende Stelle des Aratos es fordert.

Aus der Ausgabe des Georg Valla (Venedig 1488) stammt folgende Fassung:

spira anguis levis hic craterque, et tenacia corvi.

Hier ist der prosodische Fehler geblieben und überdies levis von crater in Widerspruch mit der Stelle des Aratos getrennt worden.

Auf einer Konjektur des Aldus Manutius beruht die Fassung, welche die Texte von Breysig und Holder aufweisen:

spira anguis levis hic craterque, tenacia corvi.

Hier ist der prosodische Fehler beseitigt, dafür jedoch levis von crater fälschlich getrennt und das tektonische Gesetz, welches Satzasyndeton nach dem vierten Trochäus verbietet, verletzt.

Die Emendation des Verses muß selbstverständlich zur Grundlage haben die handschriftlich allein überlieferte Fassung: spira anguis, levis hic crater, et tenacia corvi. Was ich mir unter dem 'zähen' Schnabel des Raben vorstellen soll, weiß ich nicht. Avienus nennt Aratea 1682 den Staar gefräßig: sturnus edax. Mit noch größerem Recht gebührt dieses Epitheton dem Raben. Ich schreibe somit die ganze Stelle so:

et rutilat stellis hic balteus Orionis,  
spira anguis, levis hic crater, et edacia corvi  
ora inhiant.

Der zweite Vers des Avienus, der hier in Frage kommt, ist Aratea 1153. Die Stelle lautet im Zusammenhang so (1150—1154):

mediae tum sarta coronae  
et, quae Centauro diffunditur extima, cauda,  
prima venenati cum repunt brachia monstri,  
surgunt Oceani iam gurgite. et ultima cygni  
et caput acris equi premit aequora.

So heisst es übereinstimmend bei Breysig und Holder. Aus den kritischen Apparaten beider Ausgaben erfährt man, daß Oceani eine Konjektur von Breysig ist statt des überlieferten Oceano, und gurgite eine Konjektur von Aldus Manutius statt des überlieferten gurgis. Es ist nicht wahrscheinlich, daß bald eine neue Ausgabe des Avienus erscheinen wird, aber überzeugt bin ich, daß in der nächsten Ausgabe an Stelle dieser beiden Konjekturen eine einzige treten wird, welche sich mit der Änderung nur eines Buchstaben begnügt, nämlich aequore statt aequora. Ich schreibe die Stelle so:

mediae tum sarta coronae  
et, quae Centauro diffunditur extima, cauda,  
prima venenati cum repunt brachia monstri,  
surgunt Oceano. iam gurgis et ultima cygni  
et caput acris equi premit aequore.

Die Worte gurgis premit aequore finden eine Parallele in demselben Gedicht 1309: ut genua Oceanus vasto procul aequore condit. Mit den Worten surgunt Oceano beginnt auch Vs. 759.

Wir gelangen nun zu dem einzigen noch übrigen Verse: Corippus Iohannis 2, 466. Hier wird der unruhige Schlaf eines Soldaten in der einem Entscheidungskampfe vorangehenden Nacht geschildert. Die Stelle lautet im Zusammenhang so (465—469):

lumina saepe vident saevum concurrere Martem,  
lumina clausa vident certamen. it horridus ira,  
vultque movere manus: languescunt fessa sopore  
membra viri. quotiens excusso dextera ferro,  
dum putat adversum, socium ferit improba pectus!

So heisst es übereinstimmend in den beiden neuesten Ausgaben von Partsch und Petschenig. Das it ist eine Konjektur Lachmanns für das überlieferte et, welches einer Änderung nicht bedarf. Für das überschüssige que in den Worten et horridus ira | vultque movere manus bietet Corippus selbst Analoga, vgl. Joh. 4, 170 at socii petiere fugam, faciemque furentis | nec potuere pati. Ebendasselbst 7, 347 ff. ipsis impressat harenis | belliger ora, super foedant quas saepe movendo | quadrupedes, mistasque fimo nec respuit undas | turba siti fervens. Endlich In laudem Iustini 1, 161 f. sceptrum recusabat lacrimans, largoque rigabat | imbre genas, fletuque viri vestesque madebant. Hier hat Petschenig mit Unrecht die unnötige Konjektur von Ruiz vultusque statt fletuque in den Text gesetzt. Ähnliches findet sich auch bei Venantius Fortunatus. Es genügt auf Leo's Index zu verweisen. Übrigens ist Lachmanns it horridus ira auch abgesehen von dem dadurch

entstehenden Satzasyndeton nach dem vierten Trochäus schon deshalb unzulässig, weil es im Widerspruche steht mit dem folgenden *vultque movere manus und languescunt fessa sopore | membra viri.*<sup>1)</sup>

Nachdem wir uns also überzeugt haben, daß in der Kaiserzeit nur Horaz und Martial, Ovid und Statius Satzasyndeton nach dem vierten Trochäus zugelassen haben, ist es Zeit, daß wir unter den poetischen Überresten aus der Zeit der Republik Umschau halten. Wir finden da zwei sichere Beispiele bei Lucilius (15, 20 und 30, 115 M.). Lucilius war also wie in so vielen anderen Punkten auch in dieser Hinsicht ein Vorbild für Horaz. Außer diesen beiden Lucilius-Versen finden wir nur noch einen Vers des Ennius (Annales 188 M.), welcher Satzasyndeton nach dem vierten Trochäus aufweist. Die Stelle lautet im Zusammenhang so (188—192):

*incedunt arbusta per alta, securibu' caedunt,  
percellunt magnas quercus, exciditur ilex,  
fraxinu' frangitur, atque abies consternitur alta,  
pinus proceras pervortunt, omne sonabat  
arbustum fremitu silvai frondosai.*

Es ist eine alte Kontroverse, ob an dieser Stelle *per alta* oder *peralta* zu lesen sei. Da das Adjektiv *peraltus* sich nirgends mit Sicherheit nachweisen liefs (vgl. Georges s. v. *peraltus*), so schien die Streitfrage zu Gunsten des *per alta* entschieden zu sein. Jetzt stellt sich die Sache etwas anders. Liest man:

*incedunt, arbusta peralta securibu' caedunt,*

so statuiert man ein lexikalisches Unicum, liest man aber:

*incedunt arbusta per alta, securibu' caedunt,*

so verletzt man ein tektonisches Gesetz, welches sonst nur von den Satirikern Lucilius und Horaz, dem Epigrammatiker Martial und in dem leichtfüßigen, hüpfenden Hexameter des Ovid und seines Nachahmers Statius außer Acht gelassen wurde. Ich meinerseits bin angesichts dieser Sachlage unbedenklich für die Schreibung *peralta*. Daß gerade unter den mit *per* gesteigerten Adjektiven und Adverbien sich viele *ἄπαι εἰρημένα* finden, bemerkt Wölfflin, lateinische und romanische Komparation S. 26.

So viel von dem Satzasyndeton nach dem vierten Trochäus. Eine seltene Erscheinung ist ferner das Satzasyndeton nach der fünften Hebung. Es findet sich bei Ennius, Lucilius, Lucretius, dann in der Kaiserzeit bei Horaz, Persius, Juvenal, somit in dem 'Konversations-Hexameter' der Satiren und Episteln, endlich ganz vereinzelt bei Prudentius, welcher auch sonst stark von Horaz beeinflusst ist, bei Sidonius Apollinaris und Venantius Fortunatus. Auf einer verfehlten Konjektur beruht ein Fall bei Ausonius *De herediolo* 17 f.:

*verum, ager iste meus quantus sit, nosce: etiam me  
noveris, et noris te quoque, si potis es.*

Überliefert ist *nosce, ut etiam me* mit einer überschüssigen Silbe. Das *ut* wurde zuerst beseitigt in der Lyoner Ausgabe von 1558. Zuletzt hat dies auch Schenkl in seiner Ausgabe gethan. Peiper liest mit Umstellung des *ut* so:

1) Bei Orientius *de trinitate* 106 bietet der Text von Ellis: *cur dux militiae caelestis? ab agmine sancto*. Es ist so zu interpungieren: *cur dux? militiae caelestis ab agmine sancto*. Vgl. Wiener Studien 10, 166.

verum, ager iste meus quantus sit, nosce, etiam ut me  
noveris, et noris te quoque, si potis es.

Diese Konjektur ist unzweifelhaft der Streichung des *ut* vorzuziehen. Sie bietet keinen tektonischen Anstofs, denn ein konjunktivischer *ut*-Satz nach der fünften Hebung findet sich zwar auch selten genug, steht jedoch für Ausonius vollständig sicher durch eine Stelle im *Carmen Pythagoricum de ambiguitate eligendae vitae* 37 f.:

esse in honore placet, mox paenitet, et, dominari  
ut possint, servire volunt.

Noch ist ein Vers des Avienus *Aratea* 1221 zu erwähnen. Die Stelle lautet im Zusammenhang so (1219—1225):

amborum capita et palmas geminas ophiuchi  
ac primam rutili spiram serpentis eoo  
scorpius Oceano surgens agitat. pede nixi,  
quem procul aversum semper salis alta remittunt,  
tunc artus medii, tum pectora vasta umerusque  
dexteraque ulnarum spumosi gurgitis aestu  
procedunt.

Schon Hugo Grotius in seiner im Jahre 1600 in Leyden erschienenen Ausgabe schrieb mit richtigem rhythmischen Gefühle *agit, at statt agitat*. Die beiden neuesten Herausgeber, Breysig und Holder, haben diese evidente Verbesserung verschmäht.

Noch spärlicher als das Satzasyndeton nach der fünften Hebung findet sich das Satzasyndeton nach dem spondeischen dritten Fusse. Keinen Anstofs konnte diese Satzfrage erregen, wenn der erste der beiden Sätze aus einem einsilbigen Worte bestand. In diesem Falle hat sogar die glatte Verstechnik des Ovid ein Satzasyndeton zweimal zugelassen: *Met.* 13, 851 *ingentis clipei. quid? non haec omnia magnus | Sol videt e caelo?* und 15, 308 *pauca super referam. quid? non et lympa figuras | datque capitque novas?* Abgesehen jedoch von solchen Fällen wird durch Satzasyndeton nach dem spondeischen dritten Fusse der Vers unbeholfen und schwerfällig. Altertümlicher Rost ist es, wenn es bei Lucilius 4, 41 M. heisst: *adsequitur neque opinantem, in caput insilit, ipsum*. Nachdem aber selbst Lucrez sich solcher Verse gänzlich enthalten hat, kann es nur als Nachlässigkeit bezeichnet werden, wenn Vergil *Georg.* 4, 532 schreibt: *haec omnis morbi causa; hinc miserabile Nymphae*. Bei Silius finden sich drei derartige unschöne Verse (6, 112; 13, 196; 17, 172). Vielleicht glaubte er durch den einen nachlässigen Vers seines allverehrten Vorbildes Vergil gegen Tadel geschützt zu sein. Die beiden unbeholfenen Verse in Priscianus' *Periegesis* (77 und 279) konnte ihr Verfasser nur mit seiner Talentlosigkeit entschuldigen, nicht mit den Schwächen seiner Zeit, denn Venantius Fortunatus, Corippus, überhaupt alle anderen Dichter jener Periode haben derartige Verse ebenso sorgfältig vermieden, wie Ovid, Lucan, Statius, Valerius Flaccus, Claudian, Ausonius u. a.

Dafs bei Avienus *Aratea* 816 auch noch in den beiden letzten Ausgaben von Breysig und Holder solch ein übelgebauter Vers steht, ist nicht von dem Dichter verschuldet. Die Stelle lautet im Zusammenhang so (807—818):

inter demissum procul in vada caerula clavum  
puppis Iasoniae depictaque terga carinae



et pistrim undicolam, leporis qua tenditur alvus,  
stellarum creber rutilat rubor. haud tamen istis  
vel lux multa micat vel fit memorabile nomen.  
nulli etenim formae flammaram Juppiter ignes  
discrevit, nullos simulant haec corporis artus,  
qualia digesto mundus sacer ordine volvit  
semper in antiquum retrahens iter omnia secum  
saeculorum serie longa. istas denique signant  
intervalla faces, similis quoque lux habet omnis,  
par modus.

Es ist hier von jener Gegend des Himmels die Rede, in welcher die heutigen Sternkarten die Sternbilder der Taube, des Grabstichels, der Malerstaffelei, der Pendeluhr, des chemischen Ofens etc. aufweisen. Es sind durchweg Sterne von geringer Helligkeit und einer charakteristischen Gruppierung entbehrend. Aratos nennt sie an der entsprechenden Stelle seiner Phaenomena 376 οἰόθι κερκίμενοι. Es ist somit klar, daß bei Avienus Aratea 816 so zu interpungieren ist:

saeculorum serie. longa istas denique signant  
intervalla faces.

Mit den longa intervalla an dieser Stelle kann man die spatiosa intervalla in demselben Gedichte 836 f. vergleichen. Nebenbei bemerkt, ist 813 statt haec zu schreiben hae mit Beziehung auf das vorhergehende flammaram. Der Übergang eines hae corporis in haec corporis konnte kaum vermieden werden. Bei Claudius Marius Victor in seiner Alethia finden sich zwei Verse mit Satzasyndeton hinter dem spondeischen dritten Fulse. Beide sind korrupt.

1, 484                    inmersisti homines terrae: et tu stratus iniquo.

Da hier et = etiam ist, so liegt Asyndeton vor. Lies:

inmersisti homines terrae: tu stratus iniquo.

3, 401                    damna patris tuleris sancti. innumerabile vulgus.

Lies:                    damna, ratus, tuleris. namque innumerabile vulgus.

Absichtlich habe ich es bisher unterlassen, einen unter diesen Gesichtspunkt fallenden Vers des Horaz zu besprechen, nämlich Ars poetica 447. Die Stelle lautet im Zusammenhang so (445—448):

vir bonus et prudens versus reprehendet inertes,  
culpabit duos, incomptis adlinet atrum  
transverso calamo signum, ambitiosa recidet  
ornamenta.

Der schalkhafte Dichter hat hier absichtlich einen Vers geschrieben, welcher zur Illustration dessen dienen soll, was er unter versus inertes, duri, incompti versteht. In derselben Ars poetica 263 ist ein ähnlicher Scherz des Dichters längst erkannt: non quivis videt immodulata poemata iudex. Aber auch noch an einer dritten Stelle desselben Gedichtes läßt Horaz in der gleichen Weise seiner guten Laune freien Lauf, nämlich 291 ff.:

vos, o

Pompilius sanguis, carmen reprehendite, quod non  
multa dies et multa litura cohercuit, atque  
praeseptum decies non castigavit ad unguem.

Die Worte *o Pompilius sanguis* sind hier in der wunderlichsten Weise durch das Versende auseinander gerissen. Ein analoger Fall findet sich nicht früher als in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts n. Chr. bei dem Presbyter Candidus vom Kloster Fulda in der metrischen Lebensbeschreibung des Abtes Aeigil cap. 12, 51 f.:

tantum decerne tenendum, o  
spes nostra nostraeque decus et gloria vitae!

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Horaz auch hier absichtlich einen ungefeilten Vers geschrieben hat.

Diese Scherze des Horaz bieten mir den Anlaß, einen ähnlichen Scherz des Juvenal zur Sprache zu bringen, nämlich 10, 122—124:

‘o fortunatam natam me consule Romam!’  
Antoni gladios potuit contemnere, si sic  
omnia dixisset.

Während die Versschlüsse *si quis, si quid, si non, si me, si te, si vis* u. dgl. gar nicht selten sind, wüßte ich keinen zweiten Hexameter anzugeben, welcher mit *si sic* auslautet. Offenbar beabsichtigte Juvenal mit seinem *si sic* ein Seitenstück zu dem berühmten ciceronischen *fortunatam natam* zu liefern.

Aber nicht bloß solche Dinge, wie das *o | Pompilius sanguis* des Horaz und das *si sic* des Juvenal, welche schon auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen, erweisen sich dem Forscher, der das gesamte Material überblickt, als Singularitäten. Viel wichtiger ist es, wenn der Nachweis geliefert werden kann, daß sprachliche Erscheinungen, welche uns gar nichts Auffälliges bieten, sich nur vereinzelt oder doch äußerst selten finden. Auch hierfür ein paar Beispiele!

Die Interjektion *en* findet sich zu Anfang des Hexameters massenhaft. Aber wie oft findet sie sich als zweite Silbe des Verses? Antwort: zweimal bei Silius Italicus (5, 672 und 11, 570) und einmal bei Hrabanus Maurus (*Poetae Aevi Carolini* 2, p. 230).<sup>1)</sup>

Die Interjektion *ecce* findet sich ohne und mit Elision zu Anfang des Hexameters massenhaft. Aber wie oft findet sie sich (selbstverständlich elidiert) als zweite Silbe des Verses? Antwort: einmal bei Alcuin (*Poetae Aevi Carolini* 1, p. 347).

Daß es eine Eigentümlichkeit des Ovid ist, mitten in die direkte Rede ein zum *verbum dicendi* gehöriges *que* einzuschieben, ist bekannt, z. B. Met. 1, 456 ‘*quid*’ *que* ‘*tibi, lascive puer, cum fortibus armis?*’ | *dixerat*. Aber wo findet sich diese Erscheinung abgesehen von Ovid? Antwort: einmal in den *Priapea* (24, 3), einmal bei Valerius Flaccus (6, 305), und dann erst wieder in der karolingischen Zeit vereinzelt und zweifelhaft bei Alcuin und Theodulf.<sup>2)</sup>

Die Reminiscenzen-Jagd ist ein Lieblingssport unserer Tage. Obgleich ich ganz andere Ziele verfolge, so läuft mir bei meinen tektonischen Untersuchungen doch auch solches Wild ins Garn.

Ein Beispiel! Wandalbert von Prüm in dem 848 n. Chr. verfaßten *Martyrologium* sagt Vers 697 f.:

Caesare nata micat Decio hic Cyrilla, beatis  
virgo animis et, cui Decius haud editor esset.

1) In dem Gedichte des M. Tullius Laurea (*Fragm. poet. Rom. ed. Baehrens* p. 316) v. 5 ist *hoc, en, iam* eine überflüssige Änderung von Baehrens statt des überlieferten *hoc etiam*.

2) Anderer Art sind die Fälle bei Valerius Flaccus 4, 387 und 474.

Manitius, welcher sonst bei den Dichtern der karolingischen Periode im Aufspüren von Reminiscenzen eher zu viel als zu wenig geleistet hat, bemerkt zu dieser Stelle nichts. Selbstverständlich hatte Wandalbert die schöne Stelle der Aeneis 7, 653 f. vor Augen, wo es von Lausus heisst:

dignus, patriis qui laetior esset  
imperii, et, cui pater haud Mezentius esset.

So verdienstlich das Nachweisen von Reminiscenzen und Entlehnungen ist, so halte ich es doch für ungleich verdienstlicher, die mannigfachen Wandlungen zu erforschen, welche die typischen, formelhaften Bestandteile der poetischen Sprache im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben. Indem ich Ihrer und meiner Ermüdung Rechnung trage, begnüge ich mich, an einem Beispiele und auch da nur skizzierend die Methode und die Bedeutung solcher Untersuchungen zu veranschaulichen.

Betrachten wir einen Vers, wie den des Vergil Aen. 1, 402. Nachdem Venus zu ihrem Sohne Aeneas gesprochen hat, heisst es: dixit, et avertens rosea cervice refulsit. Diese den Hexameter beginnende Formel dixit, et, welche dazu dient, von einer direkten Rede zur Handlung hinüberzuleiten, tritt bekanntlich massenhaft auf und scheint ebendeshalb zu irgend welchen Observationen keinen Anlaß zu bieten. Indes ist dies keineswegs der Fall, wie die folgenden Bemerkungen lehren werden. Die Formel dixit, et ist zuerst bei Vergil nachweisbar. Ob er sie bereits bei Ennius gefunden oder neu geschaffen hat, dies zu entscheiden, läßt das Wenige, was wir von Ennius übrig haben, nicht zu. So viel ist sicher, daß Vergil diese Formel sehr häufig gebraucht, und daß die folgende Poesie in diesem wie in so vielen anderen Punkten seinem Muster folgt — jedoch mit sehr bemerkenswerten Ausnahmen. Lucanus, unzweifelhaft eine der selbstständigsten, originellsten Gestalten in der Geschichte des lateinischen Epos, der in zahlreichen technischen Details von dem übermächtigen Einflusse Vergils sich befreite, hat dieses dixit, et zu Beginn des Hexameters nur ein einzigesmal gebraucht (4, 167). Was bei Lucanus' eigenartiger Persönlichkeit begreiflich, fast selbstverständlich erscheint, muß bei Silius Italicus, der nicht mit Unrecht als ein Nachtreter des Vergil bezeichnet wird, Verwunderung erregen. Er hat in den 17 Büchern der Punica das dixit, et zu Beginn des Hexameters nur an zwei Stellen verwendet (8, 225; 9, 378). Der unbedeutende Versemacher, welcher die Ilias Latina schrieb und nach meiner Überzeugung mit dem Verfasser der Punica nichts weiter als den Namen Italicus gemein hat, gebraucht in seinem schwächtigen Epyllion von 1070 Versen das dixit, et eben so oft, wie Silius Italicus in seinen 12,202 Versen. Auch Corippus gebraucht die Formel dixit, et nur zweimal, Juvenus, Arator, Sidonius Apollinaris, Sedulius und Venantius Fortunatus gar nicht, obgleich es ihnen an Gelegenheit hiezu nicht mangelte. Dagegen ist das Fehlen dieser Formel bei Horaz, Persius, Juvenal und Ausonius selbstverständlich. Niemand würde sie bei Martial suchen, aber er gebraucht sie doch zweimal (1, 42, 5 und 6, 21, 9), wo er den epischen Ton nachahmt. — Bei Vergil ist das Subjekt des mit et angeknüpften Satzes stets dasselbe, wie das in dem dixit enthaltene. Der Erste, welcher von dieser Regel sich eine Abweichung erlaubte, war Tibull 3, 4, 81: dixit, et ignavus defluxit corpore somnus. Tibulls Neuerung wurde von Ovid aufgegriffen und ausgiebig verwertet. Aber im ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit ist nur Statius wie in so manchen andern Dingen auch in dieser Hinsicht dem Ovid gefolgt. Es vergeht dann eine lange Zeit, bis wir endlich

wieder bei Reposianus de concubitu Martis et Veneris (A. L. 253) 157 auf den Vers stoßen: dixit, et infuso radiabat lumine lucus. Es folgt Claudius Marius Victor mit zwei (Alethia 2, 100 und 3, 262), sodann Dracontius mit einer ganz beträchtlichen Zahl von Beispielen (wobei ich die Orestis tragoedia mitzähle, deren Verfasser sicher Dracontius ist), ein Vers bei Alcimus Avitus 2, 422, bei welchem zwei Auffassungen möglich sind und die Gleichheit der Subjekte wahrscheinlicher ist, als die Verschiedenheit, endlich ein Vers des Corippus Joh. 4, 218 und vereinzelte Beispiele in der karolingischen Periode. — Die Formel dixit, et ist mehrfach variiert worden. Diese Variationen lassen sich in folgende Gruppen sondern: 1) Das Tempus von dixit wird durch ein anderes ersetzt. Hieher gehören die Wendungen dixerat, et und dicit, et. Über das dixerat, et zu sprechen, welches zu einem ganz beachtenswerten Konkurrenten des dixit, et erwachsen ist, muß ich mir für dieses Mal versagen. Was jedoch das dicit, et betrifft, so ist dies eine Neuerung des Statius, in welcher ihm niemand gefolgt ist. Ja sogar die Schreiber der Statius-Handschriften mißbilligten dieses Novum, denn an den beiden Stellen, wo das dicit, et steht (Theb. 10, 848 und Ach. 1, 343) findet sich die Variante dixit, et. Übrigens ist an beiden Stellen das Subjekt des mit et angeknüpften Satzes dasselbe, wie das in dem dicit enthaltene. 2) Das dixit bleibt unverändert, aber an Stelle des et tritt eine andere Art der Anknüpfung. Hieher gehört zunächst die Wendung dixit, -que. Sie findet sich überhaupt nur in zwei Versen der Aeneis, das eine Mal bei gleichem Subjekte: 12, 780 dixit, opemque dei non cassa in vota vocavit, das andere Mal bei ungleichem Subjekte: 5, 239 dixit, eumque imis sub fluctibus audiit omnis | Nereidum Phorcique chorus Panopeaque virgo. Es verdient Beachtung, daß in beiden Versen auf das dixit ein Vokal folgt, somit das Wort die Geltung eines Trochäus behält. Nicht viel mehr Verbreitung fand die Form dixit, at, welche ebenfalls an zwei Stellen der Aeneis auftritt: 11, 595 dixit, at illa leves caeli delapsa per auras und 11, 709 dixit, at illa furens acrique accensa dolore. Nach Vergil hat abgesehen von Claudius Marius Victor (Al. 3, 512 und 625) nur Italicus, der Verfasser der Ilias Latina, diese Wendung gebraucht und zwar nur so, daß er den einen der beiden Vergilverse wörtlich abschrieb (Ilias Latina 96 = Aeneis 11, 595). Dagegen ist in demselben Gedichte 44 dixit, at eine durchaus überflüssige Konjekture von Baehrens statt des überlieferten dixerat. Hätte ihr Urheber geahnt, daß dieses dixit, at eine solche Rarität sei, so wäre sie jedenfalls unterblieben. Die Form dixit, sed findet sich nur an einer Stelle des Juvencus: 2, 415 dixit, sed propere per gaudia tanta videntum | ardor inexpletus famam per cuncta serebat. Die Form dixit, cum erscheint erst im 9. Jahrhunderte n. Chr. bei Walahfrid Strabus in seinem Gedichte De vita et fine Mammae monachi cap. 8, 10: dixit, cum veniens heremi de parte rugitus | dat leo terribiles. Die Form dixit ohne folgende Bindepartikel tritt zuerst in einem Verse der Aeneis auf, nämlich: 8, 66 dixit, deinde lacu fluvius se condidit alto. Nachahmung fand diese Wendung nur durch Italicus in seiner Ilias Latina an zwei Stellen: 271 dixit. quem contra paucis Priameius heros und 331 dixit, tum largis perfudit fletibus ora. Man beachte, daß durchweg das dixit durch einen folgenden Konsonanten spondeische Geltung erhält. Beides, das Asyndeton und die spondeische Messung, dient zur Erhöhung der gravitas. 3) Das Tempus von dixit und die Art der Anknüpfung werden geändert, somit eine Vereinigung der charakteristischen Eigenschaften der 1. und

2. Gruppe. Die hieher gehörigen Wendungen mit *dixerat* lasse ich für dieses Mal bei Seite. Sonst findet sich nur *dicit*, at bei demselben Statius, welcher das *dicit*, et erfunden hat, und zwar an einer einzigen Stelle (Theb. 6, 798 [nach der früheren Zählung 823]). Auch hier tritt wie bei den *dicit*, et-Stellen die Variante *dixit* auf. Das *dicit*, sed bei Catull 70, 3 gehört nicht hieher, weil keine direkte Rede vorausgeht. 4) Das et bleibt, an Stelle des *dixit* tritt aber ein anderes *verbum dicendi* von trochäischer Messung. Hieher gehört das *fatur*, et, eine Neuerung des Lucanus, von ihm selbst nur einmal gebraucht (2, 516), dagegen von Valerius Flaccus dreimal (4, 757; 5, 615; 7, 553). Sonst hat sich Niemand gefunden, der diese Neuerung aufgenommen hätte. An allen vier Stellen mit *fatur*, et findet Gleichheit des Subjekts statt. 5) Das *verbum dicendi* hat nicht trochäische Messung. Hieher gehören die Formen *haec ait* und *sic ait*, deren Besprechung ich für dieses Mal unterlasse. 6) In weiterem Sinne können als Variationen des *dixit*, et auch solche Fälle gelten, in welchen die Überleitung von der direkten Rede zur Erzählung der Handlung ohne ausdrückliche Setzung eines *verbum dicendi* stattfindet, wobei jedoch die charakteristische Satzfüge hinter dem ersten Trochäus, bzw. Spondeus, erhalten bleibt. Von solchen Fällen sind mir nur zwei Beispiele bekannt, beide bei Silius Italicus: 15, 794 *haec Nero, et intorquet iaculum; nec futilis ictus* und 3, 97 *sic ille, at contra, Cirrhaei sanguis, Imilce, | Castalii*. Demselben Zweck wie das *dixit*, et und seine Variationen dienen auch andere den Hexameter eröffnende Formeln. Die Schicksale des *haec ubi dicta dedit* klar zu legen, werde ich ein anderes Mal Gelegenheit haben. Die kürzere Formel *haec ubi dicta* findet sich als Versanfang zuerst an vier Stellen der Aeneis. Im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit treffen wir sie in dieser Verwendung nur noch einmal bei Lucanus (2, 500) und einmal bei Valerius Flaccus (7, 511). Sie verschwindet dann für lange Zeit aus der Sprache der Poesie, um erst wieder an einer Stelle des Juvenius (4, 446) aufzutauchen, aus welchem sie Pseudo-Juvenius oder, wie man jetzt wohl sagen darf, der Gallier Cyprian herübergenommen hat (Exodus 76; Fragmenta selecta 535). Dieselbe Formel erscheint dann wieder im 8. Jahrh. bei Beda Vita S. Cuthberti cap. 10, 27 und im 9. Jahrh. bei Walahfrid Strabus De vita et fine Mammae monachi cap. 20, 1. Der Versanfang *haec ecfatus* (sc. est, also mit Satzfüge), welchen wir schon bei Ennius ann. 52 M. finden, begegnet nur noch einmal in der Form *haec effata* bei Vergil Aen. 5, 653. Eine bloße Variation derselben ist das *tantum effatus* (sc. est), welches in der Aeneis viermal, sonst aber nirgends erscheint. Folgende Formeln zu Anfang des Hexameters kann ich nur mit je einer Stelle belegen:

*haec ubi fata* bei Lucanus 6, 719. Indes ist es hier zweifelhaft, ob est zu ergänzen und Satzfüge hinter *fata* anzunehmen ist.

*sic ubi fata* (sc. est) bei Lucanus 9, 109.

*vix ea dicta* bei Vergil Aen. 8, 337.

*vix haec ille* bei Prudentius Perist. 11, 89.

*haec sibi quisque* bei Silius Italicus 5, 157.<sup>1)</sup>

Ich habe bisher nur von den Überleitungsformeln gesprochen, welche den Hexameter beginnen. Aber solche Formeln finden sich auch an anderen Stellen des Hexa-

1) Über *haec postquam fatus, sic postquam fatus, haec fatus, sic fatus, his dictis* werde ich bei anderer Gelegenheit handeln. Ohne Satzfüge dahinter steht *sic effata* in den Orphei versus in latinum conversi (Fragm. poet. Rom. ed. Baehrens p. 404) zu Anfang des ersten Verses.

meters. Ich will diesmal nur auf die Stelle hinter dem vierten Daktylus hinweisen. Es sind zum Teil alte Bekannte, die wir hier wieder antreffen. Das *dixit, et*, welches als Versanfang eine so bedeutende Rolle spielt und mit einer langen Reihe von Beispielen aus allen Jahrhunderten sich belegen läßt, ist hinter dem vierten Daktylus nur zweimal anzutreffen, bei Ovid Met. 14, 113 und bei Lucanus 9, 283. In beiden Versen ist das Subjekt des mit *et* angeknüpften Satzes dasselbe, wie das in dem *dixit* enthaltene. Das uns als Versanfang wohl bekannte *haec ubi dicta* erscheint als Versende zuerst bei Horaz sat. 2, 6, 97, wo jedoch das *dicta* Substantiv ist: *haec ubi dicta | agrestem pepulere*. Sonst findet sich *haec ubi dicta* als Versende nur noch an je einer Stelle bei den drei Zeitgenossen Valerius Flaccus (2, 384), Silius (16, 393) und Statius (Theb. 8, 338). Mit fünf Stellen läßt sich das Versende *haec ubi fatus* belegen, wovon eine Stelle auf Lucanus (8, 775), eine auf Statius (Theb. 4, 644) und drei auf Valerius Flaccus (4, 653; 5, 54; 7, 349) entfallen. Nur an je einer Stelle finden sich folgende Formeln hinter dem vierten Daktylus:

*haec ita fatus* bei Vergil Aen. 10, 594. (Daraus Proba 598.)

*atque ita fatus* A. L. 11, 95. Dieses Gedicht ist ein Vergil-Cento und das *atque ita fatus* nur eine Umbildung des vergilischen *haec ita fatus*.

*talia fatus* bei Ovid Fast. 2, 783.

*talia fundit* bei Valerius Flaccus 4, 707.

*dumque ea fatur* bei Silius 15, 446.

In den nächsten Vers greifen folgende zwei Wendungen hinüber:

*haec ubi frustra | effudit* bei Lucanus 8, 589.

*atque ita facto | fine* bei Valerius Flaccus 4, 624.

Eine gemeinsame Eigenschaft charakterisiert alle diese Überleitungsformeln hinter dem vierten Daktylus — ihre ungewöhnliche Kurzlebigkeit. Sieht man, wie billig, von dem Vergil-Cento A. L. 11 und dem der Proba ab, so muß die bemerkenswerte Thatsache konstatiert werden, daß keine dieser Formeln die Zeit des Domitian überdauert, ganz im Gegensatz zu den Überleitungsformeln am Versanfang, welche zum Teil noch in der Karolingerzeit sich belegen lassen. Es ist hier weder der Ort noch die Zeit, Sie mit allen Maschen des ausgedehnten und dichten Netzes bekannt zu machen, welches ich über einen Zeitraum von zwölf Jahrhunderten gespannt habe. Nur soviel sei hier gesagt, daß jene Thatsache, aus welcher in ihrer Vereinzelung nicht viel zu machen ist, im höchsten Grade bedeutungsvoll wird, sobald man sie mit einer Reihe anderer Erscheinungen in Verbindung bringt. Wir haben es hier mit nichts Geringerem als mit einer der frühesten Etappen auf jener langen Straßse zu thun, deren Endziel ist der Sieg des modernen Prinzips der Satz- und Verscongruenz über das antike Prinzip der Satz- und Versdiskrepanz.

Ich schliesse meine Mitteilungen mit der Bitte, den Umfang und Wert des ganzen Werkes, dessen ersten Band ich in hoffentlich nicht allzu langer Zeit dem Urteil meiner Fachgenossen unterbreiten werde, nicht nach dieser geringfügigen Probe zu bemessen. Dieselbe Bitte werde ich allerdings wiederholen müssen, auch wenn der erste Band bereits vorliegen wird. Denn auch dieser wird nur ein Bruchstück sein eines auf tiefen Fundamenten ruhenden, weitgestreckten, hochragenden Gebäudes, welches 'Lateinische Poetik' heißen wird. Seit fünf Jahren baue ich unverdrossen an einem Geschloß dieses Palastes. Da wandelte mich die Lust an, eine Anzahl baukundiger Männer zu einer flüchtigen Besichtigung des Bauplatzes einzuladen. Ich danke Ihnen, meine Herren, für die Geduld

und Selbstverleugnung, welche Sie bei dem ermüdenden Spaziergang unter Steinen, Brettern und Balken bewiesen haben.

Dr. Wotke-Wien bemerkt zu den acht Eingangsversen der Ilias Latina (vgl. o. S. 234), daß auch ein von ihm collationierter Codex Parisinus den siebenten Hexameter nicht mit einem durch das vermeintliche Akrostichon ITALICUS geforderten U begann.

Prof. Dr. Surber-Zürich beanstandet die von dem Vortragenden angenommene Gleichsetzung eines poetischen et — -que einerseits mit -que — nec, andererseits mit -que — -que (vgl. o. S. 238).

Vortrag des Prof. Dr. Hagen-Bern:

### Über die kritischen Zeichen der alten Berner Horaz- und Serviushandschrift cod. 363 saec. IX.

Bei einer lateinischen Handschrift des IX. Jahrhunderts von kritischen Zeichen sprechen zu wollen, welche in derselben zur Anwendung gekommen seien, scheint ein gewagtes Ding. Anders freilich steht die Sache bei den Griechen: hier haben viele der Zeichen des von Mommsen gefundenen und zuerst von Bergk 1845 in der Zeitschrift für Altertum, zuletzt von Reifferscheid in dessen Suetoni reliquiae herausgegebenen Anecdotum Parisinum, sowie der von Reifferscheid beigelegten drei griechischen Verzeichnisse, genannt Anecdotum Romanum, Anecdotum Venetum und Anecdotum Harleianum eine praktische Anwendung in den berühmten Scholien zu Homer gefunden: das Gleiche erfuhr die meist aus den genannten Quellen gezogene, in einer Engelberger Handschrift S. XII als Auszug in verkürzter Form erhaltene Sammlung bei Isidor. Orig. I, 20. Daß diese Zeichen in der That nicht bloß bei den Griechen, sondern auch bei den Römern Anwendung fanden, zeigen außer der Isidorstelle namentlich die nach der Aufzählung der 21 Notae im Anecdotum Parisinum folgenden, schon vielfach kritisch behandelten, an einigen Stellen fehlerhaft überlieferten Worte: 'His solis in adnotationibus Ennii Lucilii et historicorum usi sunt Vargunteius Ennius Aeliusque et postremo Probus, qui illas in Virgilio et Horatio et Lucretio apposuit, ut Homero Aristarchus.' Indem wir über die Bedeutung dieser Stelle auf die musterhafte Darstellung in Steups Probus verweisen, dessen Autorität für die Anwendung der Zeichen in der römischen Litteratur noch besonders hervorgehoben wird, müssen wir bekennen, daß ein praktischer Gebrauch derselben bisher in keiner lateinischen Handschrift nachgewiesen werden konnte.

Wenn wir dem entgegen in einer alten, einst Bongars angehörigen Berner Handschrift, worin vornehmlich Servius und Horaz enthalten sind, derartige Zeichen entdeckt zu haben glauben, so bemerken wir gleich, daß dieselben zum weitaus größeren Teil anders gestaltet sind, als die bisher bekannt gewordenen, ohne daß ein Zweifel vorliegen kann, daß sich diese am Rand befindlichen Siglen auf etwas anderes, als auf den Text selber beziehen können.

Da von der gleichen Schrift, wie die Zeichen, dem Rande auch ganze Worte und sogar Sätze beigelegt sind, die offenbar den Text zu erklären beabsichtigen, dagegen nicht über den Anfang des Mittelalters zurückreichen, so liegt die Vermutung nahe, daß auch die Zeichen erst dem Mittelalter ihre Entstehung zu verdanken haben. Im letzteren Falle bietet uns ihre Kenntnisnahme immerhin einen nicht unwichtigen Beitrag zur Beleuchtung des Handschriftenwesens, wie es im neunten Jahrhundert gehandhabt wurde.<sup>1)</sup>

1) Die beste Erklärung einiger Zeichen hat Thilo in einem Serviusprogramm, Naumburg 1866 gegeben, ohne jedoch alle zu berücksichtigen, was daher rührt, daß er aus cod. 363 nur den Serviuskomm. zu Bucol., Georg. I und Aen. I kollationiert hatte.

I. Die erste Figur ist ꝥ, d. h. das im Anecd. Paris. chi et ro, bei Isid. Orig. I, 20 Chresimon (in mehreren Handschriften sowie im Engelberger Excerpt mit Itacismus chresimon), genannte Zeichen, von welchem es bei Isidor heißt, es werde nach dem Willen eines jeden gesetzt, um irgend etwas zu bezeichnen. Diese Definition paßt aber nicht recht zur Etymologie des Wortes, wornach auf die Bedeutsamkeit und den Nutzen des dadurch bezeichneten Satzes hingewiesen worden sein muß. Und in der That wird im Berner Cod. an allen Stellen, denen diese Figur beige geschrieben ist, etwas sprachlich oder sachlich Bemerkenswertes vorgeführt, z. B. in der Vorrede des Servius zu den Eklogen (f. 2<sup>b</sup>) steht ꝥ bei den Worten: Et INTentio poetę haec est Ut imitetur | theocritum siracusarum . meliorem . moscho et ceteris qui bocolica | scripserunt.

Ferner f. 4<sup>b</sup> bei Servius Ecl. I, 22: Ovium teneros Perifrasis agnorum.

F. 5<sup>b</sup> bei Serv. Ecl. I, 33: Sane peculi pro peculii per sineresin dictum est.

F. 6<sup>a</sup> bei Serv. Ecl. II, 20: Tria sunt quibus | amatores possunt placere . . Divitiis pulchritudine cantilena.

F. 15<sup>a</sup> bei Serv. Ecl. IV, 34: Specialia pro generalibus ponit. Nam per typhim . quemcunque gubernatorem | accipimus. Per ARgo quamecunque nauim. Per troiam quamecunque ciuitatem | Per achilem quemcunque uirum fortem.

F. 14<sup>b</sup> bei Serv. Ecl. IV, 12: Nam antea quintilis et | sextilis dicti sunt. Et hoc etiam trahit ad argumentum aurei sæculi. Dies nur als Probe.

Auch in den Horazpartieen steht dieses Zeichen, nämlich:

F. 168<sup>a</sup> col. 1 bei Od. I, 12, 19 s.: proximos illi tamen occupauit pallas honores.

F. 168<sup>a</sup> col. 2 bei Od. I, 12, 45: Crescit occulto uelut arbor æuo.

F. 168<sup>a</sup> col. 2 bei Od. I, 20, 11 s.: mea nec falernae temperant uites neque formiani pocula colles.

F. 168<sup>b</sup> col. 1 bei Od. I, 22, 19 s.: quod latus mundi nebule malusque iuppiter urget, welch' beide letzten Stellen sich der Schreiber, der, wie sonst nachgewiesen werden kann, ein Schotte war, in Erinnerung an seine Heimat angemerkt haben wird.

F. 170<sup>b</sup> col. 1 bei Od. IV, 6, 29: spiritum phoebus mihi phoebus artem.

F. 171<sup>b</sup> col. 1 bei Epod. 2, 22: Siluane tutor finium.

F. 172<sup>a</sup> col. 1 bei Ep. 10, 9 s.: Nec sidus atra nocte amicum appareat qua tristis orion cadit.

F. 172<sup>b</sup> col. 1 bei Epod. 15, 7: Dum pecori lupus et nautis infestus orion.

An den beiden letzten Stellen findet sich jeweilen das Wort Orion, so daß man wohl annehmen darf, es sei gerade dieses vom Schreiber hervorgehoben worden. Vergleichen wir damit die Stelle f. 170<sup>a</sup> col. 1 Od. III, 27, 18, wo neben dem Worte Pronus orion sich das Zeichen ꝥ befindet, so wird dadurch nicht nur obige Annahme unterstützt, sondern überhaupt die Deutung wahrscheinlich, daß das nur hie und da vorkommende Zeichen ꝥ den gleichen Wert besitze, wie das Chresimon.

Um dies klar zu machen, führen wir noch folgende durch die Figur ꝥ markierte Stellen an:

F. 15<sup>a</sup> bei Serv. Ecl. IV, 53: Utinam | possim frui uitam longissimam et habere tantum spiritum, quantus posset sufficere ad tuę virtutis commemorationem.

F. 57<sup>b</sup> bei Serv. Georg. IV, 554: Notandum sane quod et hoc euen|tu . illa . ars . inuenta est quam supra memorauit.

F. 187<sup>b</sup> col. 2 zu Ovid. Met. I, 168: Est uia sublimis cęlo manifesta sereno.

In der That scheint es ein auf den Kopf gestelltes ꝥ zu sein.



Ferner findet sich das Chresimonzeichen noch bei folgenden Stellen des Horaz: Dulce et decorum est pro patria mori (Od. III, 2, 13); Nec uerbo uerbum curabis reddere fidus (Ars 133); Aetatis cuiusque notandi sunt tibi mores (Ars 156); Successit uetus his comoedia non sine multa Laude (Ars 281); Orpheus | Dictus ob hoc linire tigris rabidosque leones (Ars 393); Quid latura tibi quid sit dolitura negatum (Sat. I, 2, 112); Num tibi cum fauces urit sitis, aurea quaeris | Pocula (Sat. I, 2, 114), lauter gewichtige Sätze, deren Erinnerung als etwas Nutzenbringendes bezeichnet werden konnte, nicht minder, wie folgende damit markierte Verse aus Ovids Metamorphosen (von denen sich selber nur kleine Excerpte vorfinden):

- I, 71 Sidera coeperunt toto efferuescere cælo
- I, 78 Natus homo est siue hunc diuino semine fecit
- I, 96 Nullaque mortales praeter sua litora norant
- I, 99 Non galeæ non ensis erant sine militis usu
- I, 102 nec ullis | Saucia uomeribus per se dabat omnia tellus
- I, 109 Mox etiam fruges tellus inarata ferebat
- I, 129 fugitque pudor uerumque fidesque
- I, 172 Atria nobilium ualuis celebrantur apertis
- I, 778 Ethiopasque suos positosque sub ignibus indos
- III, 32 Martius anguis erat cristis praesignis et auro.

Das erwähnte Zeichen findet sich also sowohl bei Servius, als auch bei Horaz und Ovid, dagegen nur bei Servius auch in der umgedrehten Form des P, nämlich ꝥ. Dafs auch diese Figur die gleiche Bedeutung hat, zeigen folgende gleich vom Anfange genommenen Fälle:

- F. 5<sup>b</sup> zu Serv. Ecl. I, 33: Unde etiam pecunia dicta est á peculio . .
- F. 6<sup>a</sup> zu Ecl. II, 18: Ligustrum autem flos est can|didus sed vilissimus . . Uac-  
cinia uero sunt uiolę quas purpurei colo|ris esse manifestum est . .
- F. 14<sup>a</sup> zu Ecl. IV, 6; Redit | et uirgo. id est iustitia . quae erigone fuit et per-  
miscet lau|des tam pueri quam pollionis.
- F. 15<sup>a</sup> zu Ecl. IV, 44: Lu|teo colore. id est rubicundo . . Et est ypallage pro .  
croco . luteo.
- F. 16<sup>b</sup> zu Ecl. V, 40: Facite nemora circa fontes. Et hoc | ideo . quia ut . dixi-  
mus. heroum animę habitant uel in fontibus uel in nemoribus.
- F. 17<sup>b</sup> zu Ecl. V, 66: Per Altaria supernum numen ostendit . . Per parem nume-  
rum infernam indicat po|testatem.

Ebenso an allen weiteren Stellen. Die Gleichwertigkeit beider Zeichen ergibt sich auch aus f. 17<sup>b</sup>, wo, nachdem zu Serv. Ecl. V, 71: Ariusia . aut temetchia aut promontorio chii insulę ariusio, die Form ꝥ gesetzt gewesen war, gleich darunter bei dem folgenden Scholion: Lyctius . egon . Cretensis ut lyctius idomeneus uns die gewöhnliche Gestalt des Chresimon entgegentritt.

II. Das zweite Zeichen 7 oder 7, welches blofs in der auf Servius bezüglichen Partie anzutreffen ist und zwar von f. 3<sup>b</sup> an, wo die eigentlichen Scholien beginnen, giebt an, dafs in der betreffenden Zeile der Anfang eines Scholions vorliegt. Dabei ist es gleichgiltig, ob dieser Anfang mitten in jener Zeile oder vorne oder ganz hinten zu finden ist. Im Text selber ist davon nichts verzeichnet, wohl aber ist dem Anfangswort

meistens ein liegender Doppelpunkt .. vorgesetzt. Jenes Zeichen entspricht also seiner Bedeutung nach dem bei Isid. I, 20 aufgezählten Paragraphus (┘, im Engelberger Excerpt ꝛ), von dem es heißt, er diene ad separandas res a rebus, der Form nach der bei Isidor darauf folgenden Positura ꝛ, der jedoch hier die entgegengesetzte Bedeutung insofern verliehen wird, als dadurch jeweilen das Ende vom Anfang getrennt, durch den Paragraphus der Anfang als solcher bezeichnet werden soll. Jene Bedeutung unseres Zeichens läßt sich durch zahllose Fälle belegen. Nur ist zu bemerken, daß es mitunter falsch angewendet wird, was durch die äußerst willkürliche Interpunktion des Textes beeinflusst zu sein scheint, und ferner, daß es trotz der so häufigen Anwendung doch hie und da vermisst wird. Andererseits wird der liegende Doppelpunkt auch da gesetzt, wo nur ein Punkt stehen durfte, wodurch die Scholien in verschiedene Stücke zerrissen wurden. Als Beispiel für alles dies diene die Stelle bei Servius Comm. zur Aeneis II, 509—529, f. 89<sup>a</sup>:

ꝛ si autem mediis legeris non stat uersus nisi exclusa f .. Eꝛo . non timore .. Circumdat non apte

ꝛ sibi coherere facit sed potius oneri sumit .. INutile ferrum epitheton .. ipse inutilis ..

ꝛ Nudo sub axe hoc est sub diuo quod impluuium dicitur id est serenum ..

Axis autem aut plaustrum septentrio

ꝛ nale . aut pars septentrionis .. Aut spiritus quo mundus mouetur sicut dicit lucanus .. Penates sunt

ꝛ omnes dii qui domi coluntur .. Nequiquam secundum epicureos propter uim bellicam .. Altaria superiorum .. INfe

rorum tantum arę .. ARA autem dicitur á precibus quas graeci aras dicunt unde contra . Imprecatio . CATA

ꝛ r A. dicitur .. Praecipites festinę propter tempestatem et bene atra . addidit quia est et clara

ꝛ ut clara repente tempestas .. Dira modo proprie .. Dira enim est deorum ira .. ergo quae mens infusa

ꝛ ex deorum ira .. Ruis aut festinas . aut . incedis . seniliter .. si ipse meus subaudis .. posset defende

re .. Ore . effata . pleonasmos est abundat . ore .. Uacua . magna .. quae diffici

ꝛ le complentur .. Uulnere . bonum schema . uul<sup>n</sup>us pro telo .. Euasit peruenit

.. Uitam. —

Andere bedeutsame Beispiele sehe man auf f. 3<sup>b</sup>, f. 4<sup>a</sup>, f. 26<sup>a</sup>, f. 34<sup>a</sup>.

Nur scheinbar unrichtig ist ꝛ angewendet f. 4<sup>a</sup> zu Serv. Ecl. I, 12: Sane uera lectio | ꝛ est Turbatur ut sit Impersonale quod ad omnes pertinet generaliter, da die hier genannte Lesart in der That eine für sich bestehende Erklärung veranlaßt hat.

III. Das Zeichen O findet man bloß an zwei Stellen, die noch dazu den nämlichen Gegenstand behandeln und zu einem Scholion gehören, nämlich f. 29<sup>b</sup> zu Serv. Georg. I, 33: Sciendum deinde est uoluisse maiores in his signis esse deorum domicilia ut . solis est leo lunę uero cancer und weiter unten: Sed remoti sunt sole et luna. quorum sunt domicilia leo et cancer. Sollte es ein astronomisches Zeichen sein? Bei Isidor I, 20 steht eine ähnlich gebildete Nota (bei Isidor O, im Engelberger Excerpt O), genannt cryphia, welche gesetzt wird, ubi quaestio dura aperiri uel solui non potuit.

IV. Ebenso unbestimmt ist das Zeichen T, gesetzt f. 187<sup>b</sup> col. 1 vor den drei Versen Ovid. Met. I, 141. 144. 145:

iamque nocens ferrum ferroque nocentius aurum —  
uiuitur ex raptō, non hospes ab hospite tutus —  
non socer a genero, fratrum quoque gratia rara est.

Doch scheint es etwas Wichtiges hervorheben zu sollen, wie auch f. 190<sup>a</sup> col. 2, wo in Beda's hist. Brit. mit offenbar persönlichem Interesse des Schreibers vor den Worten: (dives lactis) ac mellis insola .. Nec uinearum ein  $\mathbb{X}$ , vor expers piscium uolucrumque sed et ein T, vor ceruorum capraearumque uenatui insignis ein  $\Gamma$ iso steht. Daß das letztere Wort, welches vor der folgenden Zeile in gleicher Schrift wiederholt wird, für Giso gesetzt ist, zeigt die gerade darunter stehende Transcription giso, welche uns

V. zum Zeichen  $\Gamma$  überführt. Überall, wo dasselbe vorgesetzt ist, wird in der betreffenden Zeile von einem griechischen Wort gehandelt, so z. B. f. 3<sup>a</sup>, f. 3<sup>b</sup>, f. 5<sup>b</sup>, f. 6<sup>a</sup> zweimal, f. 8<sup>b</sup>, f. 101<sup>b</sup>. Auch bei Horaz findet sich das Zeichen gleich gebraucht, so f. 170<sup>b</sup> col. 2 in dem Titel zu Hor. Od. IV, 8:  $\epsilon$ Ncomas |  $\Gamma$  TICē monocolos metrum asclapiadium. Dieses vom Schreiber zur Hervorhebung der griechischen Worte gebrauchte Zeichen wird im Hinblick auf das obige  $\Gamma$ iso auf ein gräcisiertes G, d. h. Graecum zurückzuführen sein.

VI. Das Zeichen  $\tau$  (also der Buchstabe r) wird gesetzt, um die Verderbnis einer Stelle anzuzeigen. Denn überall ist in der Zeile, vor der man es findet, entweder ein Buchstabe oder eine Silbe unrichtig gesetzt oder es liegt eine Lücke vor. Man vergleiche:

F. 3<sup>a</sup> in der Vorrede zu den Eclogen: IN geniti . hiatico salonii, statt in genethiaco Salonii.

F. 7<sup>b</sup> zu Ecl. II, 43: Licet | troierathestyllide, statt licet roger a Thestyli.

F. 9<sup>b</sup> zu Ecl. III, 7: Sensus autem est noli ual |  $\tau$  de ualde (Dittogr.) haec obicere. tamen scias . . . . . (Lücke von 4 — 5 Buchst., zu ergänzen: uiris) fortibus obicien | das rapinas.

F. 10<sup>a</sup> zu Ecl. III, 10: Tum credo . et rustice et naturaliter respondet ante enim purgat | obiecta . sed alia . obicit, statt non enim ante purgat.

F. 10<sup>a</sup> zu Ecl. III, 16: aliquatenus aliquarat, statt aliqua ratione.

So deutlich F. 20<sup>b</sup>, f. 36<sup>a</sup>, zweimal, f. 103<sup>b</sup>; dann auch in den Horazpartieen:

F. 173<sup>b</sup> col. 2 zu Od. I, 24, 3: Cantus mei phomene cui liquidam pater.

F. 175<sup>b</sup> col. 1 zu Od. I, 28, 25: Particulam dare sic quodcumque minabit reurus.

Unterstützt wird dieses Zeichen durch ein beigefügtes deest f. 28<sup>a</sup> zu den Worten der Praef. Georg.: licet . longo Interuallo secutus est tamen teocritum . . . . . | (Lücke von 15 Buchst.) Teocritum in bocolicis. Dieses deest war aber eine falsche Vermutung des Schreibers, denn in Wirklichkeit fehlt nichts, sondern es liegt einfach eine Ditto-graphie vor.

Manchmal ist der durch  $\tau$  angezeigte Fehler nicht sehr bemerkenswert, wie f. 7<sup>a</sup> inanis fimum quam quidam, statt inanissimam quidam, f. 7<sup>b</sup> calathis, statt calathus, f. 8<sup>b</sup> uenient lupō m. I, corr. ueniente lupō m. II. Immerhin ist überall ein Fehler zu treffen.

VII. Die gleiche Bedeutung hat das Zeichen Z (z), das den Buchstaben Z vertreten soll, da z. B. f. 145<sup>b</sup> (Georg. II, 330) der Buchstabe Z in Zefiri ganz gleich geschrieben ist. Daß dieses Z auf eine Verderbnis hinweist, zeigen die Stellen: F. 6<sup>a</sup> zu Ecl. II, 15: Alexandrum | quem adamauit asinius pollio, statt quem ei donavit.

F. 6<sup>a</sup> zu Ecl. II, 20: multi secundum homerum . qui ait . ΚΑΙΥΑ ΛΛΕΥΚΟΝ legunt niuei, statt καὶ γάλα λευκόν.

F. 94<sup>a</sup> zu Aen. III, 68: Pithagoras uero . non metempsis cosin.

F. 123<sup>b</sup> zu Aen. V, 735: aër porio, statt purior.

F. 127<sup>b</sup> zu Aen. VI, 107: nec . hiomantia uel siomantia, statt necyomantia uel sciomantia.

Auch bei Horaz stehen diese Zeichen in gleicher Bedeutung:

F. 185<sup>b</sup> col. 2 zu Sat. I, 2, 11: respondit laudat rabhis culpatur ab illis (laudatur ab).

F. 185<sup>b</sup> col. 2 zu Sat. I, 2, 19: Ero quaestu sumptum facit hic uix credere possis (Pro).

F. 185<sup>b</sup> col. 2 zu Sat. I, 2, 33: nam simul ac uenas inflauit tēcta libido (taetra).

Endlich finden sich beide Zeichen r und Z nebeneinander an zwei Stellen, wo in der That mehrere Fehler vorliegen:

F. 17<sup>b</sup> zu Ecl. V, 90: Ut si dicas. Pul | Z r cher est fernis (statt frenis). Faunorum Satyrorum . Silenorum . dilecta|tio (statt delectatio).

F. 20<sup>b</sup> zu Ecl. VI, 73: Cyllarus | Z cum castore quorum domitor fuerit Item et manibus prognę pectus . . . . . (Lücke von 12 Buchstaben) | r . . . . . (Lücke von 11 Buchstaben) aut certe sit histeroproteron ut quasi utriusque fabulę uideatur face|re commemorationem, wo in den beiden Lücken die Worte signata cruentis, cum Philomelae, non Prognos abscissa sit lingua zu ergänzen sind.

Darnach scheint Z eine Abkürzung für ζητει, ζητητέον, r für requiras, retractes etc. darzustellen.

VIII. Der Buchstabe q (mit oder ohne Punkt) findet sich bei Servius an lauter solchen Stellen, welche eine weitere Untersuchung herausfordern, steht also für quaere, quaeras, quaerendum, quaestio etc. Steht doch f. 31<sup>a</sup>, f. 35<sup>b</sup> zweimal, f. 80<sup>a</sup> geradezu das Wort quaestio am Rand und auf f. 76<sup>b</sup> zu Aen. I, 535, wo von der wunderbaren Erzeugung des Orion gehandelt wird: quaestio | aden|tii | epī.

So steht dieses Zeichen z. B. f. 2<sup>b</sup> neben den Worten der Praef. Ecl.: Qui . pes si sit dactylus meliorem . efficit . uersum. Ebendasselbst neben den Worten der Praef.: Et INTentio. poetę haec est Ut imitetur | theocritum siracusanum . meliorem . moscho et ceteris qui bocolica | scripserunt.

Ebendas. neben den Worten der Praef.: IN qua . Ré. tantum dissentit . á theo| crito .. Ille enim ubique simplex est.

Ebendas. neben den Worten: Nam uirgilii uersum de hasta. dictum | figurate . ad . speculum transtulit u. s. w. an zahlreichen Stellen.

Ein Unterschied zwischen der Anwendung von q und q. konnte nicht beobachtet werden. Eigentümlich findet man f. 45<sup>a</sup> zu G. II, 285: Pascat prospectus delectet | Ut animum pictura pascit inani unter q noch die Worte: contra pictorem.

An einer Stelle findet man vor q noch ein .d., nämlich f. 10<sup>b</sup> zu Ecl. III, 30: .d.q Male enim quidam quaestionem mouent . dicentes uitulam | paruam esse. Nec congrueret ut eam iam enixam esse dicamus . sed de|bere nos iuencum subaudire. Der eben

erwähnten Formel quaestio Adentii episcopi entsprechend könnte in diesen Buchstaben ein doctorum quaestio liegen (oder quaestio mit dem Namen irgend eines frühmittelalterlichen Grammatikers, wie z. B. des in den Randbemerkungen öfters auftretenden Philosophen Dodo).

Über die Verbindung des q mit anderen Buchstaben später.

IX. Das Zeichen V oder  $\bar{V}$  ist rasch erledigt. In der Zeile nämlich, der es vorgesetzt ist, steht jeweilen ein Vers, z. B. f. 2<sup>b</sup> dreimal, f. 4<sup>a</sup>, f. 4<sup>b</sup>, f. 6<sup>a</sup>, f. 96<sup>a</sup>, f. 115<sup>a</sup>. Es steht also für versus, was deutlich ausgeschrieben ist f. 83<sup>a</sup> und f. 138<sup>b</sup>.

X. Auch die Erklärung von f oder  $\bar{f}$  springt in die Augen; wo es sich vorfindet, ist von einem Mythos (fabula) die Rede. Man vergl. f. 6<sup>b</sup> zu Ecl. II, 24: Amphion et sethus fratres fuerunt ex | ioue et antiopa etc.

F. 6<sup>b</sup> zu Ecl. II, 26: Dafnis fuit filius mercurii formosissimus | puer etc.

F. 7<sup>a</sup> zu Ecl. II, 31: Nam Pan deus est rusticus in naturę similitudinem ru|bet eius facies,

Ja es steht geradezu fab f. 8<sup>b</sup> zu Ecl. II, 63: Et bene se reuocat ad rusticas com|parationes pene enim fuerat lapsus dicendo Pallas quas condidit arces.

Wenn man nun f. 95<sup>a</sup> zu Aen. III, 104: Ut autem fingatur |  $\bar{f}$  Saturnus filios suos di  
comesse ratio haec est quia dicitur deus esse eternitatis et se|cu | m $\bar{y}$ s lorum. Sęcula autem annos ex se natos in se reuoluunt unde graece K $\bar{P}$ onos | quasi X $\bar{P}$ onos idest tempus dicitur  $\bar{f}$  und m $\bar{y}$ s von dem gleichen Mythos gebraucht antrifft, so könnte man dies in fabula mystica auflösen wollen, aber  $\bar{f}$  hat sonst nie diesen Beisatz (denn f. 136<sup>b</sup>, wo unter  $\bar{f}$  ein mysticum steht, enthalten die beiden Linien mehrere Mythen), wohl aber trifft man f. 95<sup>b</sup> zu Aen. III, 113: Ideo autem mater deum curru | uehi dicitur quia ipsa est terra quę pendet in aëre ideo sustinetur rotis etc. am Rande mystica fię, und fię mystica f. 97<sup>a</sup> zu Aen. III, 209, wo von den Harpyien die Rede ist.

XI. Um die Aufmerksamkeit des Lesers auf besonders wichtige Stellen hinzu-  
lenken, wird auch der Buchstabe c mit oder ohne Punkt gebraucht, cf. f. 40<sup>a</sup> zu Georg. I, 415: Nos uero et lęti esse inter nubila possumus et in serenitate solliciti, namentlich bei wichtigen Versen des Horaz, wie f. 183<sup>a</sup> zu Ars poet. 72: quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi; zu Ars 134: Interpres nec disilies imitator in artum; f. 183<sup>b</sup> zu Ars 157: Nobilibusque decor naturis (leg. maturis) dandus et annis; f. 184<sup>a</sup> zu Ars 282: Laude sed in uitium libertas excidit et uim; f. 184<sup>b</sup> zu Ars 391. 392: Siluestres homines sacer interpresque deorum | Caedibus et uictu foedo deterruit orpheus u. s. w.

Dem c schließt sich unmittelbar darüber oder darunter ein f mit oder ohne Punkt an, ebenfalls, um wichtige Stellen dem Gedächtnisse einzuprägen, wie

F. 168<sup>a</sup> zu Od. I, 12, 46 s. f Fama marcelli micat inter omnes  
c. Iulium sidus uelut inter ignes.

F. 169<sup>a</sup> zu Od. II, 6, 13 s. c Ille terrarum mihi praeter omnes  
f. Angulus ridet ubi non hymitto.

F. 178<sup>a</sup> zu Od. II, 20, 21 s. c Discet hiber rhodanique potor  
f. Absint inani funere nenię.

F. 183<sup>a</sup> zu Ars 79. 80 c. archilocum proprio rabies armauit iambo  
f. hunc socci cepere pedem grandesque coturni.

- F. 183<sup>b</sup> zu Ars 169. 170 c. multa senem circumueniunt incommoda uel quod  
 .f. quaerit et inuentis miser abstinet et timet uti. .  
 F. 184<sup>b</sup> zu Ars 359. 360 .c. indignor quandoque bonus dormitat homerus  
 .f. uerum operi longo fas est obrepere somnum.

Man sieht, daß überall die Abkürzungen f und c oder c und f zusammengehören:  
 aber was bedeuten diese Buchstaben? Eine teilweise Erklärung giebt die Stelle f. 182<sup>b</sup>  
 zu Ars 58. 59:

cōr nomina protulerit licuit semperque licebit  
 .f. signatum praesente nota producere nomen.

Dieses cōr nämlich findet sich sonst teils allein, teils mit semper verbunden,  
 wiederum bei interessanten Stellen, wie cōr allein f. 48<sup>a</sup>, f. 124<sup>a</sup>, f. 138<sup>a</sup>, f. 143<sup>b</sup>, verbunden  
 mit einer Hinweisung auf den Inhalt f. 114<sup>b</sup>, Aen. IV, 547:

cōr quin idest potius uel immo morere et bene omnis  
 de morte intentio tendit ad mortem. Nam si procos rogare turpe est sola  
 mors superest,

und mit semper verbunden a) hinter semper:

F. 41<sup>a</sup> zu Georg. I, 498: Nam uerum nomen eius numinis quod urbi Romę prae-  
 est sciri sacrorum lege prohibetur quod ausus quidam tribunus plebis enuntiare . IN  
 crucem | leuatus est;

b) über semper an vielen Stellen, wie f. 48<sup>a</sup>, 49<sup>b</sup> zweimal, 60<sup>a</sup>, 80<sup>a</sup>, 113<sup>b</sup>, 114<sup>a</sup>,  
 117<sup>a</sup>, 137<sup>b</sup>, 138<sup>a</sup>. Erscheint somit f als die Abkürzung von semper, so ergibt sich anderer-  
 seits, daß c die Abkürzung von cōr ist. Dieses cōr aber ist nicht durch ein lateinisches  
 Wort aufzulösen, sondern durch ein schottisches, denn f. 65<sup>a</sup> steht zu Aen. I, 135: (plus

est enim innocentibus succurrere quam nocentium | delicta punire): semper. Es ist noch  
 beizufügen, daß f. 138<sup>a</sup> zu dem Scholion des Servius zu Aen. VI, 724, welches von der  
 Änderung der in ein anderes Klima Versetzten handelt, nicht nur semper beigefügt ist,

sondern auch der wichtige auf das Vaterland des Schreibers deutlich hinweisende Satz:  
 de scot|tis qui | moriuntur | in aliena | regione.

Cormac muß die Bedeutung des Aufmerkens, Beobachtens haben.

Man könnte freilich das fragliche c .f. auch in comgan semper auflösen; denn f. 50<sup>b</sup>  
 liest man dieses neben Georg. III, 273: Hoc etiam uarro dicit in hispania ulteriore uerno  
 tempore | equas nimio ardore commotas contra frigidiores uentos ora patefacere ad sedan-  
 dum calorem, und comgan allein, aber κιογηδόν, so daß Buchstabe unter Buchstabe steht,  
 meist neben Mitteilungen über naturgeschichtliche Dinge f. 21<sup>a</sup>, 32<sup>a</sup>, 32<sup>b</sup>, 33<sup>a</sup>, 34<sup>a</sup> zweimal, 35<sup>a</sup>,  
 überall an Stellen, welche das Interesse des Lesers herausfordern, so daß cormac und comgan  
 in derselben Bedeutung des Aufpassens gebraucht sein müssen. Diese Vermutung wird  
 noch besonders durch f. 31<sup>a</sup> begünstigt, wo neben der zu Georg. I, 58 von den Chalybern  
 handelnden Stelle nicht nur comgan, sondern über demselben noch quaestio angebracht ist.

XII. Eine ähnliche Bedeutung hat f, wenn es ganz allein steht, wie f. 3<sup>a</sup> zwei-  
 mal, f. 4<sup>b</sup>; ganz ausgeschrieben findet man es f. 137<sup>b</sup> zu Aen. VI, 713: Scien|dum non  
 omnes animas ad corpora reuert. Alique enim propter uitę merita | non redeunt. ali-

que redeunt propter malam uitam. Alique propter fati | necessitatem. Man muß sich dazu ein Verbum des Beobachtens in der Imperativform ergänzen.

Dieses f = semper wird auch noch mit anderen Buchstaben verbunden: so mit über- oder untergesetztem l f. 2<sup>b</sup>, was lege semper oder semper lege heißen muß, wie es ganz ausgeschrieben ist f. 42<sup>b</sup>, 43<sup>a</sup>, 44<sup>a</sup>, 46<sup>a</sup>, 46<sup>b</sup>: an der letzten Stelle liest man zu Georg. II, 397: ut uinum cui nunquam exhausti satis est die Note: lege semper und zu den gleich folgenden Worten des Servius: et incertum fructum ut metuendus iuppiter uuis et ipsum etiam fructum perniciosum ut bacchus die Randbemerkung: uina uenenata de tempestate. Lege hic findet sich ausgeschrieben f. 135<sup>a</sup>, hic lege f. 36<sup>b</sup>, somit wird auch hic l f. 40<sup>b</sup> das nämliche zu bedeuten haben, sowie das einfache l = lege, wie f. 3<sup>a</sup>, 3<sup>b</sup>, 4<sup>b</sup>, 5<sup>a</sup>, 10<sup>a</sup> u. s. w.; denn ausgeschrieben findet sich lege f. 47<sup>b</sup> und f. 135<sup>b</sup>. Endlich wird dieses l = lege auch mit q zusammengestellt (hinter q f. 6<sup>b</sup>, unter q f. 7<sup>a</sup>, über q f. 8<sup>a</sup>), was in: quaestionem lege, quaerens lege, quaere lege aufzulösen sein wird, wie ~~q~~ q auf f. 5<sup>a</sup> in: quaere semper.

Die Veranlassung zu diesen Zeichen ist überall dieselbe; der fleißige Schreiber und mehrere Leser des cod. 363 haben sich dadurch das ihnen besonders Auffallende notiert.

Diese Randbemerkungen sind, wenige Fälle späteren Datums abgerechnet, von der Hand des Schreibers selbst beigelegt, einiges aus der Vorlage mit abgeschrieben: dies zeigt deutlich die auf f. 128<sup>a</sup> befindliche Serviusstelle zu Aen. VI, 121. Hier wird zuerst der Mythos von Castor und Pollux besprochen; darauf folgt die Erklärung von Aen. VI, 124: Arasque tenebant. rogabant enim deos ararum ansas tenentes. . . Lege hic librum fabularum robartaich. Discensus auerni (Aen. VI, 126). lacum pro inferis posuit etc. Die Worte Lege hic l. f. r. stehen nicht bei Servius, fallen also auf Rechnung des schottischen Schreibers, unter dessen Randbemerkungen das lege hic noch sonst figurirt, jedoch zeigt der Ausdruck liber fabularum, daß der Verfasser durch die Serviusworte selbst dazu veranlaßt worden sein muß, was aber bei dem unmittelbar vorangehenden Arasque tenebant. Rogabant enim deos ararum ansas tenentes nicht zutrifft, wohl aber bei dem vor diesem stehenden Scholion von Castor und Pollux. Es hat also der Schreiber die in seiner Vorlage befindliche Randbemerkung Lege hic librum fabularum robartaich einfach aus Versehen in den Serviustext mit aufgenommen, aber dabei die richtige Stelle verfehlt.<sup>1)</sup>

Daß der Schreiber des Cod. Bern. 363 ein Schotte war, ist bereits mehrfach angedeutet worden; dahin weist auch die Schrift, ferner eine Menge angelsächsischer Worte, welche theils am Rande, theils über einzelnen Worten des Textes stehen, so f. 10<sup>a</sup>, 31<sup>b</sup>, 34<sup>a</sup>, 34<sup>b</sup>, 37<sup>b</sup>, 42<sup>b</sup>, 94<sup>b</sup>, 104<sup>a</sup>, 117<sup>a</sup>, 133<sup>b</sup>, 179<sup>b</sup>, 186<sup>b</sup>. Weiter die äußerst häufige Erwähnung des Johannes Scotus Erigena, sowie des Sed (Sedulius Scotus) meist bei Stellen griechischer Grammatik, oft beide nebeneinander.

Ferner bezieht sich auf den schottischen Ursprung die Notiz f. 104<sup>b</sup> zu Aen. III, 607 — wo von der Verehrung der Götter die Rede: de flexu genuum ut scotti faci; ferner f. 191<sup>a</sup> col. 1 zu einer Stelle aus Bedas Geschichte Britanniens: de scottorum fide; dann die beiden Stellen: f. 186<sup>a</sup>, wo es zu Hor. Sat. I, 2, 123. 124:

1) So wurden auch Korrekturen der Vorlage dem Texte einverleibt, z. B. f. 33<sup>b</sup> zu Georg. I, 141 BOAOC † BOAOC.

Candida rectaque sit munda actenus ut neque longa  
Nec magis alba uelit quam dat natura uideri

heißt: angelberga regina, und de angelberga f. 99<sup>a</sup> zu Aen. III, 297: consuetudinis regie fuit ut legitimam uxorem non habentes aliquam | licet captiuam tamen pro legitima haberent adeo ut liberi ex ipsa nati succederent. Andererseits zeigen die zum Schlusse der Handschrift beigegefügt, in den Carmina medii aevi abgedruckten Gedichte auf Tado, Erzbischof von Mailand (860—868) und andere hervorragende Männer der Lombardei, daß die Handschrift in einem Kloster Oberitaliens geschrieben ward, wohin der Schreiber aber erst nach dem Besuche anderer Klöster kam, vergl. die f. 25<sup>b</sup> zu Ecl. IX, 35 mitten in den Serviustext nach: Nam uarus dux fuit cui supra blanditur eingesetzte Notiz: Lege pomponii expositionem in oratium, quam uidi in lorashaím, d. h. Lorsch. Daher erklärt sich auch, daß, wo bei Servius Mitteilungen über Italien gemacht werden, am Rande besonders darauf verwiesen wird, so f. 40<sup>b</sup> zu Georg. I, 482: de laude heridani flumí; f. 43<sup>b</sup> zu Georg. II, 136: de laude italie; f. 59<sup>a</sup> zu Aen. I, 1: de situ italie; f. 68<sup>b</sup> zu Aen. I, 243: de uenetia. Jetzt begreift man auch, warum f. 54<sup>a</sup> zu Georg. IV, 91 der Name dungal beige geschrieben ist, d. h. der Name des berühmten Schotten, der im 9. Jahrhunderte als Lehrer in Pavia wirkte.

Die umfassende Thätigkeit der schottischen, resp. irischen Mönche zur Verbreitung der Wissenschaften ist bekannt, cf. Wattenbach, Geschichtsquellen I, 109 und speziell in Oberitalien, cf. das. I, 290.

Über den Fleiß des Schreibers unseres Codex insbesondere geben eine Menge von Randbemerkungen Aufschluß, deren nähere Besprechung der Aufgabe, die wir uns heute gestellt, fern liegt. Wir erwähnen daher nur, daß öfters medicina (oder de medicina) und dial — dialectica Stellen entsprechenden Inhalts beige geschrieben ist, ferner allegoria, de rhetorica und viele andere auf den Text bezügliche Notizen (unter welche die probationes pennae f. 75<sup>a</sup>, wohl von späterer Hand, nicht zu rechnen, ebensowenig, wie f. 12<sup>a</sup> die probatio penne Godescalc und an anderer Stelle: Ego sum mater litis, nil sum nisi peritis. Volcbreht me scripsit AMEN. GEZO, was deshalb zu bemerken, weil Hauthal daraus den Godelscalc und Volcbreht als die Schreiber des Codex definieren wollte). Von größerer Bedeutung ist die Erwähnung, welche mehrere mittelalterliche Autoren finden, so f. 76<sup>b</sup>, wo von der Geburt des Orion die Rede, ein Adentius episcopus, f. 87<sup>b</sup> und anderwärts ein Agano episcopus, namentlich bei Stellen, welche sich auf griechisch-lateinische Wortbildungen beziehen, ferner sechsmal ein Cato an Stellen meist grammatisch-rhetorischen Inhalts; Dodo (ob der um 750 gestorbene Abt von Walers?) bei Stellen philosophisch-naturgeschichtlichen Stoffs; Fergus als Grammatiker, f. 61<sup>b</sup> und f. 63<sup>a</sup> ein Goddiscalcus an Stellen über das Wesen menschlicher Handlungen, womit, wie schon von Thilo gesehen wurde, nur jener Gottschalk gemeint sein kann, welcher um 840 die Lehre einer doppelten Prädestination aufstellte, f. 192—193 an vier Orten, wo von sexuellen Dingen gesprochen wird, ein Herminfrid oder Ermenfridus, dann f. 91<sup>a</sup> zu einer Stelle über das Wort asylum ein Higmarus (wohl der Bischof Hincmar von Reims); f. 53<sup>a</sup> im Serviustexte ein Jacobus episcopus mit zwei Büchern de bono mortis; f. 119<sup>a</sup> und 123<sup>a</sup> ein Iosephus; f. 131<sup>a</sup> und 132<sup>b</sup>, wo von den Bewohnern der Unterwelt gehandelt wird, Raigimbaldus, weiter Rathramnus an zwei Stellen, welche die Bedeutung von gemini besprechen f. 65<sup>b</sup> zu Aen. I, 161 und f. 88<sup>b</sup> zu



Aen. II, 500, wohl jener Rathramnus von Corbie, der unter Karl dem Kahlen gegen Radbertus' Schrift *de sanguine et corpore Domini* polemisierte; f. 64<sup>a</sup> ein Staginulfus, dann dreimal ein Grammatiker Vago u. a. m. Sedulius wird so häufig erwähnt in Punkten durchaus grammatischen Stoffs, daß, wenn darunter der Dichter Sedulius zu verstehen wäre, uns derselbe von einer ganz anderen Seite entgegenträte. Doch besitzen wir ja einen Grammatiker Sedulius aus Schottland, dessen *comm. in Eutydis artem de discernendis coniugationibus* von uns (aus einer Züricher Handschrift) in den *Anecdota Helvetica* abgedruckt worden ist.

Von früheren Autoren werden genannt: Donatus, Fabius Fulgentius, Honoratus, Isidor, Martianus Capella, Priscianus, Sergius, sowie Virgilius; letzterer zu vier Versen des Horaz (Epod. 10, 23; 12, 18; Sat. 1, 1, 68; Ars poet. 239) und zu einem Verse des Ovid (Met. I, 106), d. h. an lauter Stellen, welche in irgendwelcher Beziehung zu Vergil stehen.

Nach allem sieht man, daß diese Handschrift im 9. Jahrhundert namentlich, und dann noch gelegentlich später, fleißig benutzt wurde und die Veranlassung zu allerhand gelehrten Studien der Klöster gab, denen die neuere Zeit mit Recht mehr Aufmerksamkeit schenkt.

Prof. Dr. Iwan Müller-Erlangen bemerkt dazu, daß eine Anzahl dieser Zeichen sich auch in griechischen Codd. finde; Prof. Dr. Wölfflin-München, daß das Zeichen Z bereits in den gangbaren paläographischen Handbüchern seine Erklärung gefunden habe. Die Umkehr des Buchstaben P in dem Zeichen für *Χρήσιμον*, so bewerkstelligt, daß der obere Haken des P nicht nach rechts, sondern nach links gewendet ist, scheint ihm veranlaßt durch das Bestreben, diese Abkürzung von *Χρήσιμον* zu unterscheiden gegenüber der bekannten Abkürzung für Christus. Außerdem erinnert er an das hohe Alter des Vorkommens der Paragraphos in Papyrus-Handschriften zur Bezeichnung des Beginnes eines neuen Abschnittes. Er billigt die Prinzipien, welche den Vortragenden bei dem Versuche einer Erklärung der Zeichen geleitet haben und warnt davor, aus ähnlich scheinenden tironischen Noten eine Erklärung zu versuchen. Die Zähigkeit in der Bewahrung konventioneller Zeichen auch in modernen Kanzleien erkläre den Fortbestand von solchen antiken Zeichen.

Dr. Corssen-Jever bestätigt die Beobachtung des Vortragenden über die Verwendung des Zeichens *r* (= require) durch das Vorkommen desselben Zeichens in einer Evangelienhandschrift und einer Handschrift des Augustinus in analoger Bedeutung, während Wattenbach in dem Zeichen irrig ein V erkennen zu sollen gemeint habe.

---

#### Vierte Sitzung.

Freitag den 30. September 1887, 8 Uhr Vormittag.

Die Mitglieder der Sektion hospitieren als Zuhörer bei dem von Rektor Dr. Weizsäcker-Calw in der archäologischen Schwestersektion gehaltenen Vortrag betreffend den Versuch einer topographischen Rekonstruktion der Agora bei Pausanias. Darauf

Vortrag des Prof. Dr. Crusius-Tübingen:

Über die Nomosfrage.<sup>1)</sup>

1.

Es ist ein unvergängliches Verdienst von Th. Bergk, daß er das Nomosproblem zuerst aufgestellt und den Weg zu seiner Lösung angedeutet hat durch den Hinweis auf den eigenartigen Bau des Kallimacheischen Pallas-Hymnus (Rhein. Mus. XX 288 [1865] = opusc. II 742). Die kurze 'These' blieb unbeachtet; insbesondere hat der erste verdienstvolle Bearbeiter der Nomosfrage, Westphal, sich dieselbe nicht zu nutze gemacht, obgleich sie ihn vor manchem Fehlgriffe hätte bewahren können. Westphals Vermutungen (Catull, 1867, Proleg. zu Aeschylus 1869) erfuhren zwar eine sehr verschiedenartige Beurteilung, machten aber doch das Suchen nach Anklängen an die Nomosform zu einer wahren Modesache. Man fand sie überall wieder in den Klageliedern der Ilias, den Elegien des Solon und Theognis, den Liedern des Sappho — nur nicht da, wo man sie vor allem erwarten sollte, auf dem Gebiete des Hymnus. Ganz vereinzelt steht ein Programm von Kaesebier (*de Callimacho νόμων poeta*, 1873), in welchem der von Bergk ausgesprochene Gedanke mit glücklichem Scharfblicke, wenn auch nicht ohne Übertreibungen, im einzelnen durchgeführt wird. Auch diese Stimme verhallte ohne jede Beachtung. Weder Mezger (Pindar 1880) hat die hier wiederum nachgewiesenen Thatsachen beachtet, noch seine Gegner, die aus ihnen sich die wirksamsten Waffen hätten schmieden können. Bergk hat das Problem immer im Auge behalten, ohne jedoch zu einer zusammenhängenden Behandlung sich entschließen zu können; doch sind die Andeutungen in den PLGr. I 11. II 166 und in der hinterlassenen 'griech. Litt.-Gesch.' II 213. 219 das Anregendste, was darüber geschrieben ist.

Ich will versuchen, eine vorläufige Orientierung über diese verwickelten Fragen zu geben; fehlt es doch in der philologischen Litteratur noch gänzlich an einer weiter ausgreifenden und zusammenfassenden Darstellung.

2.

Von der Anlage eines Terpandreischen Nomos wäre so gut wie nichts bekannt, wenn uns Pollux IV 66 nicht aus seiner Hauptquelle, Juba, folgende Stelle excerpiert hätte:

μέρη δὲ τοῦ κιθάρῳδικοῦ νόμου Τερπάνδρου κατανείμαντος ἑπτάρχα (Pal. C., om. Par. A), ἑπαρχεῖα (μεταρχεῖα A), μεταρχά (μεταρχεῖς A), κατατροπά, μετακατατροπά (κατάτροπα u. s. w. Hds.), ὀμφαλός, σφραγίς, ἐπίλογος.

Die Stelle ist nicht ganz intakt, aber mit völliger Sicherheit von Bergk (nach Jungermann) emendiert: — κατανείμαντος ἑπτὰ· ἀρχά μεταρχά u. s. w. Ganz anders ist Westphal (Proleg. z. Aesch. 76) mit der Überlieferung umgegangen. Er liest ἑπαρχά (wie Böckh) und setzt das gleich mit dem Terminus προοίμιον. Das Wort μεταρχά wird mit ἀρχά vertauscht, da es 'jedenfalls nicht von demselben Alter' sein soll, wie die andern 'konkreten und plastischen Namen'. Der Terminus μετακατατροπά, dessen Ursprünglichkeit

---

1) Ich gebe den Vortrag in der kurzen, andeutenden Form, wie er bei der knappen Zeit gehalten werden mußte; zu völliger Verarbeitung des Materials ist in diesen Blättern leider kein Raum. Die Hauptpunkte sind bereits in der 'Wochenschrift f. klass. Philologie' II (1885), Sp. 1293—1300, IV (1887), Sp. 1380 ff. polemisch begründet.

merkwürdiger Weise nicht beanstandet wird, muß sich hinter den Omphalos verfügen. Da  $\sigma\phi\rho\alpha\gamma\iota\varsigma$  angeblich den Schlufsteil bezeichnet, paßt der redende Terminus  $\acute{\epsilon}\pi\iota\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$  schlecht in die Rechnung. Er wird mit dem  $\acute{\epsilon}\xi\omicron\delta\iota\omicron\nu$  identifiziert und schließlic hilft die Hypothese, daß  $\acute{\epsilon}\pi\alpha\rho\chi\acute{\alpha}$  =  $\pi\rho\omicron\omicron\iota\mu\iota\omicron\nu$  und  $\acute{\epsilon}\pi\iota\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$  =  $\acute{\epsilon}\xi\omicron\delta\iota\omicron\nu$  nicht zum 'eigentlichen Nomos gehörten', sondern selbständige Einleitungs- und Schluflieder waren. So ergibt sich (S. 80) das schöne Schema:



Kein Stein liegt mehr auf dem andern. Die Opposition gegen solche Willkürlichkeiten ist nicht ausgeblieben; aber noch neuerdings hat ein hochangesehener Gelehrter, E. Lübbert, Westphal zu verteidigen und sein Schema als Spielart des von Bergk hergestellten zu erweisen gesucht; Pollux soll beide mit einander kontaminiert haben. Besonders hält Lübbert an den Prooemien- $\acute{\epsilon}\pi\alpha\rho\chi\acute{\alpha}\iota$  fest: während es für mich keinem Zweifel unterliegt, daß jenes kaum erklärbare (nur in einer, und keineswegs der maßgebenden Handschrift erhaltene) Wort nichts ist, als eine Dittographie, ein Versuch, das korrupte  $\acute{\epsilon}\pi\alpha\rho\chi\alpha$  zu korrigieren.<sup>1)</sup>

Die Westphalsche Umstürzung der Überlieferung ist um so zweckloser, als man bei ruhiger Prüfung in dem Pollux-Schema eine durchaus symmetrische Anlage erkennt:

- I 1  $\text{Αρχά}$
- 2  $\text{μεταρχά}$
- II 3  $\text{Κατατροπά}$
- 4  $\text{μετακατατροπά}$
- III 5  $\text{Ομφαλός}$
- IV 6  $\text{Σφραγίς}$
- V 7  $\text{Ἐπίλογος}$

Es sind fünf Hauptteile, die sich um einen Mittelpunkt (III) gruppieren; aber die beiden einleitenden Glieder sind verdoppelt.

Die Termini sind, bis auf einen, wohl verständlich.  $\acute{\alpha}\rho\chi\acute{\alpha}$  ist der Anfang, oder Eingang,  $\acute{\epsilon}\pi\iota\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$  das 'Nachwort',  $\kappa\alpha\tau\alpha\tau\rho\omicron\pi\acute{\alpha}$  die 'Zuwendung', d. h. der Übergang zum Thema. In  $\mu\epsilon\tau\alpha\rho\chi\acute{\alpha}$  und  $\mu\epsilon\tau\alpha\kappa\alpha\tau\alpha\tau\rho\omicron\pi\acute{\alpha}$  bezeichnet die Präposition die Aufeinanderfolge (vgl.  $\mu\epsilon\tau\acute{\alpha}\nu\omicron\iota\alpha$   $\mu\epsilon\tau\alpha\mu\eta\theta\epsilon\iota\alpha$  u. s. w.): es ist also etwa 'Nachanfang' und 'Nachübergang' zu übersetzen. Daß  $\omicron\mu\phi\alpha\lambda\acute{o}\varsigma$  den Hauptteil, das Centralstück, bezeichnet, darüber ist man sich einig; der Ausdruck scheint aus der Sphäre des Apollokultes zu stammen. Dunkel bleibt vorläufig das Wort  $\sigma\phi\rho\alpha\gamma\iota\varsigma$ . Nur soviel ist sicher, daß Westphal im Unrechte ist, wenn er die  $\sigma\phi\rho\alpha\gamma\iota\varsigma$  ihres Namens wegen als Schlufsteil auffassen zu müssen glaubt, 'da sich die Alten des Siegels zum Abschließen bedienten' (Proleg. zu Aesch. 76). Das Siegel

1) Vgl. meine Referate in der 'Wochenschr. f. klass. Philol.' a. a. O.

verschließt nicht nur ('abschließen' ist ein schielender Ausdruck): es bezeugt auch die Herkunft eines Schriftstückes. Doch kann das Verständnis dieses Ausdruckes erst später gewonnen werden.

Wir haben hier jedenfalls ein Stück ältester Überlieferung aus der Blütezeit der Kitharödik vor uns. Dafür spricht, wie Westphal geltend macht, die altertümliche Symbolik der Namen ὀμφαλός und σφραγίς und, mehr als das, der Anklang an dorischen Dialekt in den mit voller Sicherheit erkennbaren Wortformen ἀρχά und κατατροπά. Westphal erblickt hier wohl mit Recht (S. 75) dorisch-spartanische Termini aus der Zeit der ersten Katastasis τῶν περὶ τὴν μουσικὴν in Sparta; Terpander mag sie z. T. in seinen Dichtungen selbst gebraucht haben, vgl. z. B. fr. 1 Ζεῦ, τοὶ πέμπω ταύταν ὕμνων ἀρχάν.<sup>1)</sup>

### 3.

Welche Mittel stehen uns nun zu Gebote, um dies tote Schema wieder zu beleben? Der spätere auletische Nomos, mit dem Westphal und Flach operieren, giebt uns keinerlei feste Anhaltspunkte; denn einerseits sind auch hier nur nackte Schemata erhalten, andererseits sind die Termini dieser Schemata rein musikalischer Natur, wie die Überschriften der Sätze in unseren Sonaten und Symphonien. Dafs aber die Einteilung des T.schen 'Nomos' auf poetischem oder vielmehr rhetorischem Boden steht, das bezeugt der von Westphal freilich eliminierte Terminus ἐπίλογος, und bestätigt indirekt die von Aristoteles Probl. 19, 15 bezeugte Thatsache, dafs die Nomen nicht strophisch gegliedert waren.

Etwas weiter führt uns eine Kombination der anderen Notizen über Terpander. Völlig sicher ist vor allem, dafs seine νόμοι Hymnen waren, Lieder auf Apollo und die übrigen Götter Lakoniens, auf Zeus und die Dioskuren, bestimmt zum Vortrage bei der Festfeier der dorischen Gemeinde. Die erhaltenen Titel sind alle an Götter gerichtet. Dabei heifst Terpander aber auch ([Plut.] inst. Lacon. 17) ἡρωικῶν πράξεων ἐπαινήτης; also mufs die Heroensage in seinen Dichtungen stark in den Vordergrund getreten sein. Wie sich dieser scheinbare Widerspruch löst, wird später dargelegt werden.

Neben diesen mehr epischen Elementen zeigen die Fragmente des Terpander auch Lyrisches im eigentlichen Sinne. Lyrisch gehalten sind der berühmte Eingang (ἀρχάν V. 4) des Zeushymnus,<sup>2)</sup> sowie die übrigen von Bergk ihm zugewiesenen Hymnenanfänge. In einem andern Fragmente (6) ist ein Lob Lakedämons enthalten.

### 4.

Endlich bedarf das Verhältnis der Termini νόμος und προοίμιον einer orientierenden Besprechung. νόμος heifst bei den ältesten Dichtern (Alkm. fr. 67, [Hom.] hymn. Ap. I 20, Pind. Ol. I 104 u. s. w.) einfach Gesang, Weise. Man darf also bei einem als νόμος bezeichneten musischen Kunstwerke deswegen nicht ohne weiteres Zusammenhang mit Terpander voraussetzen; dazu gehören bestimmte sachliche und historische Anhaltspunkte. Doch scheint das Wort frühzeitig als technischer Ausdruck für die feierlichen Lieder im Kulte des Apollo und verwandter Gottheiten in engerer Bedeutung gebraucht

1) Beiläufig: πέμπω ist beizubehalten, vgl. Aeschylus Sept. 442: πέμπει γεγωνά Ζηνὶ κυμαίνοντ' ἔπη.

2) Die Echtheitsfrage lasse ich aus dem Spiele. τὰ ἔπη τὰ εἰς αὐτὸν ἀναφερόμενα dürfen uns jedenfalls als Quellen für die Schilderung seines Stils gelten.

zu sein. Völlig neutral ist der Ausdruck προοίμιον; mit den streng technischen Benennungen des siebenteiligen Nomos darf er auf keinen Fall kombiniert werden. Es ist ein 'Vorgesang', der einer größeren Leistung vorhergeht. Die homerischen Hymnen dürfen uns wohl als Typen solcher προοίμια gelten, ebenso die Gebete, welche die Hesioda und Theognidea, das Epos des Apollonios und Nonnos, sowie die Orphica einleiten. Zwar hat man gemeint, die größeren homerischen Hymnen könnten unmöglich προοίμια sein. Aber das Zeugnis des Thukydides, welches (III 104) den Hymnus des 'blinden Sängers' προοίμιον Ἀπόλλωνος nennt, kann man nicht aus der Welt schaffen. Nichtsdestoweniger scheint gerade dieser Hymnus nicht dazu bestimmt gewesen zu sein, ein anderes episches Lied einzuleiten; denn während die gewöhnliche Schlufsformel der Hymnen auf den folgenden rhapsodischen Vortrag hinweist, schließt der Apollohymnus: αὐτὰρ ἐγὼν οὐ λήξω ἐκῆβολον Ἀπόλλωνα | ὕμνων κτλ. Wie kann man den Hymnus also προοίμιον nennen? — Die Lösung liegt auf der Hand. Προοίμιον ist nicht nur die Einleitung zu einer größeren Leistung des Sängers (z. B. in Rhapsodenwettkämpfen, vgl. Pind. Nem. II 3), sondern es kann auch das einleitende Lied vor der Opferhandlung oder dem Festspiele sein, gewissermaßen die Festouvertüre. So erklärt es sich aufs beste, weshalb der blinde Sänger des ersten Hymnus gegen Ende von den Parthenien spricht, die in Delos aufgeführt werden. Sein Hymnus ist sozusagen die Eröffnungsrede des Festes; ähnlich wie mehrere Hymnen des Kallimachos (bes. II und V), welche gleichfalls an die festfeiernden Jungfrauen oder Jünglinge gerichtet sind und deren Vortrag dem Hauptakte des Kultus, der Epiphanie des heiligen Bildes, vorhergeht. Jetzt glaubt man gern, daß die Nomen des Terpander auch Prooimia genannt werden konnten; wie das z. B. beim νόμος ὁρθιος auf Apoll entschieden der Fall ist. Die beiden Termini schlossen einander nicht aus, sondern der allgemeinere Begriff νόμος kann den spezielleren προοίμιον mit umfassen. Προοίμιον ist ein religiöses Lied (νόμος), welches eine Rhapsoden-Recitation eine Opferhandlung oder einen Festvortrag einzuleiten bestimmt ist. Naturgemäß ist ein solches einleitendes Gedicht nicht allzulang; und so mag sich frühzeitig der Sprachgebrauch festgesetzt haben, daß man kleinere Stücke als προοίμια und im Gegensatz dazu umfänglichere als νόμοι bezeichnete; die Komposition konnte dabei ganz gleichartig sein. Schließlich übertrug man den Namen προοίμιον auch auf die einleitenden Teile eines größeren Gedichtes; so konnte man auch von dem Prooimion eines Nomos reden (Pind. Pyth. VII 2, vielleicht schon Stesich. fr. 46). Diesen Sprachgebrauch hat bekanntlich die Rhetorik übernommen, und damit vielleicht die Sitte, das Prooimion mit einem Gebete an die Götter zu eröffnen,<sup>1)</sup> wie die Kitharöden und Rhapsoden zu thun pflegten. Jedenfalls gelangen wir auch auf diesem Wege zu dem schon früher gewonnenen Resultate: daß das Prooimion als selbständiger und doch mit dem Nomos verknüpfter Teil (im Westphalschen Sinne) keine Existenzberechtigung hat.

##### 5.

Das ist alles, was die direkte Überlieferung über die Kunst des Terpander uns lehrt. Wenig genug, und doch vielleicht hinreichend, um die indirekte Überlieferung auffinden und verwerten zu können.

1) Vgl. Demosth. de corona, Lycurg. Leocr.; Plin. Panegy., über Cato und C. Gracchus Serv. Aen. XI 301.

Von den Dichtungen Terpanders und der alten Kitharöden sind nur wenige Verse und Bruchstücke auf uns gekommen. Aber ihr Name war gepriesen bis in späte Zeiten; sollten nicht auch ihre Werke studiert und nachgeahmt sein? Und könnten sich nicht solche Nachahmungen in den uns erhaltenen Litteraturresten wiederfinden?

Auch diesen Weg hat Westphal betreten, aber ohne zum Ziele zu gelangen. Westphal fand bekanntlich das Nomoschema bei Pindar und Aschylus wieder. Aber er ging dabei nicht von der Überlieferung bei Pollux aus, sondern er trug, vielleicht unbewußt, das Schema Pindarischer Chorlieder in jene Überlieferung hinein. Noch viel unglücklicher ist sein Versuch, in dem bekannten 'hohen Liede' Catulls dies hieratische Schema nachzuweisen: in einer Dichtung, welche sehr menschlichen Empfindungen, der Liebe, der Trauer, dem Danke, Ausdruck giebt, aber mit einem religiösen Lobhymnus nicht das geringste gemein hat. Nicht mit Unrecht hat man nach solchen Leistungen Westphal und seinen Anhängern zum Vorwurf gemacht, daß sie *temere diversissima poesis lyrica genera ad eandem legem revocant*.

6.

Die Nomen Terpanders waren in der Hauptsache hexametrische Hymnen. Wenn irgendwo, werden also direkte Nachahmungen auf dem Gebiete der späteren Hymnenlitteratur zu suchen sein.

Man gestatte mir, hier etwas weiter auszuholen.

Die hellenistische Lyrik hatte die enge Verbindung mit der Musik gelöst. Damit war die Möglichkeit abgeschnitten, neue rhythmische Formen zu schaffen. Man mußte nachahmen: und zwar wandte man sich mit jener überlebten Zeiten eigentümlichen Vorliebe für das Archaische gerade den ältesten Meistern zu. Man schrieb Jamben und Epoden im Stile des Archilochos, Hinkiamben in Anlehnung an Hipponax, und versuchte sich nicht ohne Erfolg in der Weise des äolischen Liedes. Eine Nachahmung des alten Nomos würde ganz im Kreise dieser Bestrebungen liegen. Nun sind aus der Hymnenlitteratur der Hellenistenzeit zwei größere Sammlungen erhalten: die orphischen Hymnen und die Hymnen des Kallimachos. Die orphischen Hymnen sind zwar, wie inschriftliche Funde bewiesen haben, für den Kultus bestimmt,<sup>1)</sup> sie haben aber mit den prächtigen epischen Liedern der Kitharöden nichts zu thun, sondern bilden ein einfaches und einförmiges Gebet. Die Hymnen des Kallimachos dienen gleichfalls, wenn ich so sagen darf, kirchlichen Zwecken.<sup>2)</sup> Der Demeterhymnus ist für ein künstlich nach altem Muster eingerichtetes Fest in Alexandria bestimmt, der Hymnus auf Delos für eine Theorie, welche Ptolemäus nach Delos schickte. Der Sänger tritt in altertümlicher Weise als Priester auf, er singt *παρὰ σπονδῆσιν* (I 1), oder im Vorhofe, umgeben von den zu heiligem Dienste auserlesenen Jungfrauen (V) oder Jünglingen (II), vor dem Erscheinen des Götterbildes, dem ein Tanz aufgeführt oder das Bad geschüttet werden soll (V). Die ganze Situation entspricht peinlich uraltem Brauche. Die Sprache ist altertümlich episch, in den Hymnen auf Pallas und Demeter von dorischer Färbung. Zahlreiche Formeln-

1) Vgl. bes. R. Schöll in der 'satura Sauppiana' p. 178.

2) Über die Hymnendichtung in hellenistischer Zeit (und ihre spätere Vertretung durch panegyrische Rhetorik) finde ich nachträglich sehr treffende Bemerkungen von H. Usener im 'Rhein. Mus.' XXIX 48.

und Wendungen erinnern lebhaft an die homerischen Hymnen, die jedoch nur an wenigen Stellen (besonders im Hymnus auf Delos) nachgeahmt sind. Aber eine selbständige Leistung können diese archaischen Gedichte nicht sein. Wo ist also ihr Vorbild?

7.

Der sprachliche Vortrag der Kallimacheischen Hymnen hat oft etwas Abgerissenes, Zerhacktes. An manchen Stellen fehlt nicht nur in auffälligster Weise jede syntaktische Verbindung, sondern der Dichter wagt auch Gedankensprünge, welche die Kritik nicht dulden zu sollen meinte. Aber die Fälle sind zu zahlreich und eigenartig, als daß man mit der Annahme von Lücken und Interpolationen, wie man vielfach versucht hat, der Schwierigkeiten Herr würde. Dazu kommt eine andere Beobachtung. Gerade an jenen gewissermaßen brüchigen Stellen erscheinen immer wieder bestimmte Ton- und Stichwörter, besonders Apostrophen an die Festgenossen und Anrufe an die gefeierte Gottheit. Vgl. I 1 Ζηνός — αἰδεῖν, 3 Δικταῖον αἰέσωμεν; 6 Ζεῦ; 91 χαῖρε — Κρονίδη, 94 χαῖρε πάτερ; II, 1 ὁ τῶπόλλωνος — οὐχ ὀράας<sup>1)</sup>, 9 ὠπόλλων — ὀψόμεθ'; 17 εὐφημεῖτ — ἐπ' Ἀπόλλωνος δοιδῇ, 25 ἦ ἦ φθέγγεσθε — καὶ Ἀπόλλωνι μάχοιτο; 32 χρύσεια τῶπόλλωνι; 105 ὁ Φθόνος Ἀπόλλωνος; 113 χαῖρε, ἄναξ, ὁ δὲ Μῶμος; III 1 Ἄρτεμιν ὑμνέομεν; 259 χαῖρε Φεραίη; IV, 1 ποτ' αἰεῖς | Δῆλον, Ἀπόλλωνος κουρότροφον — Δῆλος; 8 Φοῖβος — Δήλοιο — Δήλῳ νῦν οἶμος ἀποδάσσομαι, — Ἀπόλλων; 27 Δῆλε — περιτροχόωσιν δοῖσαι; 325 χαῖρε — χαίροι δ' Ἀπόλλων; V 1 λωτροχόοι τὰς Πάλλαδος, ἔξτε, 13 ὦ ἴτ' Ἀχαιάδες — μὴ μύρα λωτροχόοι τῇ Πάλλαδι; 33 ἔξτε, Ἀθηναία, 43 ἔξτε Ἀθηναία; 55 Ἀθαναία, τὸ μὲν ἔξτε· μέγα δ' ἐγὼ τι | ταῖς δ' ἐρέω· μῦθος δ' οὐκ ἐμός; 137 ἔρχετ' Ἀθαναία; 140 χαῖρε θεά. VI 1 τῷ καλᾷ κατιόντος ἐπιφθέγγεσθε γυναῖκες | Δάματερ, μέγα χαῖρε κτλ., 3 τὸν καλᾷ κατιόντα χαμαὶ θαεῖσθε βέβαλοι; 7 Ἔσπερος — ὅς τε πλεῖν Δαμάτερα μῶνος ἔπεισεν; 17 μὴ ... λέγωμεν, ἃ δάκρυον ἄγαγε Διοί; 24 ? (Lücke beim Beginn des Hauptteiles); ἄρχετε, παρθενικαί, καὶ ἐπιφθέγγεσθε, τεκοῖσα, | Δάματερ, μέγα χαῖρε κτλ. (wie V. 2), 134 χαῖρε, θεά. Es ist klar, daß der Dichter durch dieses wohl aus alter Kunstübung überkommene Mittel die von ihm beabsichtigte Gliederung markierte.

Das Schema der Kallimacheischen Hymnen ist nach diesen Indicien leicht zu entwerfen; an einigen Stellen, wo sie uns im Stiche lassen, tritt die Analogie der übrigen Fälle ergänzend ein (vgl. die Tabelle am Schluss).

In drei Hymnen (von sechs) liegt das von Pollux überlieferte Schema klar am Tage (II, V, VI). Völlig beweisend ist die Verdoppelung der Einleitungsteile, des Eingangs und Übergangs (II 1—8—16; —24—31; VI 12—32; —42—56; VI 1 f. 3—6; —16—24). Die beiden Parallel-Stücke zeigen genau entsprechenden Inhalt; im Apollo-Hymnus korrespondiert auch die Verszahl genau (Ap. 1—8—16—24) oder annähernd: ohne dass man daraus (mit Käsebier) das Recht ableiten dürfte, überall durch Annahme von Lücken und Interpolationen genaue Entsprechung herzustellen. Im Demeterhymnus erscheint nach Analogie der Einleitungsteile auch der Schlussteil verdoppelt (VI 118—133—138). Die Verdoppelung der Einleitungsteile fehlt dem Zeushymnus; dafür ist der ἐπίλογος wieder zweiteilig (I 91—94—96). Im Hymnus auf Delos ist der charakteristische, zwischen Omphalos und Epilog stehende Abschnitt (II 105—112, V 137 ff., VI 116 f.,

1) Vgl. Tib. II, 1, 25.

I 65—90) nicht nachzuweisen; dagegen ist die Verdoppelung der Einleitungsteile (IV 1—6—10; —27—34) unverkennbar. Der Artemis-Hymnus repräsentiert allein die alte dreiteilige Form; doch verläuft der Schluß in zwei Absätzen (III 259—267, 268).

8.

Die Bedeutung einer Kunstform aus einer Handvoll Beispielen zu abstrahieren hat immer etwas Mißliches. Wir dürfen uns also mit diesem in der Hauptsache von Bergk erschlossenen Materiale nicht begnügen, sondern haben uns nach neuen Fundstätten umzusehen.

Die Hymnen der übrigen Zeit- und Kunstgenossen des Kallimachos, wie Simmias, Aratos, Alexander Aetolos, sind zwar unwiederbringlich verloren. Verwandte Stücke aber findet man, was man noch nicht genügend beobachtet hat, im Corpus Theocriteum. Hier hebt sich eine Gruppe von Gedichten ab, die unverkennbar im Hymnenstil geschrieben ist (XVI, XVII, XXII, XXVI, vgl. XV, 100—144.<sup>1)</sup>

Auch hier grenzen sich die Teile durch syntaktische Verbindungslosigkeit und einleitende Stich- und Tonwörter meist scharf von einander ab: was gleichfalls von der Kritik zur Annahme von Lücken und Interpolationen mißbraucht ist. Am vollständigsten, aber am wenigsten ausgeprägt ist die Form in den Χάριτες. Ein Musterstück, welches wohl als absichtliche Nachahmung Kallimacheischer Hymnen zu betrachten ist, liegt vor im Enkomion auf Ptolemaeus. Wichtig ist das Gedicht deswegen, weil hier die Form des Nomos (es fehlt nur die Sphragis) auf einen andern, menschlichen Stoff angewandt ist. Im Dioskuren-Hymnus zeigt die Metarcha (XXII 4—22) ein glänzendes, ausführliches Bild von der Epiphanie der Heroen in Sturmesnot. Der Omphalos nimmt eine Sonderstellung ein durch seine Zweiteilung: erst wird die Amykossage zu Ehren des Pollux erzählt, dann die Lynkeussage zu Ehren des Kastor. Auch der Schluß nimmt einen zwiefachen Anlauf. — Wie ein Torso sieht das Ἀῆναι überschriebene Stück aus und Fritzsche hat es für ein Fragment gehalten (de poet. buc. 25 f.). Auf die Erzählung des Mythos folgt ein Gebet und ein in zwei Absätzen verlaufender ἐπίλογος an Dionysos und Semele. Das Stück ist also ein Dionysos-Hymnos: aber man hüte sich, aus dieser Tatsache den Ausfall der einleitenden Teile zu folgern. Dem enthusiastischen Charakter des Stoffes entsprechend, wollte der Dichter vielleicht gleich *in medias res* gehen mit geflissentlicher Beiseitesetzung des Herkommens. Eine genaue Parallele dafür bietet der Kallimacheisch-Catullische Attis, der mit einem ganz ähnlichen Gebete schließt (91 *Dea magna, dea Cybebe* —, | *procul a mea tuos sit* | *furor omnis era domo*), während ihm nicht nur jede Einleitung, sondern auch ein eigentlicher ἐπίλογος fehlt. Der in die Adoniazusen eingelegte Adonis-Hymnus folgt dem einfachsten dreiteiligen Schema.

Die Annahme, daß die Hellenisten direkt Terpandreische Nomen nachgeahmt haben, läßt sich aber auch noch durch andere Erwägungen stützen. Die Notiz bei Pollux geht auf einen hellenistischen Litteraturhistoriker zurück: also war das Schema in jener Zeit schulmäßig bekannt. Ferner: Von den drei treuesten Nachbildungen der Nomosform bei Kallimachos sind zwei (Pall. Dem.) in dorischem Dialekte abgefaßt; dasselbe ist der Fall bei den nomenartig gegliederten Dichtungen des Theokrit, ausgenommen den

1) Hier liegt wohl das Motiv, weshalb die Adoniazusen vor XVI gesetzt sind.



Dioskuren-Hymnus. Diese Thatsache deutet auf ein dorisches Vorbild. Und daſs von dorischen Dichtern nur Terpander in Betracht kommen kann, wird man schwerlich bestreiten wollen.

9.

Wenn sich der Nomos somit als eine kanonische Form für den Hymnus und das Enkomion bei den Hellenisten erweist, dürfen wir erwarten, dieselbe Form auch bei ihren Schülern, den Römern, insbesondere bei den 'cantores Euphorionis', wiederanzutreffen.

Man wird zunächst an Catull denken. Aber die Hoffnung, bei ihm verwendbares Material zu finden, schlägt fehl. C. 68, was Westphal nach seinem Nomoschema einteilen wollte, steht auf ganz anderem Boden; und von den beiden religiösen Gedichten Catull's zeigt der 'Attis' nur zwei verkümmerte Nomosteile von sieben, so daſs kaum von einem Zusammenhange mehr die Rede sein kann: während das Lied an Diana ein kurzer dreiteiliger Hymnus ist.

Die allerreichste Ausbeute aber findet man an einer Stelle, wo man sie kaum erwarten wird, bei Tibull. Tibull genieſt sehr mit Unrecht den Ruf, naturwüchsiger zu sein, als die übrigen Elegiker. Er steht, was noch neuerdings wieder geleugnet ist, gerade so gut auf dem Boden des Alexandrinismus, wie Properz oder Catull. Mit dem Verbrauch von Mythen ist er als besonnener Künstler freilich sparsamer als seine Nachfolger; aber er sucht dafür die abgelegensten Stücke hervor. Der Alexandrinismus sitzt bei ihm aber noch viel tiefer: er durchdringt und bestimmt bei einer groſsen Anzahl von Gedichten die Gesamtkomposition.

Die Dichtungen Tibull's zerfallen nach Inhalt und Form in zwei Gruppen. Auf der einen Seite stehen die erotisch-sympotischen Stücke. Ihre Anlage ist ganz frei; ein Hauptthema wird wie in Variationen durchgeführt; der Dichter nimmt immer neue Anläufe, erschlieſt immer neue Seiten. Seine Lieblingsmanier ist, den Gedanken in Gegensätzen weiterzuführen, eine Reihe von Bildern und Gegenbildern vor uns zu entrollen: 'Einst und Jetzt', 'Frieden und Krieg'. Das Gegenbild pflegt diesen Cyclus von zweiteiligen Variationen zu eröffnen, damit ihn das regelmäſsig breiter ausgeführte Grundmotiv schlieſsen kann. Eine Thorheit ist es, diesen zarten Organismus, diesen gleichmäſsigen Fluſs durch Strophenabteilung oder Dispositions-Schemata zu stören.

Die zweite Gruppe wird gebildet durch Festgedichte im Hymnenstil, sowohl eigentliche Hymnen wie Enkomien. Hier haben wir den alten wohlbekannten Rahmen. Die mittlere Partie enthält den Hauptteil; voran gehen zwei einleitende Stücke, die oft ganz nach der Terpandrisch-Kallimacheischen Norm verdoppelt auftreten; den Abſchluss bilden zwei meist etwas kürzere, nach Inhalt und Form sehr verschiedene Teile. Dieselbe Anlage zeigt mit aller nur wünschenswerten Klarheit auch der Panegyricus auf Messalla, der also in dieser Hinsicht durchaus dem Stile Tibull's entspricht. Properz hat die Form nur selten gebraucht, am glücklichsten V 6. Einigermassen verwandt sind manche Parteen der Fasti Ovid's, sowie im parodischen Sinne der (doch wohl dem Kallimachos entlehnte) Hauptteil des Ibis; auch Catal. [Verg.] XI und der Panegyricus auf Piso (P. L. M. I 225) zeigen analoge Einzelzüge.

Am wichtigsten ist die Erkenntnis, daſs die 'Festgedichte' der römischen Elegiker sich an die nomischen Hymnen der Hellenisten anlehnen, für die Beurteilung Tibull's. Erst so gewinnt man den Maſsstab, an dem jene Dichtungen gemessen werden

müssen; das Sprunghafte, Unvermittelte in der Darstellung, was die Pseudokritik an manchen Stellen zu einem wahren Vandalismus verführt hat, erklärt sich in ganz derselben Weise wie bei Kallimachos. Vor allem wird es jetzt begreiflich, weshalb gerade in diesen Gedichten die breite Erzählung eines Mythos fast durchweg den grössten Raum einnimmt. Das sind keine Abschweifungen, wie man immer noch zu erklären pflegt: deutlich erkennen wir den epischen ὁμῶς der alten Hymnen. Von besonderem Interesse sind die an Messalla und Messallinus gerichteten Lieder (I 7. II 5). In beiden Fällen gilt der Hauptteil nicht den Personen, sondern der Gottheit, dessen Schutze sie befohlen werden. Es ist das ganz die Art des Enkomions, welcher Pindar in den Epinikien huldigt. Für das Weihelied des jungen Messallinus giebt es keine bessere Parallele, als die elfte nemeische Ode, welche für die Einweisung des Aristagoras als Prytane von Tenedos bestimmt ist.

Der formell höchst korrekte Panegyricus auf Messalla verfolgt seinen Zweck direkter, wie das Ptolemäus-Enkomion von Theokrit. Das Citat des kretischen Sängers, der Apollo preist (V. 9), sieht fast aus wie eine Hindeutung auf die Nomosform.

Neben den aus Tibull zu gewinnenden Beispielen ist mit Ehren der streng stilisierte und doch ungezwungene Hymnus des Propertius zu nennen, der vor den verwandten Tibullischen Stücken manches voraus hat. — Weniger Interesse haben, abgesehen vom Ibis, die Anklänge bei den anderen römischen Dichtern.

#### 10.

Wir haben eine stattliche Angabe von Hymnen-Dichtungen kennen gelernt, welche von Terpander mittelbar oder unmittelbar abhängig sind. Aber Terpander war nicht der Mann, im Gegensatz zur traditionellen Kunstübung eine neue Form aus dem Nichts zu schaffen. Er vollendete eine alte. Vielleicht können wir auch von seinen Vorgängern und Vorbildern Spuren auffinden.

Eine Tradition bei Proklos bezeichnet den kretischen Sänger Chrysothemis als Begründer des Nomos, der ursprünglich ein Apollo-Hymnus gewesen sei. Uns ist damit wenigstens ein Fingerzeig gegeben, wo wir zu suchen haben. Sollte sich nicht in den homerischen Hymnen, von denen etliche mit Terpander mindestens gleichzeitig sein können, die Vorgeschichte des siebenteiligen Nomos beobachten lassen? Speziell in den unverkennbar für einen Apollo-Agon bestimmten Hymnen auf Apollo?

Diese Vermutung bestätigt sich in glänzendster Weise, wie ich schon vor Jahren angedeutet habe. (S. die Tabelle am Schluss.)

Ganz zweifellos ist der Zusammenhang mit dem Schema des Terpander in den beiden Apollo-Hymnen. Beide zeigen die gedoppelte ἀρχή (I<sup>1</sup> 1—13—18; I<sup>2</sup> [179 ff.]<sup>1</sup>) 182—207); bei dem formelhaften Übergang ist die Zweiteiligkeit weniger scharf ausgeprägt. Der erste Hymnus enthält außerdem zwischen Mythos und Epilogos jene originelle, an die Jungfrauen des Chors gerichtete Apostrophe, die man als Sphragis bezeichnen darf. Die andern Hymnen haben einen weniger markierten Bau. Bei dem etwas verschwommenen Aphrodite-Hymnus sondert sich die Einleitung wenigstens in analoger Gliederung in vier paarweis zusammengehörige Stücke, doch fehlt die Sphragis.

1) Diese Verse haben wohl die echte ἀρχή verdrängt.

Umgekehrt führt der Demeter-Hymnus nach einer kurzen Anrede gleich zum Hauptthema; dafür darf man aber in der Schlufs-*'Benedictio'* μέγ' ὀλβιος, ὄντιν ἐκεῖνοι προφρονέωσιν φίλωνται (486) wohl wenigstens ein Analogon der *εὐραγία* erblicken. Die Mehrzahl der Hymnen aber besteht einfach aus Anruf, Mythos, Epilogos.

Vollberechtigte Vertreter des Nomos-Schemas sind unter den homerischen Hymnen also nur die beiden unverkennbar für religiöse Feste bestimmten Loblieder auf Apoll, gerade wie bei Kallimachos und seinen Nachahmern in den Apollo-Hymnen das Schema am klarsten ausgeprägt ist. Das entspricht ganz der Tradition, daß der Nomos zuerst von den priesterlichen Sängern des Apollokultus ausgebildet sei.

Wie verhalten sich nun diese homerischen Hymnen zu Terpander? Sind sie Abbilder seines Stiles oder Vorbilder?

Wenn wir mit Recht angenommen haben, daß die Hellenisten uns von den Nomen des Terpander die treueste Vorstellung gewähren: dann vertreten die homerischen Hymnen die Vorstufe, von der Terpander ausgegangen ist. Was hier noch schwankend und unfertig erscheint, ist dort klar und scharf ausgeprägt; insbesondere ist durch die refrainartigen Ein- und Ausgänge ein neuer, echt lyrischer Zug eingefügt, von dem, bei aller Ähnlichkeit des Schemas, bei Homer wenig zu spüren ist. Und daß jene Scheidung durch Ton- und Stichwörter bei Kallimachos nicht etwa Neuerung der Hellenisten ist, sondern aus den klassischen Vorbildern her stammt: das beweisen die bekannten analogen Erscheinungen bei Pindar, die vielleicht doch auf dieselbe Quelle hinweisen, obgleich sie von dem Dichter-Komponisten meist ganz anderen Zwecken dienstbar gemacht sind.

Was wir als Vermutung wahrscheinlich machen können, erweist sich aber bei genauerem Zusehen als Tradition.

Als Vorbilder des Terpander werden Ὀμήρου τὰ ἔπη, Ὀρφέως δὲ τὰ μέλη genannt. Die *'Melodien des Orpheus'* sind nichts anders, als die Weise des Ἀέσιος ἀοιδός; denn auf Orpheus, dessen Kithar und Haupt an dem Strande von Lesbos gelandet sein sollte, führte eine sinnige Sage die Blüte des äolischen Liedes zurück.

Inwiefern aber konnte man von Terpander sagen: ἐζήλωκε Ὀμήρου τὰ ἔπη? Man könnte wegen des epischen Charakters der Hymnen Ilias und Odyssee als Vorlage vermuten und die Abhängigkeit besonders auf dem Gebiete der sprachlichen Form suchen.<sup>1)</sup> Aber welcher spätere Dichter im großen Stile ist in diesem Sinne nicht von Homer abhängig? Und woher nahm die Dichtung des Terpander das zweifellos vorhandene lyrische Moment?

Noch bedenkllicher wird man bei der zweiten Notiz, daß Terpander κατὰ νόμον ἕκαστον τοῖς ἑπεσι τοῖς ἑαυτοῦ καὶ τοῖς Ὀμήρου μέλη περιτιθέντα ᾄδειν: d. h. daß er in jedem kitharödischen Vortrag Kompositionen seiner eignen und homerischer Dichtungen gesungen habe. Noch bis in neueste Zeit denkt man an die großen Epen<sup>2)</sup>; Westphal's ganzes System basiert auf dieser Annahme. Aber es wäre die reine Barbarei, aus jenen Epen Stücke herauszureißen und — melodisch oder recitativ — zu komponieren; ebenso wenig wie Parteen aus dem Nibelungenliede oder aus Hermann und Dorothea sich dafür

1) So neuerdings wieder E. Hiller in seiner nach allen Seiten aufräumenden und aufklärenden Arbeit über *'Die Fragmente des Glaukos'*, Rhein. Mus. XLI 413.

2) So noch Lübbert, *'de poes. Pindar. archa et sphragid.'* XXI.

eignen würden. Das Richtige hat schon im Jahre 1856 Hartung gesehen (Lyr. I 16): jene Stelle bezieht sich auf die sogenannten homerischen Hymnen. Zwar scheinen die Hymnen von den professionellen Homerkritikern nicht als homerisch anerkannt zu sein. Aber Apollodor bei Philodemos citiert unbedenklich "Ὀμηρος ἐν τοῖς ὕμνοις und der Hymnus auf den delischen Apoll wird in voralexandrinischer Zeit stets ohne Andeutung eines Zweifels dem Homer beigelegt.<sup>1)</sup> Und so hat wohl auch Plutarch's Gewährsmann, Heraklides Pontikos, nichts anderes sagen wollen, als daß Terpander sogenannte homerische Hymnen komponiert habe und in seinen Dichtungen an dies Vorbild sich anlehne.

11.

Mit dieser Notiz wird, so dünkt mich, die Beweiskette unzersprengbar geschlossen. Es verlohnt sich, von dem so gewonnenen Standpunkte aus Umschau zu halten und ein Bild der Nomosform und ihrer Spielarten zu entwerfen. Die strengste Nachbildung dürfen wir dabei in den Apollohymnen erwarten.

Allen Hymnen und Enkomien gemeinsam ist ein weitaus überwiegendes, in der Hauptsache episch gehaltenes Centralstück. Dafs ihm der Name Ὀμφαλός gebührt, unterliegt keinem Zweifel. Es enthält in den homerischen Hymnen einen Mythos, in welchem der Gott selbst die Hauptrolle spielt, ebenso bei Kallim. I. IV. Theocr. XXII. XVI Prop. V 6. Bei den Hellenisten tritt aber sehr oft ein Held als Protagonist auf und die Macht des Gottes wird sozusagen indirekt erwiesen (bei Callim. V VI Tiresias und Erysichthon, bei Theokr. XXVI Pentheus); nach Analogie des letzteren Falles scheinen auch beim Enkomion Erzählungen, die nur in loserer Beziehung zur Hauptperson stehen, Zutritt zum Omphalos gefunden zu haben (Tib. I 7. II 5). Diese Gepflogenheit werden wir auch bei Terpander voraussetzen müssen: jetzt verstehen wir, weshalb er ἐπαινέτης ἡρωικῶν πράξεων genannt wird, obgleich er nur Hymnen gedichtet hat.<sup>2)</sup> Eine Bestätigung bietet fr. 1: Ζεῦ — κοὶ πέμπω ταῦτα ὕμνων ἀρχάν: woraus folgt, daß die Hauptteile des Liedes sich nicht mit Zeus beschäftigten.

Endlich erscheint bei den Hellenisten statt des Mythos einige Mal eine nicht streng episch gehaltene Schilderung der Eigenschaften und Thaten des Gottes; und an diese Stücke besonders hat sich das Enkomion angeschlossen (Callim. II. III, vgl. Theokr. XVI. XVII; Tib. II 1, vgl. III 7).

Die einleitenden Teile ἀρχά und μεταρχά sind in den beiden homerischen Apollohymnen ganz gleichartig gebaut. Besonders auffällig ist in ihnen das τηλαυγές πρόσωπον eines glänzenden Eingangsbildes: beim delischen Hymnus in der ἀρχά, beim pythischen in der μεταρχά. Der Gott wird angerufen und seine Erscheinung gleichsam als Vision geschildert. Die Metarcha nimmt im delischen Hymnus eine etwas kürzere Apostrophe an Leto ein, die man sehr mit Unrecht als Interpolation auszuschneiden pflegt. Vielleicht hat gerade das Bedürfnis, neben dem Gotte seine Mutter und Schwester zu preisen, die Einführung der μῆ. verursacht. Frappant ähnlich in dieser Beziehung ist der Theokriteische

1) Hiller, Rhein. Mus. XLII, 321 ff. Vermutlich stand der Hymnus in einer alten Homerausgabe als Einleitung vor der Ilias (vgl. die Hesiodica).

2) Ähnlich waren nach Andeutung des ersten Apollohymnus V. 160 die alten delphischen Parthenien angelegt; doch hat man in den ἀνδρες παλαιοὶ ἢ δὲ γυναῖκες wohl mit Recht die Hyperboreer und Hyperboreerinnen erkannt, welchen nach Herodot die Delierinnen Loblieder sangen.

Dioskurenhymnus, in welchem die Epiphanie der θεοὶ σωτῆρες gleichfalls in der μετὰρχά mit glänzenden Farben geschildert wird. Verwandtes findet sich auch bei Callimachus und Tibull.

Die Mehrzahl der hellenistischen Hymnen zeigt aber eine einfachere, zum Teil symmetrische Anlage (Callim. II. Theocr. XVI. XVII). Dazu tritt in ihnen gleich von Anfang ein Element hervor, welches in den homerischen Hymnen erst am Schlusse durchbricht: die Bezugnahme auf den Kultakt (Callim. II. V. VI. Tib. II 1. Prop. V 6. Ov. Ibis).

Ähnliche Unterschiede zeigen sich in den beiden Überleitungsteilen (κατατροπά und μετ.). Im homerischen Hymnus wird zweimal die rhetorische Figur der ἀπορία angewandt. Der Dichter zählt zweifelnd eine Reihe von Möglichkeiten auf, um dann eine hervorzuheben und weiter auszuführen. Derselben Form bedienen sich sehr häufig die Hellenisten, nur scheiden sie die Teile schärfer (Callim. VI. IV. Theocr. XVI. XVII. XXII. Tib. I 7. III 7). Durchaus neu aber ist auch hier der Anschluß an den Kultakt, mit dem die Dichtung gewissermaßen gleichen Schritt hält. (Call. II. V. [in der ἀρχά Anrede an die σωτῆρες, in der κατατροπά an die Göttin]. VI., Tib. II 1, Prop. V 6.) Diesen in der ganzen einleitenden Partie hervortretenden Unterschied wird man auf Rechnung Terpanders setzen müssen. Fr. 3 πνέδωμεν ταῖς Μούσαις bietet eine gewisse Bestätigung.

Der stets scharf abgesetzte und mit χαῖρε eingeleitete ἐπίλογος enthält in den homerischen Hymnen der Regel nach eine Apostrophe an die Gottheit: das Versprechen, ihr Lob allezeit verkünden zu wollen, und häufig auch die Bitte, dem Sänger als Wiedergelt Glück und Reichtum zu verleihen. Er besteht durchweg aus wenigen, meist zwei Versen, die sich als traditionelles Gemeingut an verschiedenen Stellen wiederholen.

Die Hymnen der Hellenisten schloß sich im ganzen diesen einfachen Formen an (Callim. II. V. IV, Theocr. XV. XVII, Tib. I 7. II 2. 5); nur verdoppeln und erweitern sie den Schlufsteil oft nach Analogie der Einleitungsteile (Callim. I. III. VI, Theocr. XXII. XXVI, [Tib.] III 7): wobei in einigen Fällen wiederum auf die Kultceremonieen Rücksicht genommen wird (Callim. VI, Tib. II 1). Wie weit hier das Vorbild des Terpander befolgt ist, muß vorläufig dahinstehen.

Völlig unentschieden ließen wir eingangs die Bedeutung der σπῆρας, d. h. des zwischen Mythos und Epilogos in den meisten Fällen deutlich wahrnehmbaren Zwischenstückes. Sein Inhalt ist ein sehr verschiedener. Doch dürfen wir erwarten, auch hier den ursprünglichen Typus der Kunstform in den Apollo-Hymnen am deutlichsten hervortreten zu sehen.

Und in der That: der von uns mit dem Namen σπῆρας bezeichnete Teil ist in ihnen so fremdartig-auffällig, daß ihn die Kritik stets beanstandet, ja geradezu für eine Interpolation erklärt hat (bei Callim. II Conat, bei Hymn. Hom. I Hiller). Ohne weiteres redet der Homeride plötzlich die Jungfrauen des Chores an, wie Alkman in dem sogenannten Parthenion: *‘wenn ein Fremder kommt und Euch fragt, wer gilt Euch als der süßeste Sänger, o Jungfrauen, dann antwortet:*

τυφλὸς ἀνὴρ οἰκεῖ δὲ Χίῳ ἐνὶ παιπαλοέσῃ  
τοῦ πᾶσαι μετόπισθεν ἀριτεύουσιν ἀοιδαί.’

Noch unvermittelter ist der Gedankensprung im Apollo-Hymnus des Kallimachos. Eben ist die Legende vom Drachenkampf erzählt —

ἐπηύτησε δὲ λαὸς  
 ἰῆ ἰῆ παιῖον, ἵει βέλος, εὐθύ σε μήτηρ  
 γείνατ' ἀοσσητῆρα· τὸ δ' ἐξέτι κεῖθεν αἶδει.

Da fährt der Dichter fort: ὁ Φθόνος Ἀπόλλωνος ἐπ' οὐατα λάθριος εἶπεν  
 οὐκ ἄγμαι τὸν ἀοιδόν, ὃς οὐδ' ὅσα πόντος αἶδει.

Und nun folgt die bekannte Stelle, in welcher Kallimachos seine Kunstprinzipien gegen Apollonios von Rhodos verteidigt. Und merkwürdig genug ist es, daß dieselbe Eigentümlichkeit sich in zwei römischen an Apollo gerichteten Hymnen wiederholt. — II 5 springt Tibull ohne jede Einleitung nach der Erledigung des mythischen Hauptteiles über zu seinen persönlichen Freuden und Leiden, seiner Liebe zu Nemesis und seiner Hoffnung, dereinst den jungen Messallinus als Triumphator zu feiern; und Properz V 6 schlägt an derselben Stelle in launiger Weise den 'Heldendichtern' Stoffe aus der jüngsten Geschichte vor. Im Zeus-Hymnus schließt Kallimachos ähnlich an den Mythos ein Lob des Ptolemaeus an; und der Verfasser des formell überaus streng gehaltene Panegyricus auf Messalla legt nach seiner versificierten Lobrede und vor dem Schlussworte ein höchst wunderliches Stück ein, in welchem er in einem Atem die Unzulänglichkeit seiner Kunst bedauert, den *alter Homerus* Valgus als einen würdigeren Bearbeiter solchen Stoffes nennt, sich wegen seiner bedrängten Lage beklagt, die sein Talent ersticke, und unter langen Ergebenheitsversicherungen dem Messalla seine Wünsche deutlich genug zu erkennen giebt. Auch Theocr. XVI 100 (εἰς μὲν ἐγὼ κτλ.) gehört hierher. All diesen Fällen ist das Eine gemeinsam: daß der Dichter, scheinbar ganz unmotiviert, von seinen persönlichsten Interessen spricht. In dem homerischen Hymnus nennt er sich geradezu als den Χῖος ἀνὴρ u. s. w.; ebenso in dem ersten Musenhymnus vor der Theogonie V. 21 αἶ νύ ποθ' Ἑκτοδὸν κτλ. — doch lasse ich dies interessante, aber kritisch unsichere Beispiel vorläufig beiseite.

Nun findet sich bekanntlich das Wort *copyright* in ganz auffälliger Weise gebraucht bei Theognis 19 f.: Κύρνε, κοφιζομένων μὲν ἐμοὶ *copyright* ἐπικείσθω | τοῖσδ' ἔπecin, λήγει δ' οὐποτε κλεπτόμενα . . ὦδε δὲ πᾶς τις ἐρεῖ· Θεύγνιδός ἐστιν ἔπη. Durch jene *copyright*, d. h. durch die Nennung seines Namens will der Dichter offenbar nach alter Sitte sein geistiges Eigentum schützen und für sich in Anspruch nehmen<sup>1)</sup>, wie der Maler ein Bild durch sein Monogramm: so setzen Demodokos, Phokylides, Nossis, Philiskos ihre Namen in ihre Gedichte und Alkman bezeugt, ganz wie die Verfasser volkstümlicher Lieder im 16. und 17. Jahrhundert, fr. 25: ἔπη τάδε καὶ μέλος Ἀλκμῶν εὔρε<sup>2)</sup>; später diene gleichem Zwecke das Akrostichon. Hierfür war *copyright* wohl der alte technische Ausdruck, und die gleiche Bedeutung wird auch bei Terpaner anzunehmen sein.

Wie der homerische Hymnus zeigt, war es ein Recht des Sängers, vor dem Epilogos seine Heimat und wohl auch seinen eignen Namen (Alkm. 25, Hesiod) zu nennen. Später hat man sich mit leiseren Andeutungen der persönlichen Verhältnisse begnügt; besonders scheint es Sitte geworden zu sein, die Namen von Freunden und Gönnern statt des eigenen an diese Stelle zu setzen und ihnen so die Dichtung gewissermaßen mit zu widmen (Callim. I 86 ἡμετέρῳ μεδέοντι; Tib. VI 5, 111 *usque cano Nemesim*; III 7, 180 *est*

1) Die Behandlung und Verdächtigung dieser Verse in den 'Comment. Ribb.' 95 halte ich für verfehlt.

2) Noch Thukydides nennt seinen Namen am Schlusse der Hauptabschnitte immer wieder.

*tibi* — *Valgius*). Wiederholt werden dabei litterarische Verhältnisse besprochen (Callim. II, Theocr. XVI, Tib. II 5, III 7, Prop. V 6, in gewissem Sinne schon hymn. Hom.<sup>1)</sup>: eine Sitte, die wir bei Pindar wiederfinden. Doch milderte man diesen altertümlichen Kunstbrauch bald dahin, daß man zwischen Omphalos und Epilogos irgend eine individuelle Äußerung einschob (Callim. V, Tib. I 7, II 1. 2) ganz besonders eine an den Omphalos sich anschließende persönliche Bitte<sup>2)</sup> (Callim. VI, Theocr. XXVI) oder ein epiphonematisches Urteil über den Mythos (Theocr. XXII, Hom. IV [V]).

Von den Terpandreischen Fragmenten wird man fr. 6 — einen Lobspruch auf Sparta — in die Sphragis setzen dürfen. Die landläufigen Bezeichnungen der Nomen mögen durch Namen und technische Ausdrücke veranlaßt sein, welche der Dichter in der Archa oder in diesem Teile gebrauchte, wie sich das noch bei Pindar beobachten läßt. Wenn die Überlieferung richtig ist, daß Καπίων ein Schüler von ihm war und ein Nomos diesen Namen trug, würden wir auch die Sitte, in der Sphragis den Namen eines Freundes zu nennen, auf ihn zurückführen dürfen.

12.

Diese Beobachtungen mögen den Schlufsstein unseres Rekonstruktionsbaues darstellen. Absichtlich habe ich dabei Pindar ganz aus dem Spiele gelassen. Aber wir dürfen uns jetzt wohl für gerüstet halten, auch mit diesem verzweifeltsten Probleme fertig zu werden.<sup>3)</sup>

Was entschieden für einen Zusammenhang zwischen den Pindarischen Epinikien und den nomischen Hymnen spricht, ist vor allem die Thatsache, daß sich ein der *κορραγία* völlig entsprechendes Stück häufig vor dem Schlufsworte findet. Am auffälligsten ist die Übereinstimmung, wenn Pindar sich, wie der Homeride und Apollonios, über seine Kunst äußert oder mit seinen Widersachern abrechnet. Bekannt ist die vielleicht gegen Simonides gerichtete Stelle Ol. II 94, wo der Dichter, nachdem er eben mit den Worten Κύκνον τε θανάτῳ πόρεν, | 'Αοῦς τε παῖδ' Αἰθιόπα den Mythos beendet hat, ohne jede syntaktische Verbindung fortfährt: πολλά μοι ὑπ' ἀγκῶνος ὠκέα βέλη — φωνάεντα συνετοῖσιν — κοφὸς δὲ πολλὰ Φειδῶς φυᾷ· μαθόντες δὲ λάβροι παγγλωσσία, κόρακες ὡς, ἀκραντα γαρύετον κτλ. Ähnlich bes. Pyth. II 52 ἐμὲ δὲ χρεῶν | φεύγειν δάκος ἀδινὸν κακαγοριᾶν. εἶδον γὰρ ἐκὰς ἐὼν ψογερὸν Ἀρχιλόχον ἔχθεσιν παινόμενον. Ol. I 162 ἐμὲ δὲ στεφανῶσαι κείνον ἱππεῖω νόμῳ Αἰοληΐδι μολπῇ χρή: hier nennt der Dichter seine 'Weise' bei Namen, wie wir für Terpander vermuteten. VI 82 δόξαν ἔχω τιν' ἐπὶ γλώσσῃ ἀκόνασιν λιγοῶς (ohne Verbindung) — Βοιωτίαν ὕν. IX 160 τὸ δὲ φυᾷ κράτιστον ἅπαν u. s. w. Pyth. I 81 nach Beendung des Hauptteiles ohne Verbindung: καιρὸν εἰ φθέγγαιο, — μείων ἔπεται | μῶμος ἀνθρώπων κτλ. IV 276 τῶν δ' Ὀμήρου καὶ τόδε συνθέμενος | ῥῆμα πόρκυε κτλ. (Citat wie bei Properz).

1) 'Verg.' Catal. XI 61 ff. ist wohl eine mißlungene Nachahmung solcher Stellen.

2) [Vgl. darüber auch Jahn oben S. 77.]

3) Es ist ein entschiedenes Verdienst E. Lübberts, für die fast in Verruf gekommene Hypothese eines Zusammenhangs zwischen Pindar und Terpander 'furchtlos und standhaft' eingetreten zu sein. Wenn ich in etlichen Hauptpunkten anderer Meinung bin, als der verdiente Pindarforscher, bekenne ich doch gern, gerade hier seinen liebevollen und sorgfältigen Beobachtungen reiche Belehrung zu verdanken. Über Einzelheiten sei auf die oben genannten Anzeigen verwiesen.

Ebenso steht die Thatsache, daß der einleitende Teil oft in zwei, mit einem Anruf beginnende, glänzende Bilder zerfällt, in unverkennbarem Zusammenhange mit der alten Hymnentechnik. Die Überleitung wird bei Pindar meist in ähnlicher Weise, wie in den Hymnen, aber der Regel nach durch ein einfaches Glied bewerkstelligt. Dafür schiebt er hinter dem Hauptteile bisweilen ein zweites vermittelndes Glied ein, welches man ἀντικατατροπά taufen könnte, da μετακατατροπά nur hinter κατατροπά Sinn hat.

Der Hauptteil ist in der Regel rein episch, wie in den Hymnen. Für die Verwendung des Heroenmythus bieten die Hymnen des Kallimachos, besonders aber die Tibullischen Festgedichte genaue Parallelen.

Der Epilogos ist meist reicher und breiter angelegt; von dem alten Formelwesen ist kaum eine Spur zu bemerken. Oft schliessen aber die Epinikien mit einem Stücke, welches man passender Sphragis benennt.

Natürlich sind die Teile des Nomos in verschiedenen Gedichten sehr verschiedenartig ausgeprägt. Ziemlich vollständig sind sie nur in etwa sechs Epinikien wahrzunehmen; in anderen fehlen, wie in den Hymnen, einzelne Teile; verhältnismäßig oft findet man das alte Schema der dreiteiligen Hymnen (mit πρόλογος-Anruf und ἐπίλογος) wieder.

13.

Hat nun Pindar etwa selbst das Nomoschema frei auf das Epinikion übertragen? Undenkbar wäre das nicht; seine Zeitgenossin Korinna schrieb νόμους λυρικούς, die, nach Maßgabe der Fragmente, ganz dem alten Stile angehörten.

Aber Pindar nimmt keine isolierte Stellung ein: er ist das letzte Glied einer Kette, die mit Alkman und Stesichoros anhebt.

Wie zahlreich die Berührungspunkte zwischen der ältesten dorischen Melik und dem Hymnenstile sind, kann jedermann leicht aus den Fragmenten ersehen. Alkman, der Begründer des trichotomischen Perikopenbaues, schrieb halb-epische Götterhymnen in der Art des Terpander, nur mit reicherer Rhythmik und Melodik. Man findet bei ihm noch die alten Kitharödenformeln wieder und kann die Fragmente geradezu in die einzelnen Teile des Nomos verteilen. Meist markiert durch das Stichwort ἄρχε u. s. w. sind folgende ἀρχαί:

fr. 1 Μῶς' ἄγε — μέλος | νεοχμὸν ἄρχε παρσένοις ἀείδειν.

fr. 7 ἃ Μῶσα κέκλαγε κτλ. 2 (wohl aus der μεταρχά) ἐγώνγα δ' αἰείσομαι | ἐκ Διὸς ἀρχομένα.

fr. 9 ein Anruf an Kastor und Pollux.

fr. 17 ἐμέ, Λατοῖδα, τέο δαυχνοφόρον, 22.

fr. 45 Μῶς' ἄγε, Καλλιόπα, θύγατερ Διός, ἄρχ' ἐρατῶν ἐπέων. Ähnl. 51. 59. 85.

Die Grammatiker haben nach ihrer Sitte meist den Anfang berücksichtigt. Aber auch Spuren der ἐπίλογος finden sich:

fr. 86 Ἄδοι Διὸς δόμῳ | ὁ χορὸς καὶ τοί, Φάναξ.

Am wichtigsten jedoch ist das Vorhandensein der σφραγίς. Diese ist mit voller Klarheit zu erkennen in dem berühmten Papyrus Mariette.

Der Dichter hat — nach Bergk in einem Artemis-Hymnus — den Hippothoontiden-Mythus erzählt: die Frevler sind erschlagen — ἄλαστα δὲ | ἔργα πάσον κακὰ μησαμένοι. ἔστι τις αἰὼν τίσις. Ohne jede Vorbereitung wendet er sich hier, wie der Homeride, an die Jungfrauen des Chores und redet sie einzeln an: ἐγὼν δ' αἰείδω Ἀγιδῶς τὸ φῶς u. s. w.



Diese Übereinstimmung ist so frappant, daß sie bei einigem Selbstbesinnen auch den hartnäckigsten Skeptiker bekehren muß. — Demselben Teile gehören wohl auch die meisten Fragmente an, in denen von der Person des Dichters die Rede ist, ganz zweifellos fr. 25 *ἐπη τάδε καὶ μέλος Ἀλκμάν | εὖρε γεγλωσσαμένον | κακκαβίδων ττόμα συνθέμενος*, fr. 37 *τοῦτο — Μωσᾶν ἔδειξαν | δῶρον — ἃ ξανθὰ Μεγαλοστράτα*, 67 *οἶδα δ' ὀρνίχων νόμῳ | πάντων*, aber vermutlich auch fr. 26 *οὐ μ' ἔτι παρθενικαὶ μελιγάρυες ἱμερόφωνοι | γυῖα φέρειν δύναται*, 35 (Lob auf Sparta<sup>1)</sup>), wie bei Terp. 6), 82 *Φρύγιον αὐλῆσεν μέλος Κερβήσιον*. Ganz verwandte Beobachtungen habe ich bei Stesichoros und Simonides gemacht: so daß die Kontinuität der historischen Entwicklung außer Zweifel ist.

14.

Von dieser historischen Entwicklung mag zum Schlusse versuchsweise eine kurze Skizze gegeben werden.

Die poetische Kunstform des Nomos ist erwachsen aus dem alten epischen Götterhymnus. Die einfachste und ursprünglichste Form des Hymnus ist dreigliedrig: πρόλογος, Mythos, ἐπίλογος. Aber frühzeitig entwickelt sich, zunächst im Anschlusse an den Kult des Musengottes Apollon, eine reichere Form. Neben Apoll wird Leto angerufen: so entsteht der Doppelprologos. Zwischen dem Prologos und Mythos wird, als erster Anfang einer Art dichterischen Rhetorik, ein Übergangsteil eingeschoben. Außerdem sichert der Dichter, bevor er zum Schlufsanrufe (Epilogos) übergeht, sein Besitzrecht an dem Hymnus durch Einführung seiner eigenen Persönlichkeit und rühmende Schilderung seiner Kunst. Diese Form liegt bereits in den homerischen Apollohymnen vor. Terpander, dessen Stil wir am besten aus den archaischen Hymnen und Enkomien der Hellenisten kennen lernen, bildete die schon vorhandene Stoffgliederung nur schärfer aus. Er schied die Teile, wohl im Anschlusse an die Kulthandlung, durch refrainartige Zwischenrufe und gab ihnen in einzelnen Fällen nachweislich auch durch die Rhythmisierung einen verschiedenen Charakter; so bediente er sich im Eingange, *παρὰ σπονδῆσιν*, des lang gedehnten *τρόπος σπονδειάζων*, der natürlich im Verlaufe dem gewöhnlichen Hexameter Platz machte. Ebenso scheint er, nach Analogie des verdoppelten Eingangsteiles, die Verdoppelung des Übergangs (der *κατατροπή*) zur Regel gemacht zu haben. In der Sphragis charakterisierte er vermutlich den *τρόπος* des Gedichtes und seine Kunst überhaupt, ging aber wohl auch auf andere persönliche Beziehungen ein. In Bezug auf den Mythos wandelte er insofern neue Wege, als er im *ὀμφαλός* fast ausschließlich die Heroensage berücksichtigte.

Wie später Arion den ursprünglich monodisch vom *ἐξάρχων* vorgetragenen Dithyrambus (Archilochos fr. 77) zum Chorliede gemacht hat, so gingen auch die ältesten Meister der chorisches Lyrik, Alkman und Stesichoros, in ihren für den Götter- und Heroenkult bestimmten Hymnen aus von den ehrwürdigen, gleichem Zwecke dienenden monodischen Nomen des Terpander. Die späteren, Simonides und Pindar, behielten die allmählich sich umgestaltende Form nicht nur bei in den Lobgedichten für Götter, den Hymnen; sondern sie legten sie auch den Lobgedichten für Menschen, den Enkomien und Epinikien zu Grunde: gerade wie das hellenistische Enkomion nach Art des Nomos

1) 35 f. könnte, wie 24, in den Anfang eines Parthenions gehören.

gegliedert ist. Während so ein Ableger des alten Stammes in schönster Blüte stand, war auch dieser selbst stetig weiter gediehen. Nach unverächtlicher Überlieferung schrieb Korinna, Pindars angebliche Lehrerin, monodische νόμοι λυρικοί. In den Fragmenten werden Helden- und Lokalsagen erzählt, aber auch persönliche Beziehungen berührt und etliche z. B. enthalten Anreden an die festfeiernden Jungfrauen. Dafs der Vortrag monodisch war, wird durch den kurzatmigen logaödischen Versbau bestätigt, der von dem damals so hoch entwickelten Stil der Chorlyrik himmelweit verschieden ist.

Schliesslich scheint bei den Attikern der Nomos (wie der opernartige jüngere Dithyrambus) dramatische Elemente aufgenommen zu haben und zu einer Art von Orationarium geworden zu sein, dessen Stil die neu-attische Zukunftsmusik gründlich umgestaltete und mehr und mehr dem Dithyrambus näherte. Der Rückschlag blieb nicht aus. Die Hellenisten griffen in ihren Hymnen und Enkomien auf die allerältesten Formen zurück; und einen eigenen Reiz hat es, den Widerstreit zu beobachten zwischen der archaischen Strenge der Gesamtanlage und manchen ganz modernen, genreartigen Zügen in der Einzelausführung, beispielsweise im Artemis- und Pallas hymnus des Kallimachos; man erinnere sich nur an die von Michaelis<sup>1)</sup> besprochenen Stellen. Die bildende Kunst jener Zeit liefert dazu genaue Parallelen, wo sie Archaisches im Dienste des Kultus nachzuahmen sucht.

Die 'Jungrömer', ganz besonders Tibull und sein Kreis, folgen in beiden Dichtungsgattungen, im Hymnus wie im Enkomion, treulich ihren Meistern.

Oberlehrer Dr. v. Jan erinnert zunächst daran, dafs die von Rudolf Westphal empfohlene Umstellung der μετακατατροπά hinter den ὀμφαλός noch viele Anhänger habe und doch nicht so schlechthin zu verwerfen sei, er empfiehlt deshalb die ganze in Frage kommende poetische Litteratur neuerdings daraufhin zu prüfen, ob nicht die Umstellung in derselben eine Bestätigung finde. Er polemisiert ferner gegen die von dem Vortragenden aufgestellte neue Erklärung des Wesens und Inhaltes der ὀππῳγία. Diese scheint ihm vielmehr, wie ja auch früher angenommen worden sei, als wesentlichsten Inhalt das Gebet an die Gottheit und zwar zunächst an den Gott Apollo enthalten zu haben. Nachdem der Sänger die epische Erzählung, den Omphalos beendet, habe er das Epirrhema oder Ephymnion angestimmt, ἡ Παῖάν oder dgl., welches von der Volksgemeinde wiederholt wurde. So erkläre sich die Herausbildung des Nomos aus dem Pāan. Bei Kallimachos habe sich im Hymnus auf Apollo v. 97, in dem an Demeter v. 119 diese Art der Sphragis erhalten.<sup>2)</sup> Als die Glaubenszuversicht der Hellenen abgeblaßt sei, sei an die Stelle des Gebets gelegentlich auch eine Sentenz getreten. Eine Bestätigung seiner (v. Jans) Ansicht ergebe sich indirekt auch aus den bekannten Teilen des auletischen Nomos; der Name des vorletzten feierlichen Teiles dieses auletischen Nomos führe ja bei Strabo den wiederum auf den Pāan uns zurückführenden technischen Namen Epipaianismos, der die Adoration betreffe; das in demselben Nomos darauffolgende kurze Tanzlied entspreche bis auf einen gewissen Grad dem ἐπίλογος des Terpanischen Nomos. Endlich bedeute ὀππῳγία im kirchlichen Gebrauche des Neugriechischen den priesterlichen Segensspruch.

Der Vortragende erklärt sich ausser Stande, Westphals Behandlung der Polluxtradition günstiger zu beurteilen. Der Omphalos nehme thatsächlich die Mitte ein, da

1) S. diese Verhandlungen S. 40.

2) S. oben S. 77.

Callim. hy. II (113 V.)	Theokr. XVII (137 V.)	Tib. II 5 (122 V.)	Prop. V 6 (86 V.)	hymn. Hom. I' (178 V.)	
I 1 1—8 οἶον ὁ τῷ πόλλωνος ἐπέτατο ὁρμηξέ — der Gott nahe: ἐς χορὸν ἐν- τύνεσθε.	1—4 ἐκ Διὸς ἀρχώμεθα ἄθανάτων — ἀνδρῶν δ' αὖ Πτολεμαῖος ἐνὶ πρώ- τοις λέγέσθω	1—4 Phoebe, fave, no- vis ingreditur tua templa sacerdos — huc age veni.	1—4 Sacra facit vates — Cyreneae urna ministrat aqua.	1—13 μνήσομαι — Ἀπόλ- λωνος, ὃν τε θεοὶ τρο- μέουσιν — Eingangsbild	ΑΡΧΑ
2 9—16 ὡ πόλλων οὐ παντὶ φαίνεται — ὁψό- μεθα — singt und tanzt.	5—8 ἥρωες ἐκύρσαν δοῖδων — ἐγὼ Πτολε- μαῖον ὑμνήσω.	5—10 Ipse veni, im Feierkleide, qualis laudes concinnasti Iovis.	5—10 costum molle date, — spargite me lymphis, — ite procul fraudes.	14—18 χαῖρε, μάκαιρ' ὦ Λητοῖ, ἐπεὶ τέκες ἀγλαὰ τέκνα —	μεταρχά
II 3 17—24 εὐφημέτ' δόντες ἐπ' Ἀπόλλωνος δοῖδῃ, wie alle Creatur schweigt beim Paean.	9 f. ἐς Ἴδαν — ὑλατόρος ἐλθὼν   πατταίνει, πόθεν ἄρξεται.	11—16 Tu procul even- tura vides — Te duce Romanos nunquam fru- strata Sibylla.	11 sq. Musa, Palatinis referemus Apollinis aedem —	19 ff. πῶς τ' ἄρ' ὕμνήσω; πάντῃ γὰρ τοι, Φοῖβε, νόμοι βεβλήσιν, δοῖδῃς	ΚΑΤΑΤΡΟΠΑ
4 25—31 ἡ ἢ φέγγεσθε: εἰς πόλλωνος δοῖδῃ, preisen — ἐστὶ γὰρ εὐμνός	11 f. Τί πρόδον καταλέξω; ἐπεὶ πάρα μυρία . . .	17 f. Phoebe, Messalli- num sine tangere char- tas vatis —, quid canat illa doce	13 sq. Caesaris in nomeu ducuntur carmina —	25 ff. ἡ ὥς σε πρόδον Λητοῦ τέκε — ἀνάσσεις; μετακατατροπῇ	
III 5 Loblied auf Apollo	13—134 Loblied auf Ptolemaeus	19—104 Haec dedit Aeneas sortes: ihre Weissagungen sind eingetroffen; aber Du, Apoll, wende schlimme Zeichen und segne uns!	15—68 Schlacht bei Actium: Apoll war August's Hort.	30—164 Mythus von der Geburt Apolls und Preis von Delos und der delischen Spiele	ΟΜΦΑΛΟΣ
IV 6 105—112 ὁ φθόνος Ἀπόλλωνος ἐπ' οὐάτα εἶπεν — Ausfall gegen Apollonius Rhodius.		105—120 Pace tua pere- ant arcus, mit denen Amor Unheil stiftet . . . usque cano Nemesim —, at parce, puella, at Messal- linum celebrem.	69—84 Bella satis cecini: subeant convivia — folgt ironische Apostrophe an die Ependichter.	165—176 δὲ δ' ἄγεθ', ὡ κοι Ἀπόλλων — χαίρετε δ' ὅμεις —, ὡ κοῦραι und verkündet den Ruhm des τυφλὸς ἀνὴρ von Chios	ΣΦΡΑΓΙΣ
V 7 113 χαῖρε ἀναῖ κτλ.	135 ff. χαῖρε, ἀναῖ Πτολεμ.	121 f. Adnue — Phoebe	85 f. sic noctem — du- cam carmine . . .	ἀνδρῶν ἐγὼν οὐ λήσω — Ἀπόλλωνα ὑμνέων	ΕΠΙΛΟΓΟΣ
Ebenso V. VI. Ähnlich I. IV	Vollständiger (cop. 100), aber weniger klar XVI. Ähnlich XXII XXVI.	Ebenso I 7 II 1 III 7. Ähnlich II 2., [Verg.] catal. XI (IX), Laud. Pis.	Ähnlich Ovid. Ib, Par- tien aus den Fasti.	Ebenso (bis auf die cop.) hymn. I <sup>2</sup> , verwandt h. III IV.	

die ersten vier Termini nur zwei Hauptteile repräsentieren; die μετακατατροπά werde hinter der κατατροπά festgehalten durch die Analogie der μεταρχά und die von Bergk nachgewiesenen Kallimachusstellen. Ganz ungehörig sei die Einmischung der Termini προοίμιον und ἐξόδιον. Dafs die Sphragis ursprünglich ein Gebet enthalten habe, kann der Vortragende gleichfalls nicht zugestehen. Den Ausgangspunkt für die Erklärung des Terminus müssen bilden: 1) die Apollohymnen, 2) die ältesten Beispiele überhaupt. In ihnen trete durchweg die Person des Dichters hervor (Hom. hymn. I, Alkman, Kallim. II, Tib. und Prop.). Auch könne er wohl begreifen, weshalb man diese höchst auffällige Sitte später milderte und weniger abstechenden Inhalt (besonders eine persönliche Bitte) einsetzte. Die umgedrehte Entwicklung dagegen sei ihm wenig wahrscheinlich; die Aufforderung zum ἦ-Rufen durchziehe den ganzen Apollohymnus und sei für den vorletzten Teil nicht charakteristisch; beim Demeterhymnus beginne mit V. 118 f.: ἀρχαί — Δάμα-  
τερ, μέγα χαίρε (= V. 2), der in zwei Absätzen (134 χαίρε θεά) verlaufende, dem Anfange entsprechende Schlufsteil. Was endlich die Analogie des instrumentalen Nomos betreffe, so könne er nur den schon ausgesprochenen Zweifel an der Anwendbarkeit dieser Analogie wiederholen.

---

#### Fünfte Sitzung.

Samstag den 1 Oktober, Vormittags 8 Uhr.

Vortrag des Prof. Dr. Wackernagel-Basel:

#### Über die Geschichte des historischen Infinitivs.

Hochgeehrte Versammlung! Wenn ich mich anschicke, über die Erscheinung der lateinischen Sprache einige Worte an Sie zu richten, welche unter der traditionellen Bezeichnung infinitivus historicus am besten bekannt ist, so muß ich dringend um Ihre Nachsicht bitten. Der von mir angemeldete Vortrag ist der philologischen Sektion zugeteilt worden, weil er sich auf eine lateinische Spracherscheinung bezieht und zwar auf eine, die oft schon das Interesse der klassischen Philologen wachgerufen hat. Aber ich muß zum voraus erklären, dafs sehr wenig Latein in dem Vortrage vorkommen wird, wie er denn, wenn man so scheiden will, nicht so sehr die Geschichte, als die Vorgeschichte des betreffenden Infinitivs beschlagen wird. Ich werde Sie also nicht über dessen thatsächliche Verwendung zu belehren suchen. Darüber kann ja auch gar kein Zweifel sein, zumal wenn wir die ältesten Zeugen in Dichtkunst und Prosa, Plautus auf der einen und Cicero auf der andern Seite, zu Grunde legen. Der Infinitiv tritt an die Stelle eines tempus finitum in der bewegten Erzählung; er berichtet Dinge, bei welchen es lebhaft hergeht, und welche dazu angethan sind, mächtig auf Gemüt und Phantasie des Hörers zu wirken. Dafs Terenz und andere nach ihm, zumal Sallust, ihn für Sittenschilderungen verwenden, läfst sich aus dem älteren und allgemeineren Gebrauche wohl ableiten. Erinnern wir uns, dafs solche Infinitive aneinander gereiht leicht die Vorstellung von oft sich wiederholender Thätigkeit erwecken. — Nicht viel mehr Schwierigkeit würde uns gewifs die Verwendung des Infinitivs im Fragesatze bei Terenz und Petronius machen, wenn mehr als drei Beispiele erhalten wären.

Soweit bestehen keine Kontroversen, wohl aber darüber, wie das Latein überhaupt dazu kommt, mittelst des Infinitivs zu erzählen. Ich glaube, meine Herren, Sie erkennen mit mir an, daß wir hier vor einem Rätsel stehen, dessen Lösung zwar vielfach versucht, aber noch nicht gelungen ist.

Um der nunmehr ganz veralteten Quintilianeischen Annahme, daß neben dem Infinitive ein *verbum finitum* wie *coepit* ausgefallen sei, zu schweigen, haben die Grammatiker alter Schule besonders zwei Theorien produziert. Die eine, auf den Virgilsforscher Wagner zurückgehend, sieht im historischen Infinitiv einen Rest primärer Sprachzustände, wo, wie beim Idiom der Kinderstube, das Verbum eben nur in Einer, nicht nach Personen und tempora, nach numeri und modi geschiedenen Form gesetzt wurde. Obwohl einzelne Vertreter der neuern Sprachforschung dieser Anschauung sehr nahe stehen und unser lateinischer Infinitiv für Ludwig sowohl wie für Fick als Ausgangspunkt bei kühnen Konstruktionen des altindogermanischen Verbalbaus gedient hat, so genügt es doch, auf den schon von Mohr ('*De inf. historico*', Halle 1878, p. 3 f.) beigebrachten Gegengrund zu verweisen, daß so die speziellen Gebrauchseigenheiten des historischen Infinitivs völlig unerklärt bleiben.

Mohr selbst hat sich der verbreitetsten Meinung angeschlossen, daß, sei es die Erregtheit des Schriftstellers, sei es das Bedürfnis, die Handlung an und für sich, abgesehen von beteiligten Personen, Zeitumständen u. s. w. hervortreten zu lassen, den infinitivischen Ausdruck bewirke, es zu nichts weiterem als zur Setzung des Verbums in seiner allgemeinsten Form kommen lasse. Auch diese Meinung ist offenkundig falsch.

In Abweichung von der vorhin verworfenen Theorie halten die Verfechter dieser Meinung den *inf. hist.* für etwas aus dem gewöhnlichen Infinitiv Hervorgegangenes. Wann soll er aber daraus hervorgegangen sein? Etwa in der Grundsprache? Da war der Infinitiv, abgesehen von dem bei ein paar Formen ausgebildeten imperativischen Gebrauch, noch nicht viel mehr als der *Casus* eines *nomen actionis*. Oder unmittelbar bei Beginn des historischen Lateins? Nun da sehe ich nicht, wie aus *dicere possum* oder irgend einer sonstigen thatsächlich vorkommenden infinitivischen Wendung *dicere* als selbständiger Ausdruck für die Handlung in ihrer Allgemeinheit hätte abgeleitet werden können.

Syntaktisch Neues hat sonst immer Vorstufen, Musterbilder. Hier hätten wir eine frei erfundene Konstruktion, hervorgegangen aus dem Haupte eines kühnen Sprachneuerers. — Zudem ist bei dieser Theorie die Natur des historischen Infinitivs gar nicht genau erfaßt. Man müßte nach derselben erwarten, daß der Infinitiv da gesetzt werde, wo es auf die Person des Handelnden gar nicht ankomme, wo z. B. etwa eine unbestimmte Vielheit die Handlung vollzieht, daß er mithin im ganzen ein förmlich gesetztes Subjekt eher verschmähen werde. Bekanntlich findet das gerade Gegenteil statt.

Es ist natürlich, daß, als man mit großem Erfolge unternahm, den Infinitiv der klassischen Sprachen mit Hülfe der Sprachvergleichung aufzuhellen, auch der uns beschäftigende Idiotismus zur Sprache kam, zumal da es sich herausgestellt hatte, daß das Latein hier nicht so allein steht, wie es den klassischen Philologen schien, sondern auch das Litauische einen historischen Infinitiv besitzt. Insbesondere hat Jolly in seinem bekannten Buche (*Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen*, München 1873) sich ziemlich eingehend damit beschäftigt und mit Begeisterung das hohe Alter dieser Spracheigenheit verfochten. Wenn er dann aber sagt (p. 181), daß im Latein und im Litau-

schen aus der vorwärts strebenden dativischen Kraft des Infinitivs sein Gebrauch in eilfertiger, rasch voranschreitender Erzählung sich entwickelte, so führt er mit dieser scheinbar über alle Schwierigkeit hinweghelfenden Wendung sich selbst und seine Leser bedenklich in die Irre. Er läßt den Infinitiv dativisch und darum vorwärtsstrebend sein. Aber wo in aller Welt drückt der Dativ ein Vorwärtsstreben aus? Er steht bei Ausdrücken des Strebens, bezeichnet das Ziel des Strebens, aber eben darum das Streben selbst nicht.

Der neueste Bearbeiter der lateinischen Syntax, J. G. Schmalz, scheint einen ähnlichen Standpunkt wie Jolly einzunehmen. Er bemerkt (Handbuch der klass. Altertumswiss. 2 p. 254 — in dem Abschnitte über die Kongruenz!), der betreffende Sprachgebrauch sei ein Ausfluß der finalen Bedeutung des Infinitivs. Der historische Infinitiv bezeichne eine neue Handlung, zu welcher sich das Subjekt hinwende. So weit ich diese Deutung überhaupt verstehe, scheint sie mir unzutreffend. Will Schmalz sagen, beim Infinitiv gehe die Erzählung zu einer ganz neuen Handlung über, so hat schon Plautus ihn falsch angewandt: wie oft hängt bei ihm das infinitivisch Gegebene aufs engste mit dem zusammen, was durch die daneben stehenden praesentia und perfecta gegeben wird. Oder will Schmalz sagen, der infinitivus historicus drücke das bloße Einleiten der durch den betreffenden Verbalstamm bezeichneten Thätigkeit aus, so ist genugsam bekannt, daß inchoative oder conative Bedeutung ihm gerade fremd ist. — Übrigens hat Schmalz den absoluten Gebrauch dieses angeblich finalen Infinitivs unerläutert gelassen.

So steht auch die heutige Sprachforschung dem infinitivus historicus ziemlich ratlos gegenüber. Versuchen wir, ob denn nicht irgend ein Weg zum Richtigen führt.

Jolly hat das Verdienst den infinitivus historicus zusammen mit dem imperativisch gebrauchten, den wir ja vor allem aus Homer kennen, unter die gemeinsame Rubrik des absoluten Infinitivs gestellt und nachgewiesen zu haben, daß zwischen beiden Gebrauchsweisen eine enge Verwandtschaft besteht. Beide zeigen uns den Infinitiv an Stelle des verbum finitum. Beide zeigen bei diesem Infinitive als Casus der mit dem Subjekte kongruierenden Satztheile nicht den Akkusativ, sondern den Nominativ. Wie es im Griechischen heißt αὐτὸς εἰς Ἀἴδew ἵεναι πάλιν, θαρσύν ἐνὶ Τρώεσσι μάχεσθαι, so im Latein *ipse procedere*. Allerdings werden Sie einwenden, daß jenes griechische αὐτὸς θαρσύν sich auf ein in der zweiten Person zu denkendes Subjekt zurückbezieht, das auch förmlich durch *cú* ausgedrückt sein könnte. Im Lateinischen dagegen finden wir mit dem historischen Infinitive das Subjekt in der ersten und dritten Person und zwar im letztern Falle bald pronominal *ille continuo irasci*, bald nominal *imbres fremere*, dagegen einen entschiedenen Bezug auf die zweite Person nur in ein par ciceronischen Stellen, an denen *iste* als Subjekt fungiert. Allein zunächst diese letzterwähnte Lücke im lateinischen Sprachgebrauche ist leicht damit zu erklären, daß man selten in den Fall kommt, einer angeredeten Person das von ihr Vollbrachte in dem lebhaften Tone des infinitivus historicus vorzuerzählen. Andererseits ist jene Bevorzugung der zweiten Person im Griechischen unursprünglich. Von Hause aus konnte der Infinitiv auch der Selbstaufforderung und ferner dem Befehle für Abwesende dienen. Lateinische Sätze wie *ego cunas trahere et ducere, obiurgare pater haec noctes et dies* könnten formell befehlende Infinitivsätze nach ältestem Typus sein: 'Auf, ich will an der Wiege ziehen und zerren;' 'der Vater soll darüber Tag und Nacht schelten.'

Auf diesem Fundamente muß man nun weiterbauen. Welches ist das chronologische Verhältnis der beiden unter sich also verwandten Infinitivarten? Nun, der Gebrauch, wie er in φεύγειν 'fliehe' vorliegt, ist nicht nur der bei weitem verbreitetere, sondern auch der in den altertümlichsten indogermanischen Sprachdenkmälern, dem Veda, dem Avesta, den homerischen Gedichten, einzig vorkommende.

Also der imperativische Infinitiv ist vor dem historischen vorhanden gewesen, er muß also, da die Verwandtschaft beider gegeben ist, der Vater des historischen sein. Mit anderen Worten: der infinitivus historicus ist eigentlich ein infinitivus imperativus.

Mancher Anwesende, der meinen Folgerungen vielleicht bis hieher mit Sympathie gefolgt ist, wird nunmehr, da sie ein scheinbar absurdes Resultat ergeben, zu zweifeln beginnen. Ist aber das Resultat wirklich (vgl. Mohr p. 4 f.) so absurd? Ich möchte Sie bitten, mir für einen Augenblick auf ein Sprachgebiet zu folgen, das, wie mir selbst, so auch wohl manchem in diesem Kreise fremd ist. In den slavischen Sprachen wird der Imperativ überaus oft erzählend verwendet. Miklosich weist (vergl. Gr. der slav. Spr. 4, 794—797) diesen Gebrauch für das Serbische, das Bulgarische, das Kleinrussische, das Russische, das Czechische, das Polnische nach. Prüfen wir die Bedingungen dieses Gebrauchs, so ergibt sich völlige Übereinstimmung mit unserm historischen Imperativ-Infinitiv im Latein, wobei ich bemerke, daß der Gebrauch des Litauischen, den die Grammatiker allerdings nur sehr dürftig illustrieren, sich mit dem Gebrauche des Latein wesentlich zu decken scheint. Welches sind diese Bedingungen?

Erstens ist dieser Imperativ nicht für jede Form der Mitteilung zulässig, sondern nur da, wo in rasch fortschreitender Erzählung eine schnell vorübergehende Handlung berichtet wird. — Wer würde, wenn ihm diese Definition zu Ohren käme, ohne daß er wüßte, welcher Sprachform sie gelte, nicht auf den lateinischen infinitivus historicus raten: so völlig stimmt sie zu dem, was etwa in den Grammatiken von dem letzteren gelehrt zu werden pflegt.

Die zweite Beschränkung des historischen Imperativs ist die, daß ein die ganze Situation in die Vergangenheit versetzendes Verbum vorausgehen muß. Nun, es ist bekannt, daß im Latein eine Erzählung nie mit dem Infinitive beginnt, sondern dieser erst im weitem Verlaufe eingefügt zu werden pflegt.

Das Slavische liefert noch weitere Belehrung. Im Kleinrussischen wird dem Infinitive, wenn er auffordernde Bedeutung hat, gern die Partikel *nu*, erweitert *nuno*, *nute* beigegeben, und findet sich der Infinitiv mit Beisatz von solchem *nute* auch in lebhafter Erzählung, gerade so wie der historische Imperativ selbst gebraucht, z. B. sie sattelten ihre schwarzen Rosse und nun jeden niederhauen, der sich ihrem Willen nicht unterwarf, und so öfters: während sonst der erzählende Infinitiv dem Slavischen fremd zu sein scheint (Miklosich 4, 851). So augenscheinlich als nur immer möglich hat hier für den Infinitiv die imperativische Bedeutung die Durchgangsstufe zur Verwendung als infinitivus historicus gebildet.

Miklosich, dem wir alle diese Belehrung verdanken, bemerkt, eine Zurückführung des erzählenden Imperativs auf die ursprüngliche Funktion dieses Modus sei ihm nicht gelungen. Aber wie mir mein Kollege Behaghel nachweist, hat nicht bloß eine Sprache einer ganz andern Familie, das Esthnische, denselben Gebrauch, d. h. den Imperativ 'in lebhafter Rede statt des tempus finitum' (Wiedemann, esthnische Gramm. p. 468), sondern

er ist auch unserer deutschen Sprache nicht fremd. So haben wir in dem um 1300 verfaßten Adolf von Nassau (Haupts Ztschr. 3, 6 ff.):

v. 210: hey wat orse grois getwinc!

hye zu vrunden dringa drinc.

v. 472: koninck Adolf voyr den sinen nâ:

stich, slach, vaa va.

In Heinrich von Freibergs Tristan heißt es v. 1804 ff.:

islicher von dem andern sluoc

da mangel stehelinen rinc.

nu slaha slah! nu clinga clinc!

clinga clinc auch Parsifal 681, 29. 69, 14; vgl. auch do wart ... klinga klinc Lohengrin v. 5144; do wart ... klenga klenc Bertholds Krane v. 3387.

Ähnlich sind bekannte Wendungen der neuern Sprache, z. B. Hebels:

uf und furt, i gang

im Geisterbesuch auf dem Feldberge v. 30;

mi Vetter het si bündel gmacht,

und furt bi Nebel und bi nacht

in des neuen Jahres Morgengrufs v. 55 f.;

und husch zum Fenster hinaus

im Staar von Segringen. Und so finden sich in volkstümlicher Rede öfters diese eigentlich auffordernden Wörter husch, fort zur Weiterführung einer Erzählung verwendet, und ebenso jene elliptischen Befehle 'den Hut ab', 'Hand vors Gesicht' (z. B. Gedichte in Karlsruher Mundart 1868, p. 10). [Vgl. hiezu und zum folgenden Schuchardt, Slawo-deutsches p. 124 f.]

Aber besonders schlagend, weil ein vollgültiger Imperativ vorliegt, ist eine Stelle in Heinrich Heines 'feindlichen Brüdern':

Welchem aber von den beiden

Wendet sie ihr Herze zu?

Kein Ergrübeln kanns entscheiden,

Schwert heraus, entscheide du.

Und sie fechten kühn verwegen.

Man kann etwa sagen, daß beim historischen Imperativ sich der Erzähler zu den handelnden Personen in diejenige Stellung versetzt, welche der Spieler des Marionettentheaters zu seinen Puppen einnimmt. Was sie thun, thun sie auf seinen Befehl, unter Begleit seiner Befehle. Eine Stelle Scheffels kann als eine Art Vorstufe zum erzählenden Imperativ angeführt werden. Im 'Trompeter' heißt es:

Dort bei Prag am weißen Berge

Wird um Böhmens Kron gewürfelt.

Pfalzgraf, 's war kein kurzer Winter,

Pfalzgraf, hast die Schlacht verloren,

Sporn den Gaul und such das Weite.

D. h., es wird das auf den Verlust der Schlacht Folgende nicht direkt erzählt, sondern es erhält die Form eines dem Helden der Erzählung gegebenen Rates.



Ich verzichte darauf, Gebrauchsweisen, die bloß in entfernterer, aber immerhin unverkennbarer Verwandtschaft mit der hier besprochenen stehen, wie die Apostrophe, wie die in eine Erzählung eingelegten Fragen des Erzählers, aufzuführen und möchte nur noch berufene Beurteiler auf eine Eigenart des Altindischen hinweisen, die schon sehr früh der Umgangssprache angehört haben muß und noch heute in einer neuindischen Sprache, dem Mahratti, fortlebt. Um eine oft sich wiederholende Handlung zu schildern, kann man im Altindischen sagen z. B.: 'schneide, schneide, so schnitt er' oder 'studiere, studiere, so studierten wir', d. h. etwa 'wir studierten, als wenn uns jemand stets "studiere doch, studiere" zugerufen hätte.' Ähnlich für mehrere sich gleichzeitig vollziehende Handlungen, z. B. 'geniesse Speise, koste saure Milch, das ist die Art seines Essens.' (Vgl. Benfey, vollständ. Gramm. der Sanskritsprache p. 363 f. Böhtlingk zu Pāṇini 3, 4, 2, II. Ausg.)

Nach dem Gesagten werden wir uns die Geschichte des Infinitivus historicus folgendermaßen zurechtlegen. Das Latein (und das Litauische) erbten aus der indogermanischen Sprache die Fähigkeit, den Infinitiv imperativisch zu verwenden: und gelangten von da aus kraft einer bei dem Imperativ naturgemäßen Bedeutungsbildung, kraft seines Vermögens unter gewissen Bedingungen für lebhaft bewegte Darstellung verwandt zu werden, zum Infinitivus historicus. Dafs der eigentliche Imperativ in keiner der beiden Sprachen historisch gebraucht wird, mag beim Litauischen auf der späten Entstehung der betreffenden Formen, beim Latein darauf beruhen, dafs der imperativische Infinitiv allen Personen eignet, der eigentliche Imperativ nur der zweiten Person. Der Imperativ auf *-tō* kommt von vornherein nicht in Betracht. Beim Infinitiv selbst aber gingen (abgesehen von dessen sonstiger Anwendung) imperativische und historische Bedeutung längere Zeit neben einander.

Dafs erstere im heutigen Litauischen (für das ältere vgl. Bezzenberger, Beiträge zur Gesch. d. lit. Spr. p. 218 f.) und im ganzen historisch bekannten Latein fehlt, mag eben durch die Ausbildung des erzählenden Gebrauchs mit veranlaßt sein (Jolly, Infinitiv p. 182). Damit aber dafs jener Gebrauch im allgemeinen ausstarb und nur gelegentlich einmal durch gräcisierende Epiker dem Homer ein befehlender Imperativ nachgebildet wurde, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs einzelne Imperativformen ursprünglich Infinitivformen waren. Doch hat man, so viel ich sehen kann, das sichere Beispiel, das hiefür vorliegt, noch nicht richtig gewürdigt. Es sei mir verstattet, zum Schlusse kurz auf dasselbe hinzuweisen.

In Bopp's Konjugationssystem wird (p. 105 f.) die Behauptung vorgetragen, dafs die Endung *-mini* in der II. plur. pass. nichts als der Nominativ des medialen Partizips und formell *legimini* dasselbe sei, was griechisch λεγόμενοι. Es war dies lange eine derjenigen Formenerklärungen, mit denen die Sprachvergleicher vor den klassischen Philologen paradierten. Aber bereits 1864 machte Ascoli auf die entgegenstehende Schwierigkeit aufmerksam (Kuhn und Schleicher's Beiträge 5, 93 f.): das Fehlen eines Hinweises auf die zweite Person, die Auslassung des *estis* ist schlechterdings unerklärlich. Aber Ascoli's Rettungsversuch hilft nicht weit. Er nimmt *amamini* für einen Vokativ; 'o ihr geliebt werdenden' sei gesetzt worden im Sinne von 'werdet geliebt'; und später sei dann die Endung vom Imperativ zum Indikativ und Konjunktiv hinübergewandert.

Dafs aber ein Vokativ zum Imperativ werden könne, hat Ascoli nicht bewiesen und folgt aus der häufigen Koordination dieser zwei Formen nicht; *amāmini* als Vokativ

würde den Angeredeten als im Zustand des Geliebtwerdens befindlich voraussetzen, *amāmini* als Imperativ drückt die Forderung der Versetzung in einen solchen Zustand aus: zwischen beiden Bedeutungen sehe ich keine Brücke. Man könnte zwar auf griechisch οὔλε 'heil dir', mit dem Thurneysen (KZ. 28, 160) lat. *salvē* scharfsinnig in Verbindung gebracht hat, als auf einen ursprünglichen Vokativ von οὔλος 'ganz, heil' verweisen, der ursprünglich 'o du, der du heil bist' bedeutet, dann aber eine Art imperativischer Bedeutung erlangt hätte. Aber sowohl in der besonderen Bedeutung von οὔλε als auch in seinem dem Vokativ mit dem Imperativ gemeinsamen Ausgang *e* ist Veranlassung gegeben, diesem Worte eine Sonderstellung zuzuweisen.

Darin hat indes Ascoli unzweifelhaft recht, daß er *amamini* dem Imperativ vindiziert. Darauf führt, abgesehen von den andern italischen Sprachen, welche ähnliche Formen nur im Imperativ kennen, erstens der Umstand, daß allein im Imperativ noch eine Schwesterbildung (*amamino*) vorliegt, zweitens aber auch die Beziehung dieser sonst ganz isoliert stehenden Endung gerade auf die II. Person, die eigentliche Imperativperson. Eine Imperativform auf *-mini* ist aber leicht zu erklären: *legimini* deckt sich Laut für Laut mit griech. λεγέμεναι, ist also im Grunde eine imperativisch gebrauchte Infinitivform.

Allerdings weicht der Gebrauch des imperativischen *legimini* von dem des imperativischen λεγέμεναι in drei Punkten ab.

1) λεγέμεναι ist Aktiv, *legimini* Medium und Passiv. Aber man weiß jetzt, daß die Infinitive ursprünglich die Genera Verbi nicht unterschieden. Vielleicht sogar neigte *-menai* von Hause aus speziell dem Medium zu. Jedenfalls ist sein ausschließlicher medialer Gebrauch im Lateinischen leicht aus der Einwirkung der stets daneben hergehenden medialen Participialendung *-menos* zu erklären.

2) λεγέμεναι kann, wenn imperativisch, auch der dritten Person dienen; dagegen *legimini* gehört ausschließlich der zweiten Person an. Aber einfach darum, weil eben für die dritte Person ebenso wie für das Futurum der zweiten *-minō* aufgekommen war, d. h. *mini* im Anschluß an den futurischen Imperativ auf *-tō* seinen Auslaut *-i* zu gunsten von *ō* aufgegeben hatte. Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß auch bei der Erklärung von *-mini* als Particip der Auslaut von *-minō* als Entlehnung aus dem *-tō*-Imperativ gelten mußte.

3) Das imperativische λεγέμεναι ist allen Numeri gemeinsam, *legimini* nur dem Plural eigen. Diese Abweichung ergibt sich schon aus dem, was ich eben über *legimino* bemerkt habe, als unursprünglich. Sie wird m. E. am einfachsten so erklärt: von den beiden alten medialen Imperativ- (eigentlich Injunktiv-) Ausgängen fügte sich der singularische *legere* so gut in das im Latein aufgekommene Endungssystem mit *i*, daß daneben singularisches *legimini* nur überflüssige Nebenform war; dagegen die alte II. plur., die ein dem griechischen *-cōe* entsprechendes *d* enthalten haben wird, stand so fremdartig da, daß das durch zugehörige andere Imperativformen gestützte *-mini* den Sieg davontrug. (Die entsprechenden *m*-Formen des medialen Imperativs der andern italischen Sprachen scheinen mir am einfachsten aus einer Umbildung der dem *-menai* korrelaten Infinitivendung *-men* erklärt zu werden; vgl. Brugmann MU. 1, 168.)

Also *amamini* ist ein alter Infinitiv und damit aus dem Latein selbst die übrigens ohne einen solchen Nachweis sichere Annahme dargethan, daß in vorhistorischer Zeit auch

den italischen Sprachen der imperativische Infinitiv eigen war. Um so leichter wird hoffentlich der Satz Eingang finden, daß der historische Infinitiv ein Sprößling des imperativischen ist. Ich empfehle meine Vermutung freundlicher Würdigung.

Prof. Dr. Schweizer-Sidler-Zürich erklärt sich mit den Ergebnissen des Vortragenden einverstanden. Dr. Wotke-Wien macht darauf aufmerksam, daß im Czechischen aus dem Part. perf. ein Imperativ hervorgegangen ist.

Der Vorsitzende empfiehlt, für die vom Vortragenden behandelte Frage die Geschichte des lateinischen Imperativs und seiner früh fixierten Verwendung in der alten Gesetzessprache genau zu prüfen.

Vortrag des Prof. Dr. Schweizer-Sidler-Zürich:

### Über die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Latein und Griechisch.

Was der ehrwürdige Varro, was Dionysios von Halicarnassos von dem Ursprung und Wesen der lateinischen Sprache und von ihrer Stellung zu der griechischen meinten, was das Mittelalter und wie in der Neuzeit ein Niebuhr und der, wie selten einer, auf allen Gebieten der Philologie hervorragende O. Müller über diesen Gegenstand geurteilt haben, das darf ich vor einer Versammlung, wie es die Ihrige ist, nicht ausführen, daß das Lateinische oder im weiteren Sinne das Italische zwar nicht nur eine *pulchra filia matris pulchrioris*, aber doch immerhin nur eine *pulchra soror pulchrioris sororis*, des Hellenischen, im engsten Sinne des Wortes sei, das ist eine Anschauung noch neuerer und neuester Zeit, das ist ja doch noch die Anschauung derjenigen vergleichenden Sprachforscher, welche an dem vielbesprochenen Stammbaume festhalten und innerhalb desselben große Verzweigungen, eine indisch-iranische, gräko-italische oder gräko-italo-keltische, slavisch-germanische Familiengenossenschaft annehmen. Aber Johannes Schmidt hat scharf in den Stammbaum eingeschnitten, er und nach ihm andere, wie Brugmann und Leskien, haben den Glauben an solche Familiengenossenschaften, namentlich auch den Glauben an das Gräkoitalische heftig erschüttert. Scheint unser hochverehrter Freund Ascoli, einer der umfassendsten und scharfsinnigsten Sprachkenner und Sprachforscher unserer Zeit heute noch daran festzuhalten, so, werden wir sagen dürfen, ist es im Grunde doch etwas anderes, wenn er in seinen sprachwissenschaftlichen Briefen behauptet, das Italische stehe dem Griechischen näher als irgend einer andern europäischen Sprache. Ascoli selbst hat hochbedeutsames Rüstzeug zu einer schärfern Scheidung dieser beiden Idiome geliefert.

Es ist uns natürlich unmöglich, in der uns zugemessenen Zeit die Beweise für diese schärfere Scheidung in etwelcher Vollständigkeit aufzuführen. Wir müssen uns begnügen, aus Hauptgebieten der Grammatik Einzelnes herauszuheben und können die Frage nach dem Wortschatze nur streifen.

Über den vollen eigentümlichen Bau des Lateinischen können wir uns eine Anschauung aus der Laut- und Formenlehre von Stolz bilden und, so hoffen wir, eine noch klarere soll sich aus der bald erscheinenden, vollständig umgearbeiteten zweiten Auflage unserer lateinischen Elementarlehre, deren Herstellung uns durch die ausgiebige Hilfe von Herrn Prof. Surber möglich geworden ist, gewinnen lassen, vollständiger zumal, wenn es uns vergönnt sein wird, in einem zweiten Teile, was wir ernstlich vorhaben, Grundzüge der lateinischen Syntax anzureihen.

Außer dem indogermanischen Accente spielt in den einzelnen Zweigen dieses Stammes der dialektische Accent. Der letztere hat auf dem ganzen italischen Gebiete, besonders die Endsilben empfindlich geschädigt. Auf ihn müssen wir es zurückführen, wenn *-ro* in *\*agros* zum vokalischen *r* wird, auf ihn Bildungen wie *sacerdos*, in welchen das vokalische *r* nicht wie indogermanisches als *or*, sondern, wie in dem Falle, wann es aus unbetontem *ri* hervorgeht und in *vermis* und *verbum* — zwischen zwei Labialen —, als *er* erscheint. Ganz ebenso tritt uns im Althochdeutschen an der Stelle des gotischen *akrs achar* entgegen. Wir reden hier nicht von *ī* im zweiten Teile von verbalen Composita, nicht von noch weniger klaren Fällen eines *ī*, wo wir *ē* erwarten, bemerkenswert ist aber die starke Neigung des Lateinischen, ein *ē* vor *n* mit folgendem Konsonanten, ganz regelmäßig vor *ng* und *gn* in *ī* übergehen zu lassen, ein Vorgang, der im Germanischen vor allen mit Nasalen gebildeten Gruppen durchgeführt wird; wir lassen uns daran genügen, *contingo* und *ignis* aufzuführen. Die italischen Sprachen gehen im Ausdruck des Timbers eines indogermanischen, in unbetonter Silbe aufspringenden sonantischen *ř*, *ļ*, *ñ*, *ñ* ihren eigenen Weg: dem griechischen ἐκάτον steht *centum*, dem gr. καρδία *cor*, dem gr. στράτος *strātus* u. s. f. gegenüber. Erwähnenswert ist die Verschiedenheit des Ablautes in *dō*, *dātus* neben *dw-*, *dotóc*, in *sē*, *sātus* neben *h* (in *hnu*), *étóc*, wiewohl auch im Lat. *nōta* mit Angleichung der Qualität neben *nōsco* steht; erwähnenswert auch die offenbar vokalische Natur von *r* und *l* mit vorausgehender muta, eine Gruppe, welche in der älteren Poesie keine Positionsänge hervorruft. Absichtlich führen wir hier nicht Unterschiede auf, welche in relativ später Zeit innerhalb des Lateinischen sich entwickelt haben, wenn sie auch zum Teile nachweislich von dem eigentümlichen italischen Accente ausgehen, wie die Einlautigkeit aus alten Diphthongen, ergehen uns nicht in dem Nachweise der Verschiedenheit der Ersatzlänge und solcher Längen, wie sie uns verschiedenen Ursprunges in *pes*, *lex*, *tegula* vorliegen, wir heben nur noch die italische Eigenart hervor, daß es den alten Diphthong *eu* meidet und an dessen Stelle *ou* eintreten läßt, eine Erscheinung, welche es mit andern europäischen Idiomen teilt, die man aber kaum mit dem vereinzelt kretischen *ουδία* wird in unmittelbare Verbindung bringen wollen: ein *perplovo*, *toutu*, *nountios* verdunkelt uns den im Germanischen noch so klaren Ablaut, wie ihn umgekehrt das Griechische in seinem πέφυκα verdunkelt hat. Aber wenden wir uns nach diesen aus dem Vokalismus gezogenen Beweisen, von denen ich einräume, daß sie wie andere, welche noch daraus zu ziehen wären, nicht an sich durchschlagend sind, dem Gebiet des Konsonantismus zu, welches uns vielleicht schon eine reichere und sichere Ernte bietet.

Es wird doch eine Eigentümlichkeit des Italischen heißen dürfen, daß hier an der Stelle von alten und griechischen vollen Aspiraten von Anfang an recht schneidend nur Spiranten auftreten und so, daß allen drei indogermanischen Aspiraten in gewissen Stellungen *f* entsprechen kann, daneben aber auf diesem Felde nur noch *h* besteht, eine lateinische Eigentümlichkeit, daß das alte *θ* im Inlaute unter bestimmten Bedingungen (so auch in den Suffixen *-bra*, *-brum*, *-bulum*, *-bernus* in *hibernus*) zunächst in den weichen Spiranten *b*, sonst in die tönende Spirans *d* übergeht. Statt *θ* steht im lateinischen Anlaute *f* so sicher, daß wir *dare* in keiner Bedeutung mit τίθημι gleichstellen dürfen. In dem altitalischen Worte *nefrones*, lat. *nebrundines*, deutsch *Niere* ist altes *gh* durch *f* und *b* vertreten; ein gleicher Fall liegt im ital. *sifilus*, lat. *sibilus* neben got. *sviglōn* vor und *subulo*,

der Flötenspieler braucht nicht aus dem Etruskischen entlehnt zu sein. Es ist ja ein prächtiger Fund des findigen Ascoli, daß diese italischen Spiranten harte Aspiraten voraussetzen, wie sie sich im Griechischen aus den weichen verschoben haben; aber einmal ist diese Verschiebung, wie Ascoli selbst aufgezeigt hat, nicht nur griechisch, sondern auch zigeunerisch, andererseits ist die Geburt der Spiranten auf italischem Gebiete eine vorhistorische: warum sollte sie nicht eine dem Italischen eigentümliche Erscheinung heißen dürfen? Und wie verschieden gestalten sich in den beiden Sprachen die Spiranten *s, j, v* und ihr Bestehen! In keinem einzigen Falle ist auf italischem Gebiete *s* zwischen zwei Vokalen verhaucht, bzw. ausgefallen, und was Corssen dafür anführt, ist heute durch die richtige Erklärung abgewiesen. Und wie Eigentümliches entwickelt sich in den Lautverbindungen mit *s*! Vor tönenden Konsonanten tönend geworden schwindet es so konsequent, daß wir uns veranlaßt sehen möchten, dessen Übergang in *r* selbst in *Minerva* und *mergus*, geschweige denn in *verna* anzuzweifeln. Konsequent findet sich diese Erscheinung in der Tonsilbe mit sogenannter Ersatzdehnung, und solche Ersatzdehnung darf auch in Fällen wie *exāmen* angenommen werden. In unbetonter Silbe bleibt diese Ersatzdehnung aus, und diese Beobachtung erklärt uns aufs schönste das Wort *camena*, Bildungen wie *frigidus*, *sedibus* u. a. Ursprünglich anlautende *sm, sn, sl* behandle ich hier absichtlich nicht; aber uritalisch ist das Überschlagen von *sr* in *fr*, welches im lateinischen Inlaute als *br* erscheint. So wird uns die Etymologie von *frigus*, von *cerebrum*, *tenebrae*, *crabro*, *sobrinus*, für *\*svesrinus* u. a. klar. Es ist ein festes Gesetz, daß altes *dt, tt* im Lateinischen zu *ss* wird, ein Gesetz, das, wie Kluge überzeugend gezeigt hat, auch im Germanischen waltet. Daß sich nach langer Silbe *ss* vereinfacht, thut nichts zur Sache; wenn aber *st* an der Stelle des geforderten *ss* erscheint, wie in *comestum* neben *comessum*, *comesum*, in dem jüngst von Stolz hübsch erklärten *sublestus* neben *lassus* u. a., so liegt entschieden Analogiebildung vor, die ja überhaupt im Lateinischen eine große Rolle spielt. Die Auffindung dieses Gesetzes bringt Licht und Ordnung in die Bildung der lateinischen Partic. pass., in die Bildung des Superlativus und des Suffixes *-oso-s* und *-si-s* u. a.: *lassus* ist ganz richtig von der im germanischen *létan*, *lāzan* liegenden Wurzel gebildet, *rursus*, *rusus* aus *revortus* von *revertere* und *suāsum*, schwarzer Fleck, aus *suardum* hervorgegangen, vielleicht richtig wird von Jordan *classis* als italisches Wort erklärt. Über die Übergangsstufen, so interessant sie und so sicher unsers Bedünkens in jüngster Zeit nachgewiesen sind, rede ich nicht, hebe nur hervor, daß sich so die Schreibung des Namens der *Chatti* neben *Hassi* 'Hessen', d. h. *Cad-ti* 'die ausgezeichneten' evident erklärt. Das Suffix *clum* lautete ursprünglich *tlum*, wie *vecchio* aus *vetlo* entsprungen ist. Inbetreff der velaren Gutturale steht das Lateinische dem Griechischen nicht allzu nahe, sein *qu*, sein *gv* und daraus abgebröckeltes *v* hat es eigentümlich. Durch welchen Einfluß die sabellischen Mundarten Italiens dem Griechischen näher rückten, läßt sich kaum aufklären, ob durch Nachbarschaft, ob durch den von Brugmann in sein Recht eingesetzten Zufall; so weit aber sind sie doch dem Griechischen nicht nahe gerückt, daß sie für ihr *pis* (*quis*) ein *tis*, für ihr *péd* ein *téd* gestaltet hätten. Es dürfte der neueren Forschung — hier müssen wir wieder vor andern Ascoli nennen —, es dürfte ihr gelungen sein, nachzuweisen, daß es kein echt lateinisches Wort giebt, welches *p* für ursprüngliches *qu*, *b* für ursprüngliches *gv* zeigte, daß *popina* wirklich ein griechisches Lehnwort neben italischem *multa* sei, *popina* und selbst *bos* sabellischen Ursprung verraten.

Über Wesen und Wirkung der Gruppe *gn*, über die lateinische Vertretung einer aus Dental mit folgendem ursprünglichen *dh* gebildeten Gruppe, über italischen und lateinischen Anlaut und Auslaut u. a. gehen wir hinweg, um noch einige Eigentümlichkeiten der italischen und lateinischen Wortbildung, seiner Deklination und Konjugation hervorzuheben.

Wie vieles, was man da Neubildungen nennt, ist Neubildung etwa gegenüber dem Indogermanischen, aber nicht gegenüber dem Griechischen, so die Überleitung von *-ti*-Stämmen in Nasalstämme, worin das Lateinische manchmal mit dem Germanischen zufällig einig geht, wie in *ratio* neben got. *rathjon*, die Hinüberführung von Konsonantentstämmen in solche mit zugesetztem *-to*-Suffix in *-mento*, *-oso*, die Erhaltung, aber Kürzung des alten Femininzeichens *-i* in *neptis*, vielleicht auch in *canis*, *auris* und, wenn wir das Germanische vergleichen, die doch nicht unwahrscheinliche Übertragung eines solchen *i* auf die übrigen Geschlechter in den adjektivischen *-u*-Stämmen, die Herausbildung von geschlechtigen Stämmen aus ursprünglich ungeschlechtigen auf *-os* und *-es*, letzteres in *sedes*, *plebes* u. a. Es ist eine Eigentümlichkeit des italischen Stammes, wenigstens eine des Lateinischen, daß es wie das Germanische für den eigentlichen Komparativ nur das Suffix *-iōs* verwendet und dieses durchweg in ursprünglicherer Gestalt erhalten hat als das Griechische, und *interior pustiris* und *magister* sind bemerkenswerte Wortbilder. Das Gerundivum — dieses sonderbare Wort behalten wir der Kürze wegen bei — ist doch durchaus italisch. Was schon Bopp von dieser Form auf *-ndo* geahnt hat, das hat die neuere Sprachforschung (Thurneysen) glänzend bewiesen, daß das verbale Adjektiv allerdings in engem Zusammenhange mit dem Partic. imperf. act. stehe und aus diesem durch das Suffix *-no* weitergebildet sei, wenn wir es auch nicht mit Haase syntaktisch als Part. praes. pass. aufzufassen vermögen. Die Infinitivstämme unterscheiden sich von den griechischen erheblich und das Lateinische hat ein dem Sanskrit ähnliches Part. futuri gewonnen, indem es Substantiva auf *-tor* in adjektivische Form umgestaltete. Von den dem Lateinischen eigentümlichen Nominalsuffixen heben wir nur noch *-la* oder vielmehr *-sla* in *suadela* und *loquella*, *querella* hervor.

Dagegen könnte man u. a. das Suffix *-a* (ursprünglich *-ā*) in *scriba*, *conviva* u. s. f. als durchaus gräko-italisch vorführen wollen. Joh. Schmidt hat wohl mit seiner Erklärung, daß diese Wörter ursprünglich weibliche Abstracta gewesen seien, durchgeschlagen. Solcher Übergang findet sich aber auch im Slavischen und das Italienische weist uns sein *podestà* auf. Nominative, wie *Numas*, *hosticapas* können auch bei den Italern ihr *-s* von den männlichen der *-o*-Deklination aufgenommen haben. Über die denominativen Verba und die Frage nach dem Wortschatze, so Interessantes auch dieser bietet (vgl. *verus*, *bonus*, *malus*, *aedes*, *familia*, *uxor*, *civis*, *ius*, *multa*, *carmen*, *vates* und so sehr viele andere) gehen wir hinweg und zur Flexion über.

Es werden uns besonders die Formen *ego* und *octo* als feste Stützen gräko-italischer Sprachart entgegengehalten; aber auch das Gotische hat ja sein *ahtau*, und daß die noch unaufgeklärten *ἐγών*, *ἐγώ* und *ego* sich selbständig in beiden Idiomen entfalten konnten, ja vielleicht sogar sich nach verschiedener Analogie entfaltet haben, das ist unbestreitbar. Den Gutturallaut haben sie mit den übrigen indogermanischen Sprachen gemeinsam und ihr *g* entspricht dem gotischen *k* aufs genaueste; ihr *o* dürfen wir nicht an das sanskritische *-am* (in *acham*) halten, sondern werden an die Analogie mit der ersten

Person des Präsens eines thematischen Verbums oder mit Nominalformen auf *on* zu denken haben. Von den Numeri ist gewiß der alte Dualis außer im versteinerten Zahlworte geschwunden, geschwunden wenigstens, sollten auch Brugmann und Danielsson mit ihren ursprünglichen Dualformen recht haben, aus dem lebendigen Gebrauche. Aber die Deklinationskraft alter Kasus ist gegenüber dem Griechischen, mag man über οὐτως u. ä. so oder so urteilen, in den italischen Sprachen frisch erhalten. Die Form des alten Ablativus der Stämme auf *o* hat sich im Italischen nicht nur erhalten, sondern sich sogar über die übrigen Stämme verbreitet. Wurde auch dieser alte Ablativus in späterer Zeit im Lateinischen mit dem Sociativus Instrumentalis, der auf italischem Boden ebenfalls anfänglich ein wirkliches Leben lebte, verhältnismäßig früh und dann mit dem Locativus vermengt, so muß er doch einstmals ein fröhliches individuelles Dasein gehabt haben. Schärfer war auf italischem Boden Dativus und Locativus auseinandergehalten. Zwar auch im Italischen brach der Instrumentalis und Locativus in einigen Deklinationen in den Dativus und Ablativus des Pluralis ein, aber die von *b* (*bh*) getragenen Endungen sind hier noch reichlicher vertreten. Ich will nicht von uralten Trümmern wie *noctu* und *nox* sprechen, aber wie viele alte Locative finden wir noch, wenn wir nur beachten, daß auslautendes *ĭ* im Lateinischen zu *ē* werden mußte, wie manchen Instrumentalis, wenn wir annehmen dürfen, daß auslautendes *ā* ebenso dieser Trübung verfallen konnte. *Carthagine* und *Athenis* waren doch, wenn sie das Wo bezeichneten, alte Ablative, nicht war es *rure*, wenn es lokativen Sinn hat; und die sogenannten Ablativi absoluti dürften im Lateinischen von Lokativen ausgegangen sein, wie im Sanskrit zu solcher Funktion wesentlich der Lokativus dient. Es dürfte sich vielleicht nachweisen lassen, daß in der lateinischen *o*-Deklination der Wechsel dieses *o* mit *e* häufiger war, daß in den Genetiven der dritten Deklination in *-os*, *-us*, *-is* und andererseits in *-es* zwei verschiedene Formen vorliegen. Von spezifisch lateinischen Neubildungen hebe ich nur diejenige des Genetivs auf *i* hervor, die gerade auch im Keltischen wiederkehrt und merkwürdigerweise gerade in der ältesten uns erreichbaren Zeit nicht als *ei* auftritt, während uns das Faliskische ein vereinzelt *zextoi* als Genetivus darzubieten scheint. Erwähnt sei hier noch die Nominativbildung der *-on*-Stämme, in welcher das Lateinische mit dem Sanskrit und Germanischen übereinstimmt, während das Oskische mit seinem *uittiuf* sogar auf *-ons* hinweist.

Wir gehen über die auf italischem Boden wieder sehr eigentümliche Pronominaldeklination hinweg, um noch einige Augenblicke der Betrachtung der Konjugation zu widmen. Eine hervorstechende Eigentümlichkeit des Italischen ist die Bildung der Passivformen mit *r*, welche sich wohl nur von der dritten Person Pluralis eines ursprünglichen Mediums<sup>1)</sup> ausgehend mächtig verbreitet hat. Wiederum teilt das Italische diese Passivbildung mit dem Keltischen. Es handelt sich an dieser Stelle nicht um die Erklärung dieses *r*, aber unpassend dürfte es nicht sein, auch hier zu sagen, daß die sinnige Deutung desselben, welche einst unser Altmeister Bopp aufstellte, die lautliche Probe nicht aushält. Es mag eine Zerschellung heißen, wenn im Lateinischen, nicht aber im Italischen überhaupt, ein *do* dem διδωμι gegenübersteht, aber in *sumus*, *sunt*, *siem* liegt gegenüber dem Griechischen nicht etwa eine Aphäresis vor, so wenig als im sankr. *smas* und *sĵam* oder im Germ. *sĵau* und *sĵum*; das lat. *simus* entspricht alten Lautgesetzen

1) Anders in neuester Zeit Zimmer.

besser als εἶναι. Die Bildung der Präsensstämme auf *jo* ist im Indogerm. weit verbreitet und sie allein erstreckt sich ja auch für den Altgrammatiker erkenntlich bis ins Germanische hinein. Im Lateinischen gestaltet sich dieses *jo* durchweg als *io*, und es wird uns nicht mehr erlaubt sein, *cello*, *vello*, *tollo* mit griechischem βάλλω zusammenzuwerfen.

Über das Augment im Indogerm. hat unser Basler Kollege Wackernagel das rechte Licht verbreitet. Unter den europäischen Sprachen hat nur das Griechische dieses für die Wahrung des Ursprünglichen so hochbedeutsame Mittel beibehalten und fester gestaltet; die italischen Sprachen unterschieden sich von ihm dadurch von jeher, daß sie das köstliche Mittel aufgegeben haben. Der alte Aorist schrumpft zusammen und nur wenige Formen desselben, und diese als Nichtindikative hat Curtius nachgewiesen: zu diesen wird heute noch *inquam* hinzugerechnet werden müssen. Eine Art des *s*-Aoristes fristet nur noch spärlich ihr Leben als in ihren Endungen nach Analogien (*-bam*) umgestaltetes Perf. praet., als Konjunktiv im Perf. fut. und als Optativ im Perf. praes. des Konjunktivs. Der Aorist verschmilzt auch formell wesentlich mit dem eigentlichen Perfectum. Für das Imperfectum wird eine Neubildung notwendig wie im Slavischen und wie vielleicht auch die sogenannte schwache Perfektbildung auf *-da*, *-ta* im Germ. ähnlichen Ursprung hat. (Vgl. *vaurhta*.) Das Imperf. auf *-bam* ist heute als eine Zusammensetzung mit einem alten Infinitiv aufgeklärt. Ich darf Ihre Zeit nicht mehr lange in Anspruch nehmen und nur in der möglichsten Kürze noch auf die Gestaltung des italischen Perfectums hinweisen, dessen auch nur etwas gründlichere Behandlung allein mehrere Stunden in Anspruch nehmen müßte. Von hoher Wichtigkeit ist die Bildung der ersten Person Sing. auf *-ī*, welches in letzter Zeit von drei Forschern unabhängig auf eine erste Person des Mediums zurückgeführt worden ist und vielleicht auch auf die Gestaltung des Perfectstammes seinen Einfluß äußerte; bedeutsam und das Lateinische scheidend jener *ē*-Typus (*sēdi*), in welchem das Lat. mit dem Sanskrit, Keltischen und Germanischen zusammentrifft, während in *fēci* und *jēci* ein zum Perfect gewordener, dem gr. ἔθηκα und ἦκα gleicher Aorist vorliegen dürfte. Endlich wollen wir noch die neueste prächtige Erklärung des *v*-Perfectums durch Zusammensetzung aus einem alten Part. perf. mit dem Verbum *esse* hervorheben, eine Erklärung, in welcher, obgleich auf verschiedenem Wege dazu gelangend, zwei sonst eher auf entgegengesetzten Posten stehende Kämpfer, Schulze, ein tüchtiger Schüler Joh. Schmidts, und Curtius in seiner allerletzten Studie zusammengetroffen sind.

Ist es mir gelungen, auch den geehrten Zuhörern, welche nicht vergleichende Sprachforscher sind — denn für diese habe ich vielleicht nach keiner Richtung Neues gesagt —, noch klarer zu machen, daß die Sprachvergleichung nicht nur Völkerindividualitäten wieder vereinigt, sondern auch charakteristisch scheidet und in hohem Grade mit dazu beiträgt, ihr eigenes Schaffen und Treiben in helleres Licht zu stellen, so ist mein Zweck erreicht.



## VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

### Verzeichnis der Mitglieder.

- |  |   |
|--|---|
| 1. Aeschlimann, Dr., Gymnasialprofessor. Winterthur.   | 5. Ritter, Dr., Professor, Direktor des Polytechnikums. Zürich. |
| 2. Bernhard, Dr., Gymnasialprofessor. Schwäbisch-Hall. | 6. Schoch, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.                     |
| 3. Hess, Dr., Gymnasialprofessor. Frauenfeld.          | 7. Suter, Dr. Gymnasialprofessor. Zürich.                       |
| 4. Poult, Dr., Gymnasialprofessor. Chur.               | 8. Weilenmann, Dr., Gymnasialprofessor. Zürich.                 |
|  | 9. Wild, Dr, Professor. St. Gallen.                             |
|  | 10. Wolfensberger, stud. med. Zürich.                           |

### Erste (konstituierende) Sitzung

Mittwoch den 28. September 1887, 12 Uhr.

Als Vorsitzender wird gewählt Prof. Dr. Weilenmann-Zürich, als Schriftführer Prof. Dr. G. Schoch-Zürich und Prof. Dr. Poult-Chur.

### Zweite Sitzung.

Donnerstag den 29. September 1887, Vormittag 8 Uhr.

Vortrag des Prof. Dr. U. Aeschlimann-Winterthur über

#### Geometrische Anwendungen der kubischen Gleichungen.

Die Aufgabe, von einer Kugel mit dem Radius  $r$  ein Segment mit gegebenem Inhalte abzuschneiden, führt für die Höhe desselben auf eine kubische Gleichung mit drei reellen Wurzeln, von denen jedoch, wie die Anschauung zeigt, zwei der Aufgabe fremd sind. Konstruiert man in den Endpunkten  $A$  und  $B$  eines Durchmessers der Kugel zwei zu einander senkrechte Tangenten  $AC = 2\pi r$ ,  $BD = 2r$ , so schneidet jede zu  $AB$  senkrechte Ebene die Kugel und das Tetraeder  $ABCD$  in flächengleichen Figuren (vergl. A. Ziegler, Fundamente der Stereometrie, München 1872, p. 61). Kugel und Tetraeder sind demnach inhaltsgleich. Die obige Aufgabe läßt sich also auf die andere zurückführen: Man soll von dem Tetraeder  $ABCD$  parallel zu zwei gegenüberliegenden Kanten ein Segment von gegebenem Volumen abschneiden. Hier ist die Bedeutung der drei Wurzeln leicht zu erkennen. Die eine (zwischen 0 und  $2r$ ) entspricht der eigentlichen

Aufgabe; die zweite (zwischen  $2r$  und  $3r$ ) liefert das vorgeschriebene Volumen als Differenz des ganzen Tetraeders weniger dem Körper, welcher von dem über der Kante  $BD$  liegenden offenen Raume abgeschnitten wird, und die dritte (zwischen  $0$  und  $-r$ ) liefert den vom offenen Raume über  $AC$  abgeschnittenen Körper.

Die über  $AC$  und  $BD$  liegenden offenen Räume entsprechen aber dem zur Kugel supplementären zweischaligen, gleichseitigen Rotationshyperboloid, für welches  $A$  und  $B$  die Scheitel sind. Dieses bildet also mit der Kugel zusammen die vollständige geometrische Figur, welche dem durch die Auflösung gelieferten algebraischen Ausdrucke entspricht. In dieser vollständigen Figur sind auch zu deuten die Lösungen der Aufgaben:

1) Man soll von einer Kugel ein Segment abschneiden, dessen Inhalt gleich ist demjenigen eines Kegels über dem Schnittkreise, mit gegebener Spitze.

2) Man soll einer Kugel einen Cylinder (Prisma) oder Kegel (Pyramide) von gegebenem Volumen einbeschreiben.

In allen diesen Aufgaben kann man übrigens die Kugel durch ein beliebiges Ellipsoid ersetzen.

Vortrag des Prof. Dr. G. Schoch-Zürich über

### **Auffallende geographische Verbreitung einiger Insektengruppen, nebst Demonstrationen.**

Nach einer allgemeinen Einleitung über die Verwendbarkeit und die Vorzüge der Entomologie für den Unterricht an Mittelschulen zur Vermittelung eines feineren Verständnisses von Formenunterschieden, bespricht der Vortragende besonders die geographische Verbreitung der Insekten. Er hebt hervor, wie durch das Sammeln irgend einer der zahlreichen Ordnungen oder sogar Familien in ganz lokalem Gebiete mit der Zeit recht interessante Thatsachen von wissenschaftlichem Werte mit möglichst geringen Mitteln zu Tage gefördert werden können. Es erscheinen im Verlaufe der Jahre neue Arten im Sammlungsrayon, verschwinden allmählich andere Spezies in viel rascherer Folge als bei anderen Thiergruppen oder Pflanzen, und bedingen so die rätselhaften Fluktuationen in der geographischen Verbreitung der Arten.

Es werden nur einige neuere Beobachtungen auffallender Artenverbreitung besprochen, wo eine Insektenspezies auf zwei weit auseinanderliegende Gebiete beschränkt ist.

Es ist eine schon längst bekannte Thatsache, daß Schmetterlingsarten aus den schweizerischen Hochalpen wieder im hohen Norden Europas, also in den cirkumpolaren Ländern vorkommen, oder daselbst ihre stellvertretenden Varietäten haben, während sie dem breiten Ländergürtel, der die beiden Zonen trennt, fehlen.

Man hat, vielleicht etwas vorschnell, die Gletscherperiode als den Grund und die Zeit dieser lokalen Trennung bezeichnet. Immerhin dürfte es schwer halten, bei rein phytophagen Tieren mit grosser Flugkraft nachzuweisen, ob ihr Verschwinden in der gemäßigten Zone Hand in Hand gehe mit gleichzeitiger Verbreitung ihrer Nährpflanzen, oder nicht. Es ist daher interessant, analoge faunistische Thatsachen aus rein karnivoren Familien aufzusuchen, wozu sich besonders einige Neuropterengruppen eignen. So finden sich z. B. in der Familie der Wasserjungfern in der Schweiz im alpinen und sogar subalpinen Gebiete einige Arten (*Aeschna borealis* Zett., *Cordulia arctica* Zett.), die mehr die hochnordischen Länder bewohnen, etwa Schweden, Lappland, N.-Sibirien, während

sie dem gemäßigten Mitteleuropa fehlen. Allein wir treffen nach neueren faunistischen Funden auch südliche Formen in der Schweiz, die in den Mittelmeerländern ihren Stammsitz haben, und dem dazwischen liegenden Gürtel von Österreich, Norditalien und Frankreich fehlen, wie die *Aeschna Irene* Fonsc. und den nur auf Nord-Afrika und den Orient beschränkten *Anax Ehippigerus* Burm.

Eine Verbreitung solcher Großlibellen mit Überspringen großer Ländergürtel ist nun wohl vom Zufalle abhängig, da diese Tiere eine bedeutende Flugkraft besitzen und in ihrer Jugend auf das Wasserleben angewiesen sind, welches ja bekanntermaßen viel gleichartigere Bedingungen bietet. Es war daher von Interesse, sich nach analogen Fällen in einer karnivoren Gruppe umzusehen, die ans Land gebunden und von beschränkterer Flugkraft ist. Ganz besonders merkwürdig sind in dieser Hinsicht einige Arten von Ameisenlöwen, auf deren geographische Verbreitung M'Lachlan aufmerksam gemacht hat. Aus der Gruppe der Ascalaphiden (Schmetterlingsbolde, wie sie Oken benannte), die heute 68 Arten zählt, kennt man den *Ascalaphus hispanicus* Rb. schon seit 45 Jahren aus Spanien als eine sehr charakteristische Art, die nicht mit anderen zu verwechseln ist. Vor einigen Jahren wurde eine äußerst ähnliche Art, *Ascalaphus ustulatus* von Eversman aus Süd-Rußland beschrieben, doch fehlt sie noch den europäischen Museen. Der Zufall führte mir diese neue Art in einem Pärchen heuer zu, gesammelt in Borsham in Transkaukasien (Gouvernement Tiflis), und konnte somit die Artberechtigung wie die auffallende Ähnlichkeit mit der spanischen Art festgestellt werden. Zwischen Pyrenäen und Kaukasus fehlen aber durchaus analoge Formen, und doch müssen diese zwei so ähnlichen Arten genetisch mit einander zusammenhängen.

Ein zweites Analogon bildet die Verbreitung eines ächten Ameisenlöwen (*Myrmeleontidae*), einer heute 226 Spezies umfassenden Neuropterentribus. Aus dem 32 Arten haltenden Genus *Palpares* ist eine Art, *Palpares libelluloides* L., im ganzen Oriente verbreitet, bewohnt auch das südöstliche Europa und Ägypten. Die nächstverwandte, vikarierende Spezies, der *Palpares hispanus* Hag. ist hingegen ausschließlich auf Spanien beschränkt. Nun erhielt ich in derselben ebenerwähnten Sendung dies Jahr ein Pärchen des ächten *Palpares hispanus* Hagen, gesammelt in Kasikoporan, einem Bergthale am Araxes, 7000' über dem Meere aus dem Gouvernement Erivan, also aus dem Verbreitungsgebiete des *Palpares libelluloides*. *Palpares hispanus* ist aber noch nie diesseits der Pyrenäen in Europa entdeckt worden.

Dafs zur Erklärung dieser Artenverteilung die Gletscherzeit mit ihren Veränderungen nicht kann herbeigezogen werden, liegt wohl auf der Hand. Ein spekulativer Kopf wird sich hier wohl eine oder die andere Theorie zurecht legen, allein vor der Hand ist die nackte Sammlung solcher auffallender Thatfachen für die Wissenschaft jedenfalls erspriesslicher, und die Erklärungsversuche darüber liegen vorläufig ausserhalb des Bereiches exakt wissenschaftlicher Forschungsweise.

An beide Vorträge knüpfte sich keine Diskussion an.

Nach denselben wurde unter Leitung des Vorsitzenden das neue Gebäude für Physik und Physiologie besucht, welches der Kanton Zürich für die Universität und für die Kantonsschule errichten liefs, und wurden speziell von Herrn Dr. Weilemann einige neue physikalische Instrumente vorgewiesen und erklärt.

### Dritte Sitzung.

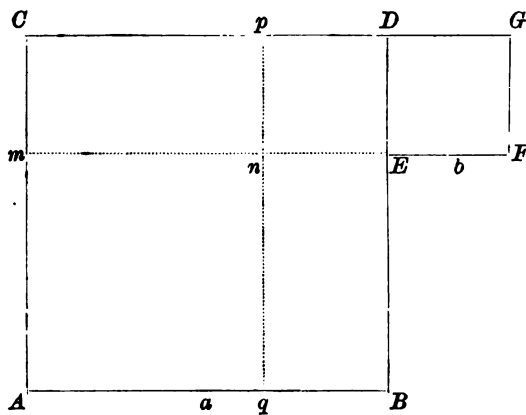
Freitag den 30. September 1887, Vormittag 8 Uhr.

Vortrag des Prorektors Krzymowski-Winterthur:

### Über die graphische Darstellung im mathematischen und physikalischen Unterrichte.

(Mitteilungen aus der Schulstube.)

I) Graphische Darstellung des Multiplikationsgesetzes mit verschiedenen Vorzeichen.



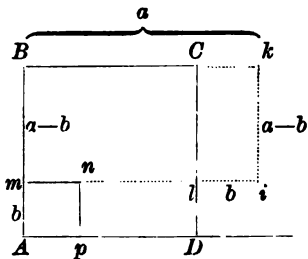
$$AB = a$$

$$EF = nE = b.$$

$$a^2 + b^2 - 2ab = (a - b)^2$$

$$ABCD + EDFG - [mCDE + pqBD] = Amnq.$$

Zweites Beispiel:



$$\overline{AD} = \overline{AB} = a$$

$$\overline{Ap} = \overline{Am} = \overline{li} = \overline{Ck} = b.$$

$$a^2 - b^2 = (a + b)(a - b)$$

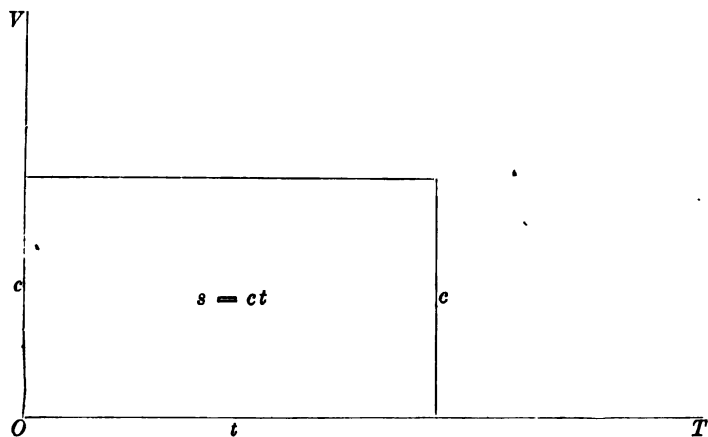
$$ABCD - mnpA = Bkim \quad (npld \cong lCki)$$

Graphische Darstellung des Quadrates eines Polynoms.

$$(a + b + c + d)^2 = a^2 + b^2 + c^2 + d^2 + 2ab + 2ac + 2ad + 2bc + 2bd + 2cd.$$

$d$	$ad$	$bd$	$cd$	$d^2$
$c$	$ac$	$bc$	$c^2$	$cd$
$b$	$ab$	$b^2$	$bc$	$bd$
$a$	$a^2$	$ab$	$ac$	$ad$
	$a$	$b$	$c$	$d$

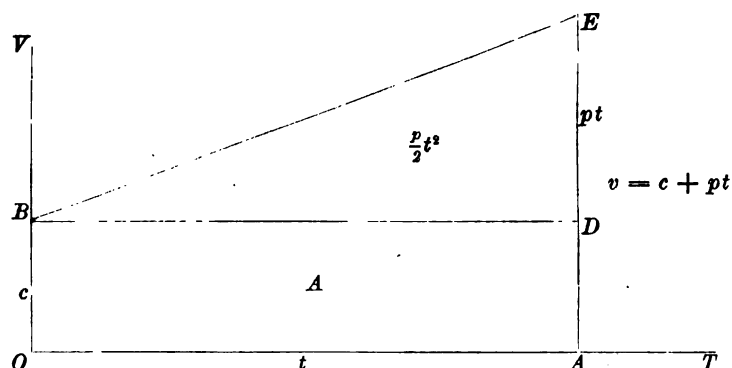
Der Weg bei der gleichförmigen Bewegung wird durch die Fläche eines Rechteckes dargestellt, dessen Basis die Zeit und dessen Höhe die Geschwindigkeit repräsentiert.



Bei der gleichförmig beschleunigten Bewegung ist die Endgeschwindigkeit  $v = c + pt$  und der Weg  $s = A + \frac{p}{2}t^2$ .  $v$  und  $t$  als Veränderliche repräsentieren durch die Beziehung  $v = pt + c$  eine Gerade und  $s = A + \frac{p}{2}t^2$  die Fläche eines Trapezes, dessen Parallelen  $c$  und  $v$  und deren Abstand ist die Zeit  $t$ .

Die Arbeit wird auf die gleiche Weise zur Anschauung gebracht, indem man zur Abscissenachse den Weg  $S$  und zur Ordinatenachse die Kraft  $P$  wählt.

$$A = P \cdot S.$$



Ist die Geschwindigkeit  $v$  oder die Kraft  $P$  veränderlich, so wird die Gerade  $BE$  in eine Kurve übergehen, aber die Fläche begrenzt durch  $c$  und  $v$  resp.  $P_0$  und  $P$  die Zeit resp. Weg als Abstand und die Kurve stellt den Weg oder die Arbeit dar.

Ich erwähne hier, daß das Ohm'sche Gesetz durch graphische Darstellung bewiesen werden kann.

In der Optik gilt sowohl für Spiegel als auch für Linsen die bekannte Gleichung:

$$\frac{1}{a} + \frac{1}{\alpha} = \frac{1}{f}.$$

Betrachten wir die Größen  $a$  und  $\alpha$  als Variable und bezeichnen sie mit  $x$  und  $y$ , so repräsentiert die Gleichung:

$$\frac{1}{x} + \frac{1}{y} = \frac{1}{f} \quad \text{oder}$$

$$fx + fy = xy \quad \text{oder}$$

$$xy - fx - fy = 0 \quad \text{eine Hyperbel.}$$

Durch parallele Verschiebung der Koordinatenachsen nach dem Centrum, dessen Koordinaten  $(f, f)$  sind, erhalten wir:

$$xy = f^2.$$

Nimmt man  $f = 1$  an, so ist der Abstand des Bildes mit dem Abstände des Gegenstandes reciprok. —

Eine Diskussion über den Vortrag findet nicht statt.

Hierauf folgt der Vortrag des Prof. Dr. Hefs-Frauenfeld:

### Über die Wellentheorie im physikalischen Unterrichte der Mittelschule.

In den meisten mir bekannten Lehrbüchern für Physik ist die Einteilung und die Reihenfolge des zu behandelnden Stoffes nahezu übereinstimmend die folgende: Allgemeine Eigenschaften der Körper, Mechanik, Wellenlehre, Akustik, Optik, Wärmelehre und Elektrizitätslehre. Diese Einteilung war vor Jahrzehnten eine ganz natürliche, denn was gab es in den Zeiten, in denen die Imponderabilien noch das ganze Gebiet der Physik beherrschten, Besseres, was lag näher, als eben diejenigen Erscheinungen hintereinander zu behandeln, welche gleichen Wesens zu sein scheinen? Durch die großartigen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte ist jedoch der im Unterrichte zu behandelnde Stoff so bereichert worden, daß die ehemals bescheidenen Lehrbücher zu stattlichen Bänden

herangewachsen sind. Durch die beständige Aneinanderreihung und Einschaltung neuen Stoffes ist aber die Übersichtlichkeit des Ganzen so geschwunden, daß es zum wenigsten als zeitgemäß erscheint, da einen organischen Zusammenhang zu schaffen, wo ein solcher durch die Natur der Sache geboten wird. Ich erlaube mir in Nachfolgendem anzudeuten, wie ich mir eine Abänderung des jetzigen physikalischen Unterrichtes denke, damit dadurch eine Erleichterung der Arbeit und eine Hebung des Verständnisses der Naturerscheinung herbeigeführt werden könnten. Zwar beziehen sich meine Abänderungsvorschläge nicht auf sämtliche Disciplinen der Physik; die 'allgemeinen Eigenschaften' und die 'Mechanik' sollen nach wie vor das Fundament des Unterrichtes bilden, und weil die 'Elektricität' bei vielen spätern Versuchen vorteilhaft als Hilfsmittel benutzt werden kann, soll sie gerade im Anschluß an die beiden ersten Disziplinen behandelt werden. Dagegen halte ich es für angezeigt, die Wellenlehre, Optik, Wärme und Akustik gemeinsam und zwar mit der Wellenlehre als Grundlage durchzunehmen. Nachdem die Huyghens'sche Undulationstheorie des Lichtes durch die klassischen Arbeiten Youngs, Fresnels, Aragos und Foucaults unumstößlich befestigt, nachdem die Versuche Mellonis gezeigt, daß die Wärmestrahlung nach denselben Gesetzen erfolgt, wie die Lichtstrahlung und Forbes die Polarisation, Fizeau und Foucault die Interferenz, Knoblauch die Biegung auch für die Wärmestrahlen nachgewiesen, nachdem im weitem Helmholtz, Kundt, König, Quinke, Hopkins, Stefan und Sandhans die entsprechenden akustischen Vorgänge mit den gleichen Hilfsmitteln erklärt haben, und nachdem schließlich Helmholtz den Nachweis geleistet, daß alle Veränderungen in der Natur sich dem Gesetze der Erhaltung der Energie fügen, so lohnt es sich nach meinem Dafürhalten wohl der Mühe einmal die Frage ernstlich zu prüfen, ob diese Errungenschaften nicht auch im physikalischen Unterrichte der Mittelschule zu berücksichtigen seien oder ob der Unterricht in seiner jetzigen Gestalt vorderhand als unverbesserlich betrachtet werden müsse. Meinerseits hat sich die Überzeugung ausgebildet, daß eine Behandlung der obigen vier Gebiete 'hintereinander' mit Vorteil ersetzt werden könne durch eine Behandlung 'nebeneinander'. Ich werde es nun versuchen, allerdings nur skizzenweise, anzudeuten, wie sich der Unterricht von diesem Gesichtspunkte aus gestalten würde und unternehme dieses in der Weise, daß ich einen Gang durch die Wellenlehre mache und sodann an passender Stelle angebe, wie die einzelnen Kapitel aus der Optik, Wärme und Akustik einzuflechten wären.

Die Grundlage der Lehre von den Wellenbewegungen überhaupt bildet die schwingende Bewegung eines Punktes. Von den verschiedenartigen schwingenden Bewegungen ist die gleichförmige Kreisbewegung oder die Kreisschwingung diejenige, welche von den Schülern anfänglich am leichtesten erfaßt und daher wohl auch am richtigsten als Ausgangspunkt gewählt wird. An derselben lassen sich die Begriffe Schwingungsdauer, Schwingungszahl, Peripherie- und Winkelgeschwindigkeit erklären und leicht die zwischen diesen Größen bestehenden Relationen herleiten. Wird dem schwingenden Punkte eine bestimmte Masse beigelegt, so ist es von Vorteil, schon hier den Begriff der kinetischen Energie eines schwingenden Punktes einzuführen und den Satz von der Konstanz derselben aufzustellen. Beispiele für diese Art der Bewegung liefern uns das Kreispendedel, die Regulatoren, die Kurbeln, ein Punkt der Erdoberfläche u. s. f. Am fruchtbarsten macht sich nun aber für unsere Zwecke die Kreisschwingung, indem wir sie als Grundlage der geradlinig schwingenden Bewegung

wählen und letztere als die Projektion der ersten auf einen Durchmesser behandeln. Auf diesem Wege ergeben sich mit elementaren Hilfsmitteln die Formen für den Ort, die Geschwindigkeit und die Beschleunigung des schwingenden Punktes, ebenso die Formeln für die kinetische, die potenzielle Energie und der Satz von der Konstanz der Summe derselben. Greifbare Beispiele finden sich an den Pendelschwingungen mit kleiner Schwingungsweite, den Kolben der Dampf- und anderer Kraftmaschinen. Von besonderer Wichtigkeit ist es nun aber zu betonen, daß auch die schwingenden Bewegungen der Körpermoleküle, des von den Körpern eingeschlossenen Äthers, sowie des im Weltall ausgebreiteten, freien Äthers hierher gehören. Der Gang, der an dieser Stelle einzufließenden Auseinandersetzungen möchte ungefähr folgender sein.

Werden die Massenelemente der genannten Medien durch äußere Kräfte aus ihrer Gleichgewichtslage herausgebracht und hierauf wieder sich selbst überlassen, so geraten sie in ebensolche schwingende Bewegungen, wie sie oben angeführt worden sind, oder in solche, welche dieselben zur Grundlage haben. Werden die Schwingungen der Massenelemente eines Körpers oder des Äthers durch Vermittelung des letztern oder eines andern elastischen Mediums auf unsere Gesichts-, Gefühls- oder Gehörsnerven übertragen, so empfinden wir dieselben durch den verursachten Reiz als Licht, Wärme oder Schall. Welche von den eben genannten Empfindungen hervorgerufen wird, hängt einerseits von der Anzahl der Schwingungen der Massenelemente, anderseits von der Natur der Masse selbst ab. Schwingungen der Äthermoleküle mit Schwingungszahlen, welche zwischen 800 Billionen und 450 Billionen liegen, empfinden wir als Licht und Wärme, Schwingungszahlen des Äthers unter 450 Billionen nur als Wärme, Schwingungen von Körpermolekülen fester, flüssiger oder gasförmiger Natur mit Schwingungszahlen von 30 000 bis 30 affizieren das Ohr und werden als Schall empfunden.

Kehren wir nochmals zum Lichte zurück, so unterscheidet man violettes, blaues, grünes, gelbes und rotes Licht; diese Farben und alle Zwischennüancen sind die Wirkungen der Ätherschwingungen mit absteigenden Schwingungszahlen; denn es betragen letztere für

Violett,	Blau,	Grün,	Gelb,	Rot
750,	620,	570,	500,	450 Billionen

pro Sekunde. Analog unterscheiden wir die verschiedenen Schwingungszahlen der Körpermoleküle als Töne verschiedener Höhe. Wir nennen Töne mit den Schwingungszahlen:

32 768,	16 384,	8192,	4096,	2048,	1024,	512 u. s. f.
$c^{VIII}$ ,	$c^{VII}$ ,	$c^{VI}$ ,	$c^V$ ,	$c^{IV}$ ,	$c^{III}$ ,	$c^{II}$ ...

Für die Wärme fehlt uns eine derartige Unterscheidung. Bei diesen Vibrationen ist jedoch nicht nur die Schwingungszahl, sondern auch die Energie der schwingenden Massenelemente zu berücksichtigen; denn von derselben sind die Stärke und Intensität des Lichtes, der Wärme und des Schalles abhängig. Leuchtende, wärmende und tönende Körper senden Energie aus; indem sie dieses thun, werden sie derselben verlustig. Wird einem leuchtenden Körper keine neue Energie zugeführt, so erlöscht er mit der Zeit; wird einem Wärme aussendenden Körper keine Energie mitgeteilt, so erkaltet er und ein tönender Körper verstummt allmählich, wenn für die ausgegebene Energie kein Ersatz



geleistet wird. Umgekehrt können sowohl Stärke als Schwingungszahl durch anhaltende Energiezufuhr immer mehr erhöht werden, erstere so weit, daß unsere Sinneswerkzeuge schmerzhaft berührt werden, letztere so stark, daß unsere Organe nicht mehr ausreichen, dieselben zur Empfindung zu bringen.

Diese Auseinandersetzungen können im Unterrichte durch Versuche begleitet werden.

Daran schließt sich die Theorie von der Ausdehnung der Körper und die Änderung der Aggregatsform, die Bestimmung der Schwingungszahl der Töne, die Lehre von den Intervallen und Tonreihen.

In der Theorie der Wellenbewegungen reiht sich an die Lehre von der schwingenden Bewegung eines Punktes die schwingende Bewegung von Punktreihen, d. i. einer Aufeinanderfolge von Punkten, die durch anziehende Kräfte mit einander verbunden gedacht werden. Die Bewegung irgend eines Punktes der Reihe bewirkt sodann eine gleichartige Bewegung des Nachbarpunktes. Lassen wir einen bestimmten Punkt eine geradlinige Schwingung, deren Richtung mit der Reihe einen spitzen Winkel bildet, ausführen, so erhalten wir die allgemeine Form einer Welle; durch Spezialisierung ergeben sich die gerade, senkrechte oder gewöhnliche Transversalwelle und die Longitudinalwelle. Die Gestalt jeder einzelnen Wellengattung, die Teile derselben, Berg und Thal, Verdichtung und Verdünnung, sowie die Begriffe der Wellenlänge und Fortpflanzungsgeschwindigkeit lassen sich an der Hand der bekannten Wellenapparate, vornehmlich aber an selbstausgeführten Konstruktionen erläutern. Den Schluß dieses allgemeinen Teiles bilden die Relationen zwischen Fortpflanzungsgeschwindigkeit, Wellenlänge und Schwingungszahl.

Nach dem jetzigen Stande der Physik müssen wir annehmen, daß der ganze Weltraum mit Stoff ausgefüllt sei, dessen Dichte und Elastizität örtlich sehr verschieden sind. Ein Körper mag sich daher befinden, wo es auch sei, immer ist derselbe von einem andern elastischen Medium umgeben; sei dieses nun von der Feinheit des Äthers oder der relativ beträchtlichen Dichte unserer terrestrischen Massen. Sind die Massenelemente eines Körpers in Vibration, so bleiben die Schwingungen nicht auf dem Körper isoliert, sondern dieselben gehen auf das umgebende Medium über und pflanzen sich dort geradlinig fort. Die vom Körper ausgehenden, nach allen Richtungen des Raumes verlaufenden Geraden werden zu Trägern von Wellen oder Wellenstrahlen.

Je nach der Natur des fortpflanzenden Mediums und der Größe der Schwingungszahl unterscheiden wir dann wieder speziell zwischen Licht-, Wärme- und Schallstrahlen.

Für die geradlinige Ausbreitung des Lichtes, der Wärme sowie des Schalles haben wir den für alle drei Fälle anwendbaren Versuch mit Hülfe zweier Schirme und passenden Öffnungen; für die geradlinige Natur der Fortpflanzung des Lichtes speziell haben wir noch die Schatten- und perspektivischen Bilder.

Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit einer Welle folgt allgemein dem Gesetze, daß dieselbe proportional ist der Quadratwurzel aus Elastizitätsmodul und Dichte. Die Messungen der Astronomen und Physiker Römer, Fizeau, Foucault einerseits, Arago, Mathieu, Wertheim, Kundt u. a. m. andererseits haben die Gültigkeit derselben für die verschiedensten Medien nachgewiesen, so daß wir Material genug besitzen, die Geschwindigkeiten des Lichtes (der Wärme) und des Schalles in einer großen Anzahl

von Medien tabellarisch angeben zu können. Was die Methoden selbst anbelangt, so können an dieser Stelle für Licht und Schall so viele eingefügt werden, als die verfügbare Zeit es erlaubt.

Während in dem vorhergehenden nur ein einzelner von einem Körper ausgehender Strahl betrachtet worden, soll im Folgenden die Gesamtheit derselben näher ins Auge gefasst werden. Wir kommen bei dieser Gelegenheit auf den Begriff der Wellenfläche als dem Orte aller Punkte im Raume vom gleichen Schwingungszustande, auf den Satz, daß in einem isotropen Medium die Wellenflächen Kugelflächen und die Wellenstrahlen Radien derselben sind. Aus dem Umstande, daß in einem elastischen Medium jede Wellenfläche ihre ganze Energie an die nächstfolgende abgibt, wird der Satz abstrahiert, daß die Energie der schwingenden Punkte mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt. Wir definieren die Stärke einer Welle als die Energie der Flächeneinheit in der Entfernung eins, die Intensität als die Energie der Flächeneinheit in einer beliebigen Entfernung und erhalten den Fundamentalsatz, daß die Intensität mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt.

Gehen wir nun wieder zur Spezialisierung, so erhalten wir die Gesetze: Die Intensität des Lichtes, der Wärme, des Schalles nimmt ab mit dem Quadrate der Entfernung von der Licht-, Wärme- oder Schallquelle. Die optische Bank und die Thermosäule liefern die Mittel, den Satz für Licht und Wärme experimentell zu beweisen, während für die Akustik kein Apparat existiert, der nur annähernd den gleichen Dienst leistet.

Hiermit ist nun wieder die Grundlage geschaffen zur Behandlung der Photometrie, zur Messung der strahlenden Wärme und der Kalorimetrie überhaupt.

Verfolgen wir die allgemeine Wellenlehre weiter, so finden wir, daß die Strahlung nichts anderes, als eine Abgabe von Energie an die sich erweiternden Wellenflächen ist. Die Elemente der letzteren sind selbst arbeitsfähig; indem sie auf andere Medien aufstoßen, können sie Energie abgeben. Die abgegebene Energie wird von dem getroffenen Körper aufgenommen oder absorbiert. Im Speziellen ist das Wesen der Absorption des Lichtes von Kirchhoff in dem Gesetze ausgesprochen worden, daß ein Körper nur solche Strahlen absorbiert, deren Schwingungszahlen bereits im Körper vorhanden sind. Lommel erweiterte das Gesetz durch den Zusatz, daß auch die doppelten und halben Schwingungszahlen absorbiert werden können. Die Absorption des Lichtes bewirkt die Fluorescenz, Phosphorescenz und Kalcescenz. Die Gültigkeit des Gesetzes inklusive Zusatz ist von Melloni und Tyndall auch für die Wärme dargethan worden. Berücksichtigen wir nun noch, daß nach Helmholtz nur solche Körper ins Mittönen versetzt werden können, welche auf den tonangebenden Körper abgestimmt sind, so ist die Verwandtschaft des Mittönens und der Resonanz mit der Phosphorescenz und Fluorescenz offenbar. Die gleichzeitige Behandlung dieser Vorgänge kann daher für den Unterricht nur fruchtbringend sein, zumal in diesem Falle die Akustik zahlreiche Versuche zur Bestätigung des Gesetzes liefert.

Wir kommen nun zur Besprechung der Reflexion der Wellen. Die Grundlage dieses Kapitels bildet das Huyghenssche Prinzip, nach welchem jeder Punkt innerhalb einer Hauptwelle als Mittel- oder Ausgangspunkt einer Elementarwelle aufgefaßt werden kann. Kommt eine Hauptwelle an die Grenzfläche eines zweiten Mediums,

für welches der Quotient aus Elastizitätsmodul und Dichte einen andern Wert hat, so kehrt von derselben aus eine Welle ins erste Medium zurück. Unter Anwendung der Huyghensschen Konstruktion ergibt sich das Hauptgesetz der Reflexion, nach welchem der Mittelpunkt der reflektierten Welle ebensoweit hinter der Grenzfläche liegt, als der Mittelpunkt der angekommenen Welle vor derselben gelegen ist. Die Folgerungen ergeben die bekannten Beziehungen zwischen Einfallsstrahl, Einfallslot, Reflexionsstrahl, Einfallswinkel und Reflexionswinkel, welche gewöhnlich kurzweg als die Reflexionsgesetze hingestellt werden.

Für die Reflexion des Lichtes nach den angedeuteten Gesetzen haben wir direkte experimentelle Beweise, auf welche die Theorie der ebenen und krummen Spiegel basiert ist. Weil erfahrungsgemäß durch Reflexion Licht- und Wärmestrahlen nicht getrennt werden können, so folgt daraus die Gültigkeit der Spiegeltheorie für die strahlende Wärme; daneben liefert der Mellonische Thermomultiplikator auch noch augenscheinliche Beweise. Bekanntermassen können die Hohlspiegelversuche auch mit dem Schalle ausgeführt werden, während die Reflexion an ebenen Flächen nicht mit der gleichen Schärfe dargethan werden kann, wie diejenige des Lichtes und der Wärme. Dennoch beweisen die praktischen Erfahrungen über Nachhall und Echo, daß wir es wesentlich mit übereinstimmenden Vorgängen zu thun haben. Von der Natur aus ist demnach die Sache einfach, eine künstliche Verdreifachung ist offenbar zum mindesten ein Zeitverlust.

An die Reflexion der Wellen reiht sich im Unterrichte naturgemäß die Lehre von der Brechung derselben. Auch hier giebt uns die Huyghenssche Konstruktion Aufschluß über die Art und Weise des Vorganges, die Beziehung zwischen dem Sinus des Einfallswinkels und dem Sinus des Brechungswinkels, zudem aber auch noch die physikalische Bedeutung des aus der Optik entnommenen Begriffes des Brechungsexponenten.

Auch hier fehlt es wieder nicht an Versuchen aus der Optik und der Wärmelehre, welche die Anwendbarkeit der Brechungsgesetze auf Licht- und Wärmestrahlen rechtfertigen. Daran schloßen sich die Untersuchungen Schellbachs und Böhm's, die den Zweck hatten, den Nachweis zu leisten, daß sich auch die Schallwellen denselben Gesetzen unterordnen. Im Anschlusse an diese Identitätsbeweise erhält sodann die Behandlung der Brechung des Lichtes an eben und einseitig begrenzten, an planparallel begrenzten Medien, an Prismen und krummen Flächen eine erhöhte Bedeutung; wir haben sodann eine Behandlung des alten Stoffes bei erweitertem Horizonte.

Ein weites Gebiet physikalischer Erscheinungen eröffnet sich im weitern durch die Untersuchung der Interferenz oder des Zusammenwirkens der Schwingungen einzelner Punkte und ganzer Punktreihen, eines Vorganges, der sich einstellt, wenn ein Punkt gleichzeitig oder nacheinander verschiedene Impulse erhält. Die Mechanik lehrt uns, daß die herbeigeführte Bewegung nach dem Principe des Parallelogramms der Kräfte bestimmt werden kann. Die Wellenlehre unterscheidet die beiden Fälle, ob die durch die Impulse bewirkten Einzelschwingungen eine Phasendifferenz besitzen oder nicht. Wir erhalten je nach den Umständen wieder geradlinige Schwingungen mit vergrößerter Schwingungsweite, elliptische und kreisförmige Schwingungen, wenn die Phasendifferenz ein beliebiger Bruchteil einer Schwingungsdauer oder

ein viertel Schwingungsdauer ist, vorausgesetzt, daß die Einzelschwingungen unter rechtem Winkel ausgeführt werden. Dazu kommt sodann noch die Interferenz von Schwingungen verschiedener Schwingungsdauer. Alle die berührten Interferenzerscheinungen lassen sich allerdings in etwas primitiver, nichts destoweniger aber in sehr anschaulicher Weise, mit Hilfe des Stöhrerschen Apparates, elegant jedoch durch die Lissajous'schen Figuren zur Darstellung bringen.

Durch die Ausbreitung zusammengesetzter Schwingungen auf Wellenstrahlen entstehen auch zusammengesetzte Wellen. Von der außerordentlich großen Anzahl der möglichen Fälle können in dem hier in Frage stehenden Unterrichte nur die allereinfachsten zur Behandlung gezogen werden. Vor allem reduzieren wir die Zahl der interferierenden Wellen auf zwei, lassen zudem die Schwingungsebenen zusammenfallen und beschränken die Interferenz auf gleiche, gerade oder senkrechte Transversalwellen je unter sich. Bei dieser Vereinfachung kommt dann lediglich der Satz zur Anwendung, daß die Phase jedes Punktes der zusammengesetzten Welle gleich ist der algebraischen Summe der Phasen der Einzelschwingungen. Lassen wir nun auf demselben Wellenstrahle zwei gleiche Wellen in der nämlichen Richtung fortschreiten, so lehrt uns die Wellenlehre, daß die zusammengesetzte Welle wieder eine Welle von gleicher Länge ist. Die Schwingungsweite jedes einzelnen Punktes ist abhängig vom Abstände der wellenerregenden Punkte; ist der Abstand eine gerade Anzahl halber Wellenlänge, so verdoppeln, ist derselbe eine ungerade Anzahl halber Wellenlängen, so vernichten sich die Phasen.

Die Interferenz der eben besprochenen Art kommt in der Optik, der Wärme und der Akustik vor und hat bekanntlich zur Ermittlung von Wellenlängen hervorragende Dienste geleistet. Für das Licht haben Grimaldi durch den Versuch mit zwei Spalten im Fensterladen, Fresnel mittelst des Doppelspiegels, Ohm mit Hilfe seines Interferenzprismas die besprochenen Erscheinungen nachgewiesen. Unter Zuziehung der Thermosäule haben Fizeau, Foucault und Knoblauch für bloße Wärmestrahlen die entsprechenden Versuche gemacht und für den Schall haben Stefan und Helmholtz mittelst Röhrenapparat und Doppelsyrene die analogen Vorgänge herbeigeführt.

Durch die Interferenz entgegengesetzt laufender Wellen auf demselben Strahle entstehen die stehenden Wellen mit Schwingungsmaxima und Knotenpunkten. Dieselben spielen wesentlich in der Akustik bei den Schwingungen der Luft in Pfeifen, bei den Schwingungen der Saiten, Stäbe und Platten eine wichtige Rolle. Die Theorie der akustischen Instrumente dürfte daher wohl am besten an die allgemeine Lehre von der Interferenz entgegengesetzt laufender Wellen angereiht werden.

Eine Menge neuer Erscheinungen könnten noch zur Behandlung herbeigezogen werden, wollte man an die besprochenen, allereinfachsten Interferenzvorgänge auch noch die Interferenz geradliniger Schwingungen verschiedener Schwingungsrichtung anfügen. Die Behandlung derselben gehört jedoch nach meiner Auffassung nicht mehr in das Unterrichtsprogramm einer Mittelschule, weshalb auch hier nicht weiter davon gesprochen werden soll. Ein Fall dürfte an dieser Stelle noch Platz finden; es ist dieses die Interferenz einer geraden Transversal- und einer Longitudinalwelle mit einviertel Schwingungsdauer Phasendifferenz, wodurch die Kreiswellen oder Wasserwellen zur Entstehung kommen.

Wenn ich hiermit meine Ausführungen abbreche, so geschieht dieses nicht etwa mit dem Bewußtsein, einen fertigen, unverbesserlichen Unterrichtsplan für die Physik geliefert zu haben. Die gemachten Andeutungen bilden eine Skizze und sollen auch nur als solche aufgefaßt werden; sie machen eine Anregung, die der Diskussion würdig ist. Meinerseits besteht die Überzeugung, daß durch eine Behandlung der Optik, Wärme und Akustik in der auseinandergesetzten Weise ein Grundstock geschaffen würde, der von den Schülern überblickt werden könnte. Der weitere Ausbau des Gebäudes, darunter verstehe ich die Behandlung derjenigen Kapitel, welche nicht in dem obigen Rahmen eingeschlossen sind, kann je nach der verfügbaren Zeit und den gegebenen Umständen einfacher oder weitläufiger gestaltet werden.

In der Diskussion hebt der Vorsitzende besonders folgendes hervor: Es ist bekannt, daß das Gebiet der Physik sich immer mehr ausdehnt. Man muß jedenfalls an eine Modifikation des Unterrichts denken. Dieselbe kann vielleicht dadurch erzielt werden, daß man einzelne Disziplinen statt nacheinander, nebeneinander behandelt, wie es von Herrn Hess beantragt wird.

Zum Schlusse macht Prof. Dr. G. Schoch-Zürich einige Mitteilungen

### **Über den heutigen Stand der Phylloxera-Frage in der Schweiz, nebst Demonstrationen.**

Der Vortragende giebt zunächst orientierende Daten über die Reblausinvasion in Europa:

Die *Phylloxera vastatrix*, von Planchon in Montpellier zuerst im Jahre 1868 entdeckt, zeigte schon im folgenden Jahre ausgedehnte Verbreitung in Frankreich, so daß der Import dieses größten Feindes der Weinkultur wohl viel früher stattfand. Wahrscheinlich fällt die Einführung desselben in Europa zusammen mit den Versuchen, fremde Rebsorten anzupflanzen, die den Verheerungen des Traubenpilzes (*Oidium Tuckeri*) höheren Widerstand böten, also etwa in die fünfziger Jahre. Wie es in Frankreich gegangen, so ging es in allen anderen vitikolen Ländern; die *Phylloxera* wurde stets erst entdeckt, nachdem sie schon mehrere Jahre importiert war und große Infektionsherde erzeugt hatte, nämlich in Portugal und Österreich anno 1872, Deutschland und der Schweiz 1874, Ungarn 1875, Spanien und Italien 1879, Rußland 1881, Serbien 1882, Rumänien 1885.

Daraus schließt der Vortragende, daß alle bisherigen internationalen Konventionen und Polizeimaßregeln wirkungslos waren und sein werden gegen die Verbreitung des Parasiten, und daß es nur eine Frage der Zeit sei, wenn auch die übrigen weinbautreibenden Länder affiziert werden. Dann bespricht er das Auftreten der *Phylloxera* in der Schweiz spezieller und erwähnt, daß hier die Fortschritte der Krankheit wesentlich langsamer seien als in Frankreich, sei es nun infolge klimatischer Unterschiede oder infolge anderer Kultur- und Bodenverhältnisse. Endlich werden die in der Schweiz angewandten Mittel der Gegenwehr in technischer und organisatorischer Hinsicht kurz angeführt. Wohl in keinem Lande ist der Kampf gegen den Eindringling so einheitlich organisiert und so energisch durchgeführt worden, wie hier, aber, wie die vorgelegten Karten aus den Neuenburgergeländen beweisen, leider fruchtlos.

Die in der Schweiz entdeckten Herde von Genf (1874), Neuenburg (1875) und Zürich (1886) stehen in keinem kausalen Zusammenhange, ja nicht einmal für die vier

Infektionsdistrikte des Ct. Zürich (Rüti-Winkel, Regensberg, Oberstrafs und Hoengg) ist ein Zusammenhang nachweisbar. Schliesslich werden die Prinzipien der Gegenwehr, wie sie in verschiedenen Ländern angeordnet ist, besprochen und einer Analyse unterworfen. Es sind vornehmlich drei Gesichtspunkte, von denen man ausgeht.

1) Versuch totaler Vernichtung der Phylloxera durch energisch wirkende Insekticide und Zerstörung, Rodung und Brachlegung des infizierten Rebengeländes. In diesem Stadium des Kampfes stehen wir heute noch in der Schweiz, und verfügen wir also über eine zwölfjährige Erfahrung. Mit Ausnahme ganz lokal anwendbarer Verfahren (Sandkultur, monatelange Immersion) hat sich in dieser Hinsicht die planmässige Verwendung des Schwefelkohlenstoffes als das sicherste Agens bewiesen, es erfordert aber eine so grosse Ausdehnung auf gesunde Reben, dass seine konsequente Durchführung und Ausdehnung auf eine umfangreiche Sicherheitszone schon aus ökonomischen Rücksichten unmöglich ist.

2) Eine zweite Methode will die vorhandenen infizierten Reben schützen und so lange als möglich erhalten durch partielle Vernichtung eines Teiles der Rebläuse. Besonders in Frankreich gewinnt diese Operation die Oberhand.

3) Die dritte Anschauung geht von der durch den Franzosen Laliman in Bordeaux zuerst publizierten Beobachtung aus, dass mehrere amerikanische Vitisarten den Angriffen der Phylloxera widerstehen, während unsere europäische *Vitis vinifera* ausnahmslos zu Grunde geht. Sie verlangt demnach eine ganz neue Kulturmethode, Einführung passender amerikanischer Rebenarten und eventuell Pfropfen derselben mit Zweigen unserer alten europäischen Rebe. Bei den sehr verschiedenen Ansprüchen, welche die diversen amerikanischen Pflanzen an den Boden und das Klima machen, braucht es aber noch langer Versuche, bis für die lokalen Verhältnisse jeweilen die passende Art gefunden sein wird, und befinden wir uns durchaus noch im Stadium des Experimentes. Allein in den kompetenten Kreisen aller Länder hat sich allgemein die Überzeugung Bahn gebrochen, dass wir darin früher oder später zum Ziele gelangen und nur auf diese Weise Aussicht haben, auch mit oder trotz der Phylloxera eine intensive Weinkultur beizubehalten.

Es fragt sich nun, was sollen wir in der Schweiz bis zur definitiven Entscheidung zum letzten Mittel thun. Die bisherigen Erfahrungen ermutigen nicht, allzu lange auf dem kostspieligen Wege der Radikalvernichtung fortzuschreiten, und gewiss werden wir schon in den nächsten Jahren den nutzlosen Kampf aufgeben und ad interim das billige *Procedere* wählen. Man hat hierfür in Frankreich ebenfalls den Schwefelkohlenstoff aber in *refracta dosi* gewählt und einige Erfolge erzielt. Allein wir möchten ein anderes Mittel vorschlagen, das mit dem Sulfokarbonat viel Ähnlichkeit hat, nämlich oberflächliche Anwendung von Petroleum in Dosen von 2—4 Deciliter per Stock. Einige ganz lokale Proben lassen uns davon das Beste hoffen. Es wird dabei die instrumentelle Behandlung ausgeschlossen und ist die Anwendung dieses Insekticides eine oberflächliche und daher sehr leichte. Wir sahen, dass die Phylloxeren, die von der Flüssigkeit erreicht wurden, getötet und nicht vertrieben werden, und dass auch die Eier abstarben, während die Rebe sich sichtlich erholte. An die so behandelten Reben kamen später von den benachbarten infizierten Stöcken keine neue Parasiten mehr. Es verspricht das Mittel um so mehr, als man ohne Verlust die Sicherheitszone so gross als möglich wählen kann, und einige neuere biologische Beobachtungen empfehlen besonders die Be-

handlung der Bodenoberfläche, gegenüber der Anwendung von Injektionsapparaten (Pals injecteurs). Es hat sich nämlich gezeigt, daß die wirklich subterrane Verbreitung der radicolen Generation eine äußerst langsame ist, und die Ansteckung von Stock zu Stock meistens auf die sehr beweglichen Larven der ersten und zweiten Häutung zurückgeführt werden muß, die wohl meist nächtlich an die Oberfläche kommen, um sich in der Peripherie auszubreiten und auf benachbarte Reben überzuwandern. Gelingt es uns also, ein Mittel zu finden, das dieselbe Adhäsion hat, wie Schwefelkohlenstoff, dabei aber langsamer verdunstet und den Boden daher dauernder imprägniert (und das thut das Petroleum), so töten wir nicht nur viele Phylloxeren, sondern verhindern auch die noch restierenden der tieferen Wurzelpartien an die Oberfläche zu gelangen und beschränken damit aufs wirksamste ihre Ausbreitung. Ein Trost bleibt uns in der Schweiz bei dieser zweiten, mehr palliativen Methode noch, das ist die Beobachtung, daß bei uns die Verbreitung durch geflügelte Generationen eine sehr spärliche, fast ausnahmsweise zu sein scheint und unsere Weingelände (einige Gegenden ausgenommen) viel parzellierter verteilt sind, als in den großen viticolen Distrikten anderer Länder, alles Verhältnisse, die die Verbreitung der Phylloxeren wesentlich verzögern.

Dem Vortrage folgt keine Diskussion.

Nach einigen mikroskopischen Vorweisungen des Vortragenden wird die Sitzung geschlossen.

---

## VII. Neusprachliche Sektion.

### Verzeichnis der Mitglieder.

- |   |  |
|---|--|
| 1. Barrant, Gymnasialprofessor. Burgdorf.                 | 9. Mende, stud. phil. Zürich.                                |
| 2. Baumgartner, Gymnasiallehrer. Winterthur.              | 10. Mégroz, Gymnasiallehrer. Bern.                           |
| 3. Breitingen, Universitätsprofessor. Zürich.             | 11. Proescholdt, Dr., Gymnasiallehrer. Hom-<br>burg v. d. H. |
| 4. Frey, Gymnasiallehrer. Zürich.                         | 12. Rennhart, Gymnasialprofessor. Aarau.                     |
| 5. Gisi, Gymnasialprofessor. Solothurn.                   | 13. Ritter, Universitätsprofessor. Genf.                     |
| 6. Gutersohn, Realschulprofessor. Karlsruhe.              | 14. Roth, Gymnasialprofessor. Solothurn.                     |
| 7. Hunziker, J., Gymnasialprofessor. Aarau.               | 15. Sachs, Dr., Gymnasialprofessor. Brandenburg.             |
| 8. Maurer, Dr., Professor an der Akademie. Lau-<br>sanne. | 16. Schwarz, Dr., Gymnasialprofessor. Schaff-<br>hausen.     |

### Erste (konstituierende) Sitzung.

Mittwoch den 28. September 1887, 11½ Uhr.

Erster Vorsitzender: Prof. Dr. Sachs-Brandenburg. Zweiter Vorsitzender: Prof. Breitingen-Zürich. Schriftführer: Gymnasiallehrer Frey-Zürich.

Der erste Vorsitzende eröffnet die Versammlung mit einer kurzen Ansprache und fragt an, ob sich die neusprachliche Sektion wegen der etwas schwachen Beteiligung nicht mit der germanistisch-romanistischen verschmelzen solle.

Es wird beschlossen, die Sektion zu konstituieren, da noch etwelcher Zuzug in Aussicht stehe, und da man es für angenehmer hält vor bloßen Fachmännern zu sprechen, als vor einer größeren Zahl, von der ein Teil ja doch nur wenig Interesse an den Verhandlungen haben kann.

Hierauf giebt der erste Vorsitzende eine kurze Geschichte der neuphilologischen Sektion, die 1880 in Stettin gegründet wurde und sich inzwischen lebensfähig erwiesen hat, was die stets steigende Teilnehmerzahl der spätern Versammlungen in Karlsruhe, Dessau und Gießen zeigt, und aus welcher sich im Jahre 1886 eine spezielle Versammlung von Neuphilologen bildete, die schon zweimal tagte, zuerst in Hannover, sodann in Frankfurt a/M. Diese neue Vereinigung soll jedoch keinen Gegensatz bilden zur allgemeinen Philologenversammlung. Er bespricht in Kürze die verschiedenen Vorträge, die an den zwei letzten Versammlungen gehalten wurden und erwähnt der Bemühungen der eigens niedergesetzten Kommission, um beim Reichskanzler Stipendien für junge Philologen



zu erlangen, die sich im Auslande in den fremden Sprachen vervollkommen wollen. Nachdem aber erklärt worden war, es sei dies nicht Sache des deutschen Reiches, sondern der einzelnen Staaten, und nachdem die Petition der Versammlung in Hannover an den preussischen Unterrichtsminister auch keinen besseren Erfolg erzielt hatte, wurde in Frankfurt beschlossen, es sei den einzelnen Regierungen zu überlassen, in welcher Weise Stipendien auszusetzen seien.

Nach diesem Referat wurde beschlossen, man wolle sich auf zwei Sitzungen beschränken und dieselben nötigenfalls verlängern. Nach Festsetzung der Traktandenliste für die zwei folgenden Tage wurde die Sitzung um 1½ Uhr geschlossen.

---

### . Zweite Sitzung.

Donnerstag den 29. September 1887, 8 Uhr Vormittag.

Vortrag des Prof. Hunziker-Aarau:

#### **Über Behandlung deutscher Eigennamen im Französischen, mit spezieller Beziehung auf das Wörterbuch von Sachs.**

Hochgeehrte Herren! Auf einer der äußersten Grenzwarten deutschen Volkstums versammelt, wollen Sie mit mir eine jener sprachlichen Grenzfragen erörtern, deren Entscheidung der Kultur und der Wissenschaft, nicht der Macht zusteht.

Die Frage lautet: 'Sind Schreibung und Aussprache deutscher Eigennamen, wie sie von französischen Lexikographen vorgeschrieben sind, auch für den französischen Unterricht an unsern deutschen Schulen maßgebend?'

Die Antwort auf diese Frage scheint für den ersten Augenblick kaum zweifelhaft. Es sei durchaus selbstverständlich, dürfte man erwidern, daß jeder Französisch-sprechende, sei's in der Schule, sei's außer derselben, auch sämtliche Eigennamen, die deutschen inbegriffen, ebenso zu sprechen und zu schreiben habe, wie der Franzose selbst. Unsere Aufgabe sei es, diese Schreibung und Aussprache zu lernen, nicht aber sie auf ihre Berechtigung zu prüfen.

Dieser Ansicht scheint auch Hr. Prof. Dr. Sachs zu sein. Wenigstens enthält sein Wörterbuch keine gegenteilige Andeutung. Vielmehr giebt er die französisierte Aussprache der fremden Eigennamen teils mit, teils ohne Berufung auf französische Autoritäten, aber stets so an, daß man annehmen muß, Hr. Dr. Sachs erachte diese Aussprache auch für uns als verbindlich. In dieser Annahme bestärkt uns noch der Umstand, daß dasselbe Verfahren auch in dem für Schüler bestimmten kleineren Wörterbuch eingehalten ist.

Die Tragweite dieser Stellungnahme des Sachs'schen Wörterbuches erhellt, wenn wir erwägen, daß es voraussichtlich — ein Widerspruch ist kaum zu befürchten — auf Jahre hinaus, wenigstens was die Aussprache betrifft, die entscheidende Autorität in der Schule sein wird.

Demnach hätten wir, auch in der Schule, französisch statt *Gothe* zu lesen und zu sprechen (güt) oder (gü'-tə) oder (go-ä't) nach Auswahl, statt *Schiller* (schī-lä'r) oder

nach dem berühmten französischen Bürgerdiplom Gille<sup>1)</sup>, statt Heine (äen), statt Uhland (ü-la'), statt Stauffacher (ßtu-fä-kä'r), statt Lessing (lä-Bä'g), statt Gutenberg (gü-tä-bä'r) oder (gü-ta-bä'r) u. s. f.

Wer wird verkennen, daß es eine starke Zumutung ist an unser Sprachgefühl, solche Namen, deren Klang uns teuer und geheiligt ist, nicht nur so mißhandelt zu hören, sondern diese Mißhandlung auch pflichtgemäße der Jugend aufzunötigen?

Diese Zumutung muß um so mehr auffallen, als die Art, wie das Deutsche fremde Eigennamen, voraus Geschlechtsnamen, behandelt, davon grundverschieden ist. Sind wir es doch gewohnt, dieselben möglichst so zu sprechen, wie ihre Muttersprache es verlangt. Oder wer von uns hätte je einen (fo'l-tai-rō) oder einen (be'-ran-gär) statt eines *Voltatre* und *Béranger* nennen hören?

Wie sollte nun, fragen wir weiter, was im Deutschen Unsinn wäre, ins Französische übertragen urplötzlich vernünftig werden und als unanfechtbares Recht, als unweigerliche Forderung sich jedem aufdrängen, der dieser Sprache sich bedient? Und vorab, gilt das was die Lexikographen uns hierüber lehren, in den gebildetsten Kreisen Frankreichs wirklich als unverbrüchliches Gesetz, dessen Bann auch der Fremde sich nicht entziehen kann?

Meine persönliche Erfahrung, wenn es nicht unbescheiden ist, sie hier anzuführen, antwortet darauf ganz entschieden Nein. Während der sieben Jahre, daß ich in Paris gelebt habe, wurde mir fast täglich Gelegenheit, mit französischen Gelehrten, in akademisch gebildeten Kreisen zu verkehren. Die Frage allerdings, die uns hier beschäftigt, lag mir damals fern. Aber ich erinnere mich noch sehr wohl, wie recht verschieden es damit gehalten wurde in akademischen Prunkreden strengster Observanz, in wissenschaftlichen Vorträgen, wo der Vortragende sich seiner fremdsprachlichen Kenntnisse nicht zu schämen brauchte, in der Konversation endlich, wo schon die französische Höflichkeit dem Fremden gestattet, die seiner Muttersprache angehörigen Eigennamen unverändert zu belassen. Im Falle des Zweifels war es stets der Fremde der korrigierte, der Franzose der sich korrigieren ließe. Niemals wäre mir während jenes Aufenthaltes in Paris eingefallen, deutsche Eigennamen, abgesehen von althergebrachten Ortsnamen, anders auszusprechen, als wir sie deutsch aussprechen. Und ich wüßte nicht, daß diese Gepflogenheit jemals Anstoß erregt hätte. Um nur noch eine Einzelheit zu erwähnen, ich war eine Zeitlang Mitarbeiter an der von Charles Dollfus und Nefftzer herausgegebenen *Revue Germanique*, und nie habe ich diese Herren anders nennen hören als eben *Dollfus* und *Nefftzer*, mit dem Accent allerdings auf der letzten; erst dieser Tage erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen aus Sachs, daß ich eigentlich dol-fü' hätte sprechen sollen.

Ich erkenne nun keinen Augenblick, daß persönliche Beobachtungen dieser Art

---

1) Die Form Gille im Sachs'schen Wörterbuch scheint ein Versehen. Regnier in seiner Schillerbiographie sagt: 'Le procès verbal de la séance (de l'assemblée nationale) métamorphosa Schiller en Giller; le Moniteur (du 26 août 1792) allongea Giller en Gilleers; le Bulletin des Lois imprima tout bonnement Gille.' — Im Bericht des Moniteur vom 12. Februar 1792 über die Aufführung des Fiesko in Frankfurt a. M. stand Tiesco und Scheller. — Das Schreiben an Schiller, das er aber erst 1798 durch Campe von Hamburg erhielt, ist adressiert: Au Sieur Gille, publiciste allemand (Bilder aus der Schillerzeit, herausg. von Ludwig Speidel u. Hugo Wittmann, S. 355 ff.).

stets höchst unzureichend und lückenhaft sind, daß sie der Gefahr subjektiver Auffassung und unbewusster Selbsttäuschung unterliegen. Immerhin fordern sie zum Nachdenken auf und zum Zweifel an der Allgemeingiltigkeit und durchschlagenden Berechtigung gegenteiliger Dogmen. Setzen wir also die Untersuchung fort und lassen wir nun vor allem die französischen Autoritäten selbst sprechen.

Lesaint in seinem *Traité complet de la prononciation française*, seconde édition (1871 p. XVII etc.) sagt: 'De tous les peuples d'Europe, ce sont les Allemands qui défigurent le moins l'orthographe et la prononciation des noms propres étrangers. Est-ce un mérite? Je ne le crois pas. Donner aux noms propres leur orthographe locale, rien de mieux; mais les prononcer exactement comme chaque peuple, ce qui ferait supposer la connaissance de toutes les langues étrangères, est chose tout à fait impossible. Cette prononciation ne peut donc se borner qu'à quelques noms bien connus, et encore est-elle souvent mal rendue: Paris, par exemple, est Pariss dans la bouche de tous les Allemands; Kioebenhaven s'écrit et se prononce Kopenhagen etc. — Le Français, lui, habitué qu'il est aux sons harmonieux de la prononciation française, et craignant de choquer l'oreille des étrangers en défigurant leur prononciation, alors qu'il croit la rendre avec fidélité, habille à la française l'orthographe et la prononciation de tous les noms étrangers, à très peu d'exceptions près etc. Mais on n'est pas toujours conséquent dans la prononciation: Byron se prononce bi-ro, John Russel devient jône rucèl. C'est tout à fait français. Mais Cobden est, comme en anglais, Kòbdène, quand la terminaison en dans les noms français sonne toujours ain. — Aujourd'hui, les noms nouveaux ne se traduisent plus guère: Victoria, reine d'Angleterre, reste Victoria en français; Zollverein s'écrit plus souvent que Union des douanes; Leipsick, Dantzick redeviennent souvent dans les journaux Leipzig, Danzig etc., ce qui semble dénoter une tendance à retourner à la véritable orthographe, pour certains mots du moins.

'Mais en fait de prononciation, le Français se décidera difficilement à adopter, même en la connaissant, la prononciation locale, tant il a de répugnance pour tout ce qui s'éloigne de sa manière de prononcer. En voici un petit échantillon: Dans la séance de la Chambre des députés du 30 juin 1866, un député, Belmontet, prononce à la française Wellington (vè-laingue-ton'). Aussitôt une voix répète le même nom avec la prononciation anglaise: ouè-ligne-tònn. Vous voulez, s'écrie alors Belmontet, toujours me faire parler anglais.' Lesaint fährt fort:

'J'ai indiqué dans ce *Traité* tous les mots étrangers introduits et adoptés en France. Quelques-uns de ces mots, en très petite quantité, ont conservé dans la bouche française leur prononciation étrangère, sans doute parce que les organes de la parole s'y prêtaient facilement. Mais, si facile qu'en soit pour lui la prononciation étrangère, le Français ne se décidera jamais à dénaturer le son de certaines voyelles composées, telles que *au*, *aim*, *ain*; il les prononcera toujours *o*, *ain* où *ème*: Nassau, Holstein, Pappenheim etc. seront toujours dans sa bouche: naçó, òlss-tain, papè-nème. D'ailleurs, sa langue se refuse à prononcer certains mots étrangers; l'aspiration allemande, par exemple, écorchera toujours le gosier français; les mots *welche* *Nacht!* *acht hundert* etc. produiront toujours dans la bouche française le *ch* chuintant ou l'articulation du *k*.' Wir werden hernach auf diese wirklichen oder vorgeblichen Schwierigkeiten zurückkommen. Lesaint fährt fort:

‘Les armées du premier empire ont rapporté en France la prononciation étrangère de certains noms propres: Jena (que nous écrivons Iéna), Schœnbrunn, Ulm etc. etc., et cette prononciation a été adoptée. Mais nous prononçons avec le son nasal *an*, les lettres *em*, en dans Coblentz, Gutenberg (ou Guttemberg), Lauenbourg, Schwarzenberg, Wallenstein etc., en même temps que nous leur donnons le son nasal *ain* dans Blankenbourg, Mecklembourg, Oldenbourg, Sempach etc., autant d’anomalies embarrassantes pour les étrangers,’ und zugleich, fügen wir bei, der sichere Beweis, daß bei diesen vorgeblich von der Natur der Sprache diktierten Regeln recht viel Willkür mitunterläuft.

Lesaint gesteht zu, daß heutigen Tages die englische Aussprache einer Reihe aus dem Englischen entlehnter Wörter allgemein adoptiert sei, immerhin, fügen wir bei, mit Verschiebung des Worttons. Damit stimmt überein, was der von Sachs citierte Malvin-Cazal beklagt: ‘C’est d’un pédantisme ridicule que de prononcer les noms propres anglais à l’anglaise, surtout quand on parle à des Français.’ Beachten wir ganz besonders diesen letzten Zusatz, der mit unserer oben angeführten Beobachtung übereinstimmt, indem er implicite besagt, qu’il est permis de prononcer à l’anglaise, quand on parle à des Anglais. Woraus sich dann auch schließen läßt, ob man von Engländern erwartet, daß sie englische Namen à la française aussprechen!

Aber auch auf deutsche Eigennamen greift diese Tendenz hinüber, wie wir so eben von Lesaint gehört. Und seit der zweiten Ausgabe seines Buches 1871 hat diese Strömung schwerlich ab-, eher zugenommen. Zum Überflufs liegen dafür direkte Beweise vor. In der ‘Geschichte der Geographischen Namenkunde von Dr. J. J. Egli, Leipzig 1886’ findet sich S. 366—385 eine Zusammenstellung von Publikationen über Namensschreibung und Aussprache geographischer Namen auf internationalem Gebiet. Die Franzosen, die sich in letzter Zeit mit Vorliebe diesem Gegenstande zugewendet, werden dabei besonders berücksichtigt. Da finden wir denn zwei entgegengesetzte Strömungen. Die Einen, und zwar sind sie weitaus die zahlreichsten, verlangen nationale, d. h. mit der Nationalsprache übereinstimmende Schreibung fremder Ortsnamen, zum Teil auch nationale Aussprache derselben, mit Ausnahme der Sprachgebiete ausserhalb des lateinischen Alphabets, für welche französische Transscription verlangt wird. — Um nur Einiges anzuführen, so sagt Malte-Brun (*La terminologie géographique dans les différents pays du globe*, 1883): ‘Le bon sens dicte la règle d’écrire chaque nom géographique d’une manière aussi rapprochée que possible de celle qui est usitée dans le pays auquel le nom appartient et de celle qu’indique la saine étymologie.’ Noch bestimmter Salverte (*De la lecture des cartes étrangères*, 1883): ‘Conserver l’orthographe originale des noms, et indiquer en même temps leur prononciation exacte, ce ne serait pas une tâche trop épineuse pour un observateur exact.’ Als Hauptursache der Nichtbeachtung dieser Regel und der unlogischen Schreibung fremder Ortsnamen in französischen Werken bezeichnet J. Ch. Théod. Parmentier (*Quelques Observations sur l’orthographe des noms géographiques*, 1878): ‘l’ignorance, on aurait pu dire naguère, le dédain des langues étrangères, qui est malheureusement un des traits de notre physiognomie nationale. Nous ne savons pas même copier, et à notre ignorance des phonétiques étrangères se joint un singulier esprit d’indifférence pour l’exactitude, une négligence telle que la plupart d’entre nous — gens lettrés, gens d’étude — ne savent pas copier correctement un mot étranger d’appa-

rence un peu bizarre.' Noch einen Schritt weiter gehn L. Wouters (*L'orthographe des noms géographiques*, 1883) und Ed. de Luze (*La transcription et la prononciation des noms géographiques étrangers*, 1883); sie verlangen Unterdrückung nicht nur aller französisierten Namensformen, sondern auch aller Übersetzungen, z. B. eines Bois-le-Duc statt s'Hertogenbosch.

Eine entgegengesetzte Strömung, vielleicht sagten wir richtiger, eine Reaktion gegen die vorige wird u. a. vertreten durch A. Steyert (*L'idée d'une réforme de l'orthographe géographique*, 1878). Er verwirft die nationale Namensform (also auch die nationale Aussprache) für die Gebiete des lateinischen Alphabets und verlangt für die übrigen französische Schreibung.

Noch schärfer fast scheiden sich die Gegensätze, wo es sich um die Aussprache französischer Ortsnamen handelt. In vier aufeinanderfolgenden Kongressen der geographischen Gesellschaften Frankreichs (1881—1884) wird darüber debattiert. Als Ziel wird die Unifikation bezeichnet: 'Personne n'ignore combien l'unité de la langue a contribué à l'unité et à la grandeur de la patrie. A vous, géographes, de compléter l'œuvre si heureusement entreprise par l'Académie française au XVII<sup>me</sup> siècle.' Man glaubt beinahe den alten Verfasser der 'Défense et Illustration de la Langue française' zu hören. Der erste Beschluß vom Jahre 1881 suchte dieses Ziel ganz sachgemäß durch Anwendung des Grundsatzes zu erreichen: 'Les noms géographiques seront prononcés suivant leur prononciation locale.' Bei der Ausführung aber erhebt sich Widerspruch, der Entscheidung des Kongresses wird mit Spott übergossen, obwohl er 1883 das Korrektiv zu seinem ersten Beschlusse annimmt, daß der allgemeine Gebrauch, sofern er gegen die lokale Aussprache entscheide, das Vorrecht habe.

Der Ursachen übrigens, welche wenigstens das Überhandnehmen nationaler Orthographie, wenn nicht auch nationaler Aussprache fördern, giebt es gar viele. 'Le cosmopolitisme,' sagt Théodore de Saussure<sup>1)</sup>, der diese Erscheinung bedauert, 'tend à violenter le langage par la lettre. — Les journaux, les chemins de fer, la poste et le télégraphe exigent des orthographes uniformes. — Certains géographes et certains historiens, se préoccupant fort peu de l'euphonie de notre langue, considèrent dès à présent tout changement dans l'orthographe primitif d'un nom comme ne devant plus se faire. — Les savants, les géographes et les historiens veulent avant tout faire de la science exacte et croient être d'autant plus précis et scrupuleux qu'ils rejettent avec soin des transformations de mots ou noms étrangers, consacrées quelquefois depuis plusieurs siècles.'

Die vorstehenden Citate werden genügen, um festzustellen, daß für Schreibung und Aussprache der fremden Eigennamen im Französischen nichts weniger als allgemein anerkannte Normen existieren, an die sich jedermann zu halten hätte, daß im Gegenteil die beiden Tendenzen französisierender und nationaler Schreibung und Aussprache sich aufs schärfste bekämpfen, wie dieses auch in den oft widersprechenden oder schwankenden Angaben der Lexikographen vielfach zum Ausdruck kommt.

---

1) Étude sur la langue française. De l'orthographe des noms propres et des mots étrangers introduits dans la langue. Genève et Paris 1885. p. 82. 105. 107.

Wie soll sich nun unsere Schule zu diesen Schwankungen stellen? Um hierauf mit Bestimmtheit antworten zu können, müssen wir die einzelnen Fälle und die verschiedenen Arten der Französisierung genauer unterscheiden.

In der That zerfallen sämtliche Abänderungen, welchen fremde Eigennamen im Französischen unterliegen, in zwei wesentlich verschiedene Gruppen. Entweder wird der Fremdname zunächst dem Ohre durch den Laut überliefert und dann giebt die französische Lautform die nationale insoweit getreu wieder, als die französische Lautskala dieses gestattet, aber ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Schreibung, welche vielmehr durch eine der französischen Aussprache angepaßte verdrängt wird, z. B. in *Anvers Antwerpen*, *Escaut Schelde*. Oder es wird ausgegangen von dem durch das Auge überlieferten Schriftbilde, welchem dann aber nicht derjenige Lautwert unterlegt wird, den es in der Muttersprache bezeichnet, sondern den man im Französischen damit zu verbinden gewohnt ist, z. B. in *Gering* (Gě-rä) *Gering*, Name des ersten deutschen Buchdruckers in Paris.

Die erste Weise der Übertragung ist die ältere, volkstümliche, die zweite die gelehrte, neuere. Die erste hält den Wortaccent fest auf der ursprünglich betonten Silbe, wirft hingegen tonlose Endsilben ab oder verkürzt sie in stummes e, die zweite behält diese Endsilben bei und verschiebt den Ton auf dieselben. Die beiden Gruppen verhalten sich zu einander wie französische Erbwörter aus dem Lateinischen zu später übertragenen gelehrten Wörtern, z. B. *frêle* zu *fragile*.

Zur ersten Art gehören althergebrachte Ortsnamen wie *Bâle*, *Trèves*, *Liège* u. s. w. Die deutsche Endung *en* wird in solchen Namen regelmäfsig in stummes e gekürzt, z. B. *Bade*, *Schaffhouse*, *Mulhouse*,<sup>1)</sup> *Dresde*, *Souabe*, *Suède* u. s. w. Oft stehen die beiden Namensformen so weit von einander ab, daß sie dem volkstümlichen Sprachbewusstsein als zwei ganz verschiedene Namen, als so geheißene Doppelnamen, erscheinen. In Wahrheit ist eine dieser Doppelformen gewöhnlich die Grundform, sei es nun die deutsche, wie in *Liège Lüttich*, *Anvers Antwerpen*, oder die romanische, wie in *Avenches Wifflisburg*, *Yverdon Ifferten*. Nicht gar selten liegt beiden Formen eine dritte zu Grunde, die weder dem Deutschen noch dem Romanischen angehört, sondern einer örtlich voraufgehenden Sprache (so *Cologne Köln* von *Colonia*, *Soleure Solothurn* von *Solodorum*, *Moudon Milden* von *Meldunum*, *Besançon Bisenze* von *Vesontio*). Oder es kann von beiden Formen zwar die eine auf die andere zurückgehen, diese selbst aber wiederum auf eine dritte. So leitet *Bâle*, wie der Accent beweist, direkt ab von *Basel*, dieses selbst aber vom lat. *Basilēa* mit zurückgezogenem Worttone.

Derartige Doppelnamen, welchen Ursprungs sie auch seien, erscheinen sämtlich als altehrwürdige Zeugen jenes Sprachenkampfes, der seit Jahrhunderten an der Völkergrenze auf- und niederwogt. Sie sind weit zahlreicher, als man gewöhnlich annimmt. Die Westschweiz allein zählt deren gegen 200. Sie geraten oft allmählich erst in Vergessenheit, nachdem der Kampf längst schon entschieden ist. So erinnert sich der Deutschschweizer kaum mehr, daß *Aigle* einst *Aelen* hiefs, *Nyon Neus*, *Besançon Bisenze*, *Grandson Gransen*, *Nancy Nanzig*; ja sogar Formen wie *Bellenz*, *Milden*, *Morsee*, *Losanen*, *Ifferten*, *Päterlingen* und so viele andere lassen wir absterben, ganz im Gegen-

---

1) Das französische *ou* in diesen zwei Ortsnamen ist natürlich nicht, wie de Saussure (S. 67) meint, aus nhd. *au*, sondern aus oberdeutschem *u* entstanden.

satz zu unsern romanischen Nachbarn und Mitbürgern, deren höher entwickeltes Sprachbewußtsein es sich nie beikommen läßt, eine deutsche Namensform da anzuwenden, wo eine romanische zur Verfügung steht.

Zu derselben Gruppe gehören wohl ausnahmslos die dem Altdeutschen entnommenen Personennamen, z. B. *Garrier* (Warinheri), *Gauthier* (Walthari), *Guillaume* (Willehalm). Diese sogenannten Taufnamen rufen einigen Bemerkungen. Zunächst gehört ein Lautwandel wie der des anlautenden deutschen *w* in rom. *g(u)*, oder wie die Vokalisierung des *l* vor Konsonant nur einer älteren noch bildungskräftigen Sprachperiode an; überhaupt sind Eigennamen dieser Gruppe denselben Lautgesetzen unterworfen, wie altdeutsche oder lateinische ins Romanische übergegangene Gemeinnamen, sogenannte Erbwörter. Ferner dürfte eingewendet werden, in Formen wie *Garrier*, *Gauthier*, *Guillaume* sei, entgegen der angeführten Regel, der Wortton vom ersten Teile des Kompositums auf den zweiten verschoben. Darauf kurz folgendes: Ob in altdeutschen Personennamen stets der erste Teil, das Bestimmungswort, den Ton habe, darüber steht uns kein Urteil zu. Hingegen ist es unzweifelhaft, daß in einer sehr großen Zahl lebender deutscher Ortsnamen der zweite Teil den Hauptton trägt. Aus einem Verzeichnisse solcher Namen, das wir der Gefälligkeit des Herrn Prof. Dr. Winteler verdanken, notieren wir z. B. *Fraubrunnen*, *Aarberg*, *Rapperswyl*, *Wildhaus*, *Windeck*, *Ennetbüel*. Diese Betonungsweise ist nun bei der Übertragung ins Französische Regel. So bei den zahlreichen Ortsnamen auf *ins* und *ens* = deutsch *ingen*, welche wir im Waadtland treffen, z. B. *Begnins* (*Binningen*), *Eysins* (*Ossingen*), *Vufflens* (*Wülflingen*), *Écublens* (ahd. *Scubilingis*). Dieselbe Endung geht in Savoyen über in *inges* (z. B. *Lucinges*), in Lothringen in *ange* (z. B. *Hagoudange*).<sup>1)</sup> Die jüngste Umbildung dieser Endung ist *ingue*, z. B. *Groningue*, *Göttingue*, *Zofingue*. In allen diesen Formen aber ist das auslautende *-en* entweder ganz weggefallen oder in stummes *e* verkürzt.

Die jüngere Schichte von Übertragungen kennzeichnet sich, wie bereits bemerkt, dadurch, daß sie nicht vom deutschen Laute, sondern vom Schriftbilde ausgeht, und daß sie tonlose Endsilben nicht abwirft, sondern den Wortton auf dieselben verschiebt. Dahin gehören fast sämtliche erst seit der Renaissance übertragenen Ortsnamen und fast alle Geschlechtsnamen.

Nur wenige machen davon wirkliche oder scheinbare Ausnahme, z. B. *Zwingle* (*füägl* oder *fwägl* oder *fü-ägl*), *Hayden* (*ädn* oder *ä-i'dn*), *Rollenhague* (*rö-lä-nä'g*), *Erlangue* (*är-läg*) neben *Erlangen* (*är-la-gä'n*), *Bade* (*bäd*) neben *Baden* (*ba-dä'n*); ferner die obengenannten auf *-ingue*, endlich die Geschlechtsnamen auf *e*: *Gäthe* (*güt* oder *gö'-tā* oder *gö-æ't*), *Fichte* (*fikt*), *Heine* (*æn*).

Im Weiteren treten in dieser Schichte gewisse Lautveränderungen ein, welche nicht aus einem Lautwandel hervorgehen, wie in der ersten Schichte, sondern aus der Tendenz, an Stelle des deutschen Lautwertes dem betreffenden Schriftbilde denjenigen Lautwert zu unterschreiben, den es gewöhnlich im Französischen hat. Mit anderen Worten, wenn es den Ausdruck so anzuwenden erlaubt ist, es sind falsche Lesarten. Dieselben

1) Vgl. Gatschet, 'Orts-etymologische Forschungen' und 'Promenade onomatologique sur les bords du lac Léman'.

lassen sich weiterhin in zwei Reihen ordnen, je nachdem der betreffende deutsche Laut oder die deutsche Lautgruppe im Französischen nicht oder nicht mehr vorkommen, beziehungsweise nicht üblich sind, oder aber das Gegenteil vorliegt, daß der betreffende deutsche Laut auch dem Französischen eignet, aber gewöhnlich anders geschrieben wird. Im ersten Falle ist die Lautveränderung eine kaum zu vermeidende, im zweiten aber unbegründet, ein bloßer Lesefehler.

### 1. Reihe.

a) Verkürzung der deutschen Diphthonge **au** in (o), **ei** und **ai** in (æ), **eu** in (ö), z. B.

**Dau** (Don), **Augsbourg** (of-bū'r), **Strauss** (ßtroß), **Eichthal** (ǣ-ktǎ'l oder ǣ-schtǎ'l), **Leibnitz** (lǣb-ni'tß), **Theiss** (tǣß), **Eyder** (ǣ-dǎ'r), **Heidelberg** (ǣ-dǎel. bǎrg), **Baireuth** (bǣ-rū't oder bǎ-rū't), **Pappenheim** (pǎ-pǣ-nǎ'm), **Euler** (ö-lǎ'r), **Reuter** (rö-tǎ'r) u. s. w. Soll das zweite Element des Diphthongen nicht verloren gehen, so löst der Franzose denselben in einen Doppelvokal auf, z. B. **Cellan** (ßǣ-ī-la') neben **Ceylan** (ßǣ-la'), **Saül** (ßǣ-ū'l), **Zéus** (ßǣ-ū'ß). Ächte sinkende Diphthonge besitzt bekanntlich das jetzige Französische keine<sup>1)</sup> (falls man nicht **ail**, **eil** in **travail**, **éveil** etc. dafür gelten läßt), wohl aber das Provenzalische und manche französische Mundart. Deutsche Diphthonge richtig auszusprechen, mag also für den Franzosen schwierig sein, unmöglich ist es keineswegs.

b) Verwandlung von **an**, **am**, **un**, **um**, **on**, **om**, **en**, **em**, **in**, **im**, **ein**, **eim**, **än**, **äm** vor Konsonant und im Auslaut in nasalen Vokal, z. B. **Wangen** (wa-gǣ'n), **Amberg** (a-bǎ'r), **Rombas** (ro-bǎ'ß), **Underwald** (o-dǎr-wǎ'ld), **Humboldt** (o-bö'ld), **Rendsbourg** (rǎ-ßbū'r), **Mecklenbourg** (mǎ-klä-bū'r), **Engadine** (a-gǎ-di'n), **Köchlin** (ke-klǎ'), **Limbours** (lä-bū'r), **Holstein** (öl-ßtǎ'), **Händel** (ä-dǎ'l) u. s. w.

Diese Nasalierungen sind sämtlich nicht obligat, denn wenn auch weniger zahlreich, so kommen doch durchweg im Auslaute, hier und da auch im Inlaute, nicht nasalierte Formen vor, z. B. **Engelmann** (ä-gǣl-mǎ'n), **Thun** (tö) oder **Thune** (tün), **Innsbruck** (in-ßbrū'k), **Lind** (läd oder līnd), **Schelling** (schǣ-lī'ng), **Kempts** (kǣm-pi'ß), **Händel** (ä-dǎ'l oder ǣn-dǎ'l), **Offenbach** (ö-fǎ-bǎ'k oder ö-fǣn-bǎ'k). Die Endung **en** ist durchweg nicht nasaliert, z. B. **Hohenlinden** (o-ǣn-lä-dǣ'n).

c) Anlautendes **s** wird durch scharfes **s** (ß) wiedergegeben, z. B. **Sarrebruck** (ßa-r'brū'k), natürlich ungenau, aber bekanntlich unterscheidet der Franzose nur weiches und hartes **s**, nicht aber fortis und lenis.

**ch** und **h** fehlen; ersteres wird ersetzt durch **k**, bisweilen **ch**, letzteres fällt weg, z. B. **Hochheim** (o-kǣ'm), **Reichshofen** (rǎ-scho-fǣ'n oder rǎsch-ßo-fǣ'n oder rǎk-ßo-fǣ'n). Unaussprechlich sind übrigens, trotz der Behauptung von Lesaint, die beiden Laute auch für Franzosen nicht.<sup>2)</sup>

1) Vgl. Ch. Thurot, De la prononciation française, I p. 281 etc.

2) Les Français arrivent, pour peu qu'ils veuillent s'en donner la peine, à prononcer le **ch** allemand ou le **th** anglais (Théod. de Saussure a. a. O. S. 54). Über **h** vgl. Ch. Thurot, De la prononciation française, II, p. 395.



Die Affricata *z* fehlt im Französischen nicht, sie wird gesprochen z. B. in *Leibnitz*, *Nefftzer*; nur im Anlaut, wo kein französisches Wort eine Affricata hat, wird sie regelmäÙig durch weiches *s* ersetzt, z. B. *Zurich* (fũ-rĩ'k). Die Waadtländer jedoch sprechen *Zurich* und *Zofingue* mit Affricata (Théod. de Saussure, a. a. O. S. 93). — Das ältere Französisch kannte *z* = *ds* wenigstens als *prononciation savante* (Thurot, a. a. O. II, S. 219).

d) Stumme Endkonsonanten. Das Verstummen oder Quiescieren von Endkonsonanten, nebst Vermeidung von Konsonantenhäufung im Inlaut bildet im Französischen eines der wichtigsten Mittel des Wohllauts. Es wurde ohne Bedenken auch auf Fremdwörter übertragen. So schwindet *g* nach *r* regelmäÙig in dem, übrigen der älteren Schichte von Übertragungen beizuzählenden, *-bourg* = *-burg*, z. B.: *Homburg* (o-bũ'r). In Bindung wird es öfter als Tenuis wieder laut.<sup>1)</sup> Die Aussprache von *-berg* schwankt zwischen (bär) und (-bärg), z. B.: *Königsberg* (ke-nĩgß-bä'r oder -bä'rg). Ebenso schwindet *t* nach *r*, z. B.: *Schweinfurt* (schwä-fũ'r), *Schubert* (schu-bä'r oder schũ-bä'r).

Ferner verstummen Konsonanten, die zur selben Silbe gehören, nach Nasalen, z. B. *Friedland* (fri-dla'). In dem obenerwähnten *Dollfus* (döl-fũ') ist das angebliche Verstummen des *s* um so auffälliger, als *s* ja sonst in der Endung *us* von Personennamen durchweg gehört wird.

Endlich *r* in der Endung *er* wird meist gesprochen, und die Silbe lautet wie in *amer*, z. B. *Schiller* (schĩ-lä'r), *Romanswiller* (rö-ma-ßwĩ-lä'r); nur selten verstummt *r*, nach Analogie von *léger*, z. B. *Bouxwiller* (bu-wĩ-le'), *Ribeaupvilliers* (rĩ-bo-wĩ-jĩ'), *Clestin* (kle-lä-Ge').

## 2. Reihe.

Lautveränderungen, denen nur eine Differenz in der Aussprache des Schriftzeichens, nicht zugleich auch eine Differenz im Lautsystem zugrunde liegt:

a) Deutsches Schriftzeichen *u* französisch gelesen *u* (ũ), z. B.

*Huss* (ũß), *Rubens* (rũ-bä'ß), *Bruchsal* (brũ-kßä'l), *Urt* (ũ-ri'), *Urséren* (ũr-ßē-rä'n), *Innsbruck* (ĩn-ßprü'k), *Steinbrunn* (ßtä-brũ'n).

In einigen Wörtern behält das *u*-Zeichen den deutschen Laut: *Ulm* (ulm), *Krummacher* (krum-mä-kä'r).

Noch in andern schwankt die Lesart:

*Kotzebue* (kõ-tzõ-bũ' oder -tzbu'),

*Schubert* (schu-bä'r oder schũ-bä'r).

Wenn endlich, wie in den ebengenannten Beispielen, das Bestreben sich geltend macht, die deutsche Aussprache unverändert wiederzugeben, ohne doch dem französischen *u*-Zeichen einen andern als den gewöhnlichen Laut zu unterlegen, so gelangt man damit zu einem dritten Übertragungssystem, welches die deutsche Lautform, abgesehen vom Accent und dessen Konsequenzen, genau festzuhalten sich bestrebt, aber zu diesem Zwecke das französische statt des deutschen Schriftzeichens verwendet; z. B.:

1) Vgl. Thurot, d. l. p. fr. II, p. 119.

*Zoug* (fug) neben Zug (füg).

*Thoune* (tūn) neben Thun (tö).

*Soultz* neben *Sultz* (beide Bülß oder Bültß).

Damit ist man, wenigstens scheinbar sich im Kreise drehend, wieder auf den Standpunkt des ältesten Verfahrens zurückgekommen, der vorliegt in den Formen *-bourg* = *-burg*, in *Mülhouse*, *Schaffhouse* u. s. w.

Noch können wir *ou* nicht verlassen.

Die oberdeutschen Mundarten besitzen den Diphthongen *ou* an Stelle des nhd. *au*. Sie sprechen und schreiben also *Stouffacher* und *Sundgou*. Diese zwei Namen in dieser mundartlichen Schreibung sind ins Französische hinübergenommen worden. Dabei unterlegte man aber dem Zeichen *ou* den französischen Lautwert (u) und sprach also:

*Stouffacher* (βtu-fä-kä'r).

*Sundgou* (βo-dgu').

Damit wären wir glücklich am Ende dieser Irrungen angelangt.

Wir brauchen nicht weiter auszuführen, daß Lautgebilde, wie *Goethe* (gō-ä't), *Tilly* (tj-ji'), *van Dyck* (wa dik), *Byron* (bī-ro') nur im falschen Lesen, in einer sogenannten falschen Aussprache ihren Grund haben.

b) Drei der Behandlung des *u* analoge Stufen zeigt auch die Behandlung des *g* vor *e* und *i*.

Bald wird es nach französischer Art als Zischlaut gesprochen, z. B.:

*Gemmi* (Gäm-mi'), *Gerbevillers* (Gärb-wi-lä'r) *Gerbweiler* in Lothringen, *Gtsele* (Gi-fä'l) *Gisela*, *Gensérik* (Ga-Bë-rī'k) *Genserich*, *Egger* (ä'g-Gä'r), *Drulingen* (drü-lä-Gä'n).

Bald behält es den deutschen Gutturallaut: *Gesner* (gä-ßnä'r), *Gessler* (gäß-lä'r), *Fugger* (fū-gä'r), und die meisten auf *gen*: *Elchingen* (ä'l-schä-gä'n), *Rügen* (rū-gä'n), *Wangen* (wa-gä'n).

Endlich, um der französischen Lautbezeichnung gerecht zu werden, wird hinter *g* ein *u* eingeschoben: *Guerber*, *Berguer*, *Gueldre* (gä'ldr) Geldern.

c) Die Verwechslung des französischen *z* mit dem deutschen *z* haben wir bereits erwähnt.

d) Im Deutschen haben wir die zwei gleichlautenden Schriftzeichen *v* und *f*. Im Französischen bezeichnet *v* die weiche labiale Spirans, bei Sachs, allerdings ungenau, figuriert durch (w). Der Franzose liest nun das deutsche *v* als französisches *v*, z. B.:

*Veldeck* (wä'l-dä'k) *Veldecke*.

*Virchow* (wīr-ko') *Virchow*.

*Volkmunster* (wöl-kmo-ßtä'r) *Vollmünster*.

*Voralberg* (wö-räl-bä'r) *Vorarlberg*.

Fügen wir noch den schweizerischen Gewehrtechniker *Vetterli* hinzu, den unsere Französisch sprechenden Mitbürger als (wä-tä'r-li') mißhandeln.

Daneben vertritt französisches *v*, konkurrierend mit *w*, auch deutsches *w*, z. B.:

*Vaud* (wō) *Waadt*.

*Vienne* (wäen) *Wien*.

Aber: *Waldeck* (wāl-dä'k) *Waldeck*.

*Wiesbade* (wī-flā'd) *Wiesbaden*.

Selbstverständlich kommt es öfter vor, daß ein und dasselbe Wort in doppelter Weise verändert wird, durch französisierende Aussprache und durch französisierende Schreibung, z. B.:

*Gemaingoutte* (G'mä-güt) *Gemeingut*, Ort in Lothringen.

*Seingbou(s)se* (Bä-bu'ß oder -bü'f) *Sengebusch*, ebenfalls in Lothringen.

Überhaupt erscheint die Zahl der möglichst verunstalteten deutschen Namen in Elsaß-Lothringen außerordentlich groß. Es sind die Erzeugnisse einer mit Hochdruck betriebenen Französisierung.

Doppelnamen. Schon Umbildungen wie die letztgenannten erscheinen kaum mehr als bloße Abänderung des deutschen Namens, sondern geradezu als zweite Benennung neben der deutschen. Allerdings sind solche künstlich gezüchteten Mißgeburten neuesten Datums nach Entstehung und sprachlicher Beschaffenheit wohl zu unterscheiden von jenen alten volkstümlichen Doppelnamen, von denen oben die Rede war.

Sehr verschiedenen Ursprungs sind auch die Übersetzungen. Einige betreffen den ganzen Namen und darunter sind solche früher Entstehung. Andere, meist jüngeren Datums, bilden nur die eine Hälfte des Kompositums.<sup>1)</sup>

Beispiele ganzer Übersetzung:

*Vaulruz* *Thalbach*.

*Montbovon* *Bubenberg*.

*Surpierre* *Überstein*.

*Neuchâtel* *Neuenburg*.

*La Roche* *Zur Flüe*.

*Bois-le-Duc* *s'Hertogenbusch*.

*Sainte-Marie-aux-Mines* *Markirch*.

*Saint-Dié* *Sangdiedel*.

*Deux-Ponts* *Zweibrücken*.

Beispiele teilweiser Übersetzung:

*Novillard* *Neuweiler*.

*Ottonville* *Ottendorf*.

*Rostère* *Welschenrohr*.

*Petit-Magny* *Klein-Menglott*.

*Petit-Ténquin* *Klein-Tännchen*.

1) Doppelformen desselben Etymons, nicht aber Übersetzungen, wie Th. de Saussure (a. a. O. S. 63. 64) meint, sind Namen wie *Ratisbonne* *Regensburg*, *Morat* *Murten*, *Payerne* *Päterlingen*, *Avenches* *Wifisburg*, *Saanen* *Gessenay*, *Anet* *Ins*, *Bormio* *Worms*, *Lugano* *Louis* u. a. w.

*Rémusberg Rheinsberg.*

*Ribeauvilliers Rappoltsweiler.*

*Vautiermont Waltersberg.*

*Hauterive Altenriff.*

*Notre-Dame-des-Ermites Maria-Einsiedeln.*

Vielmehr Verunstaltungen als Übersetzungen scheinen Namensformen wie *Rolduc Herzogenrath*, *Renrupt Roschbach*, *Rombas Rombach* u. s. w.

Endlich giebt es auch Doppelbenennungen, die nicht eine aus der andern übersetzt, sondern sich durchaus fremd sind, z. B.:

*Berthoud Burgdorf.*

*Bellegarde Jaun.*

*Châtelet G'steig.*

*Domène Schwarzsee.*

---

Wir resümieren nun zunächst die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung:

Die deutschen ins Französische übertragenen Eigennamen zerfallen nach der Art der Übertragung in zwei grofse Gruppen oder Schichten, sofern sie nämlich auch zeitlich auf einander folgen.

Die erste Schichte umfaßt althergebrachte Lokal- und Taufnamen, welche übertragen sind durch das Gehör mittels des Lautes und ohne Rücksicht auf die deutsche Schreibung. Einfache Namen behalten den Ton auf der Stammsilbe, zusammengesetzte werfen ihn auf die Stammsilbe des zweiten Teils; unbetonte Endsilben fallen weg oder werden zu stummem e gekürzt. Alle diese Namen sind demselben Lautwandel unterworfen wie die übrigen französischen Erbwörter. Ihre Schreibung ist der französischen Aussprache angepaßt und weicht von der deutschen oft bis zur Unkenntlichkeit ab. So entstehen Doppelnamen. Sowohl Schreibung als Aussprache all dieser Namen sind durch langen Sprachgebrauch durchaus festgestellt.

Die Misch- und Mifsformen in Elsass-Lothringen gehören nicht hierher.

Die zweite Schichte wird gebildet von Übertragungen neueren Datums durch das Auge mittels der Schrift. Es sind nicht Erbwörter, sondern Fremdwörter. Sie behalten nicht den deutschen Wortton, sondern verschieben ihn auf die Endsilbe. Sie reproduzieren genau die deutsche Schreibung, aber an Stelle der deutschen Aussprache der betreffenden Schriftzeichen tritt die diesen Schriftzeichen gewöhnliche französische.

Diese Lautveränderungen erscheinen begründet, wenn der betreffende Laut im Französischen überhaupt fehlt oder doch nicht üblich ist. Sie erscheinen als blofse Lesefehler, wenn der Laut im Französischen vorhanden ist und nur anders geschrieben wird.

Alle diese Lautveränderungen, begründete wie grundlose, zeigen zahlreiche Schwankungen, und in weiten Kreisen von Gelehrten giebt die Tendenz sich kund, auch in der Aussprache dem Original sich möglichst anzunähern. Die Neuzeit strebt auch auf diesem Gebiete, wie auf so vielen anderen, nach Uniformität, und diese wird erst erzielt, wenn zur nationalen Schreibung die nationale Aussprache hinzukommt.

Diesem Ziele stellen sich dreierlei Schwierigkeiten entgegen. Zunächst die Verschiedenheit des Alphabets. Dieser zu entgehen, giebt es zwei Wege. Entweder man

setzt für das deutsche Schriftzeichen das gleichlautende französische ein, z. B. *ou* für *u*, *gu* vor *e* statt *g*, z. B.:

*Thoune* statt *Thun*.

*Berquer* statt *Berger*.

Th. de Saussure empfiehlt diese Methode (a. a. O. S. 3), aber er übersieht, daß wir damit in einen *circulus vitiosus* gerathen: *Thun* ist die deutsche Schreibung, aber der nicht unterrichtete Franzose liest (*tö*); *Thoune* giebt die deutsche Aussprache wieder, aber die orthographische Uniformität ist dahin.

Oder man entschließt sich, trotz de Saussure (S. 96), zu erlernen, daß deutsches *u* = französisch *ou*, deutsches *g* vor *e* und *i* = französisch *gu*, und man schreibt und spricht wie im Deutschen: *Thun*, *Ulm*, *Krummacher*, *Gessner*, *Gessler*, *Rtgi* u. s. w.

Größere Schwierigkeiten bereitet das verschiedene Lautsystem. Aber auch dieser begegnet man in ähnlicher Weise. Das an *Thoune* angehängte *e* hebt die Nasalierung auf. Oder man merkt sich einfach, daß diese im Deutschen nicht vorkommt und spricht *Hændel* (*æn-dæ'l* neben *ä-dæ'l*), *Lind* (*lɪnd* neben *läd*), ja sogar den Diphthongen *ai* lernt man aussprechen in *Hayden* (*ä-i'dn* neben *æ'dn*).

Die letzte und größte Schwierigkeit liegt im Wortton. Seine Stellung in beiden Sprachen ist bekannt. Und zwar bildet derselbe so sehr den Angel- und Kernpunkt des gesprochenen Wortes, daß jede Verschiebung desselben, jede Abweichung von der Regel als arger Verstoß empfunden wird. 'Aucune entorse,' sagt de Saussure vom Französischen (a. a. O. S. 60), 'faite à son accentuation n'est admissible, pas plus que dans les autres langues. — En revanche, dans toutes les langues, les différences dans la prononciation des voyelles, des diphthongues et même des consonnes peuvent se tolérer et ne sont pas précisément choquantes.' Also muß in jedem Fremdnamen der Ton auf die letzte Silbe rücken, z. B. auf die deutsche Endsilbe *-en*:

*Léoben* (*le-ö-bæ'n*).

Dadurch wird aber jedes deutsche Wort nahezu unkenntlich. Um diese Schwierigkeit zu heben, schlägt de Saussure vor, nach Analogie alter Fremdnamen wie *Bade* den Accent an seiner ursprünglichen Stelle zu belassen und die Endsilbe *en* in stummes *e* zu kürzen. Er will dies Verfahren auch auf die Endungen *el* und *er* ausdehnen und sie französisch schreiben *-le* und *-re*, gesprochen wie in *table* und *ancrè*. Wenn er aber als Beleg den Namen *Necker* anführt, der in Genf *Néckre* (also ungefähr wie im Deutschen), nicht *Neckaire* gesprochen werde, so scheint uns dieses Beispiel, ebenso wie *Hayden*, gesprochen *Aïdn*, vielmehr dafür zu zeugen, daß es, einige Belehrung vorausgesetzt, sehr wohl thunlich wäre, die sämtlichen deutschen Namen auf *-er*, *-el*, *-en* so zu sprechen und so zu schreiben wie im Deutschen. Wird noch das Zugeständnis gemacht, daß die Zusammengesetzten den Ton auf den zweiten Teil der Zusammensetzung verschieben, wie dieses bereits bei den Übertragungen älteren Stils der Fall ist, so wären wohl auch hier die Hauptschwierigkeiten gehoben.

Im übrigen gesteht de Saussure (a. a. O. S. 83) zu, daß sein Vorschlag wenig Aussicht auf Erfolg habe, daß im Gegenteil eine große Zahl Wörter, die früher durch Kürzung der Endsilbe französisiert worden, nun neuerdings mit voller Endung und überhaupt unverändert geschrieben werden, z. B.:

*Hessen* statt *Hesse*,  
*Unterwalden* statt *Unterwald*,  
*Hannover* statt *Hannovre*,  
*Rheinfelden* statt *Rhinfeld*.

Als Grund führe man an: 'que maintenant toute personne bien élevée sait parler les principales langues de l'Europe, et qu'elle est capable de prononcer à peu près tous les noms comme ils se prononcent dans leur pays d'origine. Par conséquent, on peut les présenter écrits avec leur orthographe primitive, en ayant la presque certitude qu'ils seront prononcés d'une manière correcte.' De Saussure bestreitet zwar die Richtigkeit dieser Voraussetzung und bekämpft die Tendenz überhaupt im Interesse der Harmonie und des Wohlklangs des Französischen. Aber in welchem Interesse sollten wir sie bekämpfen?

---

Wir glauben nachgewiesen zu haben:

a) Dafs der deutsche Wortaccent bei neueren Übertragungen keine unüberwindlichen Hindernisse bereitet, vorausgesetzt, dafs die beidseitigen Sprachverhältnisse gehörig berücksichtigt werden.

b) Dafs die Lautveränderungen, welche nur auf Verschiedenheit des Alphabets, nicht des Lautsystems beruhen, als blofse Lesefehler, auch im Munde des Franzosen, zu betrachten und also unbedingt zu vermeiden sind.

c) Dafs auch diejenigen Lautabänderungen, denen Differenzen des Lautsystems zu Grunde liegen, gröfstenteils nicht durchaus verbindlich, sondern, selbst für Franzosen, nur zulässig sind.

Bei Geschlechtsnamen endlich ist auch dieses letzte Zugeständnis verwerflich. Bekanntlich steht im bürgerlichen Leben jede Namensform unter gesetzlichem Schutz und willkürliche Abänderungen sind nicht gestattet. Es ist also unmöglich, dafs jemand deutsch *Berger* französisch *Berguer* oder *Berger* (bär-Ge') heisse. Was für das bürgerliche Leben, gilt auch in Litteratur und Geschichte. Der Name ist ein unantastbares Eigentum, dessen Abänderung nach Schrift oder Laut keinem Dritten zukommt. Und wenn es nun dem Franzosen schwierig oder gar unmöglich würde, der Aussprache des einen oder andern deutschen Namens völlig gerecht zu werden, so ist das für uns Deutsche doch wahrlich kein Grund, dieses Unvermögen lächerlicherweise nachzuäffen und in der französischen Unterrichtsstunde von einem (göt), einem (ü-la'), einem (schī-lā'r) zu sprechen. Wir sind auch überzeugt, dafs keine andere gebildete Nation sich ähnliches beikommen liefse.

Von dem Gesagten machen nur wenige geschichtliche Namen, welche meist an Lokalnamen anlehnend Doppelformen gebildet haben, eine scheinbare Ausnahme, z. B. *Rarogne Raron*, *Watteville Wattenwil* und das patronymisch gebrauchte *les Habsbourgs*.

Keine Ausnahme hingegen macht es, wenn ein ursprünglich deutscher Name vom Inhaber desselben französisiert worden ist, z. B. *Egger* (æg-Gä'r), der eben dann nicht mehr *Egger* heisst.

Wir beantragen Ihnen also für den französischen Sprachgebrauch an deutschen Schulen die Annahme folgender Thesen:

1) Althergebrachte französische Formen für deutsche Lokal- und Taufnamen, so wie altüberkommene Übersetzungen und Doppelnamen, sind aus sprachlichen Gründen und gemäß dem allgemeinen Usus für jedermann verbindlich.

2) Alle übrigen deutschen Lokalnamen sind auch im Französischen so zu schreiben wie im Deutschen.

In Beziehung auf die Aussprache dieser letzteren Namen ist zu unterscheiden zwischen Lautabänderungen, welche auf Rechnung der Verschiedenheit des französischen Lautsystems kommen, und solchen, denen nur eine abweichende französische Aussprache deutscher Schriftzeichen zu Grunde liegt, während die richtige Aussprache keine Schwierigkeit bietet. Die ersteren sind auch in der Schule zulässig, die letzteren nicht.

3) Alle deutschen Geschlechtsnamen, mit sehr wenigen Ausnahmen, sind auch im Französischen so zu schreiben und so zu sprechen wie im Deutschen.

Hochgeehrte Herren! Ich habe versucht, einen kleinen Grenzkonflikt zu schlichten zwischen den unverjährbaren Rechten der Muttersprache, die zu hüten wir gerade von unsern westlichen Nachbarn am besten lernen können, und den durch immer noch wachsende Erfolge getragenen Ansprüchen jener hochentwickelten Kultursprache, die an unseren Schulen unter den Fremdsprachen den ersten Rang einnimmt, und deren Pflege Ihnen zunächst anvertraut ist. Wenn Sie meinen Vorschlägen zustimmend das Gewicht Ihrer Autorität verleihen, so wird Ihr Entscheid nicht nur für das spezielle Fach und für die Schule von größtem Belang sein, er wird ohne Zweifel auch zurückwirken auf die Behandlung deutscher Namen in Frankreich selbst und im gesamten französisch sprechenden Auslande, er wird dazu beitragen — und welcher brave Sohn würde sich dessen nicht freuen? — unserer Muttersprache erhöhte Achtung zu verschaffen. Indem ich also meinen schwachen Versuch mit vollstem Vertrauen Ihrem ebenso kompetenten wie unparteiischen Urteil anheimstelle, empfehle ich denselben Ihrer gütigen Nachsicht.

---

**Zusatz.** In der auf diesen Vortrag folgenden Diskussion wurde der Wunsch ausgesprochen, es möchte durch eine Mitteilung von kompetenter französischer Seite festgestellt werden, wie der heutige Sprachgebrauch in gebildeten und gelehrten Kreisen von Paris sich zu obigen Thesen verhalte. Ich entspreche diesem Wunsche, indem ich hier die Antwort eines hochstehenden französischen Gelehrten auf eine bezügliche Anfrage beifüge:

Versailles le 8 octobre 1887.

Cher Monsieur, les principes que vous avez posés au Congrès philologique me paraissent théoriquement irréprochables, et je ne crois pas qu'ils puissent présenter aucune difficulté dans la pratique. Ils se rapprochent d'ailleurs beaucoup de ce qui tend à devenir de plus en plus l'usage en France. — Chez nous il n'est pas vraisemblable qu'on arrive à établir des règles fixes, car plus que partout ailleurs, c'est l'usage de la société qui fait loi; or rien n'est capricieux comme l'usage. Mais aujourd'hui on a la tendance pour les noms étrangers à employer presque toujours la forme étrangère lorsqu'il s'agit de noms peu connus, pour lesquels l'usage n'a pas imposé depuis longtemps des formes particulières, ou bien de noms pour lesquels la forme étrangère n'est pas très différente de la forme française. On ne francise plus jamais des noms qui n'ont pas été

francisés autrefois. Sans doute on dira toujours Vienne pour Wien et Hanovre pour Hannover, mais on écrit généralement aujourd'hui Leipzig et non Leipsick, Stuttgart et non Stoutgard ni Stuttgard. Baden remplace même souvent Bade, Innsbruck Inspruck etc.

De plus les cartographes sérieux sont d'avis de donner toujours pour chaque pays les noms étrangers, quitte à mettre en parenthèse le nom français, p. e. Regensburg (Ratisbonne), quand il diffère beaucoup du nom étranger.

Der Vorsitzende spricht dem Redner den Dank der Sektion für seinen anregenden Vortrag aus.

In der Debatte über die Thesen, welche Prof. Hunziker am Schlusse seines Vortrages aufstellte, betont Prof. Sachs, daß er in seinem Wörterbuche alles konstatiert habe, was nach den damaligen Autoritäten und Quellen maßgebend war. Kritik wollte er keine üben. Er erinnert an die verschiedene Aussprache vieler französischer Wörter im Deutschen, die oft richtig, oft extra falsch gesprochen werden, was auf beiden Seiten teils aus Ignoranz, teils aus Nichtkönnen geschieht. Man halte sich am besten an das, was die Franzosen in ihren wissenschaftlichen Kreisen feststellen.

Bei These 2 wurde bemerkt, daß eine praktische Durchführung derselben wohl nicht bewerkstelligt werden könne. In der Theorie ist die Scheidung zwischen althergebrachten und neuen Namen ganz gut, aber wo sind in der Praxis die Grenzen?

Prof. Hunziker entgegnete, diese These stimme überein mit dem Verlangen der meisten französischen Geographen. Den Franzosen könne man allerdings die Aussprache nicht aufzwingen, aber im Schulunterrichte dürfe man sich wohl daran halten.

Prof. Sachs fand diese Änderungen nach dem Geiste der fremden Sprache nicht berechtigt; es gebe notorische Fehler, die im Laufe der Zeit sich fortgesetzt haben, die wir aber nicht ändern können. Er halte die Thesen als berechtigt und wünschenswert, könne sich aber in Praxis nicht anschließen, so lange in Frankreich die maßgebendsten Kreise über diesen Punkt nicht einig seien. Man müsse Fehler festhalten, die von den Franzosen noch nicht als solche konstatiert seien.

Vortrag des Prof. Ritter-Genf:

#### **Lettres inédites de Jean-Jacques Rousseau à madame d'Houdetot.**

Au temps de la Restauration, Jean-Jacques Rousseau et Voltaire étaient des écrivains aimés du public français; ils étaient populaires et familiers à tous; chacun avait lu leurs livres et les connaissait aussi bien que ceux d'un contemporain; on se passionnait pour leur philosophie et leurs idées; les éditions de leurs oeuvres se succédaient à intervalles rapprochés. Mais bientôt après la révolution de 1830, cette vogue s'arrêta; et dès lors Voltaire et Rousseau ne furent plus que ce qu'ils seront toujours: des auteurs classiques, comme Montesquieu et Buffon. Tous ceux qui aiment les lettres ont lu leurs chefs d'oeuvre; quelques amateurs leur restent fidèles, et les connaissant à fond, se plaisent à les relire souvent. Mais le nombre est petit de ceux qui voudraient aujourd'hui acquérir pour leur bibliothèque particulière la collection des oeuvres complètes de Voltaire ou de Rousseau.

A ce changement qui s'est opéré dans les dispositions du public à leur égard, Rousseau a perdu beaucoup plus que Voltaire. Les oeuvres de celui-ci sont plus accessibles, plus avenantes. Les esprits qui vont naturellement à lui, comme à un maître, à



un modèle, sont plus nombreux que ceux que Rousseau attire. La pensée et l'érudition françaises sont aujourd'hui plus que jamais la pensée et l'érudition parisiennes; or il est clair que Voltaire est bien plus parisien que Jean-Jacques: la faveur du public et celle des chercheurs se sont ainsi beaucoup plus attachées à Voltaire qu'à Rousseau. Aussi n'y a-t-il pas lieu de s'étonner si, dans les recherches et les travaux qui ont été faits et publiés depuis vingt ans, il se trouve que la vie et les oeuvres de Voltaire ont été étudiées beaucoup plus et beaucoup mieux que celles de Rousseau. Dans les publications dont ce dernier a été l'objet, il n'y a rien de comparable à la biographie de Voltaire, par Desnoiresterres (8 volumes, publiés de 1867 à 1876), à la bibliographie de Voltaire, par Bengesco (2 volumes, 1882 et 1885; un troisième volume est en préparation) à la nouvelle édition de la Correspondance de Voltaire, par Moland (18 volumes, 1880-82; cette édition contient 10 372 lettres: l'édition Beuchot n'en avait donné que 7473).

Cependant Rousseau n'est pas seulement un des grands noms de la littérature française, il appartient à la Weltliteratur, et tout ce qui le touche est fait pour intéresser le public. Aussi ceux qui ont sous la main des documents inédits qui le concernent, s'empressent-ils de les publier: lettres, extraits de registres, tout est mis au jour; c'est un travail qui constitue la préparation nécessaire et comme l'approvisionnement d'une future édition critique des Oeuvres de J. J. Rousseau, et notamment de la Correspondance et des Confessions. Parmi les chercheurs qui se sont voués à cette tâche, les érudits genevois et suisses forment un groupe qui depuis une trentaine d'années, a toujours été actif et laborieux.

Je ne parlerai que pour mémoire de M. Gaberel. Les ouvrages<sup>1)</sup> de cet écrivain trop fécond n'ont malheureusement pas de droits à la confiance<sup>2)</sup>; ils sont comme dans un chemin, des trous, au bord desquels une administration vigilante doit placer des barrières et des lanternes, pour empêcher les passants d'y tomber.

M. Georges Streckeisen, arrière-petit-fils de Paul Moulton, l'ami de Jean-Jacques, a publié en 1861 un volume: Oeuvres et correspondance inédites de J. J. Rousseau, et en 1865 deux volumes: J. J. Rousseau, ses amis et ses ennemis. Ce sont 677 lettres adressées à Rousseau par 54 correspondants, et publiées d'après les originaux léguées par Du Peyrou à la Bibliothèque de Neuchâtel. Les documents que M. Streckeisen a ainsi mis au jour, ont un grand prix, quoique les introductions et les notes laissent beaucoup à désirer.

M. Fritz Berthoud a publié en 1881 J. J. Rousseau au Val de Travers et en 1884 J. J. Rousseau et le pasteur De Montmollin. Le premier de ces ouvrages a eu pour point de départ quelques conférences populaires faites dans le val de Travers; le manuscrit de ces conférences, retravaillé par l'auteur, fut publié dans la Bibliothèque Universelle (1869) et douze ans après, avec beaucoup de notes et d'appendices, en un volume de 410 pages. Le second ouvrage contient tout le dossier des pièces que M. de Montmollin avait gardées de ses relations et discussions avec Rousseau, ses partisans, et ses adversaires: lettres, documents officiels, manuscrits divers, tout a été reproduit avec soin, et commenté en parfaite connaissance de cause.

---

1) Rousseau et les Genevois, 1858; Calvin et Rousseau, 1878, etc.

2) Cp. Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Literatur. tom. II, pages 309 à 311. Verhandlungen der 39. Philologenversammlung.

M. Louis Dufour-Vernes et M. Théophile Dufour n'ont pas encore fait connaître au public le résultat des recherches qu'ils ont continuées depuis l'époque où ils publiaient, à l'occasion du Centenaire de Rousseau, en 1878, deux intéressants opuscules: *Recherches sur J. J. Rousseau et sa parenté*; — *Jean-Jacques Rousseau et madame de Warens, notes sur leur séjour à Annecy, d'après des pièces inédites*. Les documents que M. Théophile Dufour, en particulier, a accumulés en portefeuille, sont très nombreux et importants.

M. Paul Usteri a publié avec beaucoup de soin une série de lettres de Rousseau, intéressantes et inédites (*Briefwechsel J. J. Rousseaus mit Leonhard Usteri in Zürich und Daniel Roguin in Yverdon. Zürich, 1886, 48 pages, 4<sup>o</sup>*).

Je ne sais si Michelet a exagéré l'influence que madame de Warens a eue sur Rousseau, quand il a dit: 'Le vrai Rousseau est né des femmes, né de madame de Warens. Il le dit nettement lui-même. Avant elle, il ne parlait pas, était noué et muet. Hors de sa présence, il n'avait aucune facilité. Devant elle, liberté parfaite, facilité d'élocution, langue abondante et chaleureuse. — Séparé et jeté au loin sur le pavé de Paris, il se grima en Romain, en citoyen, en sauvage, avec la force âpre qu'il est si aisé de prendre. Et, avec cela, noué. Il ne reconquit sa nature, ne fut vraiment dénoué que par madame d'Houdetot. La grimace disparut, le Caton, le Genevois.' Toujours est-il que pendant quatorze ans, madame de Warens a été le centre de la vie de Jean-Jacques. La connaître de plus près, c'est un grand point pour mieux apprécier son long commerce avec lui. Il faut donc se féliciter que deux chercheurs aient fait sur elle des travaux considérables. M. Albert de Montet a recueilli une série de documents qui permettent de la suivre pas à pas pendant son enfance et sa jeunesse, et jusqu'à son départ de Vevey.<sup>1)</sup> M. François Mugnier, conseiller à la Cour d'Appel de Chambéry, a réuni une cinquantaine de documents inédits sur les trente dernières années de la vie de madame de Warens. Les travaux de M. M. de Montet et Mugnier se complètent mutuellement; la publication simultanée s'en prépare activement.

Les savants étrangers ont fait beaucoup, de leur côté; il suffit de rappeler les deux volumes de M. M. Lucien Perey et Gaston Maugras sur madame d'Épinay, où il est parlé de Rousseau à maintes reprises; les importantes publications de M. Albert Jansen, qui font attendre avec impatience la biographie complète de Rousseau que prépare mon savant ami; et le livre (écrit en russe) de M. le professeur Alexeïeff, de Moscou, où les lecteurs occidentaux trouveront le premier texte du *Contrat social*, d'après le manuscrit de la Bibliothèque de Genève.

On voit que les années qui viennent de s'écouler n'ont pas été perdues. Mais tous ces efforts de l'érudition des amis de Rousseau ne font que mieux apparaître la nécessité des publications qu'ils ont préparées et qu'ils attendent: une édition critique des *Confessions*, et surtout une bonne édition de la *Correspondance* de Rousseau, qui aux 1082 lettres réunies par l'édition Hachette, joigne les cinq à six cents lettres qui sont dispersées çà et là, ou qui sont encore inédites. Il y faudra intercaler un millier de lettres adressées à Rousseau par ses correspondants, tant celles que Streckeisen a mises

---

1) Le plus important de ces documents, une longue lettre de M. de Warens à son frère, a été publiée dans la Bibliothèque Universelle de Lausanne, en mai 1884.

au jour, que celles qu'on peut glaner après lui dans le riche dépôt légué par Du Peyrou à la Bibliothèque de Neuchâtel.

C'est dans cette collection de manuscrits que j'ai travaillé pendant quelques semaines en 1881 et en 1882; et c'est là que j'ai copié trois lettres inédites de Rousseau à madame d'Houdetot, qui y existent en brouillons; elles figurent au Catalogue sous le n° 7890: Brouillons de quelques lettres de J. J. Rousseau à une dame de ses amies.

Deux de ces trois lettres portent des numéros d'ordre: Lettre 5°, Lettre 6°; elles se placent tout naturellement à la suite de celles que M. Streckeisen avait publiées en 1861 dans son volume: *Oeuvres et correspondance inédites de Rousseau*, pages 141 à 165, et qui portaient en tête: Lettre 2°, Lettre 3°, Lettre 4°. A la tête de tout ce dossier vient se placer, non pas celle que M. Streckeisen y a mise (Cf. Jansen, Jean-Jacques Rousseau als Botaniker, page 159) mais une des lettres que j'ai copiées à Neuchâtel, celle qui n'a point de numéro d'ordre. Le lecteur attentif et judicieux en tombera d'accord, je m'assure, quand il aura lu les six lettres dans l'ordre que je viens d'indiquer.

Toutes ces lettres sont adressées à Sophie, c'est-à-dire à madame d'Houdetot. Elles n'ont pas de date; une seule phrase de la première: 'Rappelez-vous les beaux jours de cet été si charmant, si court . . . . . rappelez-vous les promenades solitaires que nous aimions à répéter sur ces coteaux' nous donne une indication utile. Mais une étude attentive des lettres de madame d'Houdetot à Jean-Jacques, et de tous les sentiments agités qui se succédèrent dans l'âme de Rousseau, du printemps de 1757 à celui de 1758, amènera sans doute le lecteur à conclure comme moi, que le seul intervalle de calme et d'amitié où la composition de ces lettres puisse se placer avec vraisemblance, doit être fixé dans le mois de septembre et la première quinzaine d'octobre 1757. La phrase que j'ai citée, montre qu'on ne saurait remonter plus haut; et dans aucune des périodes qui suivent, je ne vois jour à placer ces lettres qui respirent une âme apaisée et doucement mélancolique.

Quoique ces lettres soient écrites avec talent, elles ne sont pas de la meilleure manière de Rousseau; on y sent encore l'appât doctoral qui dépàre quelquefois ses premiers écrits, et jusqu'à la Nouvelle Héloïse; mais elles offrent pour l'histoire littéraire un très grand intérêt, parce qu'on y trouve la première ébauche de quelques-uns des beaux morceaux de la Profession de foi du Vicaire savoyard. Rousseau s'est servi du brouillon même de ces lettres à Sophie pour écrire l'Emile. Dans ces lettres où le nom de Sophie est écrit vingt fois, il a mis en surcharge: 'Rentrons en nous-même, ô mon bon ami' — et plus loin, 'ma chère amie' est remplacé par: 'bon jeune homme': c'est en ces termes que le Vicaire savoyard s'adresse à son disciple.

Les passages de ces lettres n° 5 et 6, qui se retrouvent à peu près textuellement<sup>1)</sup> dans la Profession de foi du Vicaire savoyard, forment environ dix pages de celle-ci.

Il faut parler enfin d'une question qui se pose d'elle-même, mais à laquelle je ne sais que répondre. Le traité de morale en six lettres que Rousseau avait composé pour

1) On remarquera aussi, à la fin de la 5° lettre, un morceau sur la pudeur, qui rappelle certaines pages de la Lettre à D'Alembert sur les spectacles; les termes y sont quelquefois les mêmes. Ainsi: 'dans un état de faiblesse et d'oubli d'eux-mêmes, qui les livre' à tout agresseur, dit la lettre à Sophie; à la merci du premier venu, dit la lettre à D'Alembert.

Sophie, a-t-il été envoyé à madame d'Houdetot? Dans les nombreuses lettres de celle-ci, on ne voit rien qui ressemble à un accusé de réception de ces six lettres.<sup>1)</sup> Sans doute, étant donné le caractère de Jean-Jacques, je serais tenté de dire: A-t-il fait parvenir ces lettres à leur adresse? Je n'en sais rien, mais j'en suis sûr. — Cependant il faut tenir compte du fait que la 6<sup>e</sup> lettre paraît inachevée; elle se termine par des phrases sans liaison, comme on en fait dans un premier jet; l'écrivain paraît avoir été interrompu à la fin de son oeuvre, avant d'y avoir mis la dernière main. Tout s'expliquerait si l'on voulait admettre que la lettre de Diderot<sup>2)</sup>, qui appelait Rousseau à suivre à Genève madame d'Epinay, et qui mit aux champs l'irritable philosophe, est venue le surprendre au moment même où il en était à la fin de sa 6<sup>e</sup> lettre à Sophie. Dans le torrent d'émotions où il fut lancé (lire surtout la lettre de Jean-Jacques à madame d'Houdetot, du 4. novembre 1757, qui n'a été publiée que dans l'Isographie des hommes célèbres) il ne trouva plus de moment propice pour se remettre à sa tâche et la mener à terme. Il lui restait cependant peu de chose à faire.

Je viens de dire ce qui me paraît vraisemblable, dans l'état des documents qui sont accessibles à nos recherches; mais une collection particulière peut renfermer des autographes qui dissiperaient le doute, et mettraient en évidence la faiblesse de mes conjectures, sur lesquelles il est par conséquent inutile d'insister.

[Première Lettre.]

Venez, ma chère et digne amie, écouter la voix de celui qui vous aime; elle n'est point, vous le savez, celle d'un vil séducteur; si jamais mon coeur s'égara dans des vœux dont vous l'avez fait rougir, ma bouche au moins ne tenta point de justifier mes égarements; la raison travestie en sophismes ne prêta point son ministère à l'erreur; le vice humilié se tut au nom sacré de la vertu; la foi, l'honneur, la sainte vérité ne furent point outragés dans mes discours; en m'abstenant de donner à mes fautes des noms honnêtes, j'empêchai que l'honnêteté ne sortît de mon coeur; je le tins ouvert aux leçons de la sagesse que vous daignâtes me faire entendre: c'est maintenant mon tour, ô Sophie; c'est à moi de vous rendre le prix de vos soins; puisque vous avez conservé mon âme aux vertus qui vous sont chères, je veux pénétrer la vôtre de celles qui vous sont peut-être encore inconnues.

Que je m'estime heureux de n'avoir jamais prostitué ma plume ni ma bouche au mensonge! je m'en sens moins indigne d'être aujourd'hui près de vous l'organe de la vérité.

---

1) On lit dans la lettre IX de madame d'Houdetot à Rousseau: 'J'ai reçu votre paquet, et vous en remercie: vous savez bien que toute preuve d'amitié et de confiance me sera bien chère de votre part, bon et cher citoyen.' (Streckeisen I, 362.) — Mais ces mots ne se rapportent qu'à ce passage de la lettre VII: 'A propos, je voulais vous demander à relire cette lettre que vous avez écrite à Voltaire sur le poème de Lisbonne.' (Streckeisen, I, 361.)

2) Cette lettre, qui est du milieu d'octobre 1757, a été transcrite dans les Confessions; et Streckeisen (I, 277) l'a publiée aussi, avec quelques variantes, l'une desquelles est une forte bévue. Cp. le récit des Confessions, qui se rapporte à cette lettre, laquelle existe en original à la Bibliothèque de Neuchâtel. J'atteste en témoin oculaire que madame d'Epinay nous fait une histoire, quand elle nous peint Rousseau 'jetant à terre cette lettre, qu'il venait de déchirer de ses dents'. Quand je l'ai vue en 1881 et 1882, elle n'était point déchirée.

En vous rappelant la circonstance où vous me demandâtes des règles de morale à votre usage, je ne puis douter que vous n'en pratiquassiez alors une des plus sublimes; et que dans le danger auquel m'exposait alors une aveugle passion, vous ne songeassiez plus encore à mon instruction qu'à la vôtre. Il n'y a qu'un scélérat qui puisse exposer les devoirs d'autrui en foulant aux pieds les siens, ou plier la morale à ses passions; et vous, qui m'honorez de votre amitié, savez bien qu'avec un coeur faible, je n'ai pas l'âme d'un méchant. En m'efforçant de remplir aujourd'hui la noble tâche que vous m'avez imposée, je vous offre un hommage qui vous est dû. La vertu m'en est plus chère, depuis que je la tiens de vous.

En soumettant au devoir et à la raison les sentiments que vous m'aviez inspirés, vous avez exercé le plus grand, le plus digne empire que le Ciel ait donné à la beauté et à la sagesse. Non, Sophie, un amour pareil au mien ne pouvait céder qu'à lui-même; vous seule, comme les Dieux, pouviez détruire votre ouvrage, et il n'appartenait qu'à vos vertus d'effacer l'effet de vos charmes.

Loin que mon coeur en s'épurant se soit détaché du vôtre, à l'amour aveugle ont succédé mille sentiments éclairés qui me font un devoir charmant de vous aimer toute ma vie, et vous ne m'en êtes que plus chère, depuis que j'ai cessé de vous adorer. Mes désirs, loin de s'atténuer en changeant d'objet, n'en deviennent que plus ardents en devenant plus honnêtes. S'ils osèrent, dans le secret de mon coeur, attenter à vos attraits, ils ont bien réparé cet outrage, ils ne tendent plus qu'à la perfection de votre âme, et à justifier s'il est possible, tout ce que la mienne a senti pour vous. Oui, soyez parfaite comme vous pouvez l'être, et je serai plus heureux que de vous avoir possédée. Puisse mon zèle aider à vous élever si fort au-dessus de moi, que l'amour-propre me dédommage en vous de mes humiliations, et me console en quelque sorte de n'avoir pu vous atteindre. Ah! Si les soins de mon amitié peuvent encourager vos progrès, songer quelquefois à tout ce que j'ai droit d'attendre d'un coeur que le mien n'a pu mériter.

Après tant de jours perdus à poursuivre une vaine gloire, à dire au public des vérités qu'il n'est point en état d'entendre, je me vois enfin proposer un objet utile, je remplirai des soins que vous exigez de moi, je m'occuperai de vous, de vos devoirs, des vertus qui vous conviennent, des moyens de perfectionner votre heureux naturel. Je vous aurai toujours sous les yeux. Non, quand je passerais ma vie à me chercher un travail agréable, je n'en saurais trouver un mieux selon mon coeur, que celui que vous m'imposez. Jamais projet ne fut formé sous de plus doux auspices, jamais entreprise ne promit un plus heureux succès. Tout ce qui peut enflammer le courage et nourrir l'espoir s'unit à la plus tendre amitié pour exciter mon zèle. Le chemin de la perfection vous est ouvert sans obstacle; la nature et le sort ont tant fait pour vous que ce qui vous manque encore ne dépend plus que de votre volonté, et votre coeur me répond d'elle dans tout ce qui tient à la vertu. Vous portez un nom illustre que votre fortune soutient et que votre mérite honore; une famille naissante n'attend que vos soins pour vous rendre un jour la plus heureuse des mères; votre époux, accueilli à la cour, estimé à la guerre, intelligent dans les affaires, jouit d'un bonheur constant qui commença par son mariage. Le goût des plaisirs ne vous est pas étranger; la retenue et la modération vous sont encore plus naturelles; vous avez les agréments qui font réussir dans le monde, les lumières qui le font mépriser, et les talents qui en dédommagent; vous serez partout où vous voudrez être, et toujours à votre place.

Ce n'était pas encore assez; mille autres jouissent de tous ces avantages, et ne sont que des femmes vulgaires. Des biens plus précieux sont votre aimable partage. Un esprit juste et pénétrant, un coeur droit et sensible, une âme éprise de l'amour du beau, un sentiment exquis pour le connaître, voilà les garants des espérances que j'ai conçues de vous. Ce n'est pas moi qui veux que vous soyez la meilleure, la plus digne, la plus respectable des femmes: c'est la nature qui le veut: ne trompez pas ses vues, n'enfouissez pas ses talents. Je ne vous demande que d'interroger votre coeur, et de faire ce qu'il vous prescrit. N'écoutez ma voix, ô Sophie, qu'autant que vous la sentirez confirmer par la sienne.

Parmi tous ces dons que le Ciel vous a départis, oserai-je compter celui d'un ami fidèle? Il en est un, vous le savez, qui non content de vous chérir telle que vous êtes, se pénètre d'un vif et pur enthousiasme pour tout ce qu'on doit espérer de vous; il vous contemple d'un oeil avide dans tous les états où vous pouvez être; il vous voit, à chaque instant de sa vie, dans le passé, dans le présent, dans l'avenir; il voudrait rassembler à la fois tout votre être du fond de son âme. Il ne connaît d'autre plaisir que de s'occuper de vous sans cesse; son plus cher désir est de vous voir assez parfaite pour inspirer à tout l'univers les mêmes sentiments qu'il a pour vous. Près du terme de ma courte carrière, il semble à l'ardeur dont je me sens enflammé que je reçoive une nouvelle vie pour l'employer à guider la vôtre. Mon esprit s'éclaire au feu de mon coeur; j'éprouve en moi l'invincible impulsion du génie. Je me crois envoyé du Ciel pour perfectionner son plus digne ouvrage; oui, Sophie, les occupations de mes derniers jours honoreront ma stérile jeunesse; si vous daignez m'écouter, ce que j'aurai fait pour vous rachètera l'inutilité de ma vie entière; et j'en deviendrai meilleur moi-même, en m'efforçant de vous donner l'exemple des vertus dont je veux vous inspirer l'amour.

Nous avons eu beau cesser de nous voir, nous ne cesserons point de nous aimer, je le sens; car notre attachement mutuel est fondé sur des rapports qui ne périssent point. C'est en vain que le sort et les méchants nous séparent, nos coeurs seront toujours proches; et s'ils s'entendaient si bien quand deux passions contraires leur inspiraient des désirs incompatibles, que ne feront-ils point, aujourd'hui réunis dans le plus digne objet qui les pût remplir?

Rappelez-vous les beaux jours de cet été si charmant, si court, et si propre à laisser de longs souvenirs. Rappelez-vous les promenades solitaires que nous aimions à répéter sur ces coteaux ombragés où la plus petite vallée du monde étalait à nos yeux toutes les richesses de la nature, comme pour nous dégouter des faux biens de l'opinion. Songez à ces entretiens délicieux où, dans l'effusion de nos âmes, la confiance de nos peines les soulageait mutuellement, et où vous versiez la paix de l'innocence sur les plus doux sentiments que le coeur de l'homme ait jamais goûtés. Sans être unis du même noeud, sans brûler de la même flamme, je ne sais quel feu céleste encore nous animait de son ardeur, et nous faisait soupirer conjointement après des biens inconnus dont nous étions faits pour jouir ensemble.

N'en doutez pas, Sophie, ces biens si désirés étaient les mêmes dont je viens aujourd'hui vous offrir l'image; le même penchant pour tout ce qui est bon et honnête nous attachait l'un à l'autre, et la même sensibilité réunie nous faisait trouver plus de charmes à l'objet commun de nos adorations. Que nous serions changés, et qu'il faudrait

nous plaindre, si nous pouvions jamais oublier des moments si chers, si nous pouvions cesser de nous rappeler avec plaisir l'un à l'autre, assis ensemble aux pieds d'un chêne, votre main dans la mienne, vos yeux attendris fixés sur les miens, et versant des larmes plus pures que la rosée du ciel. Sans doute, l'homme vil et corrompu pouvait interpréter de loin nos discours selon la bassesse de son coeur; mais le témoin sans reproche, l'oeil éternel qu'on ne trompe point, voyait peut-être avec complaisance deux âmes paisibles s'encourager mutuellement à la vertu, et nourrir par un épanchement délicieux tous les purs sentiments dont il les a pénétrés.

Voilà les garants du succès de mes soins, voilà mes droits pour oser les prendre. En vous exposant mes sentiments sur l'usage de la vie, je prétends moins vous donner des leçons que vous faire ma profession de foi; à qui puis-je mieux confier mes principes qu'à celle qui connaît si bien tous mes sentiments? Sans doute, avec d'importantes vérités dont vous saurez faire usage, vous trouverez ici des erreurs involontaires dont votre droiture de coeur et d'esprit saura me guérir et vous préserver. Examinez, discernez, choisissez; daignez m'expliquer les raisons de votre choix; et puissez-vous tirer autant de profit de ces lettres que l'auteur en attend de vos réflexions! Si quelquefois je prends avec vous le ton d'un homme qui croit instruire, vous le savez, Sophie, avec cet air de maître je ne fais que vous obéir, et je vous donnerais longtemps de pareilles leçons avant de vous payer le prix de celles que j'ai reçues de vous.

Quand cet écrit n'aurait d'autre usage que celui de nous rapprocher quelquefois, et de renouveler dans l'éloignement ces doux entretiens qui remplirent mes derniers jours et firent mes derniers plaisirs, cette idée suffirait pour me payer des travaux du reste de ma vie. Je me console au milieu de mes maux en songeant que quand je ne serai plus, je vous serai quelque chose encore, que mes écrits tiendront ma place auprès de vous, que vous prendrez à les relire le goût que vous trouviez à converser avec moi, et que s'ils ne portent point à votre esprit de nouvelles lumières, ils nourriront du moins au fond de votre coeur le souvenir de la plus tendre amitié qui fut jamais.

Ces lettres ne sont pas faites pour voir le jour, et je n'ai pas besoin de vous dire qu'elles ne le verront jamais sans votre aveu. Mais si les circonstances vous permettaient de l'accorder un jour, combien la pureté du zèle qui m'attache à vous en rendrait volontiers la déclaration publique! Votre nom ni le mien, sans paraître dans cet ouvrage, n'échapperaient pas peut-être aux soupçons de ceux qui nous ont enviés; je serais quant à moi, plus fier qu'humilié de cette pénétration, et je n'en obtiendrais que plus d'estime en montrant celle que j'ai pour vous. A votre égard, aimable Sophie, quoique vous n'ayez pas besoin de mon suffrage pour être honorée, je voudrais que la terre entière eût les yeux sur vous, je voudrais unir tout le monde sur ce que j'attends des qualités de votre âme, afin de vous inspirer plus de courage et de force à remplir cette attente aux yeux du public. On dira que mon attachement ni mon estime n'ont point été prodigués, et surtout aux femmes; on en sera plus curieux d'examiner celle qui rassemblera si parfaitement l'un et l'autre. Je vous charge de ma gloire, ô Sophie: justifiez, s'il se peut, l'honneur que j'ai reçu des gens de bien. Faites qu'on dise un jour en vous voyant et se rappelant ma mémoire: Ah! cet homme aimait la vertu, et se connaissait en mérite!

---

(A la suite de cette première lettre viennent se placer, comme je l'ai dit, les lettres n<sup>os</sup> 2, 3 et 4, publiées par Georges Streckeisen dans les Oeuvres et correspondance inédites de J. J. Rousseau, pages 141 à 165.)

Lettre 5<sup>e</sup>.

Toute la moralité<sup>1)</sup> de la vie humaine est dans l'intention de l'homme. Les bonnes actions en perdent leur prix au fond de son âme par le défaut du motif. S'il est vrai que le bien soit bien, il doit l'être au fond de nos coeurs comme dans nos oeuvres, et le premier prix de la justice est de sentir qu'on la pratique. Si la bonté morale est conforme à notre nature, l'homme ne saurait être sain, ni bien constitué, qu'autant qu'il est bon. Si elle ne l'est pas et que l'homme soit méchant naturellement, il ne peut cesser de l'être sans se corrompre. La bonté ne serait en lui qu'un vice contre nature; fait pour nuire à ses semblables, comme le loup pour égorger sa proie, un homme humain serait un animal aussi dépravé qu'un loup pitoyable, et la vertu seule nous laisserait des remords.

Croiriez-vous qu'il fût au monde une question plus facile à résoudre? De quoi

Oh! Rentrons en nous-même, ô mon bon ami, examinons<sup>2)</sup>

s'agit-il pour cela, si non de rentrer en soi-même, d'examiner, tout intérêt personnel à part, à quoi nos penchants naturels nous portent. Quel spectacle nous flatte le plus, celui des tourments où du bonheur d'autrui? Qu'est-ce qui nous est le plus doux à faire, et nous laisse une impression plus agréable après l'avoir fait, d'un acte de bienfaisance ou d'un acte de méchanceté? Pour qui nous intéressons-nous sur nos théâtres? Est-ce aux forfaits que vous prenez plaisir? Est-ce que vous donnez des larmes à leurs auteurs punis? Entre le héros malheureux et le tyran triomphant, duquel des deux vos vœux secrets vous rapprochent-ils sans cesse? Et qui de vous, forcé de choisir, n'aimerait pas mieux encore être le bon qui souffre, que le méchant qui prospère: tant l'horreur de faire le mal l'emporte naturellement en nous sur celle de l'endurer! Voit-on dans une rue ou sur un chemin quelque acte de violence et d'injustice? A l'instant un mouvement de colère et d'indignation s'élève au fond du coeur et nous porte à prendre la défense de l'opprimé: mais un devoir plus puissant nous retient, et les lois nous ôtent le droit de protéger l'innocence.

Au contraire, si quelque acte de clémence ou de générosité frappe nos yeux, quelle admiration, quel amour il nous inspire! Qui est-ce qui ne se dit pas à lui-même: j'en voudrais avoir fait autant? Les âmes les plus corrompues ne sauraient perdre tout-à-fait ce penchant: le voleur qui dépouille les passants couvre pourtant la nudité du pauvre; il n'y a point de féroce assassin qui ne soutienne un homme tombant en défaillance. Les

---

1) C'est ici que commencent les emprunts que Rousseau a faits à ces lettres, quand il a rédigé la Profession de foi du Vicaire savoyard. Le lecteur doit avoir sous les yeux le texte de l'Emile, pour suivre phrase après phrase cette copie, en remarquant les changements apportés par Rousseau à son premier texte.

2) Ici, et dans un autre passage qu'on trouvera plus loin, la phrase placée en interligne est celle que Rousseau a substituée aux mots qu'il a biffés sur son manuscrit, lesquels ont été imprimés en caractères espacés.



traîtres même, en formant entre eux leurs complots, se touchent dans la main, se donnent leur parole et respectent leur foi. Homme pervers, tu as beau faire: je ne vois en toi qu'un méchant maladroit; — car la nature ne t'a point fait pour l'être.

On parle du cri des remords qui punit en secret les crimes cachés et les met souvent en évidence. Hélas! qui de nous ne connut jamais cette voix importune? On parle par expérience, et l'on voudrait effacer ce sentiment involontaire qui nous donne tant de tourment. Mais obéissons à la nature, nous connaissons avec quelle douceur elle approuve ce qu'elle a commandé, et quel charme on trouve à goûter la paix vertueuse d'une âme contente d'elle-même. Le méchant se craint et se fuit; il s'égaie en se jetant hors de soi, il tourne autour de lui des yeux inquiets, et cherche un objet qui le fasse rire; sans la raillerie insultante, il serait toujours triste. Au contraire, la sérénité du juste est intérieure; son ris n'est point de malignité, mais de joie; il en porte la source en lui-même. Seul, il est aussi gai qu'au milieu d'un cercle. Ce contentement inaltérable qu'on voit régner en lui, il ne le tire pas de ceux qui l'approchent, il le leur communique.

Jetez les yeux sur toutes les nations du monde; parcourez toutes les histoires: parmi tant de cultes inhumains et bizarres, parmi cette prodigieuse diversité de mœurs et de caractères, vous trouverez partout les mêmes idées de justice et d'honnêteté, partout les mêmes principes de morale, les mêmes notions du bien et du mal. L'ancien Paganisme enfanta des Dieux abominables, qu'on eût punis ici-bas comme des scélérats, et qui n'offraient pour tableau du bonheur suprême que des forfaits à commettre et des passions à contenter. Mais le vice revêtu d'une autorité sacrée descendait en vain du séjour éternel, la nature le repoussait du coeur des humains. On célébrait les débauches de Jupiter, mais on admirait la tempérance de Xénocrate; la chaste Lucrèce adorait l'impudique Vénus; l'intrépide Romain sacrifiait à la Peur; jamais divinités plus méprisables ne furent adorées par de si grands hommes; l'immortelle voix de la vertu, plus forte que celle des Dieux mêmes, se faisait respecter sur la terre, et semblait reléguer au Ciel le crime avec les coupables.

Il est donc au fond de toutes les âmes un principe inné de justice et de vérité, sur lequel, malgré nos propres maximes, nous jugeons nos actions et celles d'autrui comme bonnes ou mauvaises, et c'est à ce principe que je donne le nom de conscience.

Mais à ce mot, j'entends s'élever de toutes parts la voix des philosophes: 'erreurs de l'enfance, préjugés de l'éducation, s'écrient-ils tous comme de concert. Il n'y a rien dans l'entendement humain que ce qui s'y introduit par l'expérience, et nous ne jugeons d'aucune chose que sur des idées acquises.' Ils font plus: cet accord évident et universel de toutes les nations, ils l'osent rejeter, et contre cette éclatante uniformité du jugement des hommes, ils vont chercher dans les ténèbres quelque exemple obscur et connu d'eux seuls, comme si les penchants de la nature étaient anéantis par la dépravation de quelques individus; et que sitôt qu'il est des monstres, l'espèce humaine ne fût plus rien. Mais que servent au sceptique Montaigne les tourments qu'il se donne pour déterrer en un coin du monde une coutume opposée aux notions de la justice? Que lui sert de donner au plus méprisable et suspect voyageur une autorité qu'il refuse aux écrivains les plus respectables: quelques usages incertains et bizarres, fondés sur des causes particulières qui nous sont inconnues, détruiront-ils l'induction générale tirée du concours de tous les

peuples, opposés en tout le reste et d'accord sur ce seul point? O Montaigne, toi qui te piques de franchise et de vérité, sois sincère et vrai si un philosophe peut l'être, et dis-moi s'il est quelque climat sur la terre, où ce soit un crime de garder sa foi, d'être clément, bienfaisant, généreux; où l'homme de bien soit méprisable, et le scélérat honoré?

Je n'ai pas dessein d'entrer ici dans des discussions métaphysiques qui ne mènent à rien; je vous ai déjà dit que je ne voulais point disputer avec les philosophes, mais parler à votre cœur; quand tous les philosophes du monde prouveraient que j'ai tort, si vous sentez que j'ai raison, je n'en veux pas davantage. Il ne faut pour cela que vous faire distinguer nos perceptions acquises de nos sentiments naturels; car nous sentons nécessairement avant que de connaître, et comme nous n'apprenons point à vouloir notre bien personnel et à fuir notre mal, mais tenons cette volonté de la nature, de même l'amour du bon et la haine du mauvais nous sont aussi naturels que notre propre existence; ainsi, quoique les idées nous viennent du dehors, les sentiments qui les apprécient sont au-dedans de nous, et c'est par eux seuls que nous connaissons la convenance ou disconvenance qui existe entre nous et les choses que nous devons rechercher ou fuir.

Exister, pour nous, c'est sentir; et notre sensibilité est incontestablement antérieure à notre raison même. Quelle que soit la cause de notre existence, elle a pourvu à notre conservation en nous donnant des sentiments conformes à notre nature, et l'on ne saurait nier qu'au moins ceux-là ne soient innés. Ces sentiments, en égard à l'individu, sont l'amour de soi-même, la crainte de la douleur et de la mort, et le désir du bien-être. Mais si, comme on n'en peut douter, l'homme est un animal sociable par sa nature, ou du moins fait pour le devenir, il ne peut l'être que par d'autres sentiments innés, relatifs à son espèce. Et c'est du système moral formé par ce double rapport à soi-même et à ses semblables, que naît l'impulsion naturelle de la conscience.

Conscience, conscience, instinct divin, voix immortelle et céleste, guide assuré d'un être ignorant et borné, mais intelligent et libre; juge infailible du bien et du mal, sublime émanation de la substance éternelle, qui rends l'homme semblable aux Dieux, c'est toi seule qui fais l'excellence de sa nature.

Sans toi, je ne sens rien en moi qui m'élève au-dessus des bêtes, que le triste privilège de m'égarer d'erreurs en erreurs à l'aide d'un entendement sans règle et d'une raison sans principe.<sup>1)</sup>

Ne pensez donc pas, ô Sophie, qu'il fût impossible d'expliquer par des conséquences de notre nature le principe actif de la conscience, indépendant de la raison même. Et quand cela serait impossible, encore ne serait-il pas nécessaire. Car les philosophes qui combattent ce principe ne prouvent point qu'il n'existe pas, mais se contentent de l'affirmer: quand nous affirmons qu'il existe, nous sommes aussi avancés qu'eux, et nous avons de plus toute la force du témoignage intérieur, et la voix de la conscience qui dépose pour elle-même.

Bon jeune homme,

Ma chère amie, que ces tristes raisonneurs sont à plaindre! En effaçant en eux les sentiments de la nature, ils détruisent la source de tous leurs plaisirs; ils ne savent

---

1) Dans la Profession de foi du Vicaire savoyard, le paragraphe qui suit a été placé avant les deux précédents.

se délivrer du poids de la conscience qu'en se rendant insensibles. Si la vertu n'est rien, si l'amitié n'est qu'habitude, intérêt personnel, quels vrais plaisirs pouvons-nous goûter sur la terre? Si la foi des amants n'est qu'une chimère, si la pudeur du sexe consiste en vains préjugés, que deviendront tous les charmes de l'amour? N'est-ce pas un bien maladroit système que celui qui ne sait ôter le remords de la volupté qu'en étouffant à la fois l'un et l'autre? Si nous ne voyons plus dans l'univers que de la matière et du mouvement, où seront donc les biens moraux dont notre âme est toujours avide, et quel sera le prix de la vie humaine, si nous n'en jouissons que pour végéter?

Je reviens à ce sentiment de honte, si charmant et si doux à vaincre, plus doux peut-être encore à respecter, qui combat et enflamme les désirs d'un amant, et rend tant de plaisirs à son cœur, pour ceux qu'il refuse à ses sens. Pourquoi rejeterions-nous ce reproche intérieur, qui voile d'une modestie impénétrable les vœux secrets d'une fille pudique, et couvre ses joues d'une rougeur enchanteresse, aux tendres discours d'un amant aimé? Quoi donc? L'attaque et la défense ne sont-elles pas des lois de la nature? N'est-ce pas elle qui permet la résistance au sexe qui peut céder autant qu'il lui plaît? N'est-ce pas elle qui prescrit la poursuite à celui qu'elle prend soin de rendre discret et modéré? N'est-ce pas elle qui les remet durant leurs plaisirs à la garde de la honte et du mystère, dans un état de faiblesse et d'oubli d'eux-mêmes qui les livre à tout agresseur? Vous sentez donc combien il est faux que la pudeur n'ait pas sa raison suffisante, et ne soit qu'une chimère dans la nature; et comment serait-elle l'ouvrage des préjugés, si les préjugés mêmes de l'éducation la détruisent, si vous la voyez dans toute sa force chez les peuples ignorants et rustiques, et si sa douce voix ne s'étouffe, chez les nations plus cultivées, que par les sophismes du raisonnement?

Si les premières lueurs du jugement nous éblouissent, et confondent d'abord tous les objets à nos regards, attendons que nos faibles yeux se rouvrent et se fortifient, et bientôt nous reverrons ces mêmes objets aux lumières de la raison, tels que nous les montrait d'abord la nature; ou plutôt, soyons plus simples et moins vains: bornons-nous en aux premiers sentiments que nous trouvons en nous-mêmes, puisque c'est toujours à eux que l'étude nous ramène, quand elle ne nous a point égarés.

#### Lettre 6.

Enfin nous avons un guide assuré dans ce labyrinthe des erreurs humaines; mais ce n'est pas assez qu'il existe; il faut savoir le connaître et le suivre. S'il parle à tous les cœurs, ô Sophie, pourquoi y en a-t-il si peu qui l'entendent? Hélas! il nous parle la langue de la nature, que tout nous a fait oublier.

La conscience est timide et craintive; elle cherche la solitude; le monde et le bruit l'épouvantent; les préjugés, dont on la dit être l'ouvrage, sont ses plus mortels ennemis; elle fuit ou se tait devant eux; leur voix bruyante étouffe la sienne et l'empêche de se faire entendre; à force d'être éconduite, elle se rebute à la fin, elle ne nous parle plus, elle ne nous répond plus; et après un long mépris pour elle, il en coûte autant de la rappeler qu'il en coûta de la bannir.

Quand je vois chacun de nous, sans cesse occupé de l'opinion publique, étendre pour ainsi dire son existence tout autour de lui sans en conserver presque rien dans son propre cœur, je crois voir un petit insecte former de sa substance une grande toile par

laquelle seule il paraît sensible, tandis qu'on le croirait mort dans son trou. La vanité de l'homme est la toile d'araignée qu'il tend sur tout ce qui l'environne; l'une est aussi solide que l'autre; le moindre fil qu'on touche met l'insecte en mouvement; il mourrait de langueur si on laissait la toile tranquille; et si d'un doigt on la déchire, il achève de s'épuiser plutôt que de ne la pas refaire à l'instant. Commençons par redevenir nous, par nous concentrer en nous, par circonscrire notre âme des mêmes bornes que la nature a données à notre être; commençons en un mot par nous rassembler où nous sommes, afin qu'en cherchant à nous connaître, tout ce qui nous compose vienne à la fois se présenter à nous. Pour moi, je pense que celui qui sait le mieux en quoi consiste le moi humain est le plus près de la sagesse; et que comme le premier trait d'un dessin se forme des lignes qui le terminent, la première idée de l'homme est de le séparer de tout ce qui n'est pas lui.

Mais comment se fait cette séparation? Cet art n'est pas si difficile qu'on pourrait croire, ou du moins sa difficulté n'est pas où on la croit; il dépend plus de la volonté que des lumières; il ne faut point un appareil d'études et de recherches pour y parvenir. Le jour nous éclaire et le miroir est devant nous; mais pour le voir, il y faut jeter les yeux; et le moyen de les y fixer est d'écarter les objets qui nous en détournent. Recueillez-vous, cherchez la solitude: voilà d'abord tout le secret, et par celui-là seul on découvre bientôt les autres.

Pensez-vous en effet que la philosophie nous apprenne à rentrer en nous-mêmes? Ah! combien l'orgueil sous son nom nous en écarte! C'est tout le contraire, ma charmante amie: il faut commencer par rentrer en soi pour philosopher.

Ne vous effrayez pas, je vous conjure: je n'ai pas dessein de vous reléguer dans un cloître, et d'imposer à une femme du monde une vie d'anachorète. La solitude dont il s'agit est moins de faire fermer votre porte, ou de rester dans votre appartement, que de tirer votre âme de la presse, comme disait l'abbé Terrasson, et de la fermer d'abord aux passions étrangères qui l'assaillent à chaque instant. Mais l'un de ces moyens peut aider à l'autre, surtout au commencement: ce n'est pas l'affaire d'un jour de savoir être seule au milieu du monde; et après une si longue habitude d'exister dans tout ce qui vous entoure, le recueillement de votre cœur doit commencer par celui de vos sens. Vous aurez d'abord assez affaire à contenir votre imagination, sans être obligée encore de fermer vos yeux et vos oreilles. Eloignez les objets qui doivent vous distraire, jusqu'à ce que leur présence ne vous distraie plus. Alors, vivez sans cesse au milieu d'eux: vous saurez bien, quand il le faudra, vous y retrouver avec vous.

Je ne vous dis donc point: quittez la société. Je ne vous dis pas même: renoncez à la dissipation et aux vains plaisirs du monde. Mais je vous dis: apprenez à être seule sans ennui. Vous n'entendrez jamais la voix de la nature, vous ne vous connaîtrez jamais sans cela. Ne craignez pas que l'exercice de courtes retraites vous rende taciturne et sauvage, et vous détache des habitudes auxquelles vous ne voudriez pas renoncer. Au contraire, elles ne vous en seront que plus douces.

Quand on vit seul, on en aime mieux les hommes, un tendre intérêt nous rapproche d'eux; l'imagination nous montre la société par ses charmes, et l'ennui même de la solitude tourne au profit de l'humanité. Vous gagnerez doublement par le goût de cette vie contemplative: vous y trouverez plus d'attachement pour ce qui

vous est cher tant que vous l'aurez, et moins de douleur à le perdre quand vous en serez privée.

Prenez tous les mois, par exemple, un intervalle de deux ou trois jours sur vos plaisirs ou sur vos affaires. Faites-vous une loi de vivre seule ces deux ou trois jours, dussiez-vous d'abord vous ennuyer beaucoup. Il vaut mieux les passer à la campagne qu'à Paris: ce sera, si vous voulez, une visite à faire: vous irez voir Sophie.

La solitude est toujours triste à la ville: comme tout ce qui nous environne montre la main des hommes et quelque objet de société, quand on n'a pas cette société, l'on se sent hors de sa place; et une chambre où l'on est seul ressemble fort à une prison. C'est tout le contraire à la campagne: les objets y sont riants et agréables, ils excitent au recueillement et à la rêverie; on s'y sent au large, hors des tristes murs de la ville et des entraves du préjugé; les bois, les ruisseaux, la verdure écartent de notre coeur les regards des hommes; les oiseaux, voltigeant çà et là selon leur caprice, nous offrent dans la solitude l'exemple de la liberté; on entend leur ramage; on sent l'odeur des prés et des bois; les yeux, uniquement frappés des douces images de la nature, la rapprochent mieux de notre coeur.

C'est donc là qu'il faut commencer à converser avec elle, et consulter ses lois dans son propre empire; au moins l'ennui ne viendra-t-il pas sitôt vous poursuivre, et sera-t-il plus facile à supporter dans l'exercice de la promenade et la variété des objets champêtres, que sur une chaise longue ou dans un fauteuil. Je voudrais que vous évitassiez de choisir les temps où votre coeur, vivement affecté de quelque sentiment de plaisir ou de peine, en garderait l'émotion dans la retraite; où votre imagination trop émue vous rapprocherait malgré vous des êtres que vous auriez cru fuir; et où votre esprit, trop préoccupé, se refuserait aux légères impressions des premiers retours sur vous-même.

Au contraire, afin d'avoir moins de regret à vous aller ennuyer seule à la campagne, prenez les moments où vous seriez réduite à vous ennuyer à la ville; la vie la plus occupée de soins ou d'amusements ne laisse encore que trop de pareils vides; et cette manière de remplir les premiers qui se présenteront vous rendra bientôt insensible à tous les autres. Je ne demande pas que vous vous livriez d'abord à des méditations profondes, je demande seulement que vous puissiez maintenir votre âme dans un état de langueur et de calme qui la laisse replier sur elle-même, et n'y ramène rien d'étranger à vous.

Dans cet état, me direz-vous, que ferai-je? Rien. Laissez faire cette inquiétude naturelle qui dans la solitude ne tarde pas d'occuper chacun de lui-même, malgré qu'il en ait.

Je ne dis pas non plus que cet état doive produire un affaissement total, et je suis bien éloigné de penser que nous n'ayons nul moyen de réveiller en nous le sentiment intérieur. Comme on réchauffe une partie engourdie avec des frictions légères, l'âme amortie dans une longue inaction se ranime à la douce chaleur d'un mouvement modéré; il faut l'émouvoir par des souvenirs agréables que ne se rapportent qu'à elle; il faut lui rappeler les affections qui l'ont flattée, non par l'entremise des sens, mais par un sentiment propre et par des plaisirs intellectuels. S'il existait au monde un être assez misérable pour n'avoir rien fait dans tout le cours de sa vie dont le souvenir pût lui donner

un contentement intérieur, et le rendre bien aise d'avoir vécu: cet être, n'ayant que des sentiments et des idées qui l'écarteraient de lui, serait hors d'état de jamais se connaître; et faute de savoir en quoi consiste la bonté qui convient à sa nature, il resterait méchant par force, et serait éternellement malheureux. Mais je soutiens qu'il n'y a point sur la terre d'homme assez dépravé pour n'avoir jamais livré son cœur à la tentation de bien faire: cette tentation est si naturelle et si douce qu'il est impossible de lui résister toujours; et il suffit de lui céder une seule fois, pour n'oublier jamais la volupté qu'on goûta par elle. O chère Sophie, combien d'actions de votre vie vous suivront dans la solitude pour vous apprendre à l'aimer! Je n'ai pas besoin d'en chercher qui ne soient étrangères: songez au cœur que vous conservâtes à la vertu, songez à moi: vous aimerez à vivre avec vous.

Voilà les moyens de travailler dans le monde à vous plaire dans la retraite, en vous y ménageant des souvenirs agréables, en vous y procurant votre propre amitié, et vous y rendant assez bonne compagnie à vous-même pour vous passer de toute autre. Mais que faut-il faire exactement pour cela? Ce n'est point encore ici le temps d'entrer là-dessus dans des détails qui supposent les connaissances que nous nous proposons d'acquérir. Je sais qu'il ne faut point commencer un traité de morale par la fin, ni donner pour premier précepte la pratique de ce qu'on veut enseigner. Mais encore une fois, dans quelque état qu'une âme puisse être, il reste un sentiment de plaisir à bien faire, qui ne s'efface jamais et qui sert de première prise à toutes les autres vertus. C'est par ce sentiment cultivé qu'on parvient à s'aimer et à se plaire avec soi. L'exercice de la bienfaisance flatte naturellement l'amour-propre par une idée de supériorité; on s'en rappelle tous les actes comme autant de témoignages qu'au-delà de ses propres besoins, on a de la force encore pour soulager ceux d'autrui. Cet air de puissance fait qu'on prend plus de plaisir à exister, et qu'on habite plus volontiers avec soi. Voilà d'abord tout ce que je vous demande: parez-vous pour vous présenter à votre miroir, vous vous en regarderez plus volontiers. Songez toujours à vous ménager un sentiment de bien-être étant seule, et dans tous les objets de vos plaisirs donnez toujours la préférence à ceux dont on jouit encore quand on ne les possède plus.

Une femme de qualité est trop environnée de son état; je voudrais que vous puissiez quelques moments renoncer au vôtre; ce serait encore un moyen de vous entretenir plus immédiatement avec vous. Quand vous ferez vos retraites, laissez tout le cortège de votre maison; n'emmenez ni cuisinier, ni maître d'hôtel; prenez un laquais et une femme de chambre, ce n'est que trop encore; en un mot, ne transportez point la vie de la ville à la campagne: allez-y goûter véritablement la vie retirée et champêtre. Mais les bienséances . . . . Ah! toujours ces fatales bienséances! si vous les voulez sans cesse écouter, il ne vous faut point d'autre guide; choisissez entre elles et la sagesse. Couchez-vous de bonne heure, levez-vous matin; suivez à peu près la marche du soleil et de la nature; point de toilette, point de lecture; prenez des repas simples aux heures du peuple: en un mot, soyez en tout une femme des champs. Si cette manière de vivre vous devient agréable, vous connaîtrez un plaisir de plus; si elle vous ennue, vous reprendrez avec plus de goût celle à laquelle vous êtes accoutumée.

Faites mieux encore. De ces courts espaces que vous viendrez passer dans la solitude, employez-en une partie à vous rendre l'autre agréable. Vous aurez de longues matinées,

vides de vos occupations ordinaires; destinez-les à des courses dans le village. Informez-vous des malades, des pauvres, des opprimés; cherchez à donner à chacun les secours dont il a besoin, et ne pensez pas que ce soit assez de les assister de votre bourse, si vous ne leur donnez encore de votre temps, et ne les aidez de vos soins. Imposez-vous cette fonction si noble de faire qu'il existe quelques maux de moins sur la terre; et si vos intentions sont pures et nobles, vous trouverez bientôt à les accomplir. Mille obstacles, je le sens bien, vous distrairont d'abord d'un pareil soin. Des maisons malpropres, des gens brutaux, des objets de misère commenceront par vous dégoûter. Mais en entrant chez ces malheureux, dites-vous: je suis leur soeur, et l'humanité triomphera de la répugnance. Vous les trouverez menteurs, intéressés, pleins de vices qui rebuteront votre zèle; mais interrogez-vous en secret sur les vôtres: vous apprendrez bientôt à pardonner ceux d'autrui; et songez qu'en les couvrant d'un air plus honnête, l'éducation ne les rend que plus dangereux.

L'ennui surtout, ce tyran des gens de votre état, qui leur fait payer si cher l'exemption du travail, et dont on se rend toujours plus la proie en s'efforçant de l'éviter, l'ennui seul vous détournera tout d'abord de ces occupations salutaires, et les rendant insupportables, vous fournira des prétextes, pour vous en dispenser. Songez que se plaire à bien faire est le prix d'avoir bien fait, et qu'on ne l'obtient pas avant de l'avoir mérité. Rien n'est plus aimable que la vertu, mais elle ne se montre ainsi qu'à ceux qui la possèdent. Quand on la veut embrasser, semblable au Protée de la fable, elle prend d'abord mille formes effrayantes et ne se montre enfin sous la sienne qu'à ceux qui n'ont point lâché prise. Résistez donc aux sophismes de l'ennui; n'écartez point de vous des objets faits pour vous attendre; détestez cette pitié cruelle qui détourne les yeux des maux d'autrui pour se dispenser de les soulager; ne vous reposez point de ces soins honorables sur des mercenaires. Soyez sûre que les domestiques mettent toujours à contribution les bienfaits des maîtres, qu'ils savent s'approprier de manière ou d'autre une partie de ce qu'on donne par leurs mains, et qu'ils exigent une reconnaissance très onéreuse de tout ce que le maître a fait gratuitement. Faites-vous un devoir de porter partout, avec une assistance réelle, l'intérêt et les consolations qui la font valoir et qui souvent en tiennent lieu. Que vos visites ne soient jamais infructueuses! Que chacun tressaille de joie à votre abord! Que les bénédictions publiques vous accompagnent sans cesse! Bientôt un si doux cortège enchantera votre âme; et dans les nouveaux plaisirs que vous apprendrez à goûter, si quelquefois vous perdez le bien que vous aurez cru faire, vous ne perdrez pas au moins celui que vous en aurez tiré.

Ne refusez pas à vos propres mains l'honneur d'être bienfaisante.

Une voix secrète parlera bientôt à votre coeur, et vous dira: tu n'es pas seule, les bonnes actions ont un témoin.

Dans la plus profonde solitude, votre coeur vous dit que vous n'êtes pas seule.

Je n'ai rien à vous dire, sinon que j'ai pris les mêmes moyens, qu'ils m'ont conduit par la même route, que je crois avoir l'âme saine, et que je suis sûr de ma bonne foi.

Nachdem der erste Vorsitzende die interessanten Mitteilungen bestens verdankt hatte, erteilte er das Wort den Prof. Dr. Alex. Maurer-Lausanne zu einem Vortrage:

## **Fragen über die Organisation des neusprachlichen Unterrichts an den höheren Lehranstalten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz.**

Prof. Maurer stellte nachstehende Thesen und Fragen auf:

### **Thesen:**

- 1) Der Unterricht in den neueren Sprachen sollte an den höheren Schulen so geordnet sein, daß dem angehenden Philologen, sowie auch dem Bildungsbedürftigen überhaupt ein lebendiges, zusammenhängendes Bild der modernen Kulturvölker geboten würde.
- 2) Die Methodik des neuern Sprachunterrichts sollte nicht nur Wortkenntnisse, sondern auch Sachenkenntnisse ins Auge fassen.
- 3) Um das fachliche Interesse bei den in Amt stehenden Lehrern allseitig wach zu halten, sollten regionale, nationale und internationale Versammlungen moderner Philologen angebahnt werden.

### **Fragen:**

- 1) Durch welche Mittel wird den Liebhabern des modernen Sprachfachs die Erwerbung sprachlicher, litterarischer und pädagogischer Kenntnisse und Fertigkeiten erleichtert?
- 2) Welche Unterrichtsmethoden und Tendenzen stehen gegenwärtig in besonderer Gunst?
- 3) Wird irgendwo Zusammenhang zwischen dem Unterrichte in den neueren Sprachen und dem Unterrichte in den übrigen Fächern erstrebt?
- 4) Auf welche Anforderungen wird von Prüfungskommissionen und Schulbehörden besonderes Gewicht gelegt?

Er begründete dieselben in folgender Weise:

1) Seit Fr. Aug. Wolf und Boeckh gilt es als Ziel der alten Philologen, der Neuzeit das Leben der klassischen Völker so lebendig und allseitig wie möglich zu Gemüt zu führen, und etwas Ähnliches suchen seit den Tagen der deutschen Romantik die Germanisten und Romanisten in Bezug auf das Mittelalter zu verwirklichen.

Was thut die Neuzeit, um sich selbst zu verstehen? Sie läßt die Herren Lektoren an den Universitäten praktische Übungen veranstalten und nickt beifällig, wenn hie und da ein Professor Vorlesungen über neuere Litteratur hält.

Bei dem läßt sie's aber bewenden und scheint nicht daran zu denken, daß das γνῶθι σουτὸν noch ganz anderes mit sich bringt. — Wo wird über Kunst und Wissenschaft, über religiöse und philosophische Bestrebungen, über politische und soziale Einrichtungen, über das Privatleben und die Sitten der modernen Franzosen und Engländer zusammenhängendes vorgetragen? Und wenn man Berlin, Zürich, Bonn, Heidelberg und noch einige andere höhere Schulen abzieht, könnte man sogar fragen, wo wird über neuere Litteraturgeschichte etwas Zusammenhängendes geboten?

Woher diese Vernachlässigung? Daß die moderne Kultur nicht bildend sei, kann ihr nicht vorgeworfen werden, hat sie doch einen bedeutenden Teil der bildenden Substanz des klassischen Altertums und des Mittelalters in sich aufgenommen und außerdem kostbare Selbsterzeugnisse aufzuweisen. — Ebenso wenig läßt sich behaupten, daß wirk-



liche Philologie es nur mit abgeschlossenen Kulturperioden wie Altertum und Mittelalter zu thun haben könne. Denn auch im modernen Volksleben giebt es Zeitläuften, die ein Ganzes bilden; und mag es auch unmöglich sein, diesen mit derselben Kaltblütigkeit entgegen zu treten wie gewissen Zeitabschnitten der alten Geschichte, so ist dabei nicht aller Nachteil auf Seite der Neuern.

Wenn also neuere Realphilologie möglich ist und recht betrieben höchst bildend sein kann, woher kommt denn die ihr entgegengebrachte Gleichgültigkeit?

Nicht aus Furcht vor Überbürdung oder Teilnahmlosigkeit des Publikums; denn neue Gebiete haben den deutschen Gelehrten stets angezogen und Teilnahmlosigkeit fürchtet er nicht; auch hätte er sie überdies in diesem Falle nicht zu befürchten. — Verachtenden Schlendrian, wie man ihn oft bei Franzosen und Engländern trifft, kann man den deutschen Philologen selten vorwerfen. Dagegen schadet ihnen eine wesentlich protestantische Untugend, die weltflüchtige Abwendung vor dem Realen.

Leute wie Winckelmann, Boeckh, Schliemann und andere, welche einem realistischen Zuge nach Sachenkenntnis folgen, sind im Lager der deutschen Altertumsforscher von jeher eine Minderheit gewesen; die weitaus grössere Anzahl derselben scharf um das grammatisch-kritische Panier und diese Richtung hat auch die neuere Philologie ins Schlepptau genommen. Ich kann vielleicht irren, aber ich entsinne mich nicht, im ganzen Archiv für neuere Sprachen oder in den Vorträgen der ehemaligen Berliner Akademie für neuere Sprachen jemals etwas anderes als Dissertationen und Notizen über rein sprachliche Gegenstände gefunden zu haben.

2) Wenn nun das in den höheren Regionen geschieht, was sollen die gewöhnlichen Schulen anderes thun, als nachtreten und nachahmen? Und das geschieht denn auch.

Soviel ich habe bemerken können, beschränkt sich in Gymnasien und Realschulen der neusprachliche Unterricht wesentlich auf Wortdressur.

Solange man aber Schüler mit leerem Schall abspeist und solange man hinter dem zu lernenden Worte nichts sieht als wieder ein anderes, freilich bekannteres Wort, so kann es einem ziemlich gleich sein, ob man mit Jacotot, Robertson, Toussaint-Langenscheidt von einem gegebenen Texte aus analytisch-progressiv zu Werke geht, oder mit Seidenstücker, Ahn, Ollendorf, Plötz synthetisch aufbauend vorwärts schreitet. In beiden Fällen stellt sich zwischen das fremde Wort und den durch dasselbe bezeichneten Gegenstand das bekannte Wort der Muttersprache. Und leider nur zu oft begnügt man sich mit diesem einzigen Zwischengliede nicht, sondern man giebt sich ordentlich Mühe, die Reihe der Mitglieder durch grammatische Kunstwörter und pädagogische Kunstgriffe anzuschwellen.

Ein Lehrer gewöhnlichen Schlages wäre z. B. nicht zufrieden, wenn ein Schüler beim Lesen von 'il chantait' sogleich an das deutsche Aequivalent 'er sang' dächte. Um ihm zu gefallen, müßte der Schüler zwischen die beiden Wörter folgende Reihe einfügen: il chantait? Dritte Person der Einzahl des Imperfectum Indicativi des Zeitworts chanter, welches dem deutschen Infinitiv 'singen' entspricht, von dem die dritte Person der Einzahl des Imperfectum Indicativi 'er sang' lautet.

Daß ein solcher Musterschüler das höchste Ziel des neusprachlichen Unterrichtes nicht erreicht, liegt auf der Hand. Ist er ein Deutscher, so lernt er nie französisch

denken; ist er ein Franzose, so lernt er niemals deutsch denken. Denn deutsch oder französisch denken heisst doch nichts anderes, als beim Aussprechen eines Wortes in seinem Geist das zu reproducieren, was beim Aussprechen desselben Wortes im Geist eines richtigen Deutschen oder Franzosen vorgeht.

Spricht der Deutsche das Wort 'Baum' aus, so schweben ihm Eichen, Buchen, Tannen und Obstbäume vor den Sinnen; spricht der Franzose das Wort 'arbre' aus, so sieht er vor allem die von der Regierung längs der Landstrassen gepflanzten Pappelbäume, erst in zweiter Linie das, was dem Deutschen vorschwebt, und ist er ein Südfranzose, so sieht er wohl noch ein paar Bäume mehr.

Laßt den Deutschen und den Franzosen ans Mittagessen denken und dasselbe nach demselben Speisezettel bestellen. Braten, Kartoffeln und Salat werden dem Franzosen den Vorgeschmack einer Reihe eingeben, deren einzelne Glieder seinem Gaumen in exklusivem Nacheinander erscheinen, während umgekehrt der Deutsche sich auf das Zusammenklingen und Durcheinanderwogen der verschiedenen Empfindungen freut, welches durch das simultane Einwirken der drei Gerichte auf seine Geschmacksdrüsen erzeugt wird. — Für den Einen ist das Mittagessen eine Melodie, für den Andern eine Symphonie.

Engländer und Deutsche stehen einander näher als Franzosen und Deutsche, und doch welch' ein Unterschied klafft uns entgegen, selbst wenn sie ein und dasselbe Wort aussprechen. Beim Wort 'House' denkt der Londoner sogleich an ein schmales, dreistöckiges Gebäude mit einer Küche im Erdgeschoss, einem Graben und einem Gitter davor; an eine Familie, welche zu ebener Erde speist, im ersten Stock repräsentiert und in den übrigen schläft. — Frau Wilhelmine Buchholz dagegen denkt an ein breites, hohes Gebäude mit einer steinernen Wendeltreppe, mit Thüren rechts und links in jedem Stock und einem Schwarm von Familien, deren häusliches Leben sich in ebener Richtung entwickelt anstatt in senkrechter, wie das des Engländers.

Alles das gehört zu dem sachlichen Hintergrund der Wörter, und es ist derselbe jedenfalls ebenso wichtig wie der bloße Lautbestand. Das Denken in einer fremden Sprache ist in der That nur möglich, wenn der Doppelnatur des Wortes Rechnung getragen wird, wenn man von Anfang an Wort und Bild zugleich den Sinnen entgegenbringt und ihrer unmittelbaren Verbindung durch keine Übersetzungsmittel entgegenwirkt. Mit einem Wort, die Erlernung der fremden Sprachen sollte an einen systematischen Anschauungsunterricht geknüpft werden.

Lehmann hat für die ersten Stufen des französischen und englischen Unterrichts so etwas versucht; leider sind die von ihm verwandten Gemälde unklar und nicht charakteristisch; ich glaube gar, daß er für beide Sprachen die nämlichen Bilder verwendet, während er sich hätte angelegen sein lassen sollen, durch Verschiedenheit derselben auf die Besonderheiten der beiden Völker hinzuweisen.

Dieser auf Anschauung gestützte Sprachunterricht sollte sich über alle Klassen der Gymnasien und Realschulen verbreiten und in enge Fühlung zu den übrigen Lehrobjecten treten.

Geschichte und Geographie sollten das historische Auftreten und die Heimat der modernen Kulturvölker beleuchten; der Unterricht in der Muttersprache die charakteristischen Züge betonen, wodurch sie sich von den Nachbarsprachen unterscheidet; der

Religionsunterricht des Anteils erwähnen, den ein und das andere Volk an der Entfaltung des religiösen Lebens genommen, die Singstunden die bedeutsamsten Nationallieder einüben; der Zeichenunterricht auf Grund von Kupferstichsammlungen und Gemälden das Augenmerk auf charakteristische Sitten und Gebräuche lenken.

Bei der fremdsprachlichen Lektüre sollten vor allem solche Werke gelesen werden, in welchen sich das gesellschaftliche Leben spiegelt. Dagegen dürfte man Bücher wie Michauds *Histoire des Croisades* oder Voltaire's *Charles XII.* beiseite lassen, so gut geschrieben sie auch sein mögen.

3) Manche der hier geäußerten Wünsche mögen wohl bedeutenden Schwierigkeiten begegnen, auch schon deswegen, weil sie mit der Unklarheit behaftet sind, die allem anklebt, was sich noch nicht in der Erfahrung bewährt hat.

Aber wenn es uns vergönnt wäre, uns öfter zu sehen, unsere Erfahrungen und Wünsche öfter miteinander zu besprechen, so könnte manches, was jetzt nur dunkel gefühlt wird, sich zu lichtern Eindrücken gestalten. Es wäre deshalb äußerst wünschenswert, wenn die modernen Philologen feste, periodische Zusammenkünfte hätten: solche, auf denen mehr lokalen, andere, auf denen mehr allgemein nationalen, und endlich auch solche, auf denen internationalen Bestrebungen pädagogischer und wissenschaftlicher Art Rechnung getragen würde. Internationale Kongresse dürften auf unserm Gebiet sich um so leichter ins Werk setzen lassen, da wir kein Volapük nötig hätten, um uns gegenseitig zu verständigen oder zu verstehen.

Der Umstand, daß die 39. Philologenversammlung in Zürich stattfindet, verleiht derselben ganz natürlich ein internationales Gepräge. Ich benutze deshalb die Gelegenheit, um Ihnen, verehrteste Kollegen, einige Fragen zur Besprechung vorzulegen, die sich auf die Organisation des neu sprachlichen Unterrichts in den verschiedenen jetzt hier vertretenen Ländern beziehen.

Die soeben entwickelten Thesen und meine an Sie gestellten Fragen gehören eigentlich zusammen.

Die 1. These und die 1. Frage verweisen auf die Systematik, die 2. These neben der 2. und 3. Frage auf die Methodik, die 4. Frage auf beide zugleich.

Wenn das Präsidium keiner andern Ordnung den Vorzug giebt, so könnte man die zueinander gehörigen Thesen und Fragen miteinander zur Besprechung bringen.

In den Thesen wird dem Ideal Raum gegeben; es soll mich freuen, von Ihnen zu erfahren, inwiefern dasselbe zulässig ist. In den Fragen wird auf Erkundigung über deutsche, österreichische und schweizerische Erziehungsverhältnisse ausgegangen, und ich glaube, daß es keine bessere Gelegenheit geben kann als diese, um Antwort darauf zu erhalten.

Der Vorsitzende dankt im Namen der Versammlung und eröffnet die Diskussion, in welcher dem Vortragenden von mehreren Seiten, so namentlich von den Herren Sachs, Proescholdt, Guttersohn vorgeworfen wurde, er habe zu ungünstig geschildert. In neuerer Zeit werde nicht bloß in vielen wissenschaftlichen Zeitschriften und Büchern in bezug auf die Realien derselbe Weg eingeschlagen, den andere fürs Lateinische und Griechische schon längst genommen haben, sondern es sei an verschiedenen deutschen und schweizerischen Hochschulen in dieser Richtung bereit ein Umschwung eingetreten. Allerdings werden noch an keiner Hochschule Kollegien gelesen, wie sie z. B. Boekh über

den Staatshaushalt der Griechen hielt; aber es sei zu erwarten, daß im Laufe der nächsten Jahre im Universitätsunterricht den Realien ein immer größerer Platz eingeräumt werde, wie es ihre Wichtigkeit erfordere.

Zu These 3 bemerkte Dr. Proescholdt, daß die neusprachlichen Vereine, wie sie in Deutschland bestehen und aus denen der Neuphilologentag hervorgewachsen sei, bereits alles thun, um den angeregten Gedanken zu verwirklichen. Es gebe ja sogar schon ein eigenes Blatt, das Neuphilologische Centralblatt, das den Austausch der Gedanken und Wünsche der einzelnen Vereine ermögliche.

Hierauf machte Prof. Dr. Sachs die Anregung, die Schweizer sollten sich den Bestrebungen des deutschen Centralvereins anschließen; sie könnten an demselben nähern Anschluß finden als am schweizerischen Gymnasiallehrerverein.

Von Seite der Schweizer wurde erwidert, es bestehe in der Schweiz zur Zeit noch kein neuphilologischer Verein, der Verkehr mit Deutschland könnte sich daher bloß auf Einzelne beschränken; eine Trennung vom bestehenden Verein sei nicht angezeigt, da man keinen Grund habe, über Hintansetzung zu klagen. Immerhin wurde die Gründung einer neuphilologischen Sektion im Anschluß an den schweizerischen Gymnasiallehrerverein für wünschenswert erklärt und versprochen, den angeregten Gedanken sobald als möglich zu verwirklichen.

Auf Vorschlag des Prof. Gutersonn gab man den Verhandlungen Ausdruck durch folgende Schlufsresolutionen:

1) Die Versammlung erkennt gern an, daß in den neuern Sprachen bezüglich Kenntnisse der Realien und des modernen Elementes schon manche Fortschritte gemacht worden sind, erklärt aber zugleich eine weitere Hebung und Förderung des neuphilologischen Studiums im angedeuteten Sinne für wünschenswert.

2) Zur Erreichung dieses Zieles ist es von größter Wichtigkeit, daß sowohl im Universitätsunterricht, als auch in den Fach- und Staatsprüfungen noch mehr Gewicht gelegt werde auf Kenntnis der modernen Sprache und Litteratur, des Volks- und Kulturlebens der neuern Zeit.

3) Zur Anbahnung eines regeren Verkehrs zwischen den deutschen und schweizerischen Fachgenossen wäre die Gründung eines neuphilologischen Vereins in der Schweiz, womöglich im Anschluß an den bereits bestehenden Gymnasiallehrerverband, freudig zu begrüßen.

---

### Dritte Sitzung.

Freitag den 30. September 1887, Vormittag 8 Uhr.

Der erste Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit ehrenden Worten der Erinnerung an die Männer, die sich um das Studium der neueren Sprachen verdient gemacht haben und die seit 1884 aus unserem Kreise geschieden sind; er gedachte namentlich des bedeutenden Forschers Karl August Mahn, sowie des allzu früh verstorbenen Dr. Rhode.

Hierauf hielt Prof. Gutersohn-Karlsruhe seinen Vortrag über:

### **Gegenvorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts.**

Der Vortrag geht von der Annahme aus, daß den Fachgenossen der geschichtliche Verlauf der Reformbewegung im allgemeinen bekannt sei; es wird deshalb nur kurz erwähnt, daß dieselbe namentlich durch die Schriften von Perthes, Vietor, Kühn, Münch, Rambeau, Breymann, Hornemann u. a. ins Leben gerufen worden sei. Wie in der Litteratur der allerletzten Zeit, so sei auch durch die Beschlüsse einiger Fach- und Schulmännerversammlungen bereits eine mehr gemäßigte Stellungnahme weiterer Lehrerkreise zum Ausdruck gekommen; es wird in dieser Hinsicht speziell auf die Hauptversammlung des deutschen Mädchenschulvereins zu Berlin (Oktober 1886) und den diesjährigen Neuphilologentag zu Frankfurt a. M. hingewiesen.

Mit Entschiedenheit werden in erster Linie die Forderungen verworfen, welche von seiten extremer Phonetiker an die Schule gestellt werden, wenn dieselben z. B. eine rein lautliche Vorschulung, eine besondere Lautschrift, oder endlich die Begründung der Formenlehre auf die Lautlehre verlangen. Der Redner stellt sich somit im allgemeinen auf den Standpunkt, wie er durch die Thesen des Oberlehrers Dr. Ahn an der vorjährigen Versammlung der Neuphilologen zu Hannover, ferner in den Schriften von Christ. Eidam (Phonetik in der Schule) und Ohlert (Die fremdsprachliche Reformbewegung) eingenommen ist. Es werden dabei besonders auch die Erfahrungen berücksichtigt, welche bei den Leselehrmethoden des muttersprachlichen Unterrichts gemacht worden sind und welche den vollen Beweis liefern, daß der mehr abstrakte Laut nicht vom konkreten Buchstaben getrennt werden darf, wenn hinreichend klare und starke Vorstellungen im Geiste des Schülers entstehen sollen.

Die wissenschaftliche Bedeutung der Phonetik wird bei dieser Stellungnahme durchaus nicht verkannt, deshalb auch die Verdienste der Reformer um Erzielung einer guten Aussprache gebührend gewürdigt; doch sei es eine Forderung der Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß schon Plötz lange vorher mit unbestrittenem Erfolge auf das gleiche Ziel hingearbeitet habe. Für den Schulunterricht könne es sich nur darum handeln, dem Lernenden die Bildung der noch fremden und besonders schwierigen Lautverbindungen durch die Erklärung der physiologischen Vorgänge zu ermöglichen und zu erleichtern.

Der Hauptteil des Vortrages war der jetzt vielfach besprochenen Gestaltung des Anfangsunterrichts gewidmet. Redner geht von der Ansicht aus, daß die 'wissenschaftliche Pädagogik', wie sie durch die Lehren Herbarts begründet und besonders durch Ziller weiter ausgebildet worden, einige große Gedanken und nummehr feststehende Grundsätze zu Tage gefördert habe. Besonders komme den genannten Männern das Verdienst zu, das eigentliche Wesen des Lernprozesses in scharfer und richtiger Weise erklärt zu haben. Das Lernen ist nämlich vom psychologischen Standpunkte aus im wesentlichen eine Apperzeptionsthätigkeit, d. h. es besteht in der Aneignung neuer Vorstellungen und Begriffe an die bereits vorhandenen. Damit nun die Apperzeption in richtiger und nachhaltiger Weise zustande komme, muß jeweils zuerst eine Zergliederung oder Analyse des bereits bestehenden Gedankenkreises vorgenommen werden, während dann nachher durch die Synthese der neue Stoff dargeboten wird; selbstverständlich wird aber je nach dem Gegenstande bald das eine, bald das andere Verfahren mehr hervortreten.

Wenn nun beim muttersprachlichen Unterrichte, wo der Erfahrungs- und Gedankenkreis des Schülers schon ein sehr ausgedehnter ist, notwendigerweise der Analyse die Hauptrolle zufällt, so liegen bei Erlernung einer Fremdsprache die Verhältnisse wesentlich anders. Hier kann es sich im Anfange fast nur um Darbietung eines neuen, größtenteils unbekannten Formen- und Wörtermaterials, d. h. also um die Synthese handeln und dabei führt der naturgemäße Gang nach allen Gesetzen der Logik und der Psychologie<sup>1)</sup> vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zum Schweren, vom Konkreten zum Abstrakten, hier also vom Buchstaben oder Laute zum Worte, dann zum Satze und zuletzt zum zusammenhängenden Lesestücke. Auf diese Weise allein sei es möglich, der Grundforderung jeder Methodik nachzukommen, daß der Stoff nicht massenweise, sondern in ganz kleinen Teilen, unter Vermeidung jeder Anhäufung von Schwierigkeiten dem Schüler vorgebracht werde; so allein können sich die neuen Wörter oder Formen in seinem Geiste festsetzen.

Wie sehr diese durch die wissenschaftliche Theorie aufgestellten Grundsätze auch durch die historische Erfahrung bestätigt werden, beweist ein Blick in die Werke und Lehren des Comenius, wenn derselbe z. B. sagt: 'Die Natur erzieht alles aus Anfängen, die der Größe nach unbedeutend, dem Vermögen nach jedoch stark sind (und das sind gewiß in der Sprache die Wörter und Sätze); sie schreitet immer vom Leichterem zum Schwereren, überstürzt und verwirrt sich dabei nicht, sondern geht langsam und das Einzelne wohl unterscheidend zu Werke.' Ebenso beachtenswert sind auch noch folgende Grundsätze: 'Wie der Verstand, so ist auch die Sprache bei den Knaben vorzugsweise an kindlichen Stoffen zu bilden, alles Männliche aber für ein reiferes Alter zu versparen. Bei der Aufstellung von Regeln muß die bereits bekannte Sprache als Richtschnur gelten, so daß einzig und allein die Abweichung jener von dieser aufgezeigt wird. Auch müssen die Regeln zuerst grammatisch, nicht philosophisch sein, d. h. sie sollen nicht nach Ursprung und Begründung von Formen und Redensarten grübeln, sondern ganz einfach sagen, was da geschieht und wie es zu geschehen habe.' Redner glaubt in seiner 'Französischen Leseschule' (Dresden bei Ehlermann) diesen pädagogischen Grundsätzen Rechnung getragen zu haben.

Die zweite Unterrichtsstufe betreffend erklärt sich der Vortragende mit den meisten Forderungen der Reformer einverstanden; hier sei es vor allem wichtig, daß das zusammenhängende Lesestück viel früher zum Ausgang- und Mittelpunkt des Unterrichts gemacht werde, als es bis jetzt gewöhnlich der Fall war: dadurch allein werde eine nachhaltigere, erfolgreiche Pflege der so wichtigen Sprechübungen ermöglicht. Als weitere richtige Forderungen werden bezeichnet: die induktive Behandlung der Grammatik, Beschränkung der Regeln auf das Wesentliche und Notwendige, gute Verteilung des grammatischen Stoffes. Der Redner stimmt vollkommen dem Urteile Kühns bei, welcher an der jetzt noch fast allgemein herrschenden Schulgrammatik von Plötz namentlich die unerträgliche, den Unterricht so erschwerende Anhäufung des Regelmaterials tadelt. Mit Recht werde gesagt, daß diese erdrückende Masse von Einzelheiten, die Landplage der Lehrer und Schüler, nur bewirke, daß letztere am Ende vergessen hätten, was am Anfange und in der Mitte dagewesen. Freilich darf nicht unerwähnt bleiben,

---

1) Vgl. besonders Zillers Allgemeine Pädagogik § 23.

dafs manche neuere Sprachlehrmittel in dieser Stoffanhäufung noch viel weiter gehen; gerade hier aber sollte eine gesunde, aus den praktischen Bedürfnissen herauswachsende Reform einsetzen.

In einem kurzen kritischen Überblick werden alsdann unter den Schulbüchern der alten Methode, die in mancher Hinsicht Fortschritte aufweisen, genannt die Grammatiken von Plötz-Kares, Masberg und Kemnitz (letztere beide mit einer kurzgefaßten Syntax nebst Übungsbuch als zweiter Teil), die in der Schweiz erschienenen Lehrmittel von Breitingen und Hunziker, während das Lehrbuch von Fr. d'Hargues, wie auch das Elementarbuch von Luppe und Ottens (früher K. Keller) zwar nach pädagogisch richtigen Grundsätzen, aber zu ausführlich angelegt seien. Was die von den Reformern selbst bis jetzt geschaffenen Lehrmittel betrifft, so kann der Vortragende infolge seiner prinzipiellen Stellungnahme die Werke von Löwe und Kühn nur als recht gute, wertvolle Lesebücher anerkennen, neben welchen eine Grammatik unentbehrlich sei.

Die Schulbücher von C. Schäfer, Ubrich, Mangold und Coste, wie auch das Elementarbuch von Plattner scheinen bezüglich Fassungskraft der Schüler von unrichtigen, d. h. zu hohen Voraussetzungen auszugehen und deshalb viel eher für die zweite Lehrstufe geeignet, als für den Anfangsunterricht. Auf einen Hauptmangel wird besonders aufmerksam gemacht, welcher fast allen Schulbüchern der neuen Methode anhaftet; es ist derjenige, dafs die Grammatik in denselben sehr häufig ganz zerstückelt übermittelt wird, wie z. B. bei Mangold und Coste gleich in den ersten Nummern: *tu dors, vous faites, je t'emprunterais, vous donnerez* und ähnliche Formen vorkommen. Wie ganz psychologisch unrichtig ein solches Verfahren ist, weil diese Einzelformen vollkommen verlorenes, unwirksames Wissen bleiben, beweisen am besten die Aussprüche Zillers, welcher in seiner Schrift vom 'erziehenden Unterrichte' folgende Sätze ausführlich begründet: "Es darf auch nichts vereinzelt bleiben; nichts, was in einem festen Zusammenhange stehen soll, darf vereinzelt eingeprägt werden. Der Unterricht muß vielmehr bei der Aufnahme des Stoffes durch die Zöglinge stets auf die Bildung von Reihen hinarbeiten; denn nur aus reihenförmigen Verbindungen geht die Kraft des Könnens hervor."

Endlich wird noch auf zwei in der Schweiz entstandene Schulbücher hingewiesen, die am ehesten geeignet sein dürften, eine in mäßigen Grenzen gehaltene Reform des neu sprachlichen Schulunterrichts anzubahnen. Es sind dies einerseits die 'Exercices et Lectures' von H. Rufer (Bern bei Antenen), die eigentümlicherweise auch von dem Vertreter der sogenannten direkten Methode (Prof. Bierbaum) empfohlen werden. Andererseits ist für das Englische zu nennen der 'Lehrgang der englischen Sprache' von A. Baumgartner (2 Teile, Zürich 1884/5); auch dieses Werk kann als wohldurchdachter und ziemlich gelungener Versuch bezeichnet werden, die Lektüre in den Vordergrund zu stellen, ohne deshalb die methodische Einführung in die Aussprache und Grammatik zu vernachlässigen. Was endlich das neueste Werk von Plattner betreffe, den 'Lehrgang der französischen Sprache' (Karlsruhe bei Bielefeld), so bezeichne derselbe zwar einen Fortschritt gegenüber dem älteren 'Elementarbuche', indem es etwas mehr den mittelmäßig begabten Schülern Rechnung zu tragen scheine; doch müßte auch dem neueren Lehrmittel immer noch ein kurzer vorbereitender Kursus zur schrittweisen Einführung in die Aussprache und Orthographie (ungefähr im Sinne der genannten 'Französischen Leseschule') vorangehen.

Der Vortragende erkennt zum Schlusse freudig an, daß die Reformbewegung gewiß schon manche Anregung in das Schulleben gebracht habe; er wünscht aber, daß dieselbe sich nicht zum Ziele setzen solle, das von altersher Bestehende und wenigstens zum Teil gut Bewährte voreilig über Bord zu werfen, noch auch etwa neue unfehlbare Glaubenssätze für die alten aufzustellen. Möge die Reform vielmehr, ihrem Prinzip getreu, dafür sorgen, daß der Lehrer freie Hand bekomme für weitere Versuche und nicht bezüglich Methode oder Wahl des Schulbuches allzu beengt und eingeschränkt sei. Soweit die aus dieser Bewegung stammenden Gedanken gut und richtig seien, werden sie sich dann gewiß aus eigener Kraft ihren Weg bahnen.

Nach einer kurzen Diskussion, die sich namentlich auf die Frage der Anwendung einer Lautschrift bezog (welche der Vortragende am liebsten ganz von der Schule fern halten würde — außer in Wörterbüchern und -Verzeichnissen), wurden die aufgestellten Thesen mit unbedeutenden Abänderungen in folgender Form angenommen:

#### A. Anfangsunterricht.

- 1) Die eingehende Kenntnis der Grundzüge der Lautwissenschaft ist für den Studierenden und Lehrer der neueren Sprachen wichtig und erforderlich.
- 2) Im ersten Schulunterricht dürfen die Resultate der Phonetik nur soweit berücksichtigt werden, als sie zur richtigen und sicheren Erzeugung fremder und schwieriger Laute und Lautverbindungen notwendig sind.
- 3) Sowohl durch Einführung einer eigentlichen Lautschrift ohne Nebenstellung der historischen Schrift, wie auch durch einseitige Begründung der Formenlehre auf die gesprochene statt auf die geschriebene Sprache würde das Gedächtnis der Schüler mehr belastet, deren Geist verwirrt werden.
- 4) Da das Erlernen der fremden Sprache ein psychologischer Apperzeptionsprozeß ist — Aneignung neuer Wörter und Formen für bereits vorhandene Begriffe — so ist im Anfang ein wesentlich synthetisches Lehrverfahren einzuschlagen.
- 5) Der durch die ganze historische Entwicklung des Sprachunterrichts entstandene Weg ist somit als ebenso naturgemäße, wie als psychologisch begründet anzuerkennen; er führt in allmählichem Gange vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zum Schweren, hier also vom Buchstaben oder Laute zum Worte, dann zum Satze, und zuletzt zum zusammenhängenden Lesestücke.

#### B. Zweite Unterrichtsstufe.

- 6) Das analytische Lehrverfahren, welches vom zusammenhängenden Lesestücke ausgeht und die so nötigen Sprechübungen begünstigt, muß sobald als möglich in den Vordergrund treten.
- 7) Die Grammatik ist auf allen Stufen vorwiegend induktiv zu behandeln, und es muß durch die Darstellung im Lehrbuch dieser Forderung Rücksicht getragen werden. Die Regeln sind streng auf das Wesentliche und wirklich Notwendige zu beschränken.



Zu obigen Thesen wurde noch auf Anregung des Vortragenden der folgende Zusatz beschlossen:

Die Versammlung will durch Annahme dieser Thesen nicht der Reformbewegung auf neusprachlichem Gebiete entgegentreten; sie will dadurch nur zum Ausdruck bringen, daß auch die alte, durch Erfahrung bewährte Methode einer Verteidigung und sorgfältiger, weitgehender Berücksichtigung würdig ist.

Nachdem der Vorsitzende für den anregenden Vortrag dem Redner den Dank der Sektion ausgesprochen hatte, begann er selbst seinen angekündigten Vortrag über

### **Die provenzalische Poesie sonst und jetzt.**

Als im Jahre 1870 die deutschen Krieger nicht nur Paris, die Hauptstadt der zivilisierten Welt, wie sie V. Hugo u. a. zu nennen liebten, mit Eisenarmen umspannten, sondern auch die Stadt der Pucelle mit besserem Erfolge als dereinst die stolzen Engländer unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, lieferte Südfrankreich, wie in der ersten Revolution Mirabeau und die Girondisten, so für die versuchte Rettung des Vaterlandes auch einige bedeutende Staatsmänner, von denen der eine, Gambetta trotz seiner Jugend und ersten Leidens, großartige, wenn auch erfolglose Energie entwickelte, — der andere, Jules Favre, wenigstens die redlichsten Anstrengungen machte und Adolph Thiers seine südliche Fuchsnatur und seine altgriechische Blute entstammende Gewandtheit bis zur Erreichung seines lange angestrebten Zieles mit Geschick verwertete. Der Süden bestrebte sich mit dem gewaltigsten Eifer, immer neue Truppen ins Feld zu führen; Lyon, Marseille und Bordeaux waren die eigentlichen Herde spezifisch nationaler Begeisterung, als Paris, das Herz des Landes seit Jahrhunderten, nur noch durch Montgolfiers verbesserte Erfindung mit den übrigen Organen des großen Körpers in Verbindung stand.

Aber hier fand auch das decentralisierende Bestreben zuerst seinen energischen Ausdruck, wie es auch später wieder der Süden war, welcher der republikanischen Agitation gegen die Versailler Nationalversammlung Beistand lieh, wie ja dereinst, nur mit mehr augenblicklichem Erfolge, die Marseiller mit Rouget de l'Isles Freiheitsgesänge dem revolutionären Paris zu Hülfe gezogen waren. — Wenn auch das 1868 in San Roumié zu großer Verwunderung einiger als Gäste herbeigezogener Pariser gefeierte Fest der Verbrüderung der provenzalischen Dichter oder Felibres mit den katalonischen Brüdern jenseits der Pyrenäen, trotz dieses ausgesprochenen und sehr ernstlich betonten Prinzipes einer engeren Zusammengehörigkeit der romanischen, dem lateinischen Grundtypus näher stehenden und daher auch lateinisch genannten Zungen nicht die Konsequenz zog, daß das provenzalisch redende Südfrankreich sich seiner Jahrhunderte alten Unterwerfung unter Nordfrankreich entziehen sollte — so hat doch der Süden Frankreichs seine berechtigten Eigentümlichkeiten, welche ihm alle mit eiserner Konsequenz ausgeführten Centralisationsbestrebungen der Pariser Regierung nicht haben nehmen können. — Das Gebiet der ehemaligen Langue d'oil und Languedoc sind durch die gesamten physischen Bedingungen ihrer Existenz, besonders durch Klima und Bodenverhältnisse bedeutend weiter von einander geschieden als Nord- und Süddeutschland zu beiden Ufern des Mains. — Das Land, welches schon den alten Griechen von Phokäa

würdig schien, ihr verlassenes kleinasiatisches Vaterland dagegen zu vertauschen, dem schon Peire Vidal die begeisterten Worte widmete:

Wo ist noch so lieblich Leben,  
als vom Rhonestrom bis Vence,  
zwischen Meerflut und Durance?  
wo mags süßs're Wonnen geben?  
ach, mein Herz ist allezeit  
in dem Land der Lieblichkeit,  
das die trübsten Seelen kläret —

wird auch von André Chénier in seinem Hymnus auf Frankreich gefeiert:

La Provence odorante et de zéphirs aimée  
respire sur les mers une haleine embaumée,  
au bord des fleuves couvrant, délicieux trésor,  
l'orange et le citron de leur tunique d'or —  
et plus loin au penchant des collines pierreuses  
forme la grasse olive aux liqueurs savonneuses,  
et ces réseaux légers, diaphanes habits,  
où la fraîche grénade enferme ses rubis.

Und in der That ist dieses Gebiet, das auch Carl VII. in Schillers Jungfrau I. 7 preist, für jeden Freund von Naturschönheiten wie von echter Entfaltung der Kunst — ein überaus interessantes und hoch lohnendes Gebiet.<sup>1)</sup> Von Lyon an, der prächtigen, malerisch unter dem Schutze der Notre-Dame de Fourvières an anmutigen Bergen gelegenen Vaterstadt der schönen Seilerstochter und Dichterin Louise Labbé, begrüßen uns, wenn wir dem von der Natur selbst vorgezeichneten Wege auf der Rhone folgen, zunächst Vienne mit seinem alten Dome, seinem sagenhaften Gebieter Gérard, dem Oheim Oliviers und der schönen Braut Rolands, Alda, wie mit dem fabelhaften Grabmale des Pilatus, der sich dort in Verzweiflung erhängt haben soll. Wir kommen alsdann, nachdem wir die Isère überschritten haben, zu dem durch seine Altertümer berühmten Stammsitze des niederländischen Fürstenhauses Orange, erreichen die im Anfange von Wielands Oberon gepriesene Durance und das hoch über der Rhone gelegene Avignon, von welchem der alte Fritz (22/12 1754) schrieb: son climat est bien doux et, de plus, béni par le pape. — Die Stadt der Klöster, in welcher in dem jetzt zu einer Kaserne umgewandelten Schlosse die Päpste im 14. Jahrhunderte residierten, von deren hohem Felsen vor dem Denkmale des Persers Althen, der den Krapp dort einführte, eine herrliche Aussicht den Wanderer lohnt, liegt nicht weit von dem an poetischen Erinnerungen so reichen Vaucluse, wo Petrarca der Laura seine Lieder sang — und von dort bringt uns eine kurze Fahrt nach der alten Residenz des durch Henric Herz gefeierten Königs René, Aix und weiter nach der alten Griechenstadt Marseille, deren Vista und Corniche weltbekannt, deren Hauptstrasse Canebière schon früher die durch A. Daudet meisterhaft in ihrer Prahlucht geschilderten Marseiller zu dem großen Worte veranlaßt hat: si Paris avait une Canebière, Paris serait une petite Marseille. Von diesem jetzt großartig ausgebauten Hafenplatze führt eine entzückende Strasse entlang am schönen, fälschlich Golf von Lyon genannten

1) Cf. Saint-René-Taillandier, Les destinées de la nouvelle poésie provençale. Paris 1876 p. 5 c.

Busen von Toulon, über Hyères, Fréjus, Cannes nach dem seit 1860 annektierten Nizza, der Geburtsstadt Garibaldis, dem Glanzpunkte der ganzen Riviera.

Aber auch die Lande westlich von dem durch seine saucissons savoureux qui pleurent sous le couteau berühmten Arles, — dessen schön antike Bauten ebenso sehenswert sind als seine Frauen, die nach Moritz Hartmann im 'Tagebuch aus der Provence' unter erschwerenden Umständen schuldig sind, die schönsten Weiber Frankreichs, vielleicht Europas zu sein — die Teile Südfrankreichs im Languedoc im engeren Sinne mit Tarascon, Nîmes, dem Pont du Gard, Montpellier mit seiner herrlichen Promenade, dem Peyrou, — wo Young seine Night Thoughts dichtete, Beziers, Narbonne, Toulouse, wo Clémence Isaure die 1324 gestiftete Académie des Jeux floraux in dem Kapitol genannten Rathause der Stadt reich dotierte — zeichnen sich wie die engere Provence aus durch viele hervorragende Bauten, wie durch große Schönheiten der Natur; ihre Bewohner sind ein bei südlicher Leidenschaftlichkeit und leichtem Sinne gutmütiges, braves und arbeitssames Völkchen, das freilich nicht in allen seinen Mitgliedern dem für Knoblauch begeisterten prahlerischen Tartarin von Tarascon gleicht, den Daudet in seinen zwei Erzählungen so meisterhaft geschildert hat.<sup>1)</sup> Derbe, untersetzte Figuren, rauhes struppiges Haar, kräftige Gesichtszüge und wilde blitzende Augen werden noch gehoben durch die originelle Tracht der brayos, kurze vom Knie offene Beinkleider mit ledernen Gamaschen und Schuhen, einer langen Weste, einer über der Brust zugeknöpften und durch den tailloro, einen wollenen gestickten Gürtel, gehaltenen Jacke, einer roten Mütze, über die der Hut gesetzt wird, mit Messer und Tabaksbeutel im Gurt.

Dieses von der Natur so reich begnadete Land, auf das seit dem 11. Jahrhundert ein Abglanz der sarazenischen Herrlichkeit aus Spanien herüberleuchtete, war durch eifrig betriebenen Acker- und Weinbau, wie durch lebhaften Handel zu Wohlstand gekommen — und seine kräftige und wohlklingende, durch die vorzügliche Bildsamkeit ihrer Formen ganz besonders für die Poesie geeignete Sprache<sup>2)</sup> war die erste unter den romanischen, in welcher den durch das Rittertum aufgekommenen Gesinnungen und Gefühlen Ausdruck gegeben wurde. Ihren unbestreitbar großen Einfluss, welchen ich unter anderem in meiner 1854 erschienenen Programmabhandlung (Berlin) nachzuweisen suchte,<sup>3)</sup> bezeugt auch Uhland in den schönen Worten seines Romanzencyklus 'Sängerliebe':

In den Thälen der Provence  
ist der Minnesang entsprossen,  
Kind des Frühlings und der Minne,  
holder, inniger Genossen.  
Blütenglanz und süsse Stimme  
konnt' an ihm den Vater zeigen,  
Herzensglut und tiefes Schmachten  
war ihm von der Mutter eigen. —

1) Vgl. auch seinen Numa Roumestan an verschiedenen Stellen.

2) Vgl. Fr. Mandet, Histoire de la langue romane. Paris 1840. Über die Aussprache derselben s. die Einleitung von Mistral zu seiner Mireio: Im ganzen nach französischer Weise geregelt, läßt sie doch ch wie tsch, g vor e und i wie dz lauten; e ist nie stumm, c und i vor Konsonanten stets c und i, die Diphthonge sind wirkliche Doppellaute, z. B. mái, ói, au = aou etc.

3) Vgl. Paul Meyer (Romania v. 257), l'influence des troubadours sur la poésie des peuples romans.

Selige provencer Thale,  
üppig blühend war't ihr immer,  
aber eure reichste Blüte  
war des Minneliedes Schimmer.  
Jene tapfern schmucken Ritter,  
welch' ein edler Sängersonnen!  
jene hochbeglückten Damen,  
wie sie schön gefeiert worden.

Freilich hat Bouche in seinem *Essai sur l'histoire de Provence* von den Troubadours, den Sängern der *gaia sciencia*, das einseitig ungerechte Urteil ausgesprochen, la plupart des Troubadours ne valent pas la peine qu'on parle d'eux. En corps, ils ont été les pères de la poésie française, et de la poésie italienne, et peut-être de la poésie chez toutes les nations policées de l'Europe, mais en particulier, à quelques-uns près, ce sont bien les auteurs les plus ignorants, les amants les plus fades, les chantres les plus ridicules qu'on puisse connaître.

Vom Grafen Wilhelm von Aquitanien an, dem ältesten der etwa 359 uns bekannten Troubadours, deren Leben Diez<sup>1)</sup> zuerst behandelt hat und welche Baret (*Espagne et Provence* Paris 1857) in fünf Hauptgruppen von Aquitanien, Auvergne, Rodez, Languedoc und Provence scheidet — haben die meisten dieser Sängersonnen, die fast alle nur lyrische Gedichte lieferten, das Feuer ihrer Begeisterung an den Altären der Venus Amathusia entzündet. — Ihrem Preise galten die in den gekünstelten Verschlingungen und Reimstellungen sich ergehenden Strophen, deren große Zahl und Abwechslung zum erstenmale die an derartige poetische Produktionen noch nicht gewöhnte Welt überraschte. — Bernard de Ventadorn singt:

ben es morts qui d'amor non sen  
al cor qualque doussa sabor —  
e que val vivre ses amor,  
mas per far enueg ala gen?

Und wie Luther sagte: es ist kein lieber Ding auf Erden als Frauenlieb', wem sie mag werden — so auch sang Hugues Faidit, zu gutem Singen gehöre vor allem, daß der Sänger verliebt sei, nur von zweien, Marcabras und Peire Cardinal, wird es ausdrücklich bezeugt, daß sie nie geliebt — auf alle anderen paßt des Cervantes Spott im *Don Quixote* (I. 13), es sei unmöglich, daß es einen irrenden Ritter ohne Dame geben könne, denn ihm sei es so eigen und natürlich, verliebt zu sein, als dem Himmel, Sterne zu haben.

Freilich waren die meisten Erzeugnisse einer reichen romanischen Phantasie bei aller südlichen Glut und den oft bis ins Ungeheuerliche gehenden Bildern weit entfernt von der einfachen ungekünstelten Innigkeit der deutschen Minnesänger. Vor allem fehlt der großen Mehrzahl unter ihnen die Weihe einer reinen Liebe; wie Petrarca der verheirateten Laura seine Canzonen weihte, so gleichen auch die Mehrzahl der Troubadourlieder so manchen echten Vorbildern moderner französischer Dramenheldinnen, den

---

1) Mahn, *Die Biographien der Troubadours*. Programm. Berlin, 2. Ausg. 1878. C. Chabaneau, *Biographies des Troubadours*. Toulouse 1885. A. Perk, *De Troubadours*. Amsterdam 1887. Einen kurzen Überblick über die Geschichte der provençalischen Poesie giebt die *Lauseta* 1878. 191 S.

Armiden voll bezaubernder Anmut, den gleich Ginevra, der treulosen Gattin des Königs Artus, alle Phasen eines reichbewegten Liebeslebens durchmachenden Schönen, die in ihren Cours d'amour die abenteuerlichsten Fragen besprachen, wie sie noch in neuester Zeit Catulle Mendès in seinem wunderlichen Romane *L'homme tout nu* geschildert hat.

Die Gedichte der Sänger, welche, aus den verschiedensten Lebensstellungen entsprossen, oft einen Jongleur, der ihre Lieder auf einer kleinen Geige begleitete, bei sich hatten, — waren teils Canzonen, Balladen oder Tanzlieder, Pastorellen oder Hirtenlieder, Tenzonen, in welchen streitige Fragen debattiert wurden, Planhs oder Klagelieder, Preziçansas in Form von Gebeten, Albas oder Morgenlieder, Sirventes oder Rügelieder.

Unter allen Sängern ragt Bernard de Ventadorn hervor, eine tief angelegte poetische Natur, in vielen Beziehungen unserm Walter von der Vogelweide vergleichbar, nur dafs ihm dessen Vielseitigkeit und offen ausgesprochenes Vaterlandsgefühl abgeht. 1140 als Sohn eines Ofenheizers geboren, aber mit grofser Schönheit und anmutiger Stimme ausgestattet, erwarb er sich bald grofsen Ruf und hohes Ansehen bei den Frauen und folgte Heinrichs zweiter Gattin, der durch Körners Drama Rosamunde bekannten Eleonore nach England.

Ein schnurriger Kautz in der Art Ulrichs v. Lichtenstein war der Kürschnersohn Peire Vidal von Toulouse (1175—1215), auf den Heines Wort im *Atta Troll* paßte: in seinem Herzen fühlt' er stets ein sel'ges Zucken, ahndet er die Macht Kupidos. Aber alle seine tollen Streiche hinderten ihn nicht, manches innige Lied zu dichten, das ihn trotz alledem als gesinnungstüchtigen, nach Edlem strebenden Mann charakterisiert.

Ein anderer, ein rechter Ausbund von Sentimentalität, war der von Uhland gefeierte Jaufre Rudel de Blaie, der Göthes Wort in seiner Wahrheit bewies: 'Alles Lyrische mufs im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein bischen unvernünftig sein.' Da er von der schönen Gräfin von Tripolis gehört hatte, verliebte er sich in sie, machte einen Kreuzzug mit und starb, nachdem er die geschaut, von der in seinem 14 Strophen langen Liede 'Lanquan li jorn son lone en mai' singt: Man nenne mich nur leckerhaft, da mich entflammt ein Weib von fern. Kein ander Glück hat solche Kraft, als dieses Liebesglück von fern. Ging es ihm wie dem weissen Elefanten in Heines *Romanzero*, so hatte Guillem de Cabestanh ein noch wunderbarereres Geschick, da ihn der Gatte der von ihm besungenen Schönen Raimon de Roussillon tötete und sein Herz der treulosen Gattin gebraten vorsetzte, wenn nicht diese, auch vom nordfranzösischen Kastellan v. Coucy und vom deutschen Minnesänger, dem Brennenberger u. a. erzählte Geschichte in das Reich der Fabel zu setzen ist.

Folquet de Marseille, der nach einem längeren Liebes- und Dichterleben sein Andenken als Bischof von Toulouse durch ausgesuchte Grausamkeit gegen die Albigenser schändete, Armand de Marvelh, Arnaut Daniel, der sich in schönen Reimen und Wortkünsteleien gefiel und von Dante im Fegefeuer 26, 107 hoch geehrt wurde, und Giraut de Borneilh waren die bedeutendsten Dichter von Liebesliedern, denen sich auch einige Italiener, wie Zorzi aus Venedig, Bonifaci Calvo aus Genua und der von Dante gefeierte Sordel anschlossen, welche ebenfalls in provenzalischer Sprache dichteten.

Auf einem ganz andern Standpunkte als alle vorher erwähnten stand der kräftigste Recke unter allen französischen Sängern, der markige Dichter von wilden Sirventes, der von Uhland und schon vor ihm von Dante in der Hölle gefeierte Bertran

de Born, Herr von Altafort,<sup>1)</sup> das er durch ungerechte Ausschließung seines Bruders Constantin bekam. 'Ich will, die reiche Ritterschaft soll Hader nähren allezeit' — das war der sein Leben lang bewährte Grundsatz, dem auch alle seine kräftigen Lieder in oft sehr künstlicher Form<sup>2)</sup> Ausdruck geben. Seine mit dem jungen Heinrich von England und dessen Bruder Richard Löwenherz zusammen ausgeführten Fehden im Vereine mit den Sirventes dieses allezeit streitbaren Ritters zeigen uns so recht die Wahrheit von Carl Becks Wort: 'wie erbarmungslos und plump tyrannisch führte das Ritterheldentum die Eisenfaust'.

Wie Born ein Meister des politischen Sirventes war, so der neben Guillem Figueira alle anderen weit überragende Peire Cardinal auf dem Gebiete der moralischen Rügelieder, in welchen er seiner Zeit (um die Wende des 12. Jahrhunderts) ein treues Spiegelbild vorhielt und die ganze Trostlosigkeit des sittlichen Verfalles klar legte, welchen weder die Albigenser mit ihren reformatorischen Bestrebungen noch die gegen dieselbe eifernden, aber in Sittenlosigkeit gesunkenen Priester aufhelfen konnten.

Das schöne Land, das später die Dragonaden und die Scheußlichkeiten des Cevennenkrieges erleben sollte, wurde zu Anfang des 13. Jahrhunderts der Schauplatz der entsetzlichen Albigenserkriege, welche die gleichzeitige Quelle der Guerra d'Albi und Lenau in seinem Epos in ihrer vollen Entsetzlichkeit geschildert haben. Religiöse Unduldsamkeit und politische Herrschsucht thaten das Ihrige, um das blühende Land zu ruinieren, das schliesslich physisch und geistig tief sinken mußte.<sup>3)</sup> Wohl finden wir noch im 13. Jahrhundert einige Dichter, die besonders die didaktische Poesie pflegten oder wie der 1294 gestorbene Guiraut Riquier sich in schwer verständlichen gekünstelten Reimen versuchten. — Die Blütezeit der Troubadourpoesie aber war dahin und sie konnte auch durch die Stiftung der Companhia dels set trobadors de Tolosa im Jahre 1323 nicht zu vollem Leben erweckt werden. Im folgenden Jahre bildete sich ein Consistori de la gaya sciensa unter einem Kanzler und sieben Mantenedores. Drei Preise, ein goldenes Veilchen, eine silberne Rose und eine Ringelblume von Silber wurden für verschiedene Gedichte bestimmt, und 1356 verfaßte der Kanzler Molinier für diese Akademie ein poetisches Gesetzbuch unter dem Namen Leys d'amor, obwohl die Liebe, außer der zur heiligen Jungfrau, und die Beteiligung der Frauen bei dieser wie bei den zahlreichen Zweiggesellschaften ausgeschlossen war. — Während aber die Fortsetzung des deutschen Minnegesanges durch die Nürnberger und andere Meistersänger, mit deren Wesen und Satzungen diese Akademie einzelne Ähnlichkeit aufweist, neben dem, die Trutznachtigall dichtenden Hans Sachs entschiedene Begeisterung für die Reformation zeigte, standen die Sänger jener Vereinigung, so streng im Gegensatze zu Figueiras und Cardinal, unter dem Joche der damals gerade in Südfrankreich nach der Übersiedelung der Päpste nach Avignon zu vollster Herrschaft gelangten Kirche, daß strenge Orthodoxie auch in den der Akademie vorgelegten Liedern eine Hauptbedingung für ihre Annahme war. — Freilich kam kein richtiges Leben in diese Treibhauspflanze, die auch nach

1) Ediert v. Stimming, Halle 1879; v. E. Scherer, B. de Born in Preufs. Jahrbücher LX. 1 1887.

2) Von welcher Tennyson im Becket, Prologue (p. 23 Tauchnitz) sagte: The heart were lost in the rhymes and the matter in the metre.

3) Über die Ursachen des Verfalls vgl. Dr. Günther, Über die südfranzösische Volkspoesie. Bernburg 1844, 5 ff.

der, obenein nicht ganz sicheren neuen Stiftung der Clemence Isaure nicht recht gedeihen wollte.<sup>1)</sup> Obenein machte sich auch hier neben dem allmählich zum Patois herabsinkenden Provençalisch, wie im ganzen französischen Reiche das nordfranzösische Idiom mehr und mehr geltend und trug auch zum weiteren Sinken des Provençalischen bei. Erst als im Norden die schwülstige Schule Ronsards die Opposition des nüchternen Malherbe hervorgerufen hatte, als Corneille geboren war, der durch geschickte Benutzung der spanischen Bühne die sogenannte klassische Periode der nordfranzösischen Litteratur einleiten sollte, erstand in Toulouse ein wahrer Dichter,<sup>2)</sup> der sein heimisches Idiom wieder zu Ehren brachte, dessen sich weit über ein Viertel aller dem Staate Frankreich Angehörigen im gewöhnlichen Verkehre bedienen.<sup>3)</sup>

Pierre Goudoulin, 1579 als Sohn eines Chirurgen geboren, gab seine juristische Laufbahn früh auf und widmete sich mit so großem Erfolge der Pflege heimischer Dichtung, daß er noch bis heute bei seinen Landsleuten in großem Ansehen steht, was auch die feierliche Übertragung der Asche des 1649 gestorbenen nach der Kirche bewies (14. Juli 1808), in welcher Isaura einst bestattet war. Seine unter dem Namen Ramelet Moundi 'Toulousischer Blumenstrauss' gesammelten Gedichte sind bedeutender als die der nordfranzösischen Volksdichter Villon und Olivier Basselin, und sein Lied auf den Tod Heinrichs IV. schlägt entschieden die berühmte, demselben Gegenstande gewidmete Ode Malherbes.<sup>4)</sup>

49 Jahre nach Goudoulins Tode wurde in der Gegend, aus welcher Heinrich IV. entsprossen war, im lieblichen Pyrenäenthale von Accous 1698 ein anderer Dichter geboren, Cyprien Despourrins, welcher seine durch Einfachheit, Innigkeit und höchste Anmut hervorstechenden duftigen Poesien im Dialekte von Béarn verfaßte.

Aber weder seine Idyllen noch die zahlreichen Noué<sup>5)</sup> oder Weihnachtslieder des 1614 im Südosten nahe der Rhone geborenen Micoulau Saboly († 1675) wurden dort, wo seit der Regierung Ludwigs XIV. das Anrecht auf den Parnass vergeben wurde, irgend einer Beachtung gewürdigt.

Dieser Ehre wurde erst in unserem Jahrhunderte ein leuchtendes Meteor am südfranzösischen Himmel, Jacquou Jansemin, gewöhnlich Jasmin genannt, theilhaftig.<sup>6)</sup> 9. März 1798 zu Agen geboren und dort als Haarkräusler thätig, dichtete er und zwar,

1) Vgl. Archiv von Herrig LIV. 254, Baret 114; Cambouliu, Renaissance de la poésie provençale à Toulouse au 14<sup>e</sup> s. (Ebert 1861, 125); Cazeneuve, Origine des jeux floraux 1659; Catel, Mémoire sur l'histoire du Languedoc.

2) Weniger bedeutend war vor ihm Louis de la Belaudière († 1595), vgl. Archiv 54. 257. Vgl. über diese Zeit J. B. Noulet, Essai sur l'histoire litt. du patois du midi de la France aux 16. et 17. s. Paris 1859. der immer noch 471 Publikationen aus jener Periode aufzählt; A. Fabre Louis Bellaud de la B. Marseille 1861.

3) Jetzt über 10 Millionen unter den 37½ Millionen französischer Staatsbürger; vgl. Böhmer 32, Archiv 54. 257, Note von Tourtoulou.

4) Vgl. Günther p. 23. 26 u. 26. 28 über Despourrins — Lauseta 1887, 192; Internationale Revue I. 893.

5) Vgl. Faury, Saboly, Étude littéraire, Carpentras 1876. Brinde à Saboly von Roumanille (Armanà 1876, p. 74). Li Nouvè de S. ed. F. Seguin 1874. Am 31. August 1875 wurde ein Fest in Montoux (Vaucluse) ihm zu Ehren gefeiert, vgl. Deuxième Centenaire de B. Saboly (Avignon 76).

6) Vgl. Herrigs Archiv XXX. 219. 1861, LIV. 254, Günther p. 28—30; Revue des Deux Mondes 15. 10. 1864. 1850 und Nachruf von Ch. de Mazade.

wie er selbst sagt, 'ganz natürlich, da Poet und Friseur beide Kopfarbeit haben', neben allerlei kleineren Liedern mehrere grössere Werke, die nicht nur im Süden seinen Namen weit und breit bekannt machten, sondern ihm auch, nach einem seine Kunst feiernden Artikel von Sainte-Beuve, der ihn le Manzoni languedocien nannte, den grossen Preis der französischen Akademie und eine für ihn eigens geschlagene Medaille, wie 1870 eine Statue in Agen, eintrugen. Unter den einzeln erschienenen, 1835, zuletzt 1860 unter dem Namen Papilhotos (Haarwickel) vereinigten Gedichten zeichnen sich besonders drei durch tiefes Gefühl und höchst gefällige poetische Sprache aus und verdienen wegen ihrer Naturwahrheit und ungekünstelten Darstellungsweise nicht nur allen derartigen Produkten der nordfranzösischen neueren Muse vorgezogen, sondern auch den besten epischen Werken moderner Dichtung überhaupt als ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden. Es sind dies die reizende, vom Amerikaner Longfellow vorzüglich übersetzte l'Abuglo de Castel-Cuillé (1835), die Geschichte eines jungen Mädchens, das, weil sie des Lichtes ihrer Augen beraubt ist, von ihrem Liebhaber verlassen wird, Françouneto (1840) und Maltro l'Innoucento, die rührende Erzählung der Schicksale eines sich für den Geliebten vergebens opfernden Mädchens.

Durch die Erfolge des durch Pension und Orden hoch ausgezeichneten Dichters, der 5. Oktober 1864 starb, war die lange schlummernde Bewegung in Flufs gekommen — und bald sehen wir die provenzalische Sprache in dem Gebiete von der Girondemündung über den Puy de Dome hin bis Grenoble sich zu neuer herrlicher Blüte entfalten. Unter der grossen Menge der die Zahl 70 übersteigenden für die litterarische Wiedergeburt ihres engeren Vaterlandes begeisterten Dichter,<sup>1)</sup> welchen der im Dialekte der Cevennen schreibende Marquis de la Fare-Alais mit seinen Castaghados (2. ed. Alais 1851) und der in derselben Mundart dichtende Albert Arnavielle mit seinen Lous Cants de l'Aubo, Nimes 1868 die Hand reicht, strahlen vor allen drei Sterne erster Grösse hervor, Roumanille, Aubanel und Mistral, welche nie jenen Hauptzweck ihres Strebens ausser Acht gelassen haben.

José Roumanille, ein Gärtnersohn aus San Roumié (oder S. Rémy), geboren 1818,<sup>2)</sup> war erst Lehrer, dann Buchdrucker und zuletzt Buchhändler in Avignon, wo er in der mannigfachsten Weise anregend, selbstproducierend und die Werke seiner Genossen edierend für seine liebe Volkssprache wirkte. Nach seinem ersten Poëm, 'Die Krippen'<sup>3)</sup>,

1) Vgl. P. Meyer, Rapport sur l'état actuel de la philologie des langues romanes in der Société philosophique de Londres 1874 und die Bibliothèque de l'Ecole des Chartes 412, 1870; Lagarrigue, Les Méridionaux, P. 1860; Li Prouvençalo XXVII; Herrigs Archiv 1865; Les derniers troubadours, Jasmin, Mistral par Adrian Donnadair, P. 1863; Rabain, Jasmin Limoges 1867; Böhmer, die provenz. Poesie der Gegenwart, Halle 1870; Tourtoulou, Renaissance de la litt. catalane et de la litt. prov., Toulouse 1868; Fr. Lamy, J. chez lui (Revue de l'Agenais, Avril 1874); Saint René Taillandier, les destinées de la nouvelle poésie provençale, P. 1876; Revue de Marseille et de Provence, Février et Mars 1875; W. Kreiten, Stimmen aus Maria-Laach 1875; Aberlenc, Lou revieure de la lengo provençalo 1874; Revue des langues romanes 1875; 212—243; Herrigs Archiv, Bd. 61, Zur neuprovenz. Litteratur; Sachs, p. 9, Geschichte etc.; M. V. Szeliski, Die Litteratur der Neuprovenzalen (Gegenwart 1876, 35); F. Eyssenhardt, Provenzalische Bestrebungen (id. 1881, 11); R. Schneider, Bemerkungen zur litter. Bewegung auf neuprovenz. Sprachgebiete (Programm Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, Berlin 1881).

2) V. St. René Taillander 12—13; Böhmer 6; Archiv LIV, 255; Deutsche Vierteljahrsschrift 1869, p. 63 III.

3) Crèches v. Böhmer 7 u. p. 34.



Margarideto 1847<sup>1)</sup>) und seine Nouè edierte er 1852 Li Prouvençalo, eine Sammlung von Gedichten, zu welcher aus dem ganzen Süden die provenzalisch dichtenden Freunde ihre Beiträge eingesandt hatten;<sup>2)</sup> er gründete mit Gleichgesinnten am 21. Mai 1854 auf dem Schlosse Fontségugne die Gesellschaft der Felibre oder Sängers<sup>3)</sup>, welcher Name entweder das Provenzalische für qui fait des livres oder nach einer Deutung in dem Armanà 1863, 108 vom griechischen φιλαβρός (das Zarte liebend) entlehnt ist. — Seit 1855 hat er fast jährlich den Armanà provençau<sup>4)</sup> veröffentlicht, eine Art Kalender mit Geschichte der provenzalischen Bestrebungen und Beiträgen der diese Sprache in Poesie und Prosa Behandelnden.<sup>5)</sup> Auch für die Orthographie sorgte er in einer eigenen Abhandlung hinter la Part dau bon Dieu 1853; v. meine Abhandlung, Über den heutigen Stand der romanischen Dialektforschung in Herrigs Archiv LIV, 255.

Wie er wirkte in der alten Stadt der Päpste als Verleger und Dichter bis 1886 der 1829 zu Avignon geborene Buchdruckersohn Theodor Aubanel,<sup>6)</sup> le Pétrarque français, dessen herbes Geschick, seine geliebte Zani als Nonne eingekleidet zu sehen, sich in den düstern, oft durch kühne Pinselstriche sich auszeichnenden Poesieen ausspricht,<sup>7)</sup> durch welche er als bedeutendes Glied in die Reihe der Felibre eingetreten ist. Nachdem er bei Begründung dieser Gesellschaft sehr thätig gewesen, vereinigte er seine früheren Dichtungen in der bei Roumanille 1860 erschienenen Sammlung La Miúgrano entreduberto (die halbgeöffnete Granate), nach welcher er noch 'Les Filles d'Avignon'<sup>8)</sup> und allerhand Beiträge für die Armanà lieferte. 1884 war dieser streng katholische Buchdrucker Präsident der Jeux Floraux und bis an sein Ende eifrig für die Sache des Felibrige thätig.

Der bedeutendste und dichterisch begabteste von allen ist Frédéric Mistral<sup>9)</sup>, der gleich seinem Namensvetter, dem oft die Gefilde der Provence durchfegenden Winde, ungewöhnliche Kraft entwickelt, aber auch ebensowohl den ganzen Zauber seines wohlklingenden Idioms zu den lieblichsten, Herz und Ohr entzückenden Melodien zu verwerten weiß. Am 8. September 1830 in Maillane (Bouches du Rhône), fünf Meilen von Arles, als der Sohn eines schlichten Landmanns geboren, studierte er in Avignon die alten Sprachen, in Aix Jura, aber, wie er in einem 1866 an mich geschriebenen Briefe gesteht, 'la passion de ma langue maternelle et la haine de la langue imposée au midi par la prépondérance du nord' veranlafste ihn, nach seinem Geburtsorte zurückzugehen, wo er

1) Vgl. Revue des Deux Mondes 1859, 15/10, 814.

2) V. M. Hartmann, Tagebuch II 1853. 169, 333; Stark, Städteleben, Kunst und Altertum in Frankreich, Jena 1855, p. 84.

3) Ihr Statut und die Namen der Mitglieder sehe man in Lientaud Cartabèn de Santo Estello, recuei dis ate ofician dou felibrige Marsiho 1882; vgl. Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes 44, 1882, Neuprovenzalisches von K. Sachs; v. auch Armanà 1863, p. 108.

4) V. Revue des Deux Mondes 15/10, 1859 u. 1/12, 1875.

5) Li Capelan erschien 1857; Lis Oubreto en Vers. 3. ed. Avignon 1804; ib. Lis oubreto en proso. — Cf. Armanà 1868 u. Bibliothèque choisie 924, Naumburg 1828.

6) V. Roumanille, Provençalo XXX; St. René-Taillandier 20; Herrigs Archiv LIV 257; Indépendant littéraire 1, 3, 1887; Daudet im Figaro 3/11, 1887, Böhmer p. 35; Pol de Mont 'Aubanel' in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte I 5, 1887.

7) V. Böhmer 11.

8) Cf. Böhmer 35.

9) V. St. René-Taillandier 16; Böhmer 12; Théophile Gautier 1868 bei Böhmer 31.

seiner Lieblingsneigung, der Poesie, huldigte und mit seiner Mutter, einer ehrwürdigen, intelligenten Frau, zusammenlebte, die nur provenzalisch spricht und wenig französisch versteht. Sein Hauptwerk *Mireio*<sup>1)</sup>, 1859 bei Roumanille und später mit französischer Übersetzung oft in Paris erschienen, auch mehrfach ins Englische übertragen und von Gounod 1864 als Operntext verwertet, ist ein reizendes Gemälde des provenzalischen Volkslebens am Faden einer Liebesgeschichte und veranlafte den alten Lamartine<sup>2)</sup> zu einer in seinem *Cours familier de littérature*, 40<sup>e</sup> entretien 1859 veröffentlichten begeisterten Apostrophe an den 'Nachkommen Homers'. Er vergleicht den jungen Dichter mit der plötzlich aufbrechenden Blüte der provenzer Aloë; 'aber,' so prophezeit er, 'Deines Werkes Duft wird in 1000 Jahren nicht vergehen.' Die französische Akademie belohnte es 1861 als ein sehr moralisches Buch durch eine Medaille von 2000 Fr. Die rührende Geschichte einer traurig abschließenden Liebe zwischen der 16jährigen Tochter eines wohlhabenden Landmannes aus der Provence und dem armen Korbflechter Vincenz, in 12 mit homerischer Breite erzählten Gesängen, giebt uns die lieblichsten Schilderungen provenzalischen Lebens und Volksglaubens mit den sinnigsten, der tieffühlenden Menschenbrust abgelauchten Zügen.

Eine andere Liebe, aber mit erfreulicherem Ausgange, mit weniger idyllischer Färbung und mit bewußter spezifisch patriotischer Tendenz schildert uns sein 1867 ediertes Gedicht *Calendau*<sup>3)</sup> (Avignon, Roumanille), in dessen 12 Gesängen uns die Geschichte eines Fischers vorgeführt wird, der einem Räuberhauptmann eine Prinzessin abgewinnt. Diese Prinzessin ist Mistral's geliebtes Vaterland, die Provence. Im Anfange ruft er die Seele desselben an:

Durch Grüfse dessen, was vergangen,  
Nährst du in uns ein stolz' Verlangen,  
Die du im jungen Blut erneuest warm und froh,  
Trotz Todesnacht und Grabesschollen,  
Der Ahnenschar hochsinnig Wollen,  
Du, die beseelt die Sangesvollen  
Und brausen liefs das Wort des großen Mirabeau.

Du, allerzeiten unverloren,  
Weil heiter kühn, stets neugeboren,  
Die in der Rhone rauscht, mit ihrem Winde zieht,  
Klangreicher Wälder edlen Standes,  
Vielbucht'gen sonn'gen Meeresrandes,  
Seele des teuren Vaterlandes,  
Dich ruf' ich. Sei dein Kleid mein provenzalisch Lied!

Diese Gesinnungen, welche freilich St. René-Taillandier von seinem beschränkten akademischen Standpunkte aus verdammt, der meinte,<sup>4)</sup> Mistral solle französisch

1) V. Böhmer 35.

2) Ihm widmete Mistral eine Ode, 'La mort de Lamartine', s. *Journal des Debats* 31/3 1869.

3) V. Daudet, *Contes de mon moulin* 217.

4) *Revue D. M.* 15/10 1859, 838 u. 1/4 1867, 769.

schreiben, da der gemeine Mann sein Provenzalisch nicht verstehe, und die Sprache des Publikums, das ihn verstehe, die französische sei, hat Mistral stets offen bekannt — so in einem auf dem Verbrüderungsfeste der Provenzalen und Katalonier ausgebrachten Toaste, worin er sagt: 'Wir wollen, daß unsere Söhne, statt in der Verachtung ihrer Sprache aufzuwachsen, fortfahren, ihr Provenzalisch zu reden,<sup>1)</sup> in dem sie sich frei und ungekünstelt ausdrücken können; daß unsere Töchter, statt zur Verachtung alles dessen, was provenzalisch heisst, angehalten zu werden, statt stets nur in Pariser Tand ihr höchstes Glück zu finden, die süsse Sprache ihrer Mütter für die schönste Zierde, das einfache Kopftuch der Arleserinnen für den lieblichsten Schmuck ansehen. Wir wollen, daß unser Volk, statt in der Unkenntnis seiner glorreichen Geschichte hinzubrüten, seine Adelstitel kennen lerne, daß es ersehe, wie unsere Väter sich immer als eine besondere Rasse betrachtet, wie sie sich frei und mit Würde an das edle Frankreich angeschlossen haben; mit Würde, das heisst, seine Sprache<sup>2)</sup> während, seine Sitten und Gebräuche, seinen nationalen Namen. Unser Volk soll wissen, daß, als es gewollt hat, die Sprache, die es redet, die poetische und litterarische Sprache Europas gewesen, die Sprache der Liebe, der heiteren Kunst, der munizipalen Freiheit, der Civilisation. Wenn wir das beherzigen und diese Gesinnungen mehr zur Geltung bringen, wird auch der Süden wiedererstehen und große Männer hervorbringen, auf die er von neuem stolz sein kann.' Ein energischer Ausdruck dieses Strebens ist auch das große lexikographische Werk Mistrals, sein 'Tresor dou Felibrige ou Dictionnaire provençal-français, das er von 1878 — 86 in zwei großen Quartbänden (zu 1196 und 1164 dreispaltigen Seiten) veröffentlicht hat und das ein würdiges Seitenstück zu Raynouards Glossaire occitanien lieferte.<sup>3)</sup> Vorher hatte er *Lis Isclo d'or* (Avignon 1875), eine Sammlung verschiedener Gedichte veröffentlicht, in dessen biographischer Vorrede (p. XXXI) er seine litterarischen Tendenzen ausführlich besprach und dadurch eine Gegenschrift von Tavernier hervorrief, *Le monument littéraire provençal et lis Isclo d'or de Fr. M.* Aix 1876; vgl. St. René-Taillandier p. 397. Sein letztes Werk war ein Gedicht *Nerto* 1884.

Ähnliche Gesinnungen hatte 1866 Gatién-Arnoult ausgesprochen, Professor der Philosophie und einst Bürgermeister von Toulouse, der Sekretär der dortigen Akademie und Herausgeber der *Revue de la décentralisation*, freilich zum großen Jammer der Nordfranzosen, die eine Zerreißung Frankreichs fürchteten und auch einiger Südfranzosen, die wie der im nächsten, 1867 erschienenen Gedichte Mistrals 'Die Gräfin'<sup>4)</sup> vom Dichter angeredete Eugen Garcin den Sänger des Attentates gegen die französische Nationaleinheit anklagten.<sup>5)</sup> Leider dürfen wir nicht verschweigen, daß Mistral trotz alledem das rote Bändchen der Ehrenlegion vom Kaiser angenommen, daß dieser zum Verbrüderungsfeste der Provenzalen und Katalonier eine goldene Medaille übersandte und daß, last not least, Mistral zwar mit Paris abrechnet, aber nicht mit Rom. Albert Arna-

1) Vgl. *Lis Isclo d'or* p. 131 im Gedichte *Lou Roycas de Sisife*. — Über die Streitfrage vgl. *Gegenwart* 50, 1881. 394.

2) Ein Urteil von Gaston Paris gegen diese Ansicht teilt Böhmer p. 36 aus dem Jahrbuche für Roman. und Engl. Litteratur 1861, III 15 mit.

3) V. Roque-Ferrier 'Le Dictionnaire de Mistral', *Revue des langues romanes* III I 1. 1879.

4) V. *Atlantic Monthly* April 1874, *Revue du Lyonnais* 1873.

5) V. Böhmer 25.

vielle, der im römischen Auftrage die Bulle von der Immaculata conceptio in die Sprache der Cevennenstreiter übersetzt hat,<sup>1)</sup> Aubanel, der Lieder verbrannte, weil sie nicht den Satzungen der katholischen Kirche entsprechend waren, Mistral, der zu seiner Hochzeit mit Louise Rivière aus Dijon (27. 9. 1876) den Spezialsegen des Papstes sich erbat und erhielt,<sup>2)</sup> sie sind neben so vielen tausend andern Provenzalen im wunderbaren Kontraste gegen ihre Vorfahren, die traurigen Opfer der Albigenserkriege, die überzeugungstreuesten ultramontanen Katholiken, die Nachbeter jener Enfants de Jéhu und Ausführende der weissen Reaktion,<sup>3)</sup> deren Greuelthaten noch die Scheußlichkeiten eines Folquet de Marseille überboten. Und während eine große Zahl der Neuprovenzalen, wie die auch mit Mühe und Not gegen die wallonischen Übergriffe in Belgien sich für ihre Sprache Rechte erwerbenden Vlāmen krasse Ultramontanen sind, ist derselbe Süden andererseits im entschiedenen Gegensatze dagegen auch der Herd eines ganz ausschweifenden Radikalismus und der wildesten anarchischen Gesinnungen.<sup>4)</sup>

Diese zwei Strömungen in dem Stamme, der in den letzten Zeiten immer mehr in Politik und Litteratur gewaltigen Einfluß auf die Geschicke Frankreichs gewonnen hat, machen sich natürlich auch in der provenzalischen Dichtung geltend, die sich einer hochbedeutenden Pflege erfreut, wovon besonders der Armanà jährlich reichliche Kunde giebt.

Leider sind nicht Alle, die sich dem Parnafs zu nahen bestreben, an dichterischer Begabung den vorhin Genannten gleich; doch giebt es eine große Anzahl für gleiche Bestrebungen Begeisterter, aus deren Zahl wir noch Einige hervorheben wollen: Arnavielle aus Alès, den Nadelfabrikanten Arnaud (Var), Astros von Avignon, Marius Bourrelly von Marseille, Bonnat (Beaucaire), Bizot (Nîmes), Bonaparte-Wyse, Barthès von St. Pons, Hercule Birat (Narbonne), Crousillat, Canonge, Castil-Bluze, M<sup>me</sup> Léonide Constans (Toulouse), Fortunat Chaillan, Diouloufet (Aix), Ch. Dupuy, der Kammacher Daubusse, Désanat von Tarascon, Fabre d'Olivet, Favre, Geoffroy, Girard, Garcin, Gal, Glaup, Gaut, Gatien-Arnoult, Felix Gras, Gueidon, Glaize, Charles Gros, Gaillard, Honnorat, Jourdan, Lieutaud, Langlade, Latour, Laurent, Moquin-Tendon, Mengaud, Achille Mir, Michel, Martin, Mondouville, Maillet, Negrin, Odils de Cadartz, Pujot, den Töpfer Peyrottes, Peyrat, Pélabon, Peyrier, Rigaud, Rocca-Ferrier, Reybaud, Rus, Roumieux, Roux, St. René-Taillandier, Sicard, Tourtoulou, Tavan, Tavernier, Tourmagne, Truchet, Vestrepain, Verdot, Villeneuve, Vidal u. a.

Alle sind vereint in dem Eifer für die Hebung der Langue d'oc, die sie in ihren sieben Hauptmundarten,<sup>5)</sup> dem eigentlich Provenzalischen, dem Patois des Dauphiné, der Lyoner Mundart, dem Auvergnatischen, dem Limusinischen, dem Languedocischen und dem Gaskognischen kultivieren, das sie auf allen Versammlungen der Felibre und sonst zur Geltung zu bringen suchen.

Nachdem schon 1848 ein Verbrüderungsfest provenzalischer und katalonischer

---

1) V. Armanà pr. 1869 p. 7; vgl. Lauseta 1878, 192 über die drei Gruppen der Poeten, die ältere, die royalistisch-katholische und die republikanische (p. 156).

2) V. Armanà 1877, 22.

3) V. Soir 1872, Artikel 'Le Midi'.

4) V. Eyssenhardt p. 174.

5) V. Günther 14, Lauseta 1878, 179; Fuchs, Romanische Sprachen 231.

Dichter in San Roumieu stattgefunden hatte, und 1854 die Gesellschaft des Felibrige, 1855 ihr Organ, der Armanà gegründet war,<sup>1)</sup> ging der katalonische Dichter Balaguer 1867 nach der Provence, wo er sehr feierlich aufgenommen wurde, und stiftete zur Erinnerung daran eine Bundesschale, welche Mistral feierlich besang.<sup>2)</sup> Darauf ging eine Deputation des Felibrige im Mai 1868 nach Barcelona zu den dortigen Blumenspielen;<sup>3)</sup> am 15. September aber wurde in St. Remy ein großes Verbrüderungsfest der Provence und Nordspaniens gefeiert, bei welchem Mistral die Festrede hielt.<sup>4)</sup> 1869 folgte die Begründung der Société pour l'étude des langues romanes durch Cambouliu und Montel in Montpellier<sup>5)</sup> und 1870 die der Revue des langues romanes. In demselben Jahre wurde Jasmins Statue feierlich aufgestellt, und der Armanà trat entschieden für Decentralisation, freilich aber auch ebenso energisch gegen Deutschland und für die französische Staatseinheit ein.<sup>6)</sup> 1873 brachte derselbe Armanà Arnavielles geharnischte Erklärungen für größere Befreiung der provenzalischen Sprache von dem Joche der französischen. Am 18. bis 20. Juli 1874 wurde in Avignon und Vaucluse das litterarische internationale Fest Petrarca's, des Sängers, der lange in der Provence gelebt hatte, mit gleichem Pompe wie in Arquà, seiner Heimat, gefeiert, und ein zweites Fest in Forcalquier diente gleichfalls der Sache der Felibre. Am 31. März veranstaltete die Società di Lengo Romano eine Preisverteilung in Montpellier, bei welcher Mistral die Festrede hielt.<sup>7)</sup> Im Mai gab die Acadèmi Flouralo de Toulouso den ersten Preis an Bernat Benezet für eine, freilich französisch geschriebene Rede auf Goudoulin und Jasmin; und am 18. Mai fand das Fest der Crous de Provenço unter Beteiligung des Bischofs von Aix statt, am 25. Juli aber das Jahresfest der litterarischen Gesellschaft zu Apt zur Erinnerung an Saboly.<sup>8)</sup> Am 31. August wurde in Mounieu (Vaucluse) ein Brunnen mit der Büste Sabolys feierlich eingeweiht;<sup>9)</sup> am 12. September hielt Aubanel am Feste der Nostro Damo de Provença in Forcalquier die Festrede beim Jo Flourau,<sup>10)</sup> und am 4. November wurde in Montpellier eine neue escola felibrenco 'lou Parage' begründet.<sup>11)</sup> Bei den Jeux floraux in Avignon forderte Aubanel größere Freiheit für die provenzalische Sprache, was René-Taillandier zu einem Artikel in der Revue des Deux Mondes 1875, XII veranlafste: 'Les destinées de la nouvelle poésie provençale'. Man petitionierte beim Ministerium um Wiedereinführung des provenzalischen Unterrichtes in Aix, Toulouse und Montpellier, und der Abbé Bayle von der theologischen Fakultät zu Aix las 1875/76 über die Poesie der Troubadours, während an der freien Universität zu Montpellier provenzalisch gelesen wurde. Am 21. Mai 1876 erschienen bei dem großen Feste des Felibrige Theilnehmer

1) V. St. René-T. 22.

2) Gegenwart 1876, 37. 172.

3) St. René-T. 26.

4) V. Chr. de Tourtoulou, les fêtes littér. internationales de 1868, Toulouse 1868; Messenger du Midi 16/9 1868, Gegenwart 1876.

5) V. Isclo d'or 115.

6) V. Gegenwart 38, p. 188; Böhmer Grenzboten Sept. 1870.

7) V. Armanà 1876, 33—37.

8) V. Armanà 1876, 20, 97—99.

9) V. Armanà 1876, 20, 21.

10) V. Armanà 1876, 21, 100, 6.

11) V. Lauseta 1878, 109.

aus Valencia und Majorca; hier wurde das neue Statut des Felibrige angenommen, nach welchem sich die sämtlichen Mitglieder in drei Klassen sonderten: a) felibre màjorau in der Zahl von 50, welche das Consistori oder die Acadèmi de la lenga d'O bilden, b) die manteneire in unbeschränkter Zahl, in Sektionen für jeden besondern Dialekt unter einem Sendi (Syndikus) und c) Soci (Genossen) aus der Klasse derer, welche sich für die provenzalische Sprache interessieren, ohne selbst Provenzalen zu sein (eine Ehre, welche mir durch Diplom von 21. Mai 1877 auch zuteil wurde). Wo sich in einer Stadt mindestens sieben Felibre finden, bilden sie eine Escolò, und solcher Schulen bestehen außer im Hauptorte Avignon noch in Marseille, Montpellier, Aix und Forcalquier. Zum Capoulié oder Haupt des gesamten Felibrige wurde Mistral erwählt, zu seinen Beisitzern Roumanille, der Katalone Balaguer und Azaïs, der Verfasser des großen Dictionnaire des idiomes romans du midi de la France (Paris 1877) und Herausgeber des Breviari d'amor von Matfre Ermengaut de Beziers. Kanzler der Gesellschaft wurde Roumieux, und die drei Syndici, Aubanel für die Provence, de Tourtoulou für Lengadò (Languedoc) und de Quintana für Katalonien. In Paris bildete sich unter dem Namen Cigalo eine litterarische Gesellschaft zur Pflege der provenzalischen Sprache, welche sich alle Monate versammelte und am 24. September 1877 ein großes Fest in Arles zu stande brachte, bei dem sich außer den Cigaliers auch Mitglieder der unter dem Namen La Pomme gleichfalls in Paris bestehenden Gesellschaft von Normannen und Bretonen am concours français et provençal beteiligten.

Am 17. Mai 1876 wurde ein Fest zur Erinnerung an Jean Reboul, den Volksdichter in Nîmes (1796—1864) in dieser Stadt gefeiert, bei welchem Roumanille eine im Armanà 1877, 33—37 abgedruckte Rede hielt.

Ende Juli desselben Jahres fand eine ähnliche Feier zur Erinnerung an den König Jaume lou Conquistaire (Jakob I. von Aragonien 1238) in Valencia statt, bei welcher der Graf von Villeneuve und Tourtoulou die Provence vertraten.<sup>1)</sup> 1877 erstand in Paris ein neues Organ für die Bewegung 'La Lauseta' (die Lerche — wie es im Jahrbuche 1878, p. 189 heisst: *nostro lauseta s'alatèt dins Paris — s'anaussit dambe sa canson de gauch, d'amour, de souleth e de libertat, à travèz le cel, estóunablement dous de l'inmenso cièutat*). — Dieser Gesellschaft Armanac dau patriota lati per l'Espana, la França (la dau Miejour ou Occitania et la dau Nord), l'Italie, lou Portugal, la Roumanie, la Suissa, radikal föderalistisch und antiklerikal strebt eine Einigung der sämtlichen lateinischen Völker an, aus deren Sprachen es Beiträge mit französischer Übersetzung bringt (seit 1877 Paris). Am 25. März desselben Jahres wurde in Montpellier eine Sitzung der Felibre gehalten, bei welcher nach einer Rede von Tourtoulou die Mantenença Lengadouciàna begründet wurde.<sup>2)</sup> Am 21. Mai folgte dann das Fest de Santo Estello in Avignon, welchem sich eine Félibrée in Marseille am 22. Juli<sup>3)</sup> und eine zweite am 15. August 1877 in Alais anschloß. Die Revue des langues romanes (2. Serie, IV, 1877) berichtete auch über die in Barcelona bei den dortigen Jeux floraux gekrönten Gedichte, unter denen besonders Atlantida von Verdagner ausgezeichnet wurde. — Zu

1) V. Armanà 1877, 19.

2) V. Lauseta 1878, 45.

3) V. Aubanel l'Ouliviér remembreço de la Felibrigado dou 22 de juliet.

Ostern 1878 fanden in Marseille, Arles, Orange, Nîmes, Montpellier und Aix Zusammenkünfte statt, um die vor 2000 Jahren geschehene Gründung der letzten Stadt zu feiern;<sup>1)</sup> dabei kam es zum Concours um den von der Gesellschaft der romanischen Sprachen ausgesetzten Preis für den besten Gesang der lateinischen Sprachen (*Chant du Latin*), der in irgend einer romanischen Sprache zu verfassen und später als Rassenlied bei den übrigen Völkern in geeigneter Übersetzung einzuführen war: einer der besten war l'union des poples latins von Charles Gros (Montpellier). Am 24. Mai feierte Montpellier die Blumenspiele; eine neue Gesellschaft von Vaclusern bildete sich in Paris unter dem Namen 'Le Sartan' (die Bratpfanne), und die Archäologische Gesellschaft von Béziers erteilte am 30. Mai einen silbernen Olivenzweig dem Verfasser der besten neuromanischen Dichtung. 1879 wurde das Fest der Felibre in Avignon am 21. Mai 1880 in Roco Favour am 23. Mai gefeiert; die Liste der Mitglieder brachte der Cartabèu 1882, p. 70 u. 81. 1881 wurde es in Marseille am 22., 1882 in Albi am 24. Mai begangen, und internationale Feiern in Gap und Forcalquier veranstaltet.<sup>2)</sup> Die letzten derartigen Feste fanden 1883 in San Rafeu, 1886 am 23. Mai in Gap und 1887 am 27. März in Ceno (Cannes) statt. — Im Jahre 1885 wurde auch zu den zahlreichen Organen, welche für die Sache der provenzalischen Sprache thätig sind und deren wichtigste ich in meinem Aufsätze, Archiv LXI, p. 9 zusammengestellt habe, die Revue felibreëenne gegründet, welche alle 14 Tage herauskommt (8 fr. das Jahr) und über alle wichtigeren Erscheinungen orientiert.<sup>3)</sup> Auch die Revue française, organe mensuel des concours poétiques du Midi in Agen, deren Chefredakteur und Hauptautor seit 13 Jahren Evariste Carrance ist, bemüht sich mit echt gaskognischer, allzugrofsthuerischer Manier, wovon auch der letzte Appel aux poètes 1887 wieder beredtes Zeugnis giebt, für die allgemeine Sache (und für das Bekanntwerden seiner eigenen Produkte in französischer Sprache). — Maßvoller aber verfährt die Société des Félibres de Paris, welche in dem für dieses Jahr ausgegebenen Programme des 7. concours die verschiedensten Preise für litterarische und künstlerische Bewerbungen ausschreibt, darunter erstens für eine französische Studie über les femmes troubadours, zweitens, dem Andenken Aubanels gewidmete, dessen Tod ja freilich in den Reihen der begeistertsten Provenzalisten eine empfindliche Lücke geschaffen hat. Mögen sie noch lange vor ähnlichen Verlusten bewahrt bleiben, und das wohlklingende einst so hoch geachtete Idiom der lingua d'oc mehr und mehr den ihr gebührenden Platz unter den Schwestern sich erringen!

1) V. Armanà 1877, 21; Lauseta 1878, 249.

2) Man vergleiche darüber die satirisch gehaltene Notiz im Univers Illustré 1209.

3) I. Wissenschaftliche Zeitschriften: Revue de Gascogne, R. des sociétés savantes, R. de Marseille et de Provence, R. de l'Agenais; Revista di lango romano; Musée d'Arles; Minerve de Toulouse; Mémoires de l'Académie de Toulouse 1869; Mémoires de la société agricole des Pyrénées orientales; die Publikationen der Soucieta literari d'At, der Société archéologique, scientifique et litt. de Béziers; die Zeitschrift der Cigale 1877. — II. Almanäche: Armanà provençau, Almanach du colon limousin von Dr. A. le Play (Limoges seit 1876), Armanà de Lengadò in Alès 1876, Armanà cevenou, Armanà gascon in Bordeaux 74, Almanach du Sonnet (Aix 1875); Lauseta. — III. Zeitungen: L'aube provençalo, Lou trelus de l'auba, Lou tron de l'er in Marseille, Lou Prouvençao; Lou Dominique (Nîmes), Lou gai Sabé (Aix), Lou Paioun, Lou Campanié, la Bugadiero, li Nouvelisto (Nice), Messenger du Midi und andere politische Zeitungen, welche die Lauseta 1878, 190 anführt; auch die Nacionalidades (Madrid) und l'Alliance latine.

Der zweite Vorsitzende dankte für den nach Form und Inhalt gelungenen und anziehenden Vortrag und dankte Prof. Sachs für die Ehre, die er allen durch sein persönliches Erscheinen erwies, sowie für die treffliche und gewandte Leitung der Verhandlungen.

Hierauf warf der erste Vorsitzende noch einen kurzen Rückblick auf die Verhandlungen und sprach den Wunsch aus, daß in der Schweiz dieselben Bestrebungen auf dem neusprachlichen Gebiete sich geltend machen mögen wie in Deutschland. Nachdem er noch zu recht zahlreicher Beteiligung am nächsten Neuphilologentag in Dresden eingeladen hatte, schloß er die Sitzung.

---



## Bericht

über den Stand der Editionsarbeiten der 'Monumenta Germaniae Paedagogica'.<sup>1)</sup>

Auf der Philologenversammlung in Gießen (1885) war der Beschlufs gefasst worden, in das Programm einer jeden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner einen Bericht über den jeweiligen Stand der Editionsarbeiten der Mon. Germ. Paed. aufzunehmen, um dadurch das Interesse an dem Unternehmen, welches auf die Mitarbeiterschaft weitester Kreise angewiesen ist, aufrecht zu erhalten.

Inzwischen sind die drei ersten Bände bereits erschienen. Der erste Band enthält die 'Schulordnungen der Stadt Braunschweig von 1251—1828', herausgegeben von Prof. D. Dr. Koldewey. Im zweiten Bande beginnt Pater Pachtler mit der Herausgabe der Studienordnung der Gesellschaft Jesu ('Ratio studiorum et institutiones scholasticae Societatis Iesu'), und zwar bringt dieser Band die von 1541—1599 erlassenen Bestimmungen. Der dritte Band gehört zur Abteilung der zusammenfassenden Darstellungen, die den Zweck haben, die übrigen Abteilungen, welche sich mit der Edition von Quellenmaterial befassen, zu entlasten. Es bietet dieser Band eine 'Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter bis zum Jahre 1525' von Prof. Dr. S. Günther.

Im Druck ziemlich vollendet sind:

Band IV: 'Die deutschen Katechismen der böhmischen Brüder', mit dogmengeschichtlichen Erläuterungen, einer Abhandlung über das Schulwesen der böhmischen Brüder, und fünf Beilagen, herausgegeben von dem Historiographen der Brüderunität Diakonus Müller.

Band V: Der zweite Band der Iesuitica, welcher die erste Gesetzesvorlage des Generals Aquaviva für eine Ratio stud. vom Jahre 1586, ferner die endgiltige Ratio stud. von 1599 und die neue Redaktion derselben von 1832 bringt.

Band VI: 'Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen von 1543—1778' von Prof. Dr. Teutsch.

Im Manuskript liegen vor die Fortsetzungen von Koldeweys und Pachtlers Werk, sowie Hartfelders Monographie: 'Melanchthon als Praeceptor Germaniae.'

In Angriff genommen — teilweise seit Jahren, teilweise erst neuerdings — sind innerhalb der verschiedenen Abteilungen eine große Anzahl von Veröffentlichungen. Im Folgenden geben wir einen kurzen übersichtlichen Bericht über dieselben.

### I. Schulordnungen.

Von Anhalt, Baden, Bayern, der Hanseatischen Städte, von Nieder-Österreich, Oldenburg, der russischen Ostseeprovinzen, von Preussen (Prov. Brandenburg, Hessen-Nassau, Schleswig-Holstein), von Sachsen und der Schweiz.

1) Herausgegeben von K. Kehrbach. Berlin, A. Hofmann & Ko.

Trotzdem die Schulgeschichte dieser Länder zum Teil sehr eingehend behandelt worden ist, haben doch die Nachforschungen der betreffenden Herausgeber das Vorhandensein vieler und wichtiger Inedita ergeben. Die Hauptschwierigkeiten des stetigen Fortgangs der Arbeiten liegen in dem gänzlichen Fehlen oder der mangelhaften Beschaffenheit von Archivrepertorien und Katalogen. Dazu kommt die oftmals ungewöhnlich große Zersplitterung des Materials, welche zumeist ihren Grund in territorialen Veränderungen findet. So müssen bei der Sammlung und Sichtung des Materials für ein Land resp. eine Provinz nicht nur das betreffende Landesarchiv und sämtliche städtischen, kirchlichen, Schul- und Patronatsarchive des Landes, sondern auch die Archive der angrenzenden Länder durchforscht werden.

## II. Schulbücher.

Bereits seit drei Jahren ist Herr Dr. Reichling mit den Vorarbeiten zur Edition des *Doctrinale* des Alexander Gallus beschäftigt. Wenn diese Vorarbeiten trotz der umfangreichen im Verein mit der Redaktion bewirkten Recherchen auf in- und ausländischen Bibliotheken und der Reisen des Herausgebers nicht zum Abschlufs gelangt sind, so liegt das an der Fülle der vorhandenen Handschriften und Drucke. Bis zum Ausgange des Mittelalters ist das *Doctrinale* das Hauptlehrbuch der lateinischen Grammatik in allen Ländern gewesen. Auch noch über das Mittelalter hinaus wurde es vielfach dem Unterricht zugrunde gelegt.<sup>1)</sup> Eine erfolgreiche Weiterführung der Arbeit ist nur denkbar unter der Voraussetzung, daß der Herausgeber in den Stand gesetzt wird, die Bibliotheken Frankreichs, Italiens, Englands zu besuchen.

Auch die Vorarbeiten zur Edition des *'Fundamentum scholarium'* des Remigius von Auxerre, der Vokabularien des Mittelalters, der *'Artes dictaminis'*, der griechischen Grammatiker (Theod. Gaza, Chrysoloras, Laskaris), der deutschen Grammatiker des 16. und 17. Jahrhunderts, sind im Fortschreiten begriffen. Freilich muß hier bemerkt werden, daß die Hindernisse, welche sich der Sammlung und Sichtung des weitverstreuten Materials zur Edition dieser Werke in den Weg stellen, teilweise ganz bedeutende sind. Ohne Studienreisen in den deutschen Ländern und besonders im Ausland (Frankreich, Italien, Spanien, England, Niederlande) ist an eine Beseitigung dieser Hindernisse nicht zu denken.

## III. Miscellaneen.

Für diese Rubrik sind in Angriff genommen eine Ausgabe der Akten über Prinzen- und Prinzessinnenerziehung

- 1) bei den Habsburgern,
- 2) bei den Hohenzollern,
- 3) bei den Sachsen-Ernestinern,
- 4) bei den Wittelsbachern.

Leider ist es der Redaktion trotz mehrjähriger Bemühungen bisher nicht gelungen, einen Bearbeiter zu finden für die interessanten und zahlreichen Dokumente, welche sich auf die Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen des Sachsen-Albertinischen Hauses beziehen.

---

<sup>1)</sup> Dasselbe soll nach einer dem Herausgeber zugegangenen Mitteilung noch heutzutage in vielen Schulen Italiens gebraucht werden.

Von den Schulkomödien, die auch unter diese Abteilung fallen, ist die Bearbeitung der in den Jesuitenschulen zur Aufführung gelangten schon weit vorgeschritten.

#### IV. Zusammenfassende Darstellungen.

Der Vollendung naht sich in dieser Abteilung 'Erasmus von Rotterdam, seine Bedeutung für Unterricht und Erziehung' von Prof. Dr. Horawitz. Die 'Geschichte des militärischen Erziehungs- und Unterrichtswesens in den Ländern deutscher Zunge' hofft Oberst Poten innerhalb der nächsten zwei Jahre zum Abschlufs zu bringen.

Auch die 'Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens bei den deutschen Juden', bearbeitet von Rabbiner Dr. Güdemann, sowie 'die Geschichte des geographischen Unterrichts', die von Dr. Votsch bearbeitet wird, schreiten stetig vorwärts; ebenso die Bearbeitung des 'Philanthropinismus'.

Leider wurden die Professoren Kawerau und von Prantl genötigt, ihre für die Mon. Germ. Paed. übernommenen Arbeiten über 'die evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion' und den 'Schulbetrieb der Logik' wegen dringender Verpflichtungen zurückzustellen.

Es erübrigt noch, die Mafsnahmen zur Kenntnis zu bringen, welche die Redaktion im Laufe der letzten Jahre ergriffen hat, um dem Werke eine sichere Grundlage zu geben. Zunächst wurden alle diejenigen Gelehrten, von denen bekannt geworden war, dafs sie bereits Veröffentlichungen bewirkt hatten, die in das Gebiet der Mon. Germ. Paed. fallen, oder dafs sie solche in Angriff genommen, von dem Unternehmen in Kenntnis gesetzt. Dasselbe geschah bei solchen Gelehrten, die der Redaktion als Sammler von auf die Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens bezüglichen Materialien bezeichnet worden waren. Da das Unternehmen auf die litterarische Unterstützung weitester Kreise angewiesen ist, unterliefs es die Redaktion nicht, den 'Plan' der Mon. Germ. Paed. sämtlichen historischen Vereinen, den 'Pflögschaften der hist. Komm. des Großherzogtum Baden', den Lehrervereinen und Gesellschaften wissenschaftlicher Tendenz Deutschlands, Österreichs und der Schweiz mitzuteilen, mit der Bitte, das Unternehmen in ihren Kreisen nach Kräften zu fördern. In gleicher Weise wurden die Redaktionen vieler hunderter von Zeitschriften, besonders pädagogischen, gebeten, ihren Lesern Ziel und Umfang des Unternehmens bekannt zu machen. Um den Mitarbeitern für ihre archivalischen und Bibliotheksstudien den Weg zu ebnen, wurden die Vorstände sämtlicher Bibliotheken und Archive der Länder deutscher Zunge, auch der kleineren, städtischen, kirchlichen und Schularchive gebeten, den Mitarbeitern der Mon. Germ. Paed. bei ihren Nachforschungen möglichst behülflich zu sein.

Dafs diese Mafsnahmen von dem besten Erfolge waren, belegen die Mitteilungen sämtlicher Mitarbeiter.

Viele Gelehrte schickten der Redaktion wertvolle Mitteilungen ein, auf die sie bei ihren Studien gestofsen waren. Die Mitglieder der historischen und Lehrervereine wurden durch Vorträge oder durch Artikel in ihrem Vereinsorgan mit Zweck und Umfang des Unternehmens bekannt gemacht und auch die verschiedensten Zeitschriften thaten ihr Bestes, um das Unternehmen in den weitesten Kreisen bekannt zu machen, während die Vorstände der Archive und Bibliotheken mit größter Bereitwilligkeit die Mitarbeiter der Mon. Germ. Paed. bei ihren Nachforschungen unterstützten. Dankend

mufs die Redaktion anerkennen, dafs die Philologenversammlung in Giefsen, die allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Gotha, sowie der Verein für wissenschaftliche Pädagogik in Leipzig den Beschluß gefafst haben, in das Programm jeder künftigen Versammlung einen Bericht über den jeweiligen Stand der Editionsarbeiten der Mon. Germ. Paed. aufzunehmen. Überdies beschlofs die Philologenversammlung, eine Petition um materielle Unterstützung der Monumenta an die Regierungen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz zu richten.

Zu gleichem Danke ist die Redaktion der Generalversammlung der deutschen Katholiken in Trier verpflichtet, welche eine Resolution fafsste, worin

‘den Katholiken Deutschlands, namentlich den wissenschaftlichen Kreisen, die lebhafte Unterstützung dieses verdienstvollen und mit unparteiischer Kritik geleiteten Sammelwerks (der Mon. Germ. Paed.) auf das angelegentlichste zur Verbreitung und Unterstützung empfohlen wurde.’

Es ist hierbei hinzuzufügen, dafs den Antragstellern sehr wohl bekannt war, dafs Herausgeber und Verleger Protestanten sind.

Mit den Mafsnahmen, die im Vorstehenden dargelegt worden sind, sind freilich die Aufgaben der Redaktion noch keineswegs erschöpft.

Sie hat als Centralstelle die Verbindung der Mitarbeiter untereinander, zum Zweck der Vermeidung doppelter Arbeit zu erhalten und mufs zugleich als Nachweisungsbureau für litterarische Anfragen aus dem Kreise der Mitarbeiter gerüstet sein.

Um diesen Anforderungen zu genügen, müfsen die litterarischen Hilfsmittel der Redaktion bedeutend erweitert werden. So wäre es vor allen Dingen nötig, ein bibliographisches Verzeichnis aller der Werke anzulegen, welche sich auf die Geschichte der Pädagogik innerhalb der deutschen Länder beziehen. Es müfsen die theologischen, kirchenrechtlichen, philologischen, pädagogischen, historischen etc. Zeitschriften, sowie sämtliche Urkundenbücher und Chroniken nach pädagogischen Bestandteilen systematisch durchforscht werden und die gewonnenen Resultate in einer Materialiensammlung angelegt werden. Dafs die Herstellung einer solchen, für die erspriessliche Leitung des Unternehmens notwendigen Materialiensammlung die Kräfte eines Einzelnen weitaus übersteigt, dafs selbst bei einem Zusammenarbeiten mehrerer geschulten Kräfte Jahre dazu gehören, leuchtet jedem ein. Da es der Redaktion zur Zeit an Mitteln fehlt, hat sie darauf verzichten müssen, diese für die historisch-pädagogischen Studien so wichtige Institution zu schaffen.

Dr. Karl Kehrbach.

---

## Die Comenius-Stiftung zu Leipzig.

### Bericht auf die Zeit vom 1. Oktober 1885 bis ult. September 1887.

**Bücherbestand.** Die Comenius-Stiftung hatte am letzten September 1885 einen Bestand von 37 392 Bänden und Broschüren. Dazu kamen

vom 1. Oktober 1885 bis 30. September 1886 1518 Bände und Broschüren,

vom 1. Oktober 1886 bis 30. September 1887 3259 Bände und Broschüren,

so daß der Bücherbestand am 30. September 1887 die Höhe von 42 169 Bänden und Broschüren erreicht hatte.

Schenkungen hatte die Comenius-Stiftung im ganzen bis Ende 1885 3568 zu verzeichnen. Dazu kamen 1886 304 und 1887 bis Ende September 237; so daß die Gesamtheit der Schenkungen 4109 beträgt. Unter den Schenkgebern der letzten zwei Jahre sind hervorzuheben:

Die B. G. Teubnersche Buchhandlung in Leipzig als Geschäftsführerin des Austauschvereins der höheren Lehranstalten Deutschlands etc. mit 306, 683 und 273 Programmen.

Vicedirektor Stötzner in Dresden mit 424 Bänden.

Fräulein Leo aus Leipzig mit 705 Bänden und einem Bücherschranke aus dem Nachlasse ihres Bruders, des sel. Dr. Leo in Leipzig.

Die Universität Königsberg mit 21 Bänden.

Stadtrat und Buchhändler Holtze in Leipzig mit 52 Bänden (meist Wörterbüchern).

Kantor Schelzel in Obergersdorf mit 73 Bänden.

Die Redaktion der Pädagogischen Revue in Leipzig mit ca. 60 Schulzeitungen, die fortlaufend der Bibliothek zugehen, u. s. w.

Die Leosche Schenkung (s. oben) wurde von den zukünftigen Erben des ziemlich 80jährigen Fräulein Leo zu großer Betrübniß dieser Dame angefochten. Jenen Erben war es gelungen, die Schenkgeberin einige Monate, nachdem die Schenkung erfolgt, für geistesschwach erklären und unter Vormundschaft stellen zu lassen. Der Anwalt der Erben richtete hierauf an den Vorstand der Comenius-Stiftung die Anforderung, auf die Schenkung zu verzichten und sich bereit zu erklären, dieselbe auf Verlangen jederzeit herauszugeben, bis dahin aber die Bücher pp. in Verwahrung zu behalten. Der Direktor der Comenius-Stiftung wies dieses Ansinnen energisch zurück, unter Hinweis darauf, daß Fräulein Leo zur Zeit der Schenkung noch im vollen Besitze des Verfügungsrechtes über ihr Eigentum gewesen. Der Anwalt der Erben hat sich hierauf damit begnügt, Einblick in das Verzeichnis der geschenkten Bücher zu nehmen, im übrigen aber die Comenius-Stiftung unbelästigt zu lassen.

Einnahmen. Die Gelder zur Unterhaltung der Bibliothek gingen von Lehrern und Vereinen in der üblichen Weise ein. Als neuer Beitrag erschien auf Ansuchen eine Schenkung des sächsischen Kultusministeriums in Höhe von 300 Mark. Ingleichen erklärte sich der Rat der Stadt Leipzig bereit, seinen Jahresbeitrag von 300 auf 500 Mark zu erhöhen. Der daran geknüpften Bedingung, diese Summe nur zum Ankauf neuerer Bücher zu benutzen, ist entsprochen worden. Unter den im Jahre 1887 gekauften Büchern befinden sich folgende grössere Werke:

Niedergesäfs, Handbuch der speziellen Methodik. 3 Bde.  
 Pädagogischer Jahresbericht von Dittes, Jahrg. 1882—1885.  
 Frick, Lehrproben und Lehrgänge. 9 Teile.  
 Giebe, Verordnungen für Preussen.  
 Dittes, Schule der Pädagogik.  
 Diesterweg, Wegweiser. 3 Bde.  
 Kiddle & Schem, Encyclopedia of education.  
 " " " Yearbook of education.  
 Bahnsen, Beiträge zur Charakterologie.  
 Bain, Geist und Körper.  
 Marenholtz-Bülow, Fröbelsche Erziehungslehre.  
 Matzat, Methodik.  
 Rolfus, Ergänzungsband zur Real-Encyklopädie.  
 Schorl, Herbarts philosophische Lehre und Religion.  
 Wiese, Lebenserinnerungen. 1. 2.  
 Wundt, Ethik.  
 Herbert Spencer, Ethik.  
 Schlesische Schulzeitung. 1872—1885.  
 Rousseau, Bekenntnisse.  
 Kahle, Grundzüge der evangelischen Volksschulerziehung.  
 Haase, Evangelische Heilskunde.  
 Pestalozzis Werke von Mann u. s. w.

Benutzung. Ausgeliehen wurde an

		Leipziger Lehrer	auswärtige Lehrer	Studenten
vom 1. Oktober 1884 bis ult. September 1885		318	409	64
" " " 1885 " " "	1886	481	448	51
" " " 1886 " " "	1887	557	704	74

Die Zahl der ausgeliehenen Bände betrug:

		an Leipziger	Auswärtige
vom 1. Oktober 1884 bis ult. September 1885		1327	1665
" " " 1885 " " "	1886	1892	2303
" " " 1886 " " "	1887	1933	2846

Personal. An der Bibliothek beschäftigt waren aufser dem Vorstande bisher drei Bibliothekare, die an zwei Nachmittagen zu arbeiten verpflichtet sind. Die stetig wachsende Arbeit gab Veranlassung, Herrn Mai, der schon längere Zeit freiwillig seine Kräfte der Bibliothek gewidmet, am 1. Juli 1887 als 4. Bibliothekar anzustellen.

Unterstützungen. Gleich der deutschen Philologenversammlung haben Pfingsten 1887 auch die deutsche Lehrerversammlung zu Gotha und die Generalversammlung des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik zu Leipzig beschlossen: 1) eine Petition um Unterstützung der Comenius-Stiftung aus Reichsmitteln an den Herrn Reichskanzler abzusenden und 2) sich auf jeder künftigen Versammlung über den Stand der Comenius-Stiftung Bericht erstatten zu lassen.

Auch benutzte der letztgenannte Verein seine Anwesenheit im Leipziger Lehrervereinshause dazu, sich die Bibliothek zeigen zu lassen.

Eine Deputation, bestehend aus 3 Mitgliedern des Rates der Stadt Leipzig, 3 Stadtverordneten und 2 Mitgliedern des Schulausschusses, besichtigte am 16. April 1887 während eines zweistündigen Besuches die Bibliothek in eingehender Weise, und einer der Herren Stadträte sprach dem Vorstande seine Anerkennung aus.

Auszeichnung. Während des Sommers 1886 war ein kleiner Teil der Bibliothek zu einer Ausstellung nach Prag geschickt worden. Die Comenius-Stiftung erhielt bei dieser Gelegenheit die höchste Auszeichnung jener Ausstellung, ein Ehrendiplom.

Das Leipziger Schulliederbuch, 3 Hefte, ausgearbeitet von einer Kommission Leipziger Lehrer unter Vorsitz des Direktors der Comenius-Stiftung und Eigentum der Comenius-Stiftung, fing in den letzten Jahren bereits an, einen nicht unansehnlichen Ertrag abzuwerfen. Verschiedene Ausstellungen gegen das 1. Heft veranlaßten den Vorstand der Comenius-Stiftung, jene Kommission zu ersuchen, dieses Heft umzuarbeiten. Die Herren Böhme, Jahn, Linge, Zehrfeld und der Direktor der Comenius-Stiftung haben sich diesem Auftrage unterzogen und in einer Reihe gemeinschaftlicher Sitzungen und durch Arbeit der Einzelnen in Zeit von neun Monaten das Buch vollständig umgestaltet und in der neuen Form Michaelis 1887 in den Buchhandel gebracht. Das Leipziger Schulliederbuch ist, was Auswahl und Anordnung des Stoffes, Korrektheit der Melodien und Texte und methodische Behandlung des Gesangunterrichts anlangt, jedenfalls von keinem anderen Schulliederbuche übertroffen. In Bezug auf Billigkeit des Preises dürfte es zweifellos einzig dastehen. Es kostet nämlich gut gebunden Heft I, 91 Seiten stark, 30 Pfennige; Heft II, 110 Seiten stark, 40 Pfennige und Heft III, 166 Seiten stark 50 Pfennige. Das Liederbuch ist für gehobene Volksschulen berechnet. Heft II und III eignen sich aber auch für die unteren Klassen der Gymnasien, Realanstalten und anderer höherer Schulen.

Julius Beeger.

---

## Gesellschaft

### zur Erforschung der deutschen Erziehungs- und Unterrichtsgeschichte.

#### § 1.

Am heutigen Tage gelegentlich der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich konstituiert sich eine Gesellschaft zur Erforschung der deutschen Unterrichts- und Erziehungsgeschichte.

#### § 2.

Zweck der Gesellschaft ist die Erforschung, die möglichst vollständige Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung des überall in Archiven und Bibliotheken zerstreuten schulgeschichtlichen Materials, soweit es Bezug hat auf die Länder deutscher Zunge.

#### § 3.

Um diesen Zweck zu erreichen, verpflichten sich die Mitglieder, nach Kräften beizutragen zur Sammlung von

a) Schulordnungen (kirchlichen, staatlichen, gemeindlichen Charakters) nebst den internen Schulgesetzen, Visitationsprotokollen, Ordenskonstitutionen, Bestallungsbriefen, Synodal- und Besoldungsakten;

b) Schulbüchern, die während der betreffenden Zeitabschnitte im Gebrauch waren.

c) Pädagogischen Miscellaneen, die in den angeführten Rubriken nicht mit inbegriffen sind: Selbstbiographien von Schulmännern oder, wenn von andern Autoren verfaßt, doch von hervorragendem pädagogischen Werte. Schulkomödien, Tischzuchten, Schulreden, pädagogischen Gutachten, Tagebücher, deren Inhalt sich wesentlich auf Unterricht und Erziehung erstreckt, Akten über Erziehung und Unterricht.

Dazu gehört auch eine Sammlung von gelegentlichen Notizen, die sich auf äussere und innere Verhältnisse der Erziehung und des Unterrichts beziehen (in Chroniken, Urkunden, encyklopädischen Werken, Briefen); bildlichen Darstellungen, die einen gleichen Bezug haben, ferner in derselben Weise bezügliche Bullen, Capitularien, Leges, Inschriften, Legate, Eidesformeln für Schulmeister, Rechnungen, Quittungen, Matrikeln, Stundenpläne, Epithalamien etc. etc.

#### § 4.

Es wird ein Kuratorium gewählt, das auf grund einer von ihm festzustellenden Geschäftsordnung die Leitung der Geschäfte übernimmt.



§ 5.

Es wird ein Archiv angelegt, in welchem alle (in § 3 näher bezeichneten) von den Mitgliedern eingesandten Materialien von seiten des Kuratoriums niedergelegt werden.

§ 6.

Der Sitz der Gesellschaft ist in Berlin.

§ 7.

Inwieweit die Materialien zur Veröffentlichung verwendet werden, darüber steht die Entscheidung einer zu diesem Zweck gewählten Kommission zu, desgleichen die Wahl der geeigneten Editoren.

§ 8.

Die Mitgliedschaft der Gesellschaft wird erworben und erhalten durch Anmeldung beim Präsidium des Kuratoriums und Zahlung des Jahresbeitrages.

§ 9.

Der regelmäßige Jahresbeitrag beträgt ..... Mark, welcher bis zum 1. April jedes Jahres an den Schatzmeister abzuführen ist.

§ 10.

Das Kuratorium hat die Verpflichtung, alljährlich eine Generalversammlung einzuberufen. Falls die Einberufung der Jahresversammlung allzu großen Schwierigkeiten begegnen sollte, ist das Kuratorium ermächtigt, die Verhandlungsgegenstände in Form eines Circulars den Mitgliedern der Gesellschaft vorzulegen und sie auf diesem Wege zur Erledigung zu bringen.

§ 11.

Eine Revision der Statuten, die die äußere Organisation der Gesellschaft betreffen, kann jederzeit durch Stimmenmehrheit der sämtlichen Mitglieder, die Auflösung der Gesellschaft nur mit  $\frac{2}{3}$  der Stimmenzahl sämtlicher Mitglieder und nachdem das Kuratorium sich durch ein allen Mitgliedern zugestelltes Gutachten über die Sachlage ausgesprochen hat, beschlossen werden.

§ 12.

Die vom Kuratorium beschlossenen Publikationen werden innerhalb des bereits bestehenden Unternehmens der Monumenta Germaniae Paedagogica (Herausgeber Dr. K. Kehrbach, Verlag von A. Hofmann & Co. in Berlin) erscheinen, mit welchem seitens der Gesellschaft (d. h. zwischen dem Kuratorium der Gesellschaft einerseits, dem Herausgeber und der Verlagshandlung der Mon. Germ. Paed. andererseits) ein Spezialvertrag abgeschlossen werden soll, welcher die gegenseitigen Pflichten und Rechte regelt.

§ 13.

Für den Jahresbeitrag von ..... Mark erhält jedes Mitglied

1) den Jahresbericht der Mon. Germ. Paed., welcher gleichzeitig der der Gesellschaft ist.

2) Den Bezug der Publikationen der Mon. Germ. Paed. mit einem Vorzugspreise von 20%.

---

## Statuten des Vereins

nach der Fassung von Würzburg vom 3. Oktober 1886 und von Dessau vom 3. Oktober 1884.

### § 1.

Der Verein deutscher Philologen und Schulmänner hat den Zweck:

- a) Das Studium der Philologie in der Art zu fördern, daß es alle Teile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;
- b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;
- c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im wesentlichen Übereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;
- d) größere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern;
- e) Fragen der Organisation des Unterrichts und des Schulwesens zu beraten und die gefassten Beschlüsse eventuell den betreffenden Landesregierungen vorzulegen.

### § 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich der Verein in ein- oder zweijährigen Zwischenräumen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

### § 3.

In diesen Versammlungen finden statt:

- a) Mitteilungen und Besprechungen aller Art über neugebegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;
- b) Beratungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken des Vereins förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;
- c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen teils über den Inhalt dieser Vorträge, teils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;
- d) Bestimmung des Ortes und des Präsidiums der nächsten Versammlung.

### § 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt, oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nötige Gewähr giebt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt. Über die Aufnahme anderer Freunde der Wissenschaft entscheidet das Präsidium.

§ 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische, 2) ständige, 3) vorübergehende Sektionsversammlungen.

§ 6.

Die ständigen Sektionsversammlungen sind:

- a) die pädagogisch-didaktische,
- b) die der Orientalisten,
- c) die der Germanisten und Romanisten,
- d) die archäologische.

§ 7.

Die vorübergehenden Sektionsversammlungen werden für besondere Gegenstände auf den Antrag von 20 Mitgliedern durch den Präsidenten gebildet. Eine Sektion, welche in drei aufeinanderfolgenden Versammlungen zu Stande gekommen ist, wird den ständigen beigeordnet.

§ 8.

Die unter a) und b) genannten, sowie die vorübergehenden Sektionen dürfen mit den allgemeinen Versammlungen nicht kollidieren und haben:

- 1) Vormittagsstunden vor Beginn der allgemeinen Sitzungen,
- 2) den Nachmittag des zweiten oder dritten Tages zu ihren Sitzungen zu wählen, an welchem keinerlei Vergnügungen stattfinden dürfen.

§ 9.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vicepräsident vor. Dem für die nächste jährige Versammlung bestimmten Präsidium liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung stattfinden soll.

§ 10.

Die Präsidenten der vier letzten und der nächsten Versammlung bilden unter dem Vorsitze des letzten, an welchen alle Anträge in betreff derselben zu richten sind, einen ständigen Ausschufs.

§ 11.

Zur Bestreitung der mit einer Versammlung verbundenen Kosten wird von den jedesmaligen Teilnehmern ein Beitrag von 10 Mark erhoben.

---

# Inhalt.

	Seite
Verzeichnis der Mitglieder . . . . .	III—VII
Verzeichnis der Festschriften und Geschenke . . . . .	VII—X
Erste allgemeine Sitzung.	
Eröffnungsrede des Präsidenten, Rektor Dr. Wirz . . . . .	1—11
Begrüßung durch den Vertreter des Reg.-Rates des Kantons Zürich, Reg.-Rat Dr. Stöfßel . . . . .	11—12
Vortrag des Seminarl. Dr. Hunziker, Küssnacht-Zürich: Zu Pestalozzis Jugendentwicklung . . . . .	12—32
Zweite allgemeine Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Michaelis, Straßburg: Über alexandrinische Kunst . . . . .	34—44
Vortrag des Dr. Sittl, München: Über die Geberden der Alten . . . . .	44—55
Dritte allgemeine Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Ihne, Heidelberg: Zur römischen Königsgeschichte . . . . .	55—60
Vortrag des Prof. Dr. Wölfflin, München: Über Bedeutungswandel . . . . .	61—70
Vierte allgemeine Sitzung.	
Vortrag des Oberlehrer Dr. v. Jan, Straßburg: Die musischen Festspiele in Griechenland (mit einer Tafel). . . . .	71—89
Schlussurteile des Vicepräsidenten, Prof. Dr. Blümner, Zürich . . . . .	91 f.
Schlussurteile des Oberschulrat Dr. Wendt, Karlsruhe . . . . .	92 f.
Verhandlungen der pädagogischen Sektion. . . . .	94—138
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	94 f.
Zweite Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Egli, Zürich: Die Namenerklärung im geographischen Unterricht . . . . .	95—103
Dritte Sitzung.	
Vortrag des Direktor Dr. Uhlig, Heidelberg: Einiges über Einheitschulen; sowie Verhandlungen darüber . . . . .	103—127
Vierte Sitzung.	
Vortrag des Dr. Keller, Winterthur: Die Stellung der Schule zur Descendenztheorie; sowie Verhandlungen darüber. . . . .	128—138
Verhandlungen der orientalischen Sektion . . . . .	139—160
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	139
Zweite Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Steiner, Zürich: Johann Heinrich Hottinger und seine Bedeutung als Orientalist. . . . .	139—147
Resumé des Vortrages des Prof. Dr. Roth, Tübingen: Über Atharvaveda . . . . .	147 f.
Dritte Sitzung.	
Vortrag des Rev. Dr. Heidenheim, Zürich: Über die Wichtigkeit der samaritanischen Litteratur für die semitische Sprachwissenschaft, Exegese und Dogmengeschichte mit besonderer Rücksicht auf die Schriften Markahs . . . . .	148—160
Verhandlungen der germanistisch-romanistischen Sektion . . . . .	161—189
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	161
Zweite Sitzung.	
Verhandlungen über den Vortrag des Prof. Dr. Kluge, Jena: Über Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch in ihren geschichtlichen Beziehungen . . . . .	162
Vortrag des Dr. Wetz, Straßburg: Zur Psychologie Heinrichs von Kleist . . . . .	162—165
Dritte Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Reifferscheid, Greifswald: Über die Windeckhandschriften in Zürich . . . . .	166—170
Vortrag des Prof. Dr. Morf, Bern: Die Untersuchung lebender Mundarten und ihre Bedeutung für den akademischen Unterricht . . . . .	171—185
Resumé des Vortrages des Prof. Dr. Bächtold, Zürich: Über den 'Ring' des Heinrich Wittenweiler . . . . .	185 f.
Vierte Sitzung.	
Vortrag des Dr. Crüger, Straßburg: Über das Straßburger Theater von der Reformation bis zum dreißigjährigen Krieg . . . . .	186—189

	Seite
Verhandlungen der archäologischen Sektion . . . . .	190—229
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	190
Zweite Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. v. Duhn, Heidelberg: Augenblickliche Wege, Ziele und Faktoren der archäologischen Durchforschung Italiens . . . . .	191—210
Dritte Sitzung.	
Vortrag des Rektor Dr. Weizsäcker, Calw: Über die Topographie der athenischen Agora bei Pausanias; sowie Verhandlungen darüber. (Mit einer lithogr. Karte) . . . . .	210—226
Vierte Sitzung.	
Vortrag des Dr. Herzog, Freiburg i. Br.: Zur Vasenexegese; sowie Verhandlungen darüber	226—229
Verhandlungen der philologischen (kritisch-exegetischen) Sektion . . . . .	230—288
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	230
Zweite Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Hilberg, Czernowitz: Vorläufige Mitteilungen über die Tektonik des lateinischen Hexameters . . . . .	231—246
Vortrag des Prof. Dr. Hagen, Bern: Über die kritischen Zeichen der alten Berner Horaz- und Serviushandschrift cod. 363 saec. IX; sowie Verhandlungen darüber . . . . .	247—257
Vierte Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Crusius, Tübingen: Über die Nomosfrage . . . . .	258—276
Fünfte Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Wackernagel, Basel: Über die Geschichte des historischen Infinitivs.	276—282
Vortrag des Prof. Dr. Schweizer-Sidler, Zürich: Über die verwandtschaftlichen Be- ziehungen zwischen Latein und Griechisch. . . . .	283—288
Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion . . . . .	289—303
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	289
Zweite Sitzung.	
Vortrag des Prof. Dr. Aeschlimann, Winterthur: Über geometrische Anwendungen der kubischen Gleichungen . . . . .	289—290
Vortrag des Prof. Dr. G. Schoch, Zürich: Über auffallende geographische Verbreitung einiger Insektengruppen . . . . .	290 f.
Vortrag des Prorektors Krzymowski, Winterthur: Über die graphische Darstellung im mathematischen und physikalischen Unterricht. . . . .	292—294
Vortrag des Prof. Dr. Hess, Frauenfeld: Über die Wellentheorie im physikalischen Unter- richt der Mittelschule . . . . .	294—301
Mitteilungen des Prof. Dr. Schoch, Zürich: Über den heutigen Stand der Phylloxerafrage in der Schweiz . . . . .	301—303
Verhandlungen der neusprachlichen Sektion . . . . .	304—360
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	304 f.
Zweite Sitzung.	
Vortrag des Prof. Hunziker, Aarau: Über Behandlung deutscher Eigennamen im Fran- zösischen mit spezieller Beziehung auf das Wörterbuch von Sachs; sowie Verhand- lungen darüber . . . . .	305—320
Vortrag des Prof. Ritter, Genf: Lettres inédites de Jean-Jaques Rousseau à madame d'Houdetot . . . . .	320—335
Vortrag des Prof. Dr. Maurer, Lausanne: Fragen über die Organisation des neusprach- lichen Unterrichts an den höheren Lehranstalten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz; sowie Verhandlungen darüber . . . . .	336—340
Dritte Sitzung.	
Vortrag des Prof. Gutersohn, Karlsruhe: Gegenvorschläge zur Reform des neusprach- lichen Unterrichts; sowie Verhandlungen darüber. . . . .	341—345
Vortrag des Prof. Dr. Sachs, Brandenburg: Über die provenzalische Poesie sonst und jetzt	345—359
Kehrbach, Bericht über den Stand der Editionsarbeiten der Monumenta Germaniae Paedagogica	361—364
Beeger, Comenius-Stiftung zu Leipzig. Bericht auf die Zeit vom 1. Oktober 1885 bis ult.	
September 1887 . . . . .	365—367
Statuten der Gesellschaft zur Erforschung der deutschen Erziehungs- und Unterrichtsgeschichte	368—370
Statuten des Vereins nach der Fassung von Würzburg vom 3. Oktober 1886 und von Dessau vom 3. Oktober 1884. . . . .	371—372
Inhalt . . . . .	373—374

### Corrigendum.

Seite 171 ist als erste Zeile einzuschalten: Vortrag des Prof. Dr. Morf-Bern über:







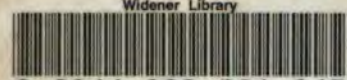






NOV 19 1896  
DEC 18 1899





3 2044 098 631 245

